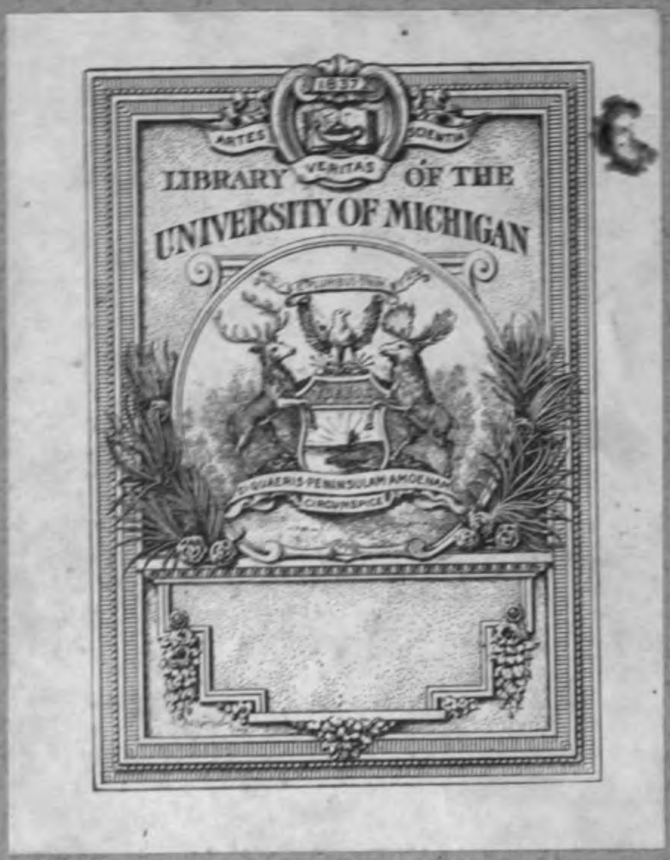
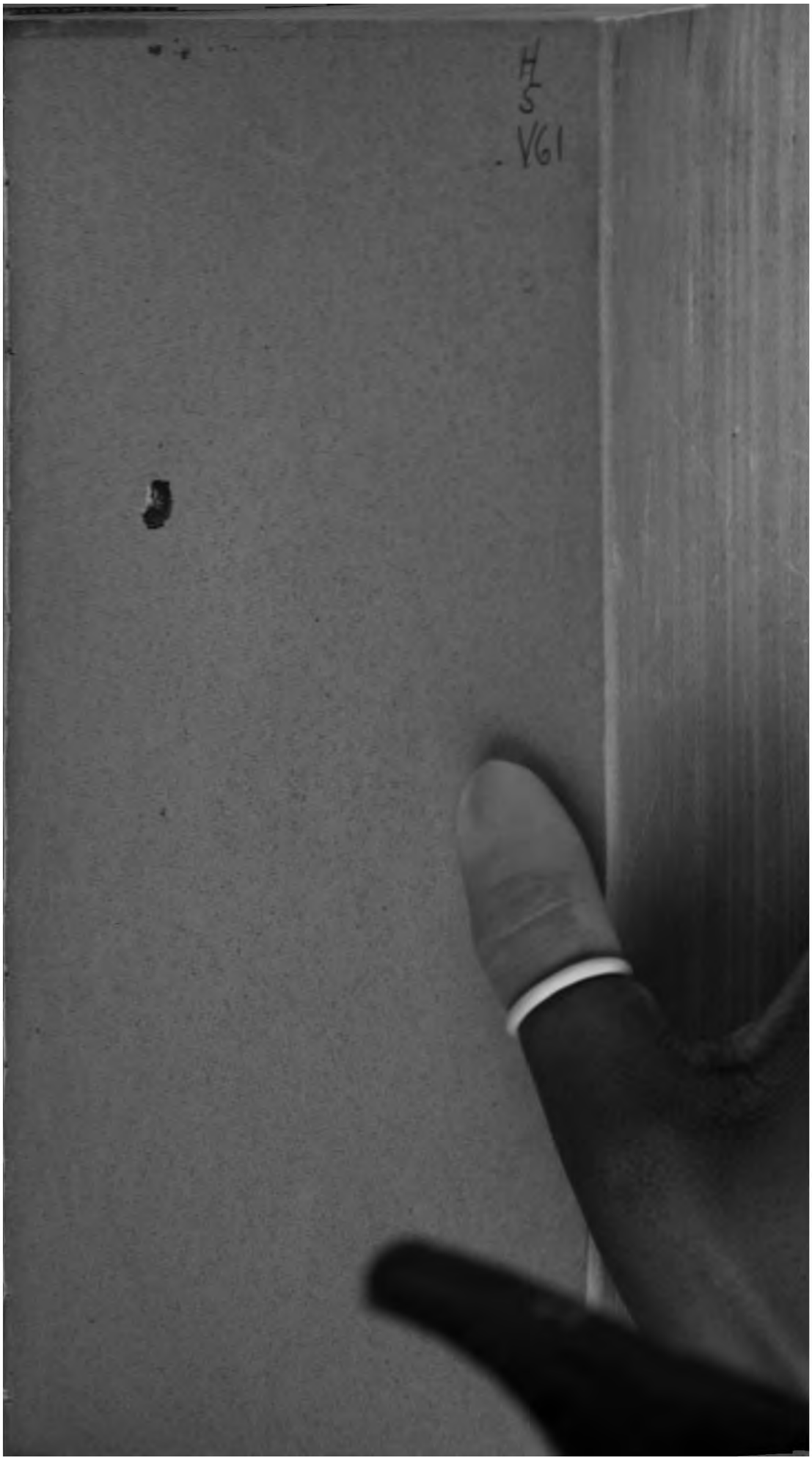
B 1,030,511


ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN


H
5
.V61

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

H
S
V61

Vierteljahrschrift

für

Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

Unter ständiger Mitwirkung

von

Dr. Georges Espinas (Paris), Prof. Dr. Henri Pirenne (Gent),
Prof. Dr. Gius. Salvioli (Neapel), Prof. P. Vinogradoff (Oxford)

herausgegeben

von

Prof. Dr. St. Bauer
in Basel

Prof. Dr. G. von Below
in Freiburg i. Br.

Dr. L. M. Hartmann
in Wien

Prof. Dr. K. Kaser
in Graz

XI. Band

VERLAG VON W. KOHLHAMMER

Berlin W. 35
Dudlingerstrasse 16

Stuttgart
Urbanstrasse 14

Leipzig
Frommannstr. 2a

1913

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von W. Kohlhammer in Stuttgart.

Inhalt des elften Bandes.

I. Abhandlungen.

	Seite
Arens, Franz, Wilhelm Servat von Cahors als Kaufmann zu London (1273—1320)	477—514
Bächtold, Hermann, Über den Plan einer Edition der deutschen Zolltarife des Mittelalters	515—532
Bruder, H., Zur Lebensmittelpolitik im alten Basel	157—187
Bugge, Alexander, Altschwedische Gilden	129—156
Kern, Fritz, Dantes Gesellschaftslehre	289—306
Klüpfel, L., Die Beamten der aragonischen Hof- und Zentralfinanzverwaltung am Ausgange des 13. Jahrhunderts	1— 44
Letaconnoux, J., L'Etat et l'importation des grains méditerranéens en France, sous la Révolution	369—414
Luzzatto, Gino, Le finanze di un castello nel sec. XIII	45—128
Schultze, Joh., Zur Getreidepolitik in Hessen unter Landgraf Philipp dem Großmütigen (1518—1567)	188—213
Tawney, R. H., The Assessment of Wages in England by the Justices of the Peace . . . . . 307—337.	533—564
Wätjen, Hermann, Das Judentum und die Anfänge der modernen Kolonisation . . . . . 338—368.	565—606

II. Miszellen.

Aufruf der Münchener Historischen Kommission betr. Verzeichnung von Handlungsbüchern	445—446
Beyerle, Franz, Zur schwäbischen Rechtsgeschichte	607—610
Hahn, B., Der Geldhandel der deutschen Juden im Mittelalter	214—218
Rosenthal, Eduard, Das bairische Hofgericht und das Hofgeding	415—444
Stolz, Otto (Innsbruck), Über das Ju[illegible]binagii und das Jus detractus in Tirol und Vorderöste[illegible]	219—235

269014

Seite

III. Literatur.

Aubin, Hermann, Die Verwaltungsorganisation des Fürstbistums Paderborn im Mittelalter. Besprochen von H. Spangenberg 242—243

Bertucat, Charles, Les finances municipales de Dijon depuis la liquidation des dettes (1662) jusqu'en 1789. Besprochen von J. Letaconnoux . . . . . 471—472

Beukemann, Ulrich, Die Geschichte des Hamburger Mäklerrechts. Besprochen von E. Molitor . . . . . 249—250

Broglio d' Ajano, R., Lotte sociali in Italia nel secolo XIV. Besprochen von A. Hessel 281

Cavaignac, Eugène, Histoire de l'Antiquité. II. Athènes (480 à 360). Besprochen von Adolf Bauer . . . . . 455—460

Dahlmann-Waitz, Quellenurkunde der deutschen Geschichte. Besprochen von H. Bächtold . . . . . 612—616

Depitre, Ed., La toile peinte en France au XVII^e^ et au XVIII^e^ siècles, industrie, commerce, prohibitions. Besprochen von Ch. Schmidt . . . . . 278—279

Dieterich, Karl, Hofleben in Byzanz. Besprochen von G. v. Below 460—461

Dreyer, Die lübisch-livländischen Beziehungen zur Zeit des Unterganges livländischer Selbständigkeit 1551—1563. Besprochen von P. Simson . . . . . 632—634

Dröll, H., Sechzig Jahre hessischer Eisenbahnpolitik. 1836 bis 1896. Besprochen von Dr. Trautmann 265

Dupont de Nemours, De l'exportation et de l'importation des grains. — Abeille, L. P., Premiers opuscules sur le commerce des grains. Publiés avec introduction et table analytique par E. Depitre. Besprochen von S. van Brakel . . . . . 279—280

Foltz, M., Geschichte des Danziger Stadthaushalts. Besprochen von Wilhelm Staude . . . . . 254—257

Franchet, L., Céramique primitive. Besprochen von P. Gähtgens 236

Friederici, Georg, Beiträge zur Völker- und Sprachenkunde von Deutsch-Neuguinea. Besprochen von P. Gähtgens . . . . 266—271

Hashagen, Justus und Brüggemann, Fritz, Geschichte der Familie Hoesch. Erster Band: Die Anfänge 1397—1612. Besprochen von Andr. Walther . . . . . 250—252

† Hass, Martin, Die Hofordnung Kurfürst Joachims II. von Brandenburg. — Schapper, Gerhard, Die Hofordnung von 1470 und die Verwaltung am Berliner Hofe zur Zeit Kurfürst Albrechts in historischem Zusammenhang behandelt. Besprochen von Hans Goldtschmidt . . . . . 634—637

d'Hauterive, Ernest, Le Police secrète du premier Empire. Besprochen von Ch. Schmidt. 473

Hobohm, Walter, Der städtische Haushalt Quedlinburgs in den Jahren 1459 bis 1509. Besprochen von M. Foltz . . . . 252—254

Seite

Ihde, Rudolf, Amt Schwerin. Geschichte seiner Steuern, Abgaben und Verwaltung bis 1655. Besprochen von Hermann Aubin 631—632

Karcher, Richard, Das deutsche Goldschmiedehandwerk bis ins 15. Jahrhundert. Besprochen von K. Vogel . . . . . 237—239

Kaufmann, K., Das Mühlengewerbe in Württemberg und Hohenzollern. Besprochen von Carl Koehne . . . . . 629—631

Kern, Fritz, Die Anfänge der französischen Ausdehnungspolitik bis zum Jahre 1308. Besprochen von H. Pirenne . . . . 622—624

Kiener, Fritz, Studien zur Verfassung des Territoriums der Bischöfe von Straßburg. Erster Teil: Die Entstehung der Gebietsherrschaft. Besprochen von Hermann Aubin . . . . 239—242

Kohl, Horst, Briefe des Generals Leopold von Gerlach an Otto von Bismarck. Besprochen von Hans Goldschmidt . . . 263—264

Könnecke, Otto, Rechtsgeschichte des Gesindes in West- und Ostdeutschland. Besprochen von E. Molitor . . . . . 247—249

Kötzschke, Rudolf, Quellen zur Geschichte der ostdeutschen Kolonisation im 12. bis 14. Jahrhundert. Besprochen von Dr. Thausing . . . . . 246—247

Kowalewsky, Maxime, Die ökonomische Entwicklung Europas bis zum Beginn der kapitalistischen Wirtschaftsform. Besprochen von R. Karcher . . . . . 469—471

Lampp, Friedrich, Die Getreidehandelspolitik in der ehemaligen Grafschaft Mark während des 18. Jahrhunderts. Besprochen von H. Thimme . . . . . 259—260

Lenz, Friedrich, Agrarlehre und Agrarpolitik der deutschen Romantik. Besprochen von M. Wygodzinski . . . . . 262—263

Mallevoüe, M. F. de, Les actes de Sully, passés au nom du roi de 1600 à 1610 par-devant Me Simon Fournyer. Besprochen von Robert Holtzmann . . . . . 276—278

Masson, Paul, Les Compagnies de Corail. Besprochen von Henri Froidevaux . . . . . 274—276

Mensi, Franz, Freiherr v., Geschichte der direkten Steuern in Steiermark bis zum Regierungsantritt Maria Theresias. II. Bd. Besprochen von M. Foltz 258

Möring, W., Die Wohlfahrtspolitik des Hamburger Rates im Mittelalter. Besprochen von Fritz Kaphahn . . . . . 625—627

Müller, Karl Otto, Die oberschwäbischen Reichsstädte. Ihre Entstehung und ältere Verfassung. Besprochen von Johannes Lahusen . . . . . 447—453

Preisaufgabe der Mödinger-Stiftung in Tübingen 640

Quellen zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte der rheinischen Städte. Bergische Städte II: Blankenberg, bearbeitet von Dr. E. Kæber. Deutz, bearbeitet von Dr. B. Hirschfeld. Kurkölnische Städte I: Neuß, be[illegible]von Dr. Friedrich Lau. Besprochen von † Siegf[illegible] . . . . 243—245

Seite

Rapp, Adolf, Württembergische Geschichtsquellen. Besprochen von Otto H. Stowasser . . . . . 468—469

Sauvage, R. N., L'abbaye de Saint-Martin de Troarn au diocèse de Bayeux des origines au seizième siècle. Besprochen von K. Génestal . . . . . 271—274

Schapper s. Hass.

Schwarze, Karl, Beiträge zur Geschichte altrömischer Agrarprobleme (bis 367 v. Chr.). Besprochen von Ludo M. Hartmann . . . . . 286—287

Segre, Arturo, Manuale di Storia del Commercio. Besprochen von Paul Sander . . . . . 627—629

Sella, Emanuel, Der Wandel des Besitzes. Versuch einer Theorie des Reichtums als Organismus. Besprochen von A. Vierkandt 611

Sevin, Ludwig, Deutschlands Kulturausgaben. Besprochen von Alfred Schmidt . . . . . 454—455

Smend, Rudolf, Das Reichskammergericht. Erster Teil: Geschichte und Verfassung. Besprochen von W. Schoenborn . . . . 461—465

Sombart, Werner, Studien zur Entwicklungsgeschichte des modernen Kapitalismus: I. Luxus und Kapitalismus. II. Krieg und Kapitalismus. Besprochen von Carl Brinkmann . . . 637—640

Stengel, Edmund E., Die Immunität in Deutschland bis zum Ende des 11. Jahrhunderts. I. Teil. Besprochen von Hans Hirsch 617—620

Stolz, Otto, Geschichte der Gerichte Deutschtirols. Besprochen von Hermann Aubin . . . . . 620—621

Straub, J., Die Oberrheinschiffahrt im Mittelalter mit besonderer Rücksicht auf Basel. Besprochen von H. Thimme . . . . 624—625

Vollenweider, Otto, Geschichte des Verkehrs auf der Wasserstraße Walenstad—Zürich—Basel. Besprochen von Karl Meyer . . . . . 465—468

Warschauer, Otto, Lotteriestudien. Besprochen von Hans Goldschmidt . . . . . 260—261

Bei der Redaktion zur Besprechung eingelaufene Schriften 281—287. 473—476

Anhang.

Bibliographie der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Juli bis September 1912. Bearbeitet vom Internationalen Institut für Sozial-Bibliographie in Berlin.

Die Beamten der aragonischen Hof- und Zentralfinanzverwaltung am Ausgange des 13. Jahrhunderts.

Von

L. Klüpfel.

Seit Andreas Bosch im Jahre 1628 zu Perpignan seine „Titols de honor de Catalunya“ erscheinen ließ, hat unsere Kenntnis der aragonischen[1]) Verfassungsentwicklung keine Förderung erfahren, die in einem richtigen Verhältnis stände zu den gewaltigen Fortschritten der historischen Wissenschaft. Die Archive waren schon damals geöffnet; Zurita hat sie in Barcelona, Bosch in Perpignan ausgiebig benützt; die Konstitutionen von Katalonien, die Fueros von Aragon und Valencia lagen fast in denselben Ausgaben vor, die wir heute noch zitieren müssen. Kirchen- und Wirtschaftsgeschichte der aragonischen Lande sind durch eine Reihe wichtiger Untersuchungen aufgehellt worden; die Verfassungsgeschichte ist fast leer ausgegangen. Seit drei Jahrhunderten hat sie wohl von einer Fülle lokalgeschichtlicher Publikationen, aber nur von einer verschwindenden Minderheit systematischer Untersuchungen Nutzen ziehen können[2]). Die katalanische Renaissance hat ihr wissenschaftliches Interesse vornehmlich der Literatur und kulturgeschichtlichen Gegenständen zugewandt. Es ist aber kein Zweifel, daß es ein ebenso ver-

1) Aragon ist hier und meist im folgenden als geographischer Begriff nicht auf das altaragonische Stammland beschränkt, sondern umfaßt das ganze Gebiet der aragonisch-katalanischen Konföderation.

2) A. Gimenez Soler ist der einzige, der versucht hat, in kurzen, das gesamte Mittelalter umfassenden Skizzen, die Register als alleinige Quelle benützend, ein vollständiges System der aragonischen Verfassung und Gerichtsverwaltung zu geben.

dienstliches Unternehmen sein würde, die politischen Institutionen der katalanisch-aragonischen Monarchie zu studieren, als den Spuren des katalanischen Geistes in den Versen eines Ausias March nachzugehen; und man kann nur hoffen, daß die private Initiative, die sich neuerdings in Barcelona an die Tätigkeit des Institut d'Estudis catalans, in Madrid an die der Junta de Ampliacion de Estudios und in Saragossa an das Wirken des derzeitigen Dekans der philosophischen Fakultät D. Eduardo Ibarra y Rodriguez knüpft, auch auf diesem Gebiete eifrig fortschreiten möge.

Einen Beitrag zur Schilderung eines so verheißungsvollen Stoffes wollen die nachfolgenden Blätter liefern, die sich mit der Hof- und Zentralfinanzverwaltung am Ausgange des 13. Jahrhunderts, besonders zu Zeiten der Regierung Alfonsos III. (1285 bis 1291), beschäftigen. Sie sind ganz auf Urkunden des Kronarchivs von Barcelona aufgebaut, das mit seinem unermeßlichen Reichtume wie kein anderes Archiv Gelegenheit bietet, eine mittelalterliche Verwaltung bis in alle ihre Einzelheiten hinein zu schildern.

Der Hofstaat der Könige aus katalanischem Hause trägt einen anderen Charakter als der der alten aragonischen Dynastie. So selten auch die Dokumente sind, die uns über den letzteren unterrichten, können wir den Unterschied doch erkennen. Es sind die gleichen Ämter, die an beiden Höfen vertreten sind, aber die Persönlichkeiten, die sie bekleiden, gehören in beiden Zeiten nicht derselben sozialen Klasse an. Im 11. Jahrhundert werden sie aus der Aristokratie gewählt; mit dem Titel seniores ausgezeichnet versehen sie den Dienst am Hofe; im 13. Jahrhundert sind es zu einem großen Teile reich gewordene Handelsleute, denen das Königtum verschuldet ist, die wir Hofdienst leisten sehen. Dalmao de Villarasa, ein Wollhändler aus Perpignan, wurde Mundschenk König Pedros III.[1]), Romeo Gerard, ein begüterter Tuchhändler von Barcelona[2]), Supercoquus der Köni-

1) Archiv der Krone von Aragon, Register 28, f. 27 v. R. 67, f. 78 v.
2) R. 71, f. 126 v.

gin [1]), und es hat fast den Anschein, als ob gerade seine geschäftlichen Beziehungen zu Alfonso, dessen geringe finanzielle Leistungsfähigkeit bekannt ist, ihn auf den wichtigen Posten eines Baile von Katalonien gebracht haben. Ein reicher Kaufmann namens Arnal de Bastida, dem Handelsbeziehungen nie versiegende Hilfsquellen sicherten, unternahm es, als Thesaurar die bedeutenden Verpflichtungen Alfonsos gegen den Adel, besonders seiner katalanischen Heimat, zu erfüllen. Zu seinem Nachfolger wurde ein Kaufmann aus Lerida ernannt. Darin zeigt sich der veränderte Charakter der Zeit, insbesondere die steigende Bedeutung, die der Finanzverwaltung mit dem Anwachsen des aragonischen Staates und der umfassenderen auswärtigen Politik, die viel Geld verschlingt, zugekommen ist. So sind die Hofämter häufig Durchgangsämter der aragonischen Beamtenschaft, oder das Königtum sieht in ihnen ein Mittel, Glieder selbstständiger städtischer Verwaltungen dem Hofe zu verbinden; die Erfüllung höfischer Pflichten scheint dem gegenüber zurückzustehen, und man könnte sich für diese Zeit die große Hofordnung Pedros IV. nicht gut in Wirksamkeit denken.

Verhältnismäßig jungen Datums ist das Kanzleramt; es wird nicht vor dem Regierungsantritte Jaimes I. erwähnt. Zu Beginn von Alfonsos Herrschaft versieht es ein Kanoniker von Lerida, A. de Turribus, später der Propst von Solsona, Ponce de Vilaro. Vizekanzler ist Ponces Bruder Berenguer, Archidiakon von Urgel [2]). In den Registern tritt das Amt so sehr zurück, daß Ponce kaum zweimal mit seinem Amtstitel genannt wird; überhaupt erschwert der Umstand, daß es an anschaulichen Vollmachten für die einzelnen Kronfunktionäre fehlt, das Studium der Hofverwaltung wesentlich. So ist denn den Ausführungen H. Finkes, der, auf die Hofordnungen wie die Register und Cartas Reales Jaimes II. gestützt, die Befugnisse des Kanzlers geschildert hat [3]), nichts

1) „domine regine venture". Ernennung vom 31. August 1286. R. 64, f. 110.

2) R. 82, f. 185. Nach R. 58, f. 34 v. war ihm während der Regentschaft Alfonsos die Anweisung der Notariatsk[illegible]ien in Urgel übertragen.

3) Acta Aragonensia, Einleitung

Erhebliches hinzufügen. Danach haben wir in ihm das Haupt des Rates wie der Kanzlei zu sehen, der durch die Pflicht der Signierung persönlich an der Ausfertigung der Urkunden beteiligt ist. Von einer Disziplinargewalt über Schreiber oder Notare ist in dieser Zeit nichts zu merken [1]), aber darum sind dem Kanzler allgemeinere Verwaltungssachen doch nicht ganz fremd; zu wichtigen Finanzgeschäften wird er zugezogen, wie wir später sehen werden, und in der hohen Politik findet er gelegentlich als Gesandter Verwendung. Auch bei den einzelnen Schreibern können wir feststellen, daß sie sich nicht auf ihr engeres Arbeitsgebiet beschränken, sondern häufig bei allgemeinen Verwaltungsfragen mitsprechen [2]).

Nur in einem Punkte herrscht noch Unklarheit. Es scheint, daß Aragon sich nicht mit einem Kanzler begnügt hat, denn gleichzeitig mit Ponce de Vilaro wird ein Sakristan von Vich, Berenguer de Belvis, in der gleichen Stellung erwähnt. Und zwar führt er den Titel „Cancellarius Cathalonie“ [3]). Da nirgends davon die Rede ist, daß Katalonien als geographischer Begriff jemals über die Grenzen des Gebietes, das man heute als Katalonien bezeichnet, hinausgereicht hätte, setzt diese Erwähnung eigentlich die Existenz eines besonderen Kanzlers für Aragon voraus, wie ja auch dem Majordomus Cathalonie ganz sinngemäß der Majordomus Aragonum entspricht. Ponce de Vilaro kann nicht im Gegensatze zu Berenguer stehen, denn er war nicht nur selbst Katalane, sondern führte wahrscheinlich auch denselben

---

1) A. de Turribus bestätigt ein Urteil des Hofrichters Toyla, der das Privileg Montblanchs, Notare zu ernennen, bekräftigt. R. 71, f. 123 v. Nach der Ordonnanz von Huesca hatte P. Marques, ein Skriptor, die Pflicht, dem König über angefochtene Privilegien (privilegis et feyts duptoses) zu berichten. Boletin de la Real Academia de Buenas Letras de Barcelona IX, 105.

2) Beispiel Acta Aragonensia LVI, Anm. 2.

3) R. 82, f. 158. Urkunde vom 12. Juni 1290. Zwei Tage früher zeichnet Gil de Jaca die Ernennungsurkunde des Lopez Xuleto zum Konsul von Pisa auf Befehl Ponces: Egidius mandato prepositi. R. 83 f. 57. Ponce noch 1291 als Kanzler nachweisbar. R. 82, f. 113 und 182. Auf das Vorhandensein von mehr als einem Kanzler deuten auch die in der Kanzleiabrechnung für das letzte Drittel von 1290 (abgenommen am 21. Januar 1291) vorkommenden Worte: pro decima competenti cancellariis nostris. R. 82, f. 116 v.

Sondertitel wie dieser. Ferner wissen wir, daß die Verwaltung der katalanischen Kanzleieinnahmen von der der aragonischen getrennt war; die erstere führte Pedro Marques, die letztere Stephan de Alfagarino, einer der ganz wenigen Aragonesen, die am Sitze der Zentralverwaltung beschäftigt werden [1]). Aber das alles berechtigt uns nicht, Schlüsse zu ziehen, die in den Urkunden keine direkte Bestätigung finden. Der letztgenannte Umstand, der sich übrigens nicht mit gleicher Intensität während der ganzen Regierung Alfonsos nachweisen läßt, spräche sogar eher gegen als für eine Selbstständigkeit Aragons in dieser Hinsicht. Doch muß man die Frage, solange sie nicht völlig geklärt ist, im Auge behalten, da sie bei der Betrachtung des politischen Antagonismus zwischen Aragon und Katalonien eine gewisse Rolle spielen kann. Wie ganz anders würden wir die Ständekämpfe beurteilen, wenn wir genau wüßten, daß es eigene Magistrate in Aragon gegeben hätte!

Die Union Aragons und Kataloniens hatte die Wirkung gehabt, einzelne alte Hofämter ihres allgemeinen Charakters zu entkleiden und sie in bloße Provinzialämter zu verwandeln. So war es in Katalonien dem Seneschall, in Aragon dem Majordomus ergangen. Bei Betrachtung dieser Verhältnisse können wir ähnlichen Gedanken über den Dualismus der beiden Schwesterstaaten Raum geben, wie sie vorhin aufgestiegen waren, als das Kanzleramt geschildert wurde; nur erlauben uns jetzt die Tatsachen, eine bessere Antwort zu geben und uns nicht nur auf Hypothesen zu verlassen.

Das Seneschallat ist in der Familie Moncada erblich. Es tritt kaum hervor; wäre nicht der Zweikampf zwischen dem Grafen von Urgel und dem Vizgrafen von Cardona, zu dem R. de Moncada die hergebrachten Vorbereitungen trifft [2]), so wüßten wir nicht einmal genau, ob der Seneschall unter Alfonso seines Amtes gewaltet hätte. Wichtiger ist, daß der Dienst im königlichen Palaste zwar noch mit dem Seneschallat persönlich verbunden ist, aber nicht mehr von dem jeweiligen Träger dieser

1) R. 79, f. 2 v.

2) R. 66, f. 219. Kanzler, Seneschall und Bianya setzten einmal die Entschädigungssumme fest, die G. de Alfaricho für ein gefallenes Pferd erhalten soll. R. 65, f. 173.

Würde selbst, sondern von einer delegierten, dem Ritterstande angehörigen Persönlichkeit versehen wird. Das Amt des Majordomus verleiht der Seneschall wie jede andere Sache, die privatrechtlich nutzbar gemacht werden kann; es ist bereits zu einer Belohnung für treue Dienste geworden, die dem Verleiher geleistet sind, und auch der Empfänger kann nun seinerseits durch Verkauf oder durch Verpfändung der Majordomie die Vergabung pekuniär ausnützen[1]).

Doch auch in Aragon gab es einen Majordomus, und die Schwierigkeit besteht darin, die beiden Ämter in ein richtiges Verhältnis zueinander zu bringen. Volle Klarheit zu verbreiten ist bei dem jetzigen Stande der Forschung unmöglich; mit Hilfe der bekannten Tatsachen kann man kritisieren, was bisher über das Amt gesagt worden ist, nicht aber die Entwicklung der aragonischen Ämterverfassung und den modifizierenden Einfluß, den die Union mit Katalonien auf dieselbe geübt, befriedigend schildern.

Nach Tourtoulon müßte man genau unterscheiden zwischen dem jeweils vom Seneschall ernannten Majordomus, der den Dienst beim Könige versehen habe, und dem Majordomus von Aragon, der, von politischen Geschäften ganz in Anspruch genommen, nichts anderes als ein hoher Kronbeamter gewesen sei[2]). Ist diese Trennung der Funktionen richtig, so hätte also der Vertreter des Seneschalls zu dem eigentlichen Amte seines Auftraggebers auch noch die Befugnisse übernommen, für deren Ausübung früher ein aragonischer Sonderbeamter sicher angenommen werden muß. Denn die Kompetenz des Seneschalls beschränkte sich ja nur auf Katalonien[3]); allein sie konnte er

---

1) Verleihung an Dalmao de Crexell: propter grata servicia, que vos nobis fecistis — ad obligandum, vendendum et inpignorandum. 24. Juni 1288. Pergaminos de Alfonso II, 448. Am 26. Juli gibt Simon de Moncada, Sohn des Seneschalls, seine Zustimmung. 457 v.

2) Don Jaime I. el Conquistador II, 321. (Ich zitiere die spanische Ausgabe von Valencia 1874.)

3) „Officium nostrum moiorisdomie Cathalonie." Darum kann auch der Schiedsspruch von 1268, den Tourtoulon zum Beweise heranzieht, die Frage nicht entscheiden, da der Stellvertreter des Seneschalls, der hier schon er-

auf seinen Lehensmann übertragen. Und es spricht für die lokale Begrenzung des Amtes, daß der jeweilige Vertreter Moncada den Titel eines Majordomus von Katalonien führte. Daß in zwei Urkunden der Jahre 1210 und 1227 ein Majordomus curie katalanischer Nationalität und der aragonische Majordomus nebeneinander unter den Zeugen erscheinen, ist zwar bemerkenswert, aber für sich allein doch nicht entscheidend, zumal es sich um Urkunden für eine katalanische Stadt, Lerida, handelt [1]). Für die Begründung der anderen Auffassung ist es wichtiger, auf das Zeugnis des Bischofs Vidal von Huesca hinzuweisen, der, ein Zeitgenosse Jaimes I. und hervorragender juristischer Schriftsteller, noch deutlich von Funktionen des aragonischen Majordomus im königlichen Haushalte spricht [2]), so daß Blancas doch nicht so ganz grundlos handelt, wenn er ihn mit dem „aule regie prefectus" identifiziert [3]). Der Begriff „dispensator aule regie", wie Vidal ihn nennt, deckt sich zwar nicht mit den Vorstellungen, die wir über das Amt des Majordomus in späterer Zeit haben, aber für unsere Zwecke genügt es, zu wissen, daß der Majordomus von Aragon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts mit seinen bedeutenden politischen Befugnissen auch Dienstleistungen am Königshofe vereinigte.

Es ist wohl kein Zufall, daß unter Alfonsos Regierung Pedro de Vera, ein Vasall des damaligen Majordomus von Aragon,

---

scheint (Petrus de Montechateno nec ille qui tenet locum suum, Petro de Montechateno vel suo maioridomo. Coleccion de documentos ineditos del archivo general de la Corona de Aragon VI, 162 f.), gewiß niemand anders ist, als der schon behandelte Majordomus von Katalonien.

1) Stadtarchiv von Lerida, Libre Vert Maior 15 und 62. 1210 Bernard de Belloch M. D. Curie (der anderswo ohne den Zusatz Curie erscheint) und Miguel de Lusia M. D. Aragonum; 1227 in gleicher Eigenschaft P. Dolmella und Atho de Foces.

2) Bei Blancas, Commentarii rerum Aragonensium (1588) 413. Dazu würde vortrefflich passen, was Blancas über die Terminologie des Amtes sagt; territoriale und persönliche Elemente mischen sich da; bald M. D. Regni Aragonum, bald Regum oder Curie Aragonum, und bringen so die nach verschiedenen Seiten gerichtete Tätigkeit des Majordomus zum Ausdruck. Ib. 418. Nachzuprüfen wäre allerdings, ob diese Bezeichnungen auch wirklich offiziell gebraucht worden sind.

3) p. 419.

Pedro de Ayerbe, am Hofe erscheint und vom Scriptor Porcionis Gehalt empfängt[1]); man darf daraus schließen, daß auch der aragonische Majordomus gleich dem Seneschall seine Funktionen durch Stellvertretung ausübte. Alles deutet darauf hin, daß das Amt des Majordomus schon am Ende des 13. Jahrhunderts so territorial organisiert war, wie dies für das 14. Jahrhundert durch die Hofordnung Pedros IV. belegt ist[2]).

Diese Erörterungen haben nicht nur Wert für die Geschichte der aragonischen Beamtenschaft. Auch eine Vorgeschichte der verfassungspolitischen Kämpfe, die in den 80er Jahren aragonische Eigenart gegen katalanische Vergewaltigung ausspielen wollte, wird nicht darauf verzichten dürfen, sorgfältig die Entwicklung zu schildern, die den Organen der altaragonischen Staatsverwaltung nach der Union (1137) im neuen Verbande beschieden war. Wie stark die katalanische Einwirkung gewesen, wie lebenskräftig die aragonische Eigenart sich gezeigt, wird dann beurteilt werden können; die Frage nach der Kontinuität des Majordomus bildet nur einen Ausschnitt aus diesem Problem.

Für unsere Kenntnis der Befugnisse dieses Amtes sind die Hofordnungen seit Pedro III. reichlich fließende Quellen. Der Unterschied, ob katalanisch oder aragonisch, tritt dabei gar nicht hervor; die Majordomie erscheint ganz einheitlich organisiert. Die erste Hofordnung Pedros[3]) übertrug ihrem Inhaber eine Befehlsgewalt im königlichen Haushalte; die Hofbeamten unterstanden ihm; er trug die Verantwortung für gute, ordnungsgemäße Verwaltung; ohne seine Anordnung durfte nichts aus dem königlichen Haushalte entfernt werden; bei Schäden haftete er mit seiner Person und seinem ganzen Vermögen dem König. Bei so großer Verantwortlichkeit waren auch die Einkünfte nicht unbedeutend, die er bezog; neben einem festen Gehalt von

1) R. 76, f. 11 v., „racione maiorisdompnie quam tenebat pro nobili dompno Petro domino de Ayerbe". Urkunde vom 7. Februar 1288. Schon am 27. Oktober 1288 erscheint Pedro selbst als Majordomus bei den Verhandlungen von Campfranch. RYMER, Foedera I, 2, p. 692. Ebenso am 17. März 1290. R. 82, f. 28.

2) Doc. ined. V, 11 f.

3) Doc. ined. VI, 5 und Boletin IX, 99.

1500 Solidi jährlich fielen ihm von jeder Cena [1]), für deren Erhebung er selbst häufig die Vereinbarung traf, 20 Solidi zu [2]), außerdem noch beträchtliche Naturalnutzungen. Weitergehende Forderungen, so z. B. nach selbständiger Ernennung seiner Unterbeamten, waren schon zu Jaimes I. Zeiten abgewiesen worden; dagegen gewährte ihm Jaime eine Aufsicht über die Rechnungsführung der Hofbeamten [3]), und wenn Pedro hierin weniger deutlich ist, so sagt Alfonso III. in der Ordonnanz von Huesca ausdrücklich, daß alle Hofchargen unter Zuziehung des Escriva de racio täglich mit dem Majordomus abrechnen sollen [4]). Diese Rechnungsnahme war ein so wichtiges Geschäft, daß keiner von den beiden Beamten, die damit beauftragt waren, es einem Ersatzmanne anvertrauen durfte; geschah dies dennoch, so zahlte jeder 20 Solidi Strafe, und fehlte einer von den Beamten, so büßte er sein Gehalt an diesem Tage ein [5]).

Überhaupt sprechen einzelne Urkunden dafür, daß der Einfluß des Majordomus sich nicht nur auf die Sphäre des Hoflebens erstreckt hat, sondern auch darüber hinaus in der Verwaltung des Landes wirksam gewesen ist. Sonst hätten die Könige es nicht für nötig befunden, Besitzungen noch besonders gegen Eingriffe der „majoresdomus" zu schützen, wie das 1255 in Calatayud geschah [6]). Auch muß ihr Anteil an den staatlichen Einnahmen früher größer gewesen sein und sich nicht nur auf die Cena, sondern auf Zölle und Marktabgaben erstreckt haben [7]).

Dem Majordomus sind nun eine ganze Reihe Ämter nachgeordnet, die alle den persönlichen Bedürfnissen des Königs

1) SEGURA, Historia d'Igualada, zitiert zu 1345 eine Cenaforderung unter Siegel des Majordomus.

2) Nach R. 66, f. 27 aber nur da, wo die Cena 100 Solidi überstieg.

3) Doc. ined. VI, 159 ff.

4) Boletin IX, 105.

5) R. 64, f. 190 v.

6) VIC. DE LA FUENTE, Historia de Calatayud I, 380. Doc. ined. VIII, 102.

7) 1226 in Lerida aufgehoben. Libre Vert Major 27. Ebenso bei Befreiung Barcelonas von Leuda und ähnlichen Abgaben frühere Rechte von Majordomus und Repositarius erwähnt. CAPMANY, Memorias hist. sobre la Marina, Commercio y Artes de Barcelona II, 12 und 14.

dienen. Verfassungsgeschichtlich haben sie keine Bedeutung, und einzig der Repositarius (reboster) verdient wegen seiner Beziehungen zur Finanzverwaltung eine kurze Darstellung[1]).

Ihm ist die Bewachung des Repositums übertragen. Das ist der Raum, wo all die Dinge aufbewahrt werden, die der König zum täglichen Gebrauche nötig hat: für sein Schlafgemach das Bett und die Kleider, Draperien, Vorhänge und Sessel, das Silber für die königliche Tafel, Kerzen und Leuchter, Honig und Öl, Salz, Käse und Früchte, Zucker und Konfitüren. Auch an lebendem Inventar ist das Repositum reich: Hunde und Falken für die königlichen Jagden werden hier gehalten. Über das alles hatte er sorgfältig Buch zu führen, Ausgaben und Einnahmen zu verrechnen, den König auch auf seinen Reisen ständig zu begleiten und sein Gepäck in Verwahrung zu nehmen. Später wurden auch politisch wichtige Dinge seiner Obhut anvertraut. Als im September 1286 von den Urkunden, in denen Jaime I. und Pedro III. ihren Söhnen die Regierung übertragen hatten, Abschriften genommen werden sollten, um sie durch Boten Alfonsos und des Erzbischofs von Tarragona nach Rom zu senden und so für eine andere Auffassung der Rechtslage an der Kurie zu wirken, da schickte der König, der sich damals in S. Mattheo befand, den Scriptor Pedro de S. Clemente nach Barcelona, damit er in dem Hause, wo das Repositum sich befand („aperiatis domum repositi palacii Barchinone"), ein weißes Kästchen öffne, die Originale daraus entnähme und sie an Hugo de Mataplana schicke, der die Kopien anzufertigen hatte. Den Schlüssel des Hauses mußte er nach Erledigung des Auftrages dem Repositarius P. de Tarrega wieder zustellen[2]). Dient hier das Repositum gleichsam als Archiv für bedeutsame politische Schriftstücke, so finden wir andere Stellen, nach denen es als Arsenal benutzt wird[3]), und

1) Nach Boletin IX, 100.

2) Vom 8. September 1286. R. 66, f. 190 v.

3) Die Paheres von Tarrega sollen P. de Tarrega totam fustam machinarum sive ingenuorum, que facte fuerunt pro capcione castri Serani, ausliefern. R. 67, f. 33. R. Calvet soll dem Repositum neben anderen Dingen 20 Schilde, 20 Degen, eine Kiste, in der Lanzen sind (que es en la cambra forana"), einen Kupfermörser und Fahnen liefern. R. 71, f. 20.

zwar werden nicht nur Waffen dort aufbewahrt, sondern hergestellt [1]).

Guillen Durfort ist als Repositarius auch Rat des Königs, was immerhin auf eine größere politische Bedeutung schließen läßt, als sie den meisten Hofämtern zukam. Er wird mit Anleihegeschäften beauftragt [2]) und ist während des kastilischen Krieges mit Zapata zusammen in der Finanzverwaltung von Aragon tätig [3]).

Bedeutend wichtiger ist in dieser Beziehung das Amt des Kämmerers geworden. Noch in der ersten Hofordnung Pedros wird es kurz abgetan; an selbständiger Tätigkeit muß es hinter dem Repositarius zurückstehen. Welche Befugnisse es hatte, erfahren wir deutlich erst aus einer Instruktion Alfonsos für Bernard Scriba, den früheren Thesaurar Pedros [4]). Der Kämmerer hatte danach die Aufsicht über camera und guardaropa, die er immer in gutem Stand halten mußte; er verwaltete die Vorräte von goldenen und silbernen Gefäßen und leinenen und wollenen Tuchen und Kleidern, für die ein genaues Verzeichnis angelegt war; auch die Ausstattung der königlichen Kapelle fiel in seinen Bereich. Was der Repositarius für sein Amt an Gold- und Silbergeräten brauchte, lieferte ihm der Kämmerer gegen Quittung aus; das Verhältnis der beiden Beamten zueinander erscheint also gegen früher wesentlich modifiziert, wie das auch durch die untergeordnete Stellung Durforts zum Ausdruck gebracht wird [5]). Ferner sind alle königlichen Waffen in der Verwahrung Scribas; ein besonderer, sonst in den Registern nicht genannter Beamter, der armerius, erscheint hier als sein Unterorgan in ähnlicher Weise wie eben der Repositarius. Für den königlichen Schneider muß er Stoffe liefern, damit dieser Kleider anfertigen kann [6]).

1) Musa soll 100 Solidi an P. de Tarrega zahlen pro aptandis armis nostris. R. 71, f. 168 v.

2) R. 77, f. 14.

3) Sie hatten den „thesaurum" in Verwahrung, der aus der Burg von Montson nach Saragossa und Calatayud gebracht worden war. R. 88, f. 94 v.

4) R. 75, f. 1 v. Datum 9. April 1287.

5) Vielleicht darf man auch folgendes Mandat an Scriba in diesem Sinne deuten: donetis de reposito nostro unam equitaturam. R. 76, f. 5 v.

6) Beispiel R. 82, f. 158. Geld an den Kämmerer Durfort für Tuchkäufe ad opus corporis nostri et camere nostre, pro filo auri et argenti ad opus vestium, pro ensibus ad opus tornegii.

Bedeutsamer noch als dies alles ist, daß sein Anteil an den Finanzgeschäften deutlich betont wird. Er empfängt die Gelder, die nach leider unbekannt gebliebener Anordnung Alfonsos in die Kammer eingehen [1]), und bestreitet davon die geheimen Ausgaben des Königs. So gibt es zwei Spitzen der Finanzverwaltung, den Thesaurar und den Kämmerer. In den Registern empfängt das keine Illustration [2]); dafür machen sie uns mit vielem anderen bekannt, was aus der Ernennungsurkunde, die ja nie alle Gestaltungsmöglichkeiten des Amtes schildert, nicht hervorgegangen wäre. Im Jahre 1287 wird Scriba nach Aragon in außerordentlicher Mission gesandt; in Calatayud, Daroca, Teruel und einer ganzen Reihe von aragonischen Klöstern soll er Darlehen aufnehmen [3]), in den Territorien (aldeas) dieser Städte Befestigungen anlegen lassen und prüfen, ob die Steuern, die zu diesem Zwecke ausgeschrieben waren, auch wirklich dazu gedient hatten [4]). Die Beamten haben ihm Rechnung vorzulegen [5]); er kann gemeinsam mit Zapata Inquisitionen einleiten, Rückstände fordern oder zahlen. Auch über die Einkünfte von Aragon besitzt er ein freies Verfügungsrecht; das beweist der Verkauf der Bajulie Tarazona an Ximeno de Urrea [6]) und die Erlaubnis, selbständig Gelder anzuweisen [7]); die gesamten aragonischen Einkünfte werden ihm im Februar 1288 summarisch übertragen, ebenso wie die Handhabung des wichtigen Regalrechts [8]). Daneben zahlt er Gehälter an Hofbeamte und im Felde stehende Krieger auf Anweisung des Scriptor Porcionis [9]). Auch auf

1) Doch wird im Juni 1286 — also lange vor der erwähnten Instruktion — Pedro Pelegri einmal befohlen, Gelder seiner Kollekte trotz früherer Reservierung „camere nostre“ an Bastida zu zahlen. R. 67, f. 45.

2) R. 82, f. 158 v. wird G. de Muro bezahlt cum albarano regis directo Guillelmo Durfortis, der damals Kämmerer war.

3) R. 71, f. 76 und 94.

4) R. 76, f. 2 v.

5) R. 71, f. 76, 94 v. und 96; f. 90 v. wird ihm Ismael de Portella, R. 76, f. 18 v. Zapata zugesellt.

6) R. 76, f. 32.

7) R. 76, f. 10 v.

8) R. 76, f. 10.

9) R. 76, f. 1. R. 71, f. 91, 93 v. und 126 v. f.

Schuldprozesse von Juden erstreckt sich seine Kompetenz[1]), und Aufträge rein politischen Charakters, wie die Beschlagnahme von Gütern der aragonischen Adligen, die der Union angehörten, werden ihm zuteil[2]).

Als nach dem Tode Scribas[3]) sein bisheriger Gehilfe Durfort zum Nachfolger ernannt wurde, kam es zu einer grundsätzlichen Ordnung der obersten Finanzverwaltung, die der Stellung des Kämmerers eine vorher nicht erkennbare und wohl erst jetzt geschaffene Bedeutung gab. Indem bestimmt wurde, daß Durfort alle Einkünfte des Königs (infra terram suam vel extra) in Empfang nehmen sollte, rückte der Kämmerer gleichberechtigt an die Seite des Thesaurars; man kann nicht anders denken, als daß mit dieser Verordnung beabsichtigt wurde, das staatliche Ausgabe- und Einnahmewesen an je eine Zentralstelle zu übertragen, die selbständig mit dem König verkehrte[4]). Für die täglichen Zahlungen war der Thesaurar auf den Kämmerer angewiesen, der seinem Kollegen von Zeit zu Zeit große Geldsummen zu überweisen hatte; daß diese Überweisungen nicht per minutum, sondern in grosso zu geschehen haben, ist ausdrücklich festgesetzt. Von den Geldeingängen werden zwei Register angefertigt, von denen eins bei Durfort bleibt, das andere zur persönlichen Information des Königs dient; Bertran Desvall, Alfonsos in Finanzsachen viel genannter Scriptor, hat es in Verwahrung. In monatlichen Zwischenräumen rechnen Durfort wie der Thesaurar über ihre Ausgaben und Empfänge mit dem König ab; die erste Rechnungslegung sollte am 31. März 1290 stattfinden[5]).

Bis hierher sind die Funktionen der genannten drei Beamten sorgfältig voneinander geschieden. Dazu will nun wenig passen, daß einer straffen Regelung des Einganges der Gelder eine ziem-

1) R. 76, f. 14.

2) R. 71, f. 94 v.

3) Im November 1288 wird Scriba als verstorben bezeichnet. R. 78, f. 26 v. Dagegen erscheint Durfort noch am 10. April 1289 als Repositarius (ib. f. 76 v.) und wird erst im September als Kämmerer genannt. R. 80, f. 48 v.

4) Die Verordnung vom 11. März 1288 weiß davon nichts. Boletin IX, 106.

5) Verordnung vom 20. Februar 1290. R. 82, f. 16.

liche Willkür im Einsammeln widerspricht. Man sollte denken, daß die Organe desselben Beamten, der die Gelder in der königlichen Kammer empfängt, auch das Einsammeln im Lande besorgt hätten; dem war aber nicht so, denn sowohl der Thesaurar als Durfort und Bertran Desvall erhält das Recht, gemeinschaftliche Kollektoren hinauszuschicken und Gelder anzuweisen, um Darlehen zu bezahlen, die sie zur Deckung persönlicher Bedürfnisse des Königs aufgenommen hatten. Ob sich das Recht auf diesen Fall beschränkt hat, ist aus der kurzen Angabe der Verfügung nicht deutlich zu ersehen [1]), muß aber für später sicher verneint werden. Ein Jahr darauf wird das Einsammeln aller Einkünfte durch die Agenten der drei als die Regel vorausgesetzt. Und da die Kollektoren — wenigstens nach der Verordnung — alle eingesammelten Gelder in der Kammer abliefern mußten und schon ergangene Anweisungen nicht selbständig zahlen durften [2]), ist auch nicht abzusehen, welche Erleichterung des Geschäftsganges dadurch wäre erzielt worden.

Die Verordnung vom 20. Februar 1290 ist nur die Vorläuferin der Verordnung vom 1. Mai 1291 [3]). Dieselben Verhältnisse werden hier geregelt, zum Teil mit denselben Worten, aber mit noch weit geringerer Betonung zentralisierender Tendenzen. Von diesen ist so wenig zu spüren, daß eins der wichtigsten Ämter eine merkwürdige Doppelstellung einnimmt, die vorher schon angedeutet wurde, aber erst jetzt bewußter hervortritt. Ich meine den Thesaurar — hier A. de Bastida —, der einmal mit Durfort und auch Bertran Desvall in der Kammer beamtet erscheint und dann wiederum die täglichen Pflichten erfüllt, die dem Thesaurar obliegen. Die drei bilden je nach Art des Geschäftes variable Gruppen. Handelt es sich um das Einsammeln, so hat jeder von ihnen die gleichen Befugnisse; handelt es sich um den Empfang der Gelder in der Kammer, so sind allein Durfort und

1) „Et dicti G. Durfortis, thesaurarius et Bertrandus insimul possint assignare et mittere nuncios seu collectores ad colligendum denarios supradictos et facere assignaciones pro manuleutis."

2) Daß sich in der Praxis häufig Mandate an Kollektoren finden, von ihren Kollekten zu zahlen, hat hier keine Bedeutung.

3) Boletin IX, 106.

Bastida berechtigt, den Empfang durch Quittung zu bestätigen[1]); sie haben auch die Schlüssel zu den Geldtruhen, die in der Kammer aufgestellt sind. Eine andere Konstellation tritt ein, wenn Bastida sich seines Thesauraramtes erinnert; dann ist er für die Gelder, deren Eingang er den Kollektoren eben unter seinem Siegel bestätigt hat, selbst der Empfangende und muß demselben Durfort, der vorhin in gleicher Eigenschaft mit ihm amtiert, und Bertran Desvall, der hier vielleicht als persönlicher Vertreter des Königs erscheint, Quittungen geben, die in die Register der beiden eingetragen werden. Sonst bietet die Verordnung keine wesentlichen Neuerungen. Den dreien wird Vollmacht gegeben, jeden vor sich zu laden und zu zwingen, der dem König Rechnung vorzulegen hat oder aus irgendeinem Grunde dem König zukommende Gelder in seiner Gewalt hat. Keine Anweisung darf gemacht werden ohne königliches Mandat; nur bei Schulden, die aus der Aufnahme von Darlehen für das königliche Haus stammen, sind Ausnahmen gestattet.

Faßt man alles zusammen, so erscheint die Oberleitung des aragonischen Finanzwesens in den Händen von drei Personen vereinigt, die das Eintreiben der Steuern gemeinsam besorgen und auch bis zu einem gewissen Grade ein selbständiges Anweisungsrecht haben. Innerhalb des Verbandes scheiden sich dann die Funktionen, aber nicht ganz entschieden; während Durfort auf die Kammer beschränkt ist, Bertran Desvall vorwiegend als Vertrauensmann des Königs an den Geschäften teilnimmt, hat Bastida neben der regelmäßigen Tätigkeit des Thesaurars auch Funktionen in der Kammer zu übernehmen, so daß er Durfort fast nebengeordnet ist.

Einiges Wichtige über den Thesaurar ist bereits im vorhergehenden gesagt. Wenn wir die erwähnten Einschränkungen beiseite lassen — die wir übrigens, wie noch besonders bemerkt sein mag, nicht aus der Praxis des Betriebes, sondern aus programmatischen Finanzordnungen kennen gelernt haben, und die noch sehr der Korrektur durch die in den Registern verzeichneten

1) Bertran wird hier nicht genannt, dagegen muß er über die Eingänge, wie Durfort, mit dem König abrechnen.

Urkunden bedürfen, ehe wir sie für eine Darstellung der aragonischen Finanzverwaltung nutzbar machen können[1]) —, so ersehen wir aus den Ernennungsurkunden, daß dem Thesaurar immer sämtliche Einkünfte des aragonischen Reiches zur Verfügung stehen, um die Anweisungen des Königs zu zahlen. Das bestätigt die Vollmacht für A. de Bastida ausdrücklich[2]). Die baiuli maiores, das sind die ersten Finanzbeamten der Provinz, existieren als Bastidas Unterbeamte[3]); sie haben die Pflicht, ihn bei seinem Amtsantritt über die Einkünfte in ihrem Bezirke zu informieren und auch über das Maß, in dem diese Einkünfte durch Schulden oder Anweisungen belastet sind[4]).

Der Mittelpunkt der Tätigkeit des Thesaurars ist der königliche Hofhalt[5]), über dessen Verwaltung er allmonatlich mit dem König abrechnet[6]). Er zahlt Gehälter, bestreitet notwendige Ausgaben[7]), fordert von Beamten oder Judengemeinden Rechenschaft, macht aragonische Gesandtschaften reisefertig und gibt fremden Geschenke; kurz, er erfüllt alles, was der König ihm auftragen wird. Daß keine seiner Zahlungen ohne Anweisung geschehe, ist noch nicht zur unbedingten Regel geworden; wenigstens bei Ausgaben, die den persönlichen Bedürfnissen des Königs dienen oder die von zwingender Notwendigkeit sind, darf der Thesaurar selbständig handeln. So einzigartig ist seine Stellung nicht, daß alle Zwischeninstanzen zwischen ihm und dem König ausgeschaltet

1) So ist es nicht uninteressant, zu erfahren, daß Bertran Desvall, der nach der Finanzordnung Bastida gegenüber eine völlig unabhängige Stellung einnimmt, noch im September 1287 als Bastidas Stellvertreter in Tarazona erscheint. R. 71, f. 77 v.

2) Vom 22. November 1286. R. 64, f. 155. Ebenso die spätere Vollmacht für Pedro Boyl. (1301). Finke, Acta, Einleitung LXIII.

3) In dem Mandate vom 22. November 1286 (R. 71, f. 23) wird übrigens Mallorca nicht erwähnt, doch erscheint es später deutlich unter Bastidas Botmäßigkeit. Ein Beispiel, daß ein lokaler Kollektor, Sancho Muñoz in Teruel, direkt Bastida verantwortlich sein soll, R. 82, f. 101.

4) R. 69, f. 35 v.

5) Finke, Einleitung LXIV.

6) Boletin IX, 105.

7) So bezahlt er bei der Einschiffung nach Menorca die Schiffer, qui recolligerunt equos armate nostre bei Port Salou, und die Schmiede von Tarragona pro clavibus et alio opere ad opus navigii nostri. R. 70, f. 47 v.

wären; in einem wichtigen Zweige besitzen die Anweisungen eines vom Könige abhängigen Beamten dieselbe verpflichtende Kraft für ihn wie die des Königs selbst [1]). Das ist der Scriptor Porcionis oder, was dasselbe heißt, Scriptor Racionis [2]), der die Rechnungen des königlichen Hofes führte. Man kann nicht einmal sagen, daß der Thesaurar wenigstens sämtliche Zahlungen vermittelt hätte, denn die Aufträge des Scriptor Porcionis werden in den meisten Fällen nicht durch ihn erfüllt, sondern durch einen eigenen Beamten, an den der Scriptor Porcionis seine Aufträge weitergibt [3]), ohne daß der Thesaurar genannt würde [4]). Im Anfange der Regierung Alfonsos ist das Musa de Portella, dessen Kompetenz sich gerade auf die Gebiete erstreckt, deren Einkünfte für den königlichen Hof reserviert werden. So genau abgegrenzt sind die Zuständigkeiten nicht, daß Kreuzungen ausgeschlossen wären; Zahlungen, die Musa aufgetragen, sehen wir Bastida leisten [5]), und oft übernimmt dieser Anweisungen, die untergeordnete Provinzialbeamte hätten erfüllen müssen [6]). Es mag nur genügen, darzutun, daß die Stellung des Thesaurars nicht so absolut gewesen ist. Die angeführten Ernennungsurkunden drücken das ja auch aus, indem sie eine Zahlungspflicht des Thesaurars nur dann anerkennen, wenn Albarane vorhanden sind, die ihn dazu anweisen. Irgendeine Handlung,

1) Auch Zapata gab während seiner Verwaltung von Aragon Aufträge an Bastida. R. 79, f. 39. Daß auch der Supercoquus das Recht hatte, Albarane auszustellen, geht aus R. 87, f. 94 hervor; Pedros Dispensator Escarit bezahlt einen Küchenbeamten mit Albaranen des Supercoquus und des Scriptor Porcionis.

2) Über seine Funktionen nach der ersten Hofordnung Pedros s. Boletin IX, 103. Die beiden Titel decken sich schon hier. P. March, der in dem ersten Bande der Libros de Tesoreria Escriva de Racio heißt, wird in den entsprechenden Registern Scriptor Porcionis genannt. Siehe jedoch S. 23, Anm. 4.

3) Über Mandate des Scriptor Porcionis an den Kämmerer s. S. 12, Anm. 9.

4) Mandate des S. P. an den Thesaurar kommen viel seltener vor. R. 76, f. 3 Mandat, einem de domo nostra vestes zu geben. In größerer Zahl R. 76, f. 54 v. R. 79, f. 19 befiehlt der König selbst Bastida, Summen anzuweisen, die mit Albaran des S. P. geschuldet werden.

5) So R. 65, f. 171. R. 70, f. 55.

6) So R. 72, f. 8.

die Bastida selbst häufiger verrichtet, braucht darum noch nicht zu seinem ausschließlichen Arbeitsbereiche zu gehören; das nächste Mal kann sie ebensogut der Maestre Racional oder ein beliebiger Agent der Zentralverwaltung übernehmen.

Viele Maßregeln Bastidas lassen auf eine weit ausgedehntere Tätigkeit des Thesaurars schließen, als nach den Instruktionen zu erwarten wäre. Die Beziehung auf den König bleibt meistens gewahrt, aber bloßes Geldeinnehmen oder ausgeben hat nie seinen Beruf ganz ausgefüllt. Er kauft für die persönlichen Bedürfnisse des Königs ein [1]; den neu geschlagenen Rittern gibt er die standesgemäßen Rüstungen [2]. Als Alfonsos Onkel, der Abt von Montaragon, im Sterben liegt, wird Bastida beauftragt, ihm für den Fall des Todes das Grabmal zu bereiten, bene et honorifice [3]. Im Jahre 1290 bittet ein Kleriker namens Pedro Dalmao den König, in seinem Palaste zu Villafranca eine Kapelle zu errichten; Pedro will sie ausstatten und für die Seele seines Oheims und des Königs Pedro des Großen dort Messen lesen. Alfonso willigt ein, und an Bastida ergeht der Befehl, die Kapelle zu bauen [4]. Bisweilen hat es der Thesaurar mit reinen Verwaltungssachen zu tun, wie der Absetzung pflichtvergessener Beamter [5], der Verproviantierung von Kriegsschiffen [6]; P. Boyl soll in Montblanch den Bau von Bädern und Gefängnis vergeben [7]. Fiskalische Gesichtspunkte werden zwar meistens vorgeherrscht haben. So darf Bastida nach der Eroberung von Menorca Sarazenen erlauben, fortzuziehen, ohne sich abgelöst zu haben [8]; an den Ver-

---

1) So nötige Materialien, um Waffen, Sättel oder Harnische, deren Verfertigung dem Cavallericius oder einem Skutifer aufgetragen war, zu arbeiten. R. 72, f. 32, f. 55 v. soll Bastida seine Einkäufe durch den Baile von Katalonien besorgen lassen.

2) „Apparamenta, que sunt consueta dari scutiferis, qui dignitatem militie recipiunt." R. 79, f. 54.

3) R. 65, f. 164 v.

4) R. 82, f. 152.

5) R. 89, f. 170.

6) R. 70, f. 28.

7) Bofarull y Sans, Documentos para escribir una historia de la villa de Montblanch. Memorias de la Academia de Barcelona VI (1898), 449.

8) R. 70, f. 46.

käufen von Krongütern nimmt er mehrere Male teil [1]); er wird zu Rechnungslegungen vor dem Maestre Racional zugezogen [2]) und erhält mit anderen kommissarische Aufträge, zu revidieren und Darlehen aufzunehmen, so 1290 in Valencia, wo er seine Befugnisse mit dem Kanzler und Pedro Marques teilt [3]); kurz vorher waren ihm Durfort und Marques als Prokuratoren zugesellt worden, um Darlehen bis zu 300 000 Solidi aufzubringen, die geschuldeten Summen anzuweisen und Orte und Einkünfte nach Bedarf zu verkaufen [4]). Die Funktionen sind noch nicht genau geschieden; wer gewohnt ist, die Erträge eines bestimmten Verwaltungszweiges einzusammeln, wird sich allmählich auch bewogen und berechtigt fühlen, mitzusprechen und mitzuhandeln. So kommt es, daß Bastida, zu dessen Obliegenheiten es auch gehört, die Einkünfte der Hofrichter aus ihren Prozessen entgegenzunehmen [5]), im Gerichtswesen selbst tätig erscheint. An ihn ergeht ein Auftrag, die Urteile von zwei Hofrichtern, Bianya und Toyla, zur Ausführung zu bringen; ist noch kein Urteil gefällt, so soll er auf schleunige Erledigung des Prozesses dringen; ferner darf er bei der Abschließung von Kompositionen von dem Richter und dem königlichen Prokurator zugezogen werden [6]). Handelt es sich dabei wohl hauptsächlich darum, eine schnelle und möglichst ausgiebige Bereicherung der königlichen Kassen herbeizuführen, so sind doch die Fälle nicht ausgeschlossen, in denen der Thesaurar selbst richterliche Geschäfte versieht. Er führt Untersuchungen gegen Juden und solche, die sich Angriffe auf Juden haben zuschulden kommen lassen [7]). In dem Aufruhrprozeß, der 1287 zu Barcelona geführt wurde, durfte der Vikar kein Urteil fällen, ohne den Rat Bastidas oder in dessen Abwesenheit des Baiulus von Katalonien eingeholt zu haben [8]).

---

1) R. 83, f. 59 (Verkauf von Araprunya an G. d. Belvis), 100 v., 102.
2) R. 67, f. 84 v.
3) R. 82, f. 67.
4) R. 81, f. 183 v.
5) R. 59, f. 65 v.
6) R. 65, f. 162 v.
7) R. 81, f. 161.
8) R. 70, f. 100.

Es hat allen Anschein, daß Bastida kein Thesaurar der freien Wahl Alfonsos gewesen ist, sondern das Amt nur erhalten hat, weil er durch seine großen Geldmittel geeignet erschien, die schlimme finanzielle Lage des Königs zu bessern[1]). Er und der Wechsler von Barcelona, Berenguer de Finestres, hatten sich nämlich für die ausstehenden Zahlungen verbürgt, die Alfonso noch vom vergangenen Feldzuge her an katalanische Adelige zu leisten hatte, und deren Höhe auf 250 000 Solidi angegeben wird[2]). Es ist als nicht ganz das Verhältnis von Herr und Diener, sondern fast von Schuldner und Gläubiger, in dem Alfonso und Bastida zueinander stehen. Einige Züge erläutern das. Schon König Pedro hatte Bastida einen goldenen Pokal, mit Smaragden besetzt, und viele andere Wertsachen, im ganzen 10 000 Solidi, verpfänden müssen[3]). 1290 verkaufte der König ihm und Marques für 6 Jahre die Einkünfte der Kanzlei[4]), wobei Bastida gewiß mehr auf seinen Vorteil gesehen hat als auf Mehrung des königlichen Schatzes. Später erfahren wir sogar, daß er nicht nur ein jährliches Gehalt von 4000 Solidi empfing[5]), sondern daß auch von jedem Pfund der königlichen Einnahmen, die an den Hof gelangten, 2 Solidi an ihn abgeführt werden mußten[6]). Nach einer Urkunde aus dem Mai 1290 sollte gar Bastida ein Zehntel von allen königlichen Einkünften erhalten, die an den Sitz der Zentralverwaltung gelangten. Die Summe, für die Alfonso in Bastidas Schuld stand, wird hier genauer angegeben; sie ist sehr beträchtlich. Der Thesaurar hatte von seinem Herrn 331 331 Solidi 7 den. von Barcelona und 97 691 Solidi 3 den. von Jaca zu fordern; außerdem noch 170 000 Solidi von Barcelona als Ersatz für den

1) Immerhin ist er als Gehilfe des Bernard Scriba schon nachweisbar. R. 71, f. 130 v. und aus R. 67, f. 820 (Juni 1286) geht hervor, daß Alfonso ihm die Cenas überwiesen hatte. Am 21. Mai 1286 ergeht an ihn und Finestres Befehl, mit Scriba abzurechnen. R. 66, f. 89 v.

2) Daß das schon unter Pedro geschehen war, geht aus R. 65, f. 99 v. hervor.

3) R. 58, f. 35.

4) R. 82, f. 97.

5) R. 64, f. 45.

6) E. Gonzalez Hurtebise, Libros de Tesoreria de la Casa Real de Aragon (1911) I, Nr. 782.

Schaden, den er und seine Handelsgesellschaft (Societas) durch Aufnahme dieser Summen erlitten hatten [1]).

Als einen unzugänglichen Bureaukraten dürfen wir uns Bastida überhaupt nicht vorstellen. Er kam wohl manchmal in die Lage, auf eine recht persönliche Weise von den finanziellen Nöten seiner Untergebenen mitbetroffen zu werden. Einem Beamten des Repositums, Pedro del Rebost, schuldete der König noch fast 4000 Solidi; da sie nicht ausgezahlt wurden, suchte er auf seine Rechnung zu kommen, indem er einen candelarius, namens Pedro de Maçanet, pfändete und sich an dessen goldenen und silbernen Gefäßen schadlos hielt. Da schritt, wohl nachdem Maçanet sich beklagt, auf königliches Mandat der Thesaurar ein und schwur in die Hände des Gepfändeten, er werde die ausstehenden Summen bis zum Johannistage zahlen und so seine Wertsachen wieder einlösen [2]).

Dreimal im Jahre hatte Bastida mit dem Könige abzurechnen, ab 1. Januar, 1. Mai und 1. September [3]). Von Sunyer, der von den Cortes von Montson zum Thesaurar gewählt worden war, fordern bei seiner Entlassung der Kanzler und Marques Rechnung [4]); der Maestre Racional tritt hier noch nicht in Aktion.

Das Amt des letzteren ist gerade in der Bildung begriffen [5]). Pedro de Libiano, ein Valencianer, Bastidas Vorgänger als Thesaurar, der im Dienste bald Aragons, bald Mallorcas ein ämterreiches Leben führte, hat es, soviel wir wissen, 1285 zum ersten Male bekleidet [6]). Sein Nachfolger war Guillen Colrat, der im Anfange seine neue Würde noch mit der Stellung eines Baiulus von Montblanch vereinigte, die er vorher innegehabt hatte.

Es ist Pflicht des Maestre Racional, auf Befehl des Königs von Hof- oder Provinzialbeamten Rechnung zu fordern, — bis zum einfachen Portero geht es hinunter —, aber oft geschieht das nicht; die einzelnen Rechnungslegungen sind manch-

1) R. 82, f. 46.
2) R. 65, f. 177.
3) Boletin IX, 107.
4) R. 82, f. 55.
5) Finke, Einleitung LIX ff.
6) P. de Libiano „Magister Racio[illegible] R. 58, f. 102.

mal durch recht lange Zwischenräume getrennt, und häufig sehen wir andere Personen[1]) mit den Funktionen betraut, die eigentlich dem Maestre Racional zukommen sollten, oder es werden, nach dem Wortlaute des Mandates wenigstens, alle Instanzen zwischen dem König und den Beamten, deren Rechnungsführung geprüft werden soll, ganz ausgeschaltet[2]). Daß bei wichtigeren Revisionen dieser nicht allein, sondern als Mitglied eines Kollegiums amtiert, ist öfters der Fall[3]). Es kann sich noch um keine alteingewurzelte Institution handeln, als Alfonso am 20. Juni 1286 den Scriptor Pedro de S. Clemente und den Hofrichter Ramon de Toyla bittet, bei der Prüfung der Rechnungen Bernard Scribas und des Baiulus von Katalonien G. de Roca „fidelem nostrum G. Colrat" zuzulassen, der künftig bei allen Rechnungslegungen anwesend sein soll. Ist schon etwas verhandelt, so sollen sie Colrat nachträglich mit den Ergebnissen bekanntmachen[4]). Bei anderen Aufträgen dieser Art werden Bastida, Bonviva Salamonis und Juceff Ravaya zugezogen; als der Baiulus von Valencia, Berenguer de Conques, scheint Pedro Marques allein geprüft zu haben, die anderen nicht aktiv tätig gewesen zu sein[5]).

Neben dem Thesaurar ist der Maestre Racional der einzige Beamte, dessen Zuständigkeit, wenn auch nicht lückenlos, das ganze Reich umfaßt. Die vor ihm erscheinen, gehören den verschiedensten Schichten und Beamtenkategorien an[6]). Inhaber höherer Provinzialämter, Steuerkollektoren[7]), Schiffskapitäne[8]),

1) L. F. und R. X. de Luna erscheinen R. 66, f. 95 f. als Rechnungsnehmer in Aragon. R. de Molina rechnet mit Jaime de Montjuich, Scriba (Mandat vom 29. April 1286) mit P. de S. Clemente und R. Toyla ab. R. 65, f. 139 v., 153, doch wird in letzterem Falle die Kommission später Colrat übertragen. R. 66, f. 148. Datum 9. Juli.

2) So wird im Mai 1286 direkte Abrechnung mit dem König gefordert. R. 66, f. 87 f. Ähnlich im Dezember 1287. R. 74, f. 31 v.

3) So mit Toyla und Jaime de Montjuich. R. 72, f. 38.

4) R. 66, f. 129 v.

5) R. 67, f. 84 v.

6) R. 71, f. 53. Mandat an einen größeren Beamtenkreis, mit dem M. R. abzurechnen.

7) R. 66, f. 129 über Kompositionsgelder von Montblanch.

8) R. 72, f. 56.

Schloßkastelane [1]), Adlige, die wegen des Kriegsdienstes rückständige Gelder zu fordern haben [2]), legen vor seinem Tribunale Rechnung ab. Ihm fehlt nur die Zwangsgewalt; er ist ausschließlich Rechnungsrevisor, der über den Befund Bescheinigungen ausstellt, aber nicht selbst danach zahlt; das besorgt der Thesaurar [3]).

Die Tätigkeit übrigens, die G. Colrat als Vorstand des Zeughauses (darassanal) von Barcelona [4]), als Ordner des Nachlasses Musas de Portella und als Gesandter in die Provence [5]) entfaltete, beweisen, daß der Maestre Racional so gut wie andere Beamte mit seinem engeren Arbeitsbereiche Aufgaben vereinigen konnte, die zu diesem in keiner eigentlichen Beziehung standen. Auch bei der Verpachtung der Einkünfte des Gesamtreiches oder einzelner Teile desselben hat er mitgewirkt [6]).

Der Thesaurar, der Maestre Racional und allenfalls noch der Kämmerer sind die Spitzen der aragonischen Finanzverwaltung; neben ihnen gilt es aber auch, die Formen der Finanzorganisation genauer zu betrachten, welche vornehmlich dem Zwecke dienen, die zur Bestreitung der Bedürfnisse der Hofverwaltung nötigen Mittel aufzubringen. Muß nach den Anstellungsurkunden Bastidas und Boyls auch vorausgesetzt werden, daß diese Tätigkeit in dem Amte des Thesaurars ihren Abschluß fand, so läßt sich doch die Existenz verschiedener Männer nachweisen, die, ohne durch einen besondern Titel ausgezeichnet und ohne in die provinziale Beamtenschaft eingereiht zu sein, in einem für uns nicht immer scharf abgegrenzten Wirkungskreise mehr oder weniger selbständig geschaltet haben. Was ihnen gemeinsam ist, das sind Leistungen für die Ausgaben des Hofes und Gehaltszahlungen

---

1) R. 79, f. 37.

2) R. 79, f. 38.

3) R. 79, f. 2 u. 59.

4) S. R. 71, f. 88 v.

5) 1289, um den Vertrag von Campfranch beschwören zu lassen.

6) Für das Jahr 1287 bei Verpachtung der Einkünfte des Gesamtreichs mit P. de S. Clemente und R. de Muntanyana, denen er Gehalt zu zahlen hatte, R. 71, f. 4 u. 7, bei Verpachtung [illegible]künfte von Valencia im besonderen mit R. Scorna, f. 98 v.

an Hofbeamte und Gefolge (ad opus porcionis familie nostre, ad opus familie nostre, ad opus officialium).

Es wird sich naturgemäß um solche Beamte handeln, die die dem Hofe reservierten Einkünfte sammeln. Reserviert waren die Cenas [1]), sowie die Juden- und Sarazenentribute. Fast gleichzeitig mit der Ernennung Bastidas, am 24. November 1286, wird für diese ein besonderer Kollektor ernannt, Bartholomäus de Villafranca, der aus den Erträgnissen der genannten Steuern von Monat zu Monat alle Ausgaben des Hofes zahlen soll (quitet et solvat omnes expensas domus nostre de mense in mense) [2]). Er führt den Titel Dispensarius, der noch in der Ordonnanz von Huesca als gleichbedeutend mit Thesaurar gebraucht wird [3]).

Bartholomäus ist keine unbekannte Persönlichkeit. Schon gegen Ende der Regierung Jaimes war er in der Hofhaltung des Infanten Pedro tätig. Aus dieser Zeit ist eine vom 27. April 1271 datierte, leider nicht gut erhaltene Finanzordnung Pedros auf uns gekommen. In ihr wird bestimmt, daß alle Ausgaben und Gehaltszahlungen mit Albaran des Scriptor Racionis geschehen sollen; die Albarane sollen von denen, die Zahlungen zu erwarten haben, an Bartholomäus abgeliefert werden, der dann wohl die Verpflichtungen erfüllt [4]). Während der Regentschaft Alfonsos, von 1282 bis 1284, ist er Scriptor Porcionis [5]). Seine Tätigkeit am Königshofe Alfonsos hat keine bedeutsamen Spuren hinterlassen. Nicht einmal das Maß von Selbständigkeit, das in seinen Beziehungen zu anderen Hofämtern lag, läßt sich genau ermessen. Es ist wahrscheinlich, daß er nach Anweisung des Scriptor Porcionis Zahlungen geleistet hat — eine undatierte

1) Eine in Naturalien oder Geld zu entrichtende Leistung, die ursprünglich nur bei persönlicher Anwesenheit des Königs gefordert werden durfte, später aber den Charakter einer allgemeinen Steuer annahm.

2) R. 71, f. 6 v.

3) „Lo despenser ho tresorer." Boletin IX, 105.

4) „Anno Domini 1271 V. Kal. Madii infans Petrus mandavit, quod omnes date fierent cum albarano porcionis scriptoris sui et quitaciones similiter, quos albaranos idem Periconus mitteret B. de Villafrancha vel scriptori racionis per illos, qui ipsas datas seu quitaciones recipere deberent." R. 38, f. 5.

5) R. 67, f. 29 v.

katalanische Vollmacht[1]) stellt den Anteil des Scriptor Porcionis am Zahlungsgeschäft als unbedingt nötige Voraussetzung hin; in der lateinischen Vollmacht[2]) ist der betreffende Passus durchgestrichen. Jedenfalls wird die Klarheit unserer Kenntnisse nicht sehr gefördert, wenn wir sehen, daß in derselben Zeit, für die ein Amtieren des Bartholomäus feststeht, Zahlungen durch Anweisungen des Scriptor Porcionis an den Thesaurar oder andere Beamte erfolgen.

Am 13. Mai 1287 wird er noch als Dispensator erwähnt; er soll den Baile von Amposta über die bevorstehende Internierung der Agnes Zapata (der Geliebten Pedros des Großen) und ihres Sohnes im Kastelle von Amposta informieren[3]). Am 9. Juni wird ihm der Auftrag zuteil, den Klerus von Calatayud zur Zahlung eines Subsidiums zu zwingen[4]). Im Frühjahr 1288 wird er — diesmal Expensarius benannt — zum Verwalter der beschlagnahmten Einkünfte des Bistums Valencia bestellt[5]). Mit seinem eigentlichen Amte hat das wenig zu tun; dafür ist es weit wichtiger, festzustellen, daß Cenas in seinem Namen gesammelt werden[6]). Zu anderen Zeiten sind diese vom Scriptor Porcionis erhoben worden[7]), und auch der Thesaurar war an ihnen interessiert[8]), so daß eine gerechte Verteilung der Zuständigkeiten schwierig wird. Wohl das letzte Zeichen, daß er seine Tätigkeit als Dispensator ausgeübt[9]), stammt aus dem Frühjahr

1) Die aber, ihrer Einreihung in die Register nach zu schließen, später fallen muß als die andere Vollmacht.

2) R. 71, f. 60.

3) R. 70, f. 114 v.

4) R. 70, f. 133.

5) R. 79, f. 5 v.

6) Daß das schon vor der erwähnten Ernennung vom November 1286 der Fall war, beweisen Mandate, die in den März dieses Jahres fallen. R. 68, f. 22 v., 24 v., 25 v. Ähnliche Mandate vom 17. April und 5. Mai 1287 und vom 10. März 1288. R. 68, f. 26, 27, 90. Im April und Oktober 1286 finden sich jedoch auch Mandate, Cena an Musa zu zahlen. R. 68, f. 9, 12 und 21 v.

7) So im April 1290 von A. Eymerich. R. 82, f. 34.

8) Romeo Toruella sammelte für den Thesaurar Libiano Cenas. R. 65, f. 83.

9) Vom 25. November 1288 bis zum 31. Januar 1289 ist Bartholomäus in verschiedenen Urkunden als Zeuge er[illegible] (RYMER, Foedera I, pars II, 699–704), meist als dispensator, am [illegible] als familiaris Alfonsos.

1289; am 4. März ist seine Rechnungslegung vor dem Maestre Racional vorüber[1]). Einige Zeit hat er auch den Posten eines Baile von Barcelona ausgefüllt[2]); doch war er schon am 1. Mai 1289 als Dispensator in die Dienste des Infanten Pedro, Alfonsos Bruder, getreten[3]). Hier sind wir nun besser unterrichtet. Der Dispensator ist am Hofe Pedros eine ständige Einrichtung. Er empfängt alle Einkünfte, um davon die Ausgaben der Hofverwaltung zu bestreiten[4]); erstrecken sich seine Befugnisse auf ein sehr ausgedehntes Gebiet, wie das während der Verwaltung Escarits der Fall war, so tritt er an Bedeutung nicht hinter dem königlichen Thesaurar zurück. Die Zahlungen an Hofbeamte geschehen nach Mandat durch den Scriptor Porcionis[5]), und es ist wohl möglich, daß die in der oben erwähnten Finanzordnung Pedros III. angedeuteten Verhältnisse fortbestanden haben. Ganz jedoch nicht, denn wir haben Beispiele, daß der Scriptor Porcionis sich auch aktiv an den Geschäften beteiligt hat, die sonst zur Zuständigkeit des Schatzmeisters gehören. Schon Arnal Eymerich, der Scriptor Porcionis Alfonsos, nimmt Anleihen auf[6]), und vollends bei Pedro Garcez de Gavardella, den Pedro auf Empfehlung der Isabella von Kastilien in seine Dienste auf-

---

1) Über officium und expense domus nostre „quod pro nobis tenebat". R. 79, f. 85.

2) In dieser Stellung wird er R. 81, f. 5 v., R. 82, f. 96 v., 124 und 174 erwähnt. Seine Amtstätigkeit fällt in das Jahr 1290, reicht aber nach den vorliegenden Urkunden noch in das Jahr 1291 hinein.

3) Seine Vorgänger waren Jaime de Finestres, Ismael de Portella und G. Lopez gewesen, der zugleich auch die Geschäfte der Kanzlei führte. R. 87, f. 111 v.

4) „Infanti dompno Petro. Sciatis, quod volumus ac vobis dicimus et mandamus, quatenus admittatis fidelem nostrum Ismaelem de Portella in dispensarium vestrum et de domo vestra, ita quod ipse recipiat ea omnia, que ad domum vestram pervenerint, ac convertat ea et expendat in necessariis domus vestre, secundum quod iam istud ordinaveramus et miseramus vobis ordinacionem nostram. Et habeat in domo vestra porcionem, sicut habeat in domo nostra. Datum in Portu Salodii XII. Kal. Decembris. R. 70, f. 22. S. auch R. 87, f. 41.

5) R. 88, f. 65. Bei der Rechnungslegung des G. Lopez kommen aber auch Zahlungen ohne Albaran vor.

6) R. 80, f. 72 v.

nahm [1]), überwiegt, nach den Registern zu schließen, die Verwaltungstätigkeit so sehr, daß kaum ein Albaran von ihm zu unserer Kentnis gekommen ist [2]). Das wichtigste ist wohl, daß er selbst Steuern einsammelt [3]), und zwar, wie es an einer Stelle heißt, als Vertreter des Dispensators [4]). Man mag daraus den Schluß ziehen, daß es vergebliche Mühe ist, die beiden Ämter sorgfältig gegeneinander abzugrenzen; eine strenge Scheidung der Funktionen, die man nach den Instruktionen vermuten könnte und die modernen Begriffen allzusehr entspricht, hat in Wirklichkeit gar nicht bestanden. Es ist nicht gut möglich, aus den Urkunden den Vorrang des einen Amtes vor dem anderen herauszulesen; beide haben sich gegenseitig beeinflußt; ist der Scriptor Porcionis durch seine Zahlungsanweisungen und durch Rechnungsprüfung bedeutsam geworden, so ist der Dispensator doch auch nicht ohne ein selbständiges Zahlungsgebiet gewesen, und gelegentlich verschmähte es sogar der Scriptor Porcionis nicht, als Steuerkollektor sich in die Finanzorganisation einreihen zu lassen, an deren Spitze sein Kollege, der Dispensator, stand.

In derselben unbestimmten Weise muß sich das Verhältnis des Scriptor Porcionis zum Thesaurar am Königshofe gestaltet haben. Wir haben deutliche Beweise, daß er nicht nur anweist, sondern auch selbst zahlt [5]). Arnal Eymerich werden vom Thesaurar Summen geschuldet [6]), was sich wohl nur dann erklären läßt, wenn man direkte persönliche Leistungen des Scriptor Porcionis für die königliche Hofhaltung voraussetzt. An Zahlungsbefehlen, die unmittelbar vom König an ihn ergehen, mangelt es ja auch nicht. Jaime Fivaller, ein früherer Justitia von Xativa [7]), der das Amt schon unter Pedro und am Beginne der Regierung Alfonsos bekleidete, erhält einmal den Auftrag, Pfänder auszulösen, die einer vom königlichen Hofhalte während seiner

1) R. 86, f. 124 v.

2) R. 89, f. 28 v.

3) Subsidium in Calatayud, R. 87, f. 20. Monedaje in verschiedenen Orten von Aragon, R. 89, f. 101 v.

4) Z. B. das Servitium von Montaragon. R. 87, f. 54 v.

5) So R. 71, f. 3. Fivaller eine Schiffslöhnung.

6) R. 82, f. 149 v.

7) R. 71, f. 141 v. u. 165.

Krankheit hatte geben müssen [1]). Noch 20 Jahre später herrschten ziemlich die gleichen Verhältnisse, wie der Blick in eines der Finanzregister Jaimes II. beweist. Sein Scriptor Porcionis Pedro March soll in Marseille Ruder für die Flotte einkaufen [2]); ihm wird aufgetragen, Schulden des Königs zu zahlen [3]) und verpfändete Kleinodien auszulösen [4]).

Zahlungsbefehle, die vom Scriptor an den Thesaurar gehen, sind nicht gerade selten, aber auffallender ist, daß er in der Regel andere Beamte damit betraut. Wenn die oben angeführte Ernennungsurkunde für Bartholomäus de Villafranca auch sonst keine große Bedeutung hat, so fördert sie doch unsere Kenntnis in einem wichtigen Punkte; sie ist ein deutlicher Beweis dafür, daß der Thesaurar im Finanzwesen des Hofes keine andere Instanzen ausschließende Rolle gespielt hat. In der Urkunde ist nichts davon gesagt, welche Stellung Bartholomäus dem Thesaurar gegenüber einnehmen soll. Es ist, als ob sich die Befugnisse der beiden gar nicht gekreuzt hätten.

Es liegt nahe, die gleiche Unabhängigkeit auch für die Persönlichkeiten in Anspruch zu nehmen, die wir in häufig wiederkehrender Verbindung mit dem Scriptor Porcionis sehen.

Der Name Musas de Portella wird im Zusammenhange mit ihm am meisten genannt. Die Tätigkeit, die er als speziell aragonischer Beamter entfaltete, mag bei der Schilderung der Provinzialverwaltung ihre Darstellung finden; hier interessieren uns nur die Urkunden, die ein Licht auf seine Beziehungen zum Hofe werfen. Er führt den allgemeinen Titel Baiulus, der sowohl Lokalbeamten wie Vorstehern einer ganzen Provinz zukommt, für Musa daher nicht besonders charakteristisch ist. Auf einen engen Raum hat sich seine Tätigkeit nicht beschränkt, sie ist über ganz Aragon ausgedehnt gewesen. Er hat unter anderen Geldern auch Cenas [5]) und Judentribute [6]) entgegengenommen,

1) R. 67, f. 129 v.
2) R. 258, f. 13.
3) R. 258, f. 57.
4) Ib. f. 46 u. 183.
5) R. 71, f. 135 v.
6) R. 71, f. 149 v., als unmittelbarer Stellvertreter Alfonsos.

also Steuerarten, die schon an sich in einem engen Verhältnisse zur Hofverwaltung standen. Durch seine Hände sind zahlreiche Darlehen zur Bezahlung der Beamten und zur Bestreitung der Ausgaben des Hofes gegangen [1]). Fivaller weist ihm mit Vorliebe Zahlungen zu, aber auch direkte Mandate des Königs an Musa sind nichts Ungewöhnliches. Zumeist handelt es sich dabei um Gehaltszahlungen an Hof- und Provinzbeamte, an Krieger, mehr Aragonesen als Katalanen, um Bestreitung der vielen Pferdekäufe, die der König zu Geschenkzwecken befahl, und um Verleihung von Hofkleidern an Leute aus dem königlichen Gefolge. Wenn jemand den Titel Dispensator verdiente, so wäre er es; seine Brüder Ismael und Salomon kamen für diesen Posten an Pedros Hofe in Vorschlag und ersterer erhielt ihn wirklich. Diese beiden sind übrigens vielfach in denselben Geschäften tätig wie Musa.

Über direkte Beziehungen Musas zum Thesaurar verlautet nichts. Nur vermutungsweise kann man die Ansicht aussprechen, daß die Einkünfte, die Musa verwaltete, der Kontrolle des obersten Finanzbeamten nicht entzogen waren, da ja die Bestallungsurkunden ausdrücklich vermerken, daß er alle Einkünfte des Reiches empfangen soll. Wenigstens hat der Thesaurar, zum Teile auch der Maestre Racional, die Erfüllung von Musas Zahlungen übernommen, als dieser Ende Oktober oder Anfang November 1286 eines gewaltsamen Todes gestorben war.

Für die Würdigung der Rolle, die Aragon im katalanisch-aragonischen Staatenverbande gespielt hat, ist die Bedeutung Musas auch nicht zu unterschätzen. In keiner der anderen Landschaften gibt es Persönlichkeiten, die in gleich umfassender Weise ihre Kräfte in den Dienst der Provinzialregierung gestellt haben und die doch zu gleicher Zeit als Vertrauensleute der Hofverwaltung für deren sicheres Funktionieren unentbehrlich gewesen sind [2]).

Musa verfügte über ein großes Gebiet von Einkünften, aber er hat nicht die ständige Verwaltung der Steuern gehabt, an deren Erhebung wir ihn zeitweilig interessiert sehen. Wenigstens

1) So R. 65, f. 45, 100 v. u. 128. R. 67, f. 3 u. 87.

2) Eine ähnliche Tätigkeit haben Jaime Alarich und Bernard Vidal ausgeübt, aber sie ist doch auf die Diözese [illegible] beschränkt gewesen.

die Judengelder sind schon vor Bartholomäus de Villafranca von besonderen Kollektoren eingesammelt worden. Daran ändert auch jene Ernennung vom 24. November 1286 nichts[1]). Unter Pedro[2]) und am Anfange der Regierung Alfonsos von Dalmacio de Villarasa, dem früheren Wollhändler aus Perpignan, und nach dessen Tode von Bernard de Segala, einem alten Scriptor Pedros[3]). Letzterer tritt auch 1286 als Kollektor von beschlagnahmten kirchlichen Einkünften[4]) und Sarazenengeldern[5]) hervor. Es ist bemerkenswert, daß beidemal Katalanen in Aragon amtieren. Sie sind genau so vom König abhängig, der ihnen ohne Vermittlung von Zwischeninstanzen Aufträge erteilt[6]), wie wir das bei Musa gesehen haben. Ohne Mandat Alfonsos darf von dem Judentribute nichts ausgegeben werden[7]). Daneben finden sich zwar auch Anweisungen von seiten des Hofes: so hatte der Thesaurar den Scriptor Pedro de S. Clemente angewiesen, an einen Bäcker zu zahlen; Pedro hatte die Forderung an Villarasa weitergegeben, dem Alfonso nun schleunige Zahlung befiehlt[8]). Dieser Umstand spricht dafür, daß ein Einfluß des Thesaurars auch auf diese Hofbeamten, wie er einer vernünftigen Ordnung entspräche, wohl angenommen werden kann[9]).

1) Daß Bartholomäus auch Kollektor von Judengeldern gewesen ist, hat in den Registern keine deutlichen Spuren hinterlassen. Noch während seiner Amtszeit, am 31. März 1288, ergeht Mandat an J. P. de Pertusa, über die Judensteuern von Aragon mit Bastida abzurechnen. R. 76, f. 32v.

2) R. 65, f. 47.

3) R. 56, f. 105. Alfonso ernannte ihn am 22. März 1286. R. 65, f. 99 Schon vorher hatte er ad opus porcionis familie nostre gegeben, wie aus einem Mandat vom 15. Januar ersichtlich ist. R. 64, f. 29v. Alfonso hatte ihm auch das Amt des Scriptor Porcionis der Königin von Aragon verliehen. R. 64, f. 87v.

4) In Calatayud R. 67, f. 1. In Belxite und Teruel, f. 16v. u. 17v.

5) R. 67, f. 29.

6) Pedro hatte auf die Kollekte Dalmaos in Aragon 5000 Solidi an A. de Bastida angewiesen. R. 65, f. 99v. Alfonso befahl Segala Zahlung an Bernard de Sarria, R. 67, f. 52v., und ließ ihn eine Konfiskation vornehmen, R. 71, f. 5.

7) Aus der Instruktion für B. X. de Ayerbe: Item que diga an Dalmao [de V]ilarasa, que just tots diners dels jueus e que d'aquels no fassa paga ne data sens manament del senyor rey. R. 63, f. 7v.

8) R. 65, f. 35.

9) Später, als von Sonderkollektoren nach dem Beispiele Villafrancas keine

Aber Villarasa und Segala sind nicht die einzigen, die außer den ordentlichen Finanzbeamten Zahlungen in königlichem Auftrage geleistet haben. Man könnte ihnen noch eine ganze Reihe anderer angliedern. Meist sind es Scriptoren, wie Pedro de S. Clemente, den wir bei Rechnungsprüfungen und Verpachtungen von Baiulien [1]) zugezogen sehen, an den auch bestimmte Gelder abgeliefert [2]) oder von ihm selbst eingesammelt werden [3]); ferner Pedro Marques [4]), Ramon Scorna [5]), Stephan de Alfagarino [6]), Berenguer de Finestres, Wechsler von Barcelona. Mossen Ravaya wurde bereits früher genannt; bei Revisionen und der alljährlichen Verpachtung der Baiulien [7]) tritt er ebenfalls gelegentlich hervor. Dies sind die Männer, die, ohne ein bestimmtes Amt zu bekleiden, das ihre Befugnisse mit einem Schlage deutlich umgrenzte, doch immer zur Verfügung der Zentralfinanzverwaltung stehen.

Es mag nicht uninteressant sein, einiges über die soziale Stellung dieser Beamten zu wissen, von der wir uns nach den bisher angeführten Urkunden keinen rechten Begriff machen können. Was den Kämmerer anbetrifft, so war schon sein Groß-

---

Rede mehr ist, sind die Kompetenzen des Thesaurars kaum bestritten. So soll er nach einem Mandate vom 6. September 1289 von Cena und peyta der Sarazenen und Juden, die den Beamten des königlichen Hauses angewiesen seien, zahlen. R. 80, f. 48. 1309 wird der baiulus generalis von Valencia aufgefordert, Überschüsse an den Thesaurar abzuliefern, der quitaciones familie nostre curiam nostram continue sequentis zahlt. R. 232, f. 60.

1) So mit Rocha in Katalonien für das Jahr 1286. R. 65, f. 7.

2) So die beschlagnahmten kirchlichen Einkünfte von Ripoll. R. 67, f. 72v. Aus Mallorca werden Gelder an ihn abgeliefert. R. 67, f. 108. R. 65, f. 89 werden Albarane Scribas „apud P. de S. Clemente“ erwähnt. „In quo albarano continebatur quod dictus P. de San Clemente faceret eidem assignacionem“.

3) Kompositionsgelder in gewissen Orten, dafür dem Thesaurar und Berenguer de Finestres verantwortlich. R. 65, f. 125.

4) R. 71, f. 127.

5) R. 71, f. 127v. Wirkte im November 1287 bei der Verpachtung der Einkünfte von Valencia mit. R. 71, f. 99.

6) Verpachtet mit Domingo Garcia die Einkünfte von Aragon für 1290. R. 82, f. 97v.

7) R. 71, f. 123 erhält er den Auftrag, die Bajulien des gesamten Reiches für die Dauer eines Jahres zu verpachte

vater im Besitze von Burgen gewesen[1]); sein Bruder Romeu, der Repositarius König Jaimes I., wurde Señor von S. Feliu de Llobregat; in Guillens Familie vererbte sich die Herrschaft über Collbató, einen Ort, der am Fuße des Montserrat liegt, bis zum Jahre 1872 fort. Die Durforts waren also eine ganz vornehme Familie, was auch darin zum Ausdruck kommt, daß Guillen einigemale zu Gesandtschaften verwandt wird[2]). In ähnlicher Weise hatte es Pedro Marques verstanden, sich Grundbesitz zu sichern. Von R. de Cabrera kaufte er 1287 für 12000 Solidi die Burg La Roca del Valles, und 1291 trat ihm der Bischof von Barcelona gegen Geldentschädigung seine Herrschaft in Granollers ab[3]).

Im Kreise dieser gelegentlichen Agenten der obersten Finanzverwaltung fehlt auch nicht der Kanzler. 1289 hat er mit P. Marques und R. de Anglesola an der Spitze der Finanzverwaltung von Katalonien gestanden; die Kollektoren sind ihnen für die eingesammelten Gelder verantwortlich[4]); Zahlungsaufträge werden den dreien häufiger zuteil[5]). Im folgenden Jahre ging Ponce mit Bastida und P. Marques nach Valencia, um Rechnung von den Beamten abzunehmen und Darlehen aufzunehmen[6]). In Katalonien teilte er jetzt seine Befugnisse mit Maimon de Castelauli[7]).

Es mag überraschen, in solcher Gesellschaft auch den Justitia von Aragon anzutreffen. Seine Geschichte hat, mehr durch die politischen Theorien, denen er als vermeintlicher Stützpunkt gedient hat, denn durch die tatsächliche Entwicklung seines Amtes, einen halb mystischen Charakter erhalten. Es ist ganz lehrreich, zu sehen, daß er sich auch mit Dingen beschäftigen kann, die mit seinem eigentlichen Wirkungskreise gar nichts zu tun haben.

1) Carreras y Candi, Narraciones Montserratinas 211.

2) So 1287 und 1291 an Eduard von England. Klüpfel, Äußere Politik Alfonsos III, 42 und 86.

3) Darüber Carreras y Candi im Buttleti del Centre Excursionista de Catalunya, N. F. I (1891), 134 ff.

4) Dahingehendes Mandat an Bartolomäus Colrat. R. 78, f. 54.

5) R. 78, f. 48 u. 66 v.

6) R. 82, f. 67.

7) R. 82, f. 160.

Schon P. M. de Artassona hat unter Pedro III. Grenzburgen inspiziert und in guten Verteidigungszustand gegen die Franzosen gesetzt[1]). Sein Nachfolger Zapata nahm, als er noch Hofrichter war, 1287 während des valencianischen Krieges in der Finanzverwaltung von Aragon eine bedeutsame Stellung ein; selbst dem Kämmerer war er nach einigen Urkunden übergeordnet[2]). Das wiederholte sich drei Jahre später, als der Krieg mit Kastilien geführt wurde. Zapata, der inzwischen Justitia geworden war[3]), nahm Anleihen auf[4]), zahlte Kriegssold[5]) und belegte kastilisches Vermögen mit Beschlag, um einen in Kastilien gefangenen Aragonesen auszulösen[6]). Für die Rolle, die der Justitia als Finanzbeamter gespielt hat[7]), ist wahrscheinlich auch die Verfügung über Prozeßgelder wichtig geworden[8]). Er war eben nichts anderes als ein Gehilfe der königlichen Verwaltung, die ihn zwar vorwiegend als Richter, unter Umständen aber auch als Finanzbeamten gebrauchte, oder ihn gar mit halb militärischen Befugnissen ausrüsten konnte.

---

1) R. 71, f. 120 v. Auch eine Komposition über Cena abzuschließen wird ihm einmal aufgetragen, f. 148.

2) Bn. Scriba und alle Steuereinnehmer von Aragon wurden Zapata unterstellt „pro danda quitacione et aliis, que necessaria fuerint ad opus frontarie". 25. Oktober 1287. R. 71, f. 89 v. Ähnlich f. 96: Scriba soll von den Einkünften, die er in Aragon sammelt, Zapata geben „ad opus familie, que est in fronteria Aragonie, in qua ipsum constituimus provisorem" und auch Anweisungen Zapatas zahlen. Doch die peita, die Johann de Massilia einsammelt, hat der Zapata „loco fidelis camerarii nostri Bn. Scribe" zu übergeben. Mandat vom 10. November, f. 93.

3) Ernannt am 30. Mai 1288. R. 75, f. 68.

4) So im Mai 1290 mit Bertran Desvall und Stefan de Alfagarino. R. 82, f. 39 v.

5) So R. 82, f. 80 v., 86, R. 81, f. 218 bezahlt der Justitia dem Justitia von Calatayud seine Kriegsauslagen.

6) R. 82, f. 59 v.

7) Und die auch im Urkundenwesen ihren Ausdruck findet. R. 82, f. 161 steht eine Anweisung an Bastida, sich über unterlassene Zahlungsbefehle an Durfort zu informieren und im Notfalle selbst zu zahlen, folgendermaßen gezeichnet: Bt. de Vallo mandato iustitie Aragonum.

8) Mandat an Aaron Abinafia, einen Juden von Calatayud, der in etwas kleinerem Kreise ähnliche Befugnisse ausübte, wie Musa de Portella, von Gerichtsgeldern nichts ohne Anweisung [illegible] zahlen. R. 71, f. 139 v.

Übersieht man diese Verhältnisse im ganzen, so bekommt man doch den Eindruck, daß das aragonische Finanzwesen eine hohe Stufe der Vollkommenheit noch nicht erreicht hatte. Wichtige Ämter hatten sich eben erst geformt; noch einige Zeit mußte vergehen, ehe sie die Geschäfte, zu denen sie berufen waren, völlig meisterten. Der außerordentlich starke Anteil des Königs an der Finanzverwaltung ist eine Tatsache, die sich bei Betrachtung dieser Dinge unwiderstehlich aufdrängt. Ihr gegenüber kann es weder der Thesaurar noch ein anderer Beamter zu einer umfassenden Geltung bringen; in dem Gewirre der mannigfaltigsten Zahlungsbefehle bildet allein die Beziehung auf den König und das direkte Verfügungsrecht, das diesem über beliebige Gruppen von Einkünften zusteht, eine konstante Einheit. An Verordnungen, die den Geschäftsgang regeln, fehlt es nicht, aber man muß zweifeln, ob alles, was sie bestimmen, fester Bestandteil der Verwaltung geworden ist. Es ist eine Zeit des Überganges, mit entwickelteren Institutionen als einige Jahrzehnte früher, aber doch fähig, verbessert und weiter fortgebildet zu werden.

Das Gefüge einer zentralen Reichsverwaltung war gerade in dieser Zeit durch die drohende Aufstellung unabhängiger aragonischer Behörden gefährdet. Nur wenige Zeilen in Zurita geben uns von diesen Vorgängen Kunde, doch finden sie in den Registern Bestätigung, und es wäre eine verdienstvolle Aufgabe, darzulegen, auf welche Weise die Bestrebungen der Union, Aragon unter Ausschluß der katalanischen Beamten möglichst weitgehende administrative Selbständigkeit zu verleihen, in den zeitgenössischen Verwaltungsformen zum Ausdruck gekommen sind [1]).

---

1) Von den Hofbeamten, deren Wahl (Ende Januar 1289) ZURITA (Anales de la Corona de Aragon, 1610, I, 333 v.) berichtet, sind einige urkundlich nachweisbar. So hat A. Eymerich sein Amt als Scriptor Porcionis wirklich ausgeübt (s. o.). Er gehörte von jeher zur Opposition, war 1286 einer der Schiedsrichter von Saragossa (Zur. 304 v.), nahm an ständischen Gesandtschaften an Alfonso teil (307 v., 329) und gab noch als Scriptor Porcionis am 9. März 1289 bei der Erneuerung der Union seinen Sohn als Geisel (332 v.). Er rechnete am 25. März 1290 mit Alfonsos Thesaurar, Dalmao Sunyer, ab

Wir haben nun alle die Ämter betrachtet, die sich auf den königlichen Hof beziehen; es ist jetzt an der Zeit, die Masse der am königlichen Hofe Lebenden als ein Ganzes aufzufassen und sie nicht im Rahmen der Schilderung eines einzelnen Amtes zu behandeln, sondern das Verhältnis darzulegen, das sie an den Landesherrn knüpfte, und ferner zu sehen, ob dieses Verhältnis schon eine vor den übrigen Volksgenossen hervorragende Stellung der königlichen Gefolgsleute begründete.

Oft stoßen wir in Urkunden auf die Worte „de domo nostra", die als Zusätze zu Eigennamen häufig vorkommen. Die Angehörigen der verschiedensten gesellschaftlichen Schichten werden durch solche Bezeichnung verbunden. Ritter [1]) und Bürger, Geistliche [2]) und Kaufleute finden wir hier zusammen; Juden und Sarazenen sind vertreten; dazu gesellen sich Subjekte, die einer niedrigeren Gesellschaftsklasse angehören, wie Tierkämpfer[3]). Domus regia umfaßt sowohl den königlichen Haushalt als die am Sitze der Zentralverwaltung befindlichen Organe der Regierung [4]). Man könnte also denken, daß alle, die am Königshofe

---

(R. 82, f. 149 v.); soweit Zeugnisse seiner Amtstätigkeit mir vorliegen, beschränken sie sich auf Aragon, wo er auch Cena einsammelt (R. 82, f. 34). Der Thesaurar Enego Lopez de Jassa erscheint nur in einer Urkunde vom 31. März 1290 mit diesem Titel (R. 78, f. 63 v.), der ihm, dem Merino von Barbastro und Huesca, der auch die Funktionen eines Baile von Aragon versehen hat, sonst nicht zukam. Zum Richter des königlichen Hauses wurde der Vorgänger des damaligen Justitia gewählt. Von den übrigen ist Ponce Balduin, ein juris peritus (R. 71, f. 77 v.), aus dem Jahre 1288 als supercoquus bekannt (R. 76, f. 5 v.).

1) A. de Areniis, miles de domo nostra, Gesandter in Genua. R. 82, f. 161. Bastida soll G. R. de Montpellier vestes geben, sicut aliis militibus domus sue, f. 153 v. Milites et vassalli nostri de domo nostra, f. 114. Über den Adel am Hofe s. ferner die zweite Hofordnung Pedros III. Boletin IX, 104.

2) Die Kirche S. Margareta de Muro in Mallorca wird Berenguer de Manso de domo nostra kommendiert. R. 81, f. 178. Ein Priester aus Lerida de domo nostra. R. 64, f. 65.

3) Coroleu führt in der Revista historica latina zu 1331 einen miles salvatge de domo nostra an. Bd. IV, p. 107.

4) G. Colrat erscheint bald als M. R. domus nostre (R. 67, f. 126 v.), bald als M. R. curie nostre (ibid. f. 128). Auch Bianya führt einmal den Titel judex domus nostre.

amtierten, de domo regis gewesen seien. Ismael de Portella, der zur domus Alfonsos gehört hatte, ist durch seine Ernennung zum Dispensator Pedros auch Mitglied von dessen domus geworden[1]), und ebenso bildeten die Hofrichter Pedros einen Bestandteil der domus des Infanten[2]). Aber der Umstand, daß es Hofbeamte gibt, die regelmäßig mit diesem Zusatze benannt werden, während andere Hofbeamte ihn nie führen, daß es dagegen viele Provinzialbeamte gibt, die der domus regia zuzurechnen sind, weist auf Besonderheiten hin, die die Sache komplizieren. So ist z. B. A. de Bastida Thesaurarius domus nostre, d. h. seine Tätigkeit als oberster Finanzbeamter richtet sich vorzugsweise auf die Verwaltungseinheit, die am Hofe des Königs besteht. Sein Nachfolger Dalmao Sunyer ist aber zugleich Thesaurarius domus nostre und de domo nostra[3]); das kann heißen, er gehört außerdem zu dem Kreise derer, die in persönlichen Beziehungen zum Könige stehen. Das Beispiel ist noch wirksamer, weil beide, Bastida und Sunyer, dem gleichen Gesellschaftskreise, dem Kaufmannsstande, angehören. Nur hat allerdings letzterer eine weit unbedeutendere und weniger selbständige Rolle gespielt.

Daß die Zugehörigkeit zur domus regia nicht an den Wohnsitz am Hofe geknüpft ist[4]), beweisen mehrere Beamte Alfonsos, so Stephan de Cardona, Vikar von Lerida. In manchen Fällen mag das auf ein altes Hofamt zurückgehen, so bei Guillen de Redorta[5]), Stephans Vorgänger, der zur domus der Königin Konstanze gehört hatte[6]), obwohl der Beispiele genug sind, daß früher Hof-

1) S. oben S. 26, Anm. 4. Bemerkenswert auch die Wendung: de domo et curia nostra, Libre Vert Major 40, und: de lo rebost e de casa nostra. R. 70, f. 42.

2) Siehe die Verordnung des Infanten Pedro: Cum nos ordinaverimus domum nostram, quod milites et aliqui alii de domo dicta teneant equos et arma et juxta ipsam ordinacionem fidelis judex noster Berengarius de Tovia habeat seu debeat tenere unum equum et arma et unum roncinum cum quodam escutiffero. . . . R. 86, f. 193 v.

3) Letzteres R. 82, f. 98.

4) Wie Miret y Sans in seinem Aufsatz über Salvatge annimmt. Veröffentlichungen des ersten hist. Kongresses der Krone von Aragon I.

5) De domo nostra. R. 81, f. 32 v.

6) R. 70, f. 191.

beamte, wie E. L. de Jassa [1]), als Provinzialbeamte zur domus regia nicht gehört haben.

In zwei Fällen nur ist uns eine besondere Aufnahme in das königliche Haus aus dieser Zeit überliefert. Bei der einen handelt es sich um Mahomet Abenadalil, jenen granadischen Kapitän, den Alfonso zum Kommandanten aller sarazenischen Truppen in Aragon ernannte [2]), im anderen um G. Bernard Cultellarii, einen Kaufmann aus Oleron, den der Infant Pedro auf Bitten seiner Gemahlin Guillerma de Moncada mit seinem Vermögen und allen seinen Waren in seinen Schutz aufnahm [3]). Es liegt nahe, anzunehmen, daß die Aufnahme vor allem deshalb erfolgte, weil der Kaufmann in ihr ein wirksames Mittel sah, unter dem Schirme des Infanten erfolgreich Handel zu treiben; ein Privileg, das ihm erlaubte, bis zu 200 Lasten Pfeffer, Wachs, Safran, Öl und Käse über S. Christina auszuführen, scheint das zu bestätigen [4]). Doch wurde er auch in Angelegenheiten der Infantin mit einer Sendung nach Südfrankreich betraut. Jedenfalls ersehen wir aus beiden Urkunden, daß die Voraussetzung für die Zugehörigkeit zur domus nicht ausschließlich Hofdienste bildeten, sondern daß er andersgeartete Dienstverhältnisse und vielleicht auch Bindungen persönlicher Natur in sich schließen konnte.

Die Abschichtung im Lande muß schon sehr früh stattgefunden haben. Bereits ein Privileg Pedros II. vom Jahre 1200 bestimmt, daß alle, die unmittelbare Gefolgsleute des Königs sind (qui curiam nostram assidue sequuntur), in Lerida keine Zahlungen zu leisten brauchen [5]). Bei bloß vorübergehendem Aufenthalte hätte dieser Erlaß doch keine Berechtigung gehabt. Diese Verleihung von Abgabenfreiheit barg Stoffe zu vielen Konflikten mit städtischen Behörden in sich [6]). Wie weit sie sich auf Verwal-

---

1) Er war unter Jaime Portero Major gewesen. R. 35, f. 44.

2) R. 83, f. 70. „Reebem vos noble Mahomet Abenadalil en vassayl nostre aixi que siats de nostra casa en tota vestra vida."

3) R. 87, f. 56.

4) R. 89, f. 171.

5) Libre Vert Major de Lerida 15.

6) So in Lerida. R. 63, f. 61 v.

tungsbeamte erstreckte, ist nicht genau ersichtlich [1]); man wird in dieser Hinsicht mit Rücksicht auf die Städte weniger weit gegangen sein, als man wünschte. Jedenfalls machte Redorta, als die Paheres von Lerida Abgaben von ihm forderten, nicht nur geltend, daß er zum Hause der Königin Konstanze gehört habe und dem Hofe des Königs immer gefolgt sei, sondern auch, daß er einige Jahre das Amt eines Vikars und Baile von Lerida bekleidet habe [2]). Die Bestimmung Jaimes I., der 1255 verordnete, daß alle de domo et curia nostria königliche und städtische Abgaben zu zahlen hätten, ist ein Beweis dafür, daß die domus regia sich nicht nur auf den Hof beschränkte. Ausgenommen waren nur die, die assidue residentiam faciant in domo nostra [3]).

Damit ist nicht gesagt, daß die Hofbeamten gänzlich frei von pekuniären Leistungen gewesen sind. Zu außerordentlichen Beihilfen konnten sie ebensogut wie andere herangezogen werden. Im Juli 1287 waren alle Hofbeamten und sonstigen Personen, die sich in Barcelona der Abgabenfreiheit erfreuten, taxiert worden. Da die Beamten mit dem Hofe abwesend waren, konnte die Besteuerung nicht in der vorgesehenen Form verwirklicht werden; Bastida erhielt daher den Auftrag, denen, die noch nicht gezahlt,

---

1) Alfonso III. sagt R. 70, f. 31: maxime cum illi, qui officiales nostri sunt et curiam nostram sequuntur, a contribuccione exaccionum semper consueverunt excusari. R. 71, f. 62 läßt auf eine Sonderstellung der Beamten schließen, die Freiheit von Barcelona genossen. S. auch die durchgestrichene Urkunde für Bernard de Segala, der von Barcelona zu questia angehalten war. R. 64, f. 87 v. G. de Jaffer, judex et assessor curie nostre, wird in Villafranca zu Steuern herangezogen; der Vikar soll das verhindern, solange Jaffer im Amte ist. R. 70, f. 6. Ebenso darf Igualada G. Xota nicht zwingen, „in exaccionibus nostris" beizutragen, da er „in nostro servicio existat". R. 64, f. 12. Aber der Justitia von Caydi wird infolge königlichen Mandates angehalten, Cena und peyta zu zahlen, R. 70, f. 120 v., und Jaime de Montjuich wird nicht von questia befreit, sondern auf seine Bitte nur mit dem Ertrage von Gerichtsgeldern entschädigt. R. 67, f. 90.

2) R. 70, f. 191.

3) Libre Vert Major 40. Daß für die de domo nostra an sich nicht völlige Steuerfreiheit herrschte, erklärt auch das Bestreben einzelner von ihnen, durch ihre Anerkennung als Infanzonen Abgabenfreiheit zu erlangen. So Pedro Pelegri, R. 70, f. 195 v., und Johann de S. Martino, R. 74, f. 69.

die fehlenden Summen am Gehalte abzuziehen und nötigenfalls Anleihen aufzunehmen, deren Zinsen wiederum von den Beamten getragen werden mußten[1]). Üblicher war es, an die einzelnen Hofbeamten mit Darlehensgesuchen heranzutreten. So hatte Segala für die Expedition Bernards de Sarria nach Sizilien auf königlichen Befehl 30000 Solidi geliehen, die ihm auf sizilianisches Getreide angewiesen wurden[2]). Leistungen solcher Art, die die Schuldenlast des Königs bedeutend anschwellen ließen, kommen häufiger vor. Eine eigentümlichere Form des finanziellen Beistandes war es, wenn Untertanen sich für Schulden ihres königlichen Herrn mit ihrer Person und ihrem ganzen Vermögen verbürgten. So mußten unter Alfonso einmal der Maestre Racional und P. Marques zu Marimon de Plegamans, dem die Königskrone verpfändet worden war, in Schuldhaft gehen[3]).

Scharfe Grenzen lassen sich also zwischen denen, die zur domus regia gehören, und ihren Volksgenossen nicht ziehen; daher kann dieses Verhältnis auch nicht zum Einteilungsprinzip der Beamtenschaft genommen werden. Muß man auch annehmen, daß für die Aufnahme in die domus nicht allein die Leistung von Hofdienst bestimmend ist, daß mithin der persönliche Begriff der zur domus Gehörigen und das räumliche Prinzip der curia sich nicht decken, so ist man doch in einiger Verlegenheit, wenn man nun positive Ergebnisse darbieten soll. Man darf vielleicht sagen, daß die Glieder der domus im aragonischen Staate Bedeutung als die unmittelbaren Organe des Königs haben, daß ihnen vor allem Aufträge gegeben werden, die auf Hebung der königlichen Autorität abzielen. Aber man muß sogleich hinzufügen, daß die Bindung an den König nicht so sehr stark gewesen sein kann, sonst hätten die Cortes von Montson wohl gezögert, einen Angehörigen der domus zum Thesaurar zu wählen. Auch sonst haben wir Anzeichen, daß es sich entweder um ein leicht lösbares Verhältnis gehandelt haben muß oder um eines, das den dadurch Verpflichteten keine allzu großen Lasten auf-

1) R. 71, f. 62.
2) R. 67, f. 52 v.
3) Pergaminos 543.

bürdete. Stephan de Cardona nämlich, der als Vikar von Lerida de domo regis ist, findet sich einige Jahre später unter den Räten der Stadt[1]); Galceran de Naguera, der als Münzschreiber im gleichen Verhältnisse zum Könige steht, sitzt 1307 im Rate der Hundert von Barcelona[2]).

Der Eintritt königlicher Beamten in städtische Behörden findet übrigens häufiger statt und gibt zu einigen Betrachtungen über die Stärke und Zuverlässigkeit der königlichen Verwaltung Anlaß. So saß G. Durfort zu verschiedenen Malen im Rate von Barcelona, und zwar gerade in den Jahren, in denen er als Repositarius oder Kämmerer im königlichen Hause Dienst leistete[3]), und in einer gleichen Lage befand sich P. de S. Clemente, der doch zur selben Zeit als Scriptor oder Organ der obersten Finanzverwaltung im königlichen Dienste an hervorragender Stelle tätig war[4]). 1301 werden R. Gerard, der frühere Baile General, und Bernhard Desplugues, der einstige Gehilfe des Thesaurars, unter den Jurati genannt[5]), und 1312 sehen wir selbst A. de Bastida in der städtischen Selbstverwaltung amtieren[6]). Heute kommen solche Übertritte ja auch vor und haben gar nichts Ungewöhnliches; es fragt sich nur, ob wir sie für das Mittelalter ebenso harmlos beurteilen dürfen. Solange es für das Königtum und die großen städtischen Immunitäten eine Reihe von Fragen gab, bei denen sie nicht die obersten Forderungen des Staatswohls, sondern eigene Interessen für maßgebend hielten, solange der Untertan keine andere Gewalten kannte, die ihn an das Königtum fesselten, als das leicht zerbrechliche Band persönlicher Treue oder die Furcht vor Ausübung der höchsten Zwangsgewalt, konnte es zu keiner rechten Harmonie der politischen Kräfte kommen.

---

1) Gras, La Paheria de Lerida, 184.

2) Cortes de Cataluña I, 195.

3) So in den Jahren 1288 und 1291. Diese und die folgenden Daten sind den Behördenverzeichnissen im ersten Bande der Deliberaciones des Stadtarchives von Barcelona entnommen.

4) So erscheint er in einer Urkunde bei Rymer, Foedera I, pars II, 704, vom 28. Januar 1298. In gleicher Stellung war er 1303. Delib. f. 53.

5) f. 20.

6) f. 53.

Dann bedeuteten auch Beamte, die sich nicht nur dem König, sondern auch ihren Vaterstädten verpflichtet fühlten, eine Schwächung der königlichen Verwaltung. Man kann fast sagen, daß ein guter Teil der obersten Finanzbeamten sich ebensosehr als Bürger von Barcelona oder Lerida wie als Beamte fühlen; die Herrschaft der großen Vermögen, die schon die Lokalverwaltung den Händen unmittelbar königlicher Vertreter entrissen hatte, übte auch hier ihre schädliche Wirkung.

Einige Mitglieder der domus konnten es zu recht bedeutenden Stellungen bringen; das zeigt Pedro Pelegri, der spätere Prokurator Fiskal[1]); die höchsten Stufen haben sie jedoch in den meisten Fällen nicht erklommen; auf gewisse Dienstleistungen am Hofe oder im Verwaltungsorganismus des aragonischen Staates angewiesen, sind sie in die Klasse der consiliarii nur ausnahmsweise hinaufgerückt; ein fest umgrenztes und doch nur in wenigen Fällen über die Funktionen eines untergeordneten Amtes hinausragendes Tun ist für sie bezeichnend. Berater des Königs, Vertrauensmänner in wichtigen Fragen, die politisch oder juristisch geschulte Köpfe verlangten, sind sie selten geworden. Für die Zeit Alfonsos kennen wir fast 50 Persönlichkeiten, die den Titel consiliarii geführt haben, aber nur bei zweien von ihnen sind dem Namen des Betreffenden die Worte „de domo nostra“ angefügt. In dem einen Falle handelt es sich um G. Durfort[2]), dessen Vorfahren schon wichtige Stellungen am Königshofe eingenommen hatten[3]), in dem anderen um Andreas Mathianus, einen Richter des Infanten Pedro, der erst durch förmliche Aufnahme Mitglied des Rates und der prinzlichen domus werden mußte[4]). Im übrigen setzt sich der Rat aus einigen Kronbeamten zusammen, dem Kanzler, dem Thesaurar, aber auch

---

1) R. 63, f. 47 v.

2) R. 70, f. 188. R. 77, f. 14. Erscheint auch als Consiliarius auf den Verhandlungen von Campfranch. RYMER, Foedera I, pars II, 687.

3) Darüber Notizen bei CARRERAS Y CANDI, Narraciones Montserratinas 211.

4) R. 85, f. 133 v. „Consiliarius et judex noster ac curie nostre et de domo nostra. — Intersitis nostris consiliis et super negociis, que ocurrerint nobis vel ad curiam nostram devenerint, [illegible] fideliter, prout discrecioni vestre videbitur, vestrum consilium impe[illegible]

nicht jedem beliebigen Thesaurar, sondern A. de Bastida, verschiedenen Scriptoren wie P. Marques und Stephan de Alfagarino, einer ganzen Reihe von Hofrichtern und höheren Geistlichen und besonders reichlich vertretenen lokalen Verwaltungsbeamten, die meist dem Ritterstande angehören. Bemerkenswert ist, daß auch das bürgerliche Element schon eine planmäßige Vertretung im königlichen Rate besitzt[1]).

Recht persönlicher Art sind die Beziehungen, die den Teil der Beamtenschaft, der in unmittelbarer Nähe des Hofes lebte, mit dem König verband. In zahlreichen Gnadenbeweisen äußert sich das, die der König dieser Klasse mehr als allen anderen zukommen ließ. Heiratete einer von ihnen, so gab er ein bedeutendes Geldgeschenk; er stattete die Töchter für die Ehe aus; starb der Vater, so sorgte er, daß das Vermögen nicht verschleudert wurde, sondern nahm es in eigene Verwaltung, um es den Kindern zu sichern. Drückten den einzelnen Schulden, so griff er helfend ein. So erhielt P. de Costa, ein Beamter des Repositum, bei seiner Heirat 1000 Solidi von Jaca[2]), dieselbe Summe R. P. de Nabal[3]), Berenguer Fulit[4]). R. de Castello erhielt 2000 Solidi[5]), sogar 5000 werden einmal für denselben Zweck ausgeworfen[6]). Jede heiratsfähige Tochter Costas bekam 600 Solidi[7]). Als Salvatge gestorben war, wurde sein Vermögen mit Beschlag belegt, bis sein Sohn Bernard mündig geworden sei oder der König einen Vormund bestellt hätte[8]). Nach dem Tode des früheren Mundschenks Dalmao de Vilarasa erhielt der Scutifer G. de Rexato den Auftrag, die Habe des Verstorbenen

1) Joh. Bernard aus Saragossa, G. de Littera und R. Ricardi aus Barcelona. R. 74, f. 80, R. 82, f. 169 v., R. 83, f. 16 v. Brief Alfonsos an Pedro: quod placeat nobis, quod dictus infans possit adjungere consilio suo aliquos milites antiquos et bone fame et aliquos cives Ilerde et Barchinone. R. 85, f. 238 v.

2) R. 67, f. 27 v. R. 72, f. 19.

3) R. 79, f. 60.

4) R. 72, f. 18.

5) R. 76, f. 2 v.

6) R. 67, f. 87.

7) R. 78, f. 27.

8) R. 77, f. 143.

an sich zu nehmen und alle, welche davon besaßen oder Dalmao noch Beträge schuldeten, zur Auslieferung zu zwingen, um das Vermögen den Töchtern Dalmaos unversehrt zu bewahren [1]). Daß diese Fürsorge auch manchmal andere Züge annehmen und dem davon Betroffenen recht unangenehm werden konnte, beweist das Beispiel Bernard Scribas, dem Pedro III. bei einer Strafe von 5000 Solidi befahl, sich mit Grecia Berbegal, der Tochter eines Bürgers von Daroca, zu verheiraten. Alfonso ließ die Buße später nach, da sich herausstellte, daß Scriba bereits verheiratet war [2]).

Ferner war es eine Schattenseite der hervorragenden Stellung, die insbesondere die hohen Finanzbeamten bekleideten, daß nach ihrem Tode ihr Vermögen nicht unangefochten der Familie verblieb, sondern bedeutende Summen an die königliche Kasse abgeben mußte. Und zwar scheint sich eine solche Maßnahme nicht nur auf die Fälle beschränkt zu haben, in denen Versäumnisse des Verstorbenen bei Ausübung seiner Amtstätigkeit klar zutage lagen [3]).

Die Finanzverwaltung ist das einzige Gebiet, auf dem in Aragon eine verzweigtere Organisation bestanden hat. Weder für das Gerichtswesen noch für die Lokalverwaltung hat es am Königshofe zentrale Behörden gegeben.

Aber auch in der Finanzverwaltung bemerkt man, wie die Unterschiede der Rangstufen und der Kompetenzen vor dem Einflusse verblassen, den der König auf die Geschäfte übt. Nicht nur deshalb ist die Behördengeschichte dieser Jahre so interessant, weil sie uns in den Werdegang jener großen Ämter

---

1) R. 70, f. 78 v.

2) R. 64, f. 56 v. u. 60.

3) Musa und seine Brüder wurden von solchen Maßnahmen betroffen. Als Grund wird angegeben, daß Musa keine Rechnung abgelegt hatte. Inzwischen nahm Alfonso sein Vermögen für das menorkanische Unternehmen in Anspruch. „Ut inde possimus nos juvare in negociis nostris, donec compotum audiverimus super hiis, que dictus Muça aministravit pro nobis.“ R. 70, f. 22. Auch R. 67, f. 115 v. u. 121. Scrib[illegible]itwe mußte alle wertvollen Geräte ausliefern; nur ihre Mitgift blieb [illegible] R. 80, f. 91 v.

einführt, die der aragonischen Verwaltung im 14. Jahrhundert und später ihr Gepräge geben, sondern weil sie uns auch das Königtum von einer anderen Seite zeigen als die steten Kämpfe mit radikalen Oppositionsparteien, die gerade das politische Leben der 80er Jahre in Aragon erfüllen. Aus einer ausführlichen Verwaltungsgeschichte würde manches Streiflicht auf die Motive der Verfassungskämpfe fallen, und das herbe Urteil, das ein neuerer spanischer Historiker[1]) über das aragonische Königtum jener Epoche gefällt hat, würde sich wahrscheinlich als ebenso unrichtig erweisen, wie seine vernichtende Schätzung der damaligen auswärtigen Politik in allen wesentlichen Punkten der Korrektur bedarf.

Auch die vorstehenden Notizen, die in ihrer Vereinzelung zunächst noch etwas fragmentarisch wirken, möchten in einem solch' größeren Zusammenhange verstanden werden.

---

1) Vicente de la Fuente im 3. Bande der Estudios criticos sobre la historia y el derecho de Aragon.

Le finanze di un castello nel sec. XIII

per

Gino Luzzatto.

I°

Le origini, la conquista ed i limiti dell' autonomia finanziaria del Comune di Matelica.

[1° Le immunità dei castelli nel periodo precomunale. 2° Le origini di Matelica ed i rapporti fra il Comune e la famiglia comitale. 3° Sviluppo della costituzione comunale nel sec. XIII, conquista del territorio e della sovranità finanziaria nell' interno di esso. 4° Limiti della sovranità finanziaria del comune.]

1° Situata sulla destra dell' Esino, a poca distanza dalla sorgente, in una conca fertile e amena, la cittadina di Matelica ebbe per un breve periodo del Medioevo un' importanza ed una floridezza maggiore che ai nostri giorni; ma conservò anche allora il carattere d' un centro prevalentemente rurale, fu classificata sempre fra i *castelli* dello Stato pontificio, e non superò mai, col suo breve territorio, in gran parte montuoso, il numero di 1300 *fumantes* censiti per l' imposta alla Curia[1]); cosicché pur facendo larga parte agli esenti e a tutti quelli che il Comune avrà cercato di tener celati per non accrescere le pretese della tesoreria papale, si può con certezza concludere che la popolazione non superò mai i 10 mila abitanti[2]).

1) *Arch. Comunale di Matelica, Pergamene* n° 870, 22 dicembre 1308: ricevuta del pagamento di una tallia ut contingebat ipsi comuni *ad rationem 13 centenariorum focorum.*

2) Il 19 gennaio 1348, il rettore della Marca, a sgravio della popolazione di Matelica diminuita per le guerre e la carestia, riduce da *1050* a *645* il numero dei *fumantes* inscritti nel registro della Camera Apostolica. (*Perg.* n° 1042.) Oggi la popolazione di tutto il Comune è di 5025 abitanti, di cui 3125 agglomerati.

Eppure questo castello ha avuto la sorte di percorrere, nello spazio di un secolo e mezzo – almeno nelle forme esteriori – tutti i gradi di sviluppo delle istituzioni comunali, dalla primitiva aristocrazia consolare fino al predominio completo del popolo con la sua doppia organizzazione, economica e militare [1]); e di tutto questo cammino ha conservate tracce sicure e precise nella ricchissima collezione di atti pubblici e di registri amministrativi del suo Archivio Comunale, che, ottimamente ordinato, è facilmente accessibile a qualunque studioso [2]).

Il più antico documento di Matelica risale soltanto al 1162, quando il comune è già costituito e possiede la propria magistratura consolare; ma non è per questo impossibile di spingere lo sguardo al di là di quel limite e di cercare di formarsi un idea del modo con cui si costituí l' associazione comunale, e dei rapporti, sopratutto giurisdizionali e finanziari, che dovettero passare fra essa ed i signori locali, come tali e come rappresentanti del potere imperiale.

Sui primi del XII sec., riaffermatasi saldamente nella Marca d' Ancona l' autorità dell' impero, affidata ad un marchese inviato dalla Germania, sembra che il territorio sia stato suddiviso in tante piccole contee, assegnate probabilmente a signori tedeschi di recente immigrazione [3]), i quali avevano giurisdizione soltanto sui centri minori della campagna ed esercitavano di fronte a questi le funzioni di vicari del Marchese. A questa categoria di signori appartengono gli Attoni (detti poi Ottoni) di

---

1) Cfr. G. Luzzatto, *Gli statuti delle società del popolo di Matelica.* Senigallia 1906. p. 7—10.

2) L'archivio fu ordinato sui primi del sec. XIX dal can^co^ G. A. Vogel, di cui si conserva un ottimo indice manoscritto. Dopo un secolo, reso necessario dall' incuria delle passate amministrazioni, un nuovo ordinamento, esso fu compiuto con grande diligenza, fra il 1905 ed il 1908, dal compianto prof. Giulio Grimaldi, che ne pubblicò l' inventario negli *Archivi della Storia d' Italia.* II^e^ Serie. Vol. II. Rocca S. Cassiano 1910. Il Grimaldi aveva anche compilato un ampio regesto di tutte le pergamene di Matelica, che è ora in corso di stampa per cura della R^a^ Deputazione di storia patria per le Marche.

3) Cfr. Ficker, *Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens,* § 316 e ss.

Matelica, che dominano sopra un territorio abbastanza esteso fra Camerino e Fabriano, son proprietari di alcuni castelli e di molti pascoli (*montaneae*), riscuotono l' imposta sulle merci e le persone che attraversano il territorio (*passadium*), le entrate giudiziarie, il fodro del marchese e la *dativa pro Curia* [1]). Nei primi tempi uno solo è il capo della famiglia e titolare della contea; e come tale nel 1162 tratta col comune il solo *Acto comes filius Morici comitis* [2]); ma poi, allentatisi i vincoli fra il marchese ed i suoi vicari, trasformatosi anche qui l' ufficio di conte in un beneficio ereditario e divisibile, si vedon presto due o tre dei figli e dei nipoti di Attone portare contemporaneamente il titolo di conte, che perde a poco a poco il suo valore e non tarda molto a scomparire del tutto; la proprietà si fraziona e con essa i diritti giurisdizionali e le entrate che ne derivano [3]).

Mentre in tal modo s' indeboliscono i rappresentanti del potere sovrano, s' afferma di fronte, o forse accanto ad essi, il nuovo potere comunale. Intorno al 1150, alcuni *boni homines*, vissuti fin allora sotto la giurisdizione degli Attoni, costruiscono il *castrum novum Mathelicae*, vi trasferiscono la propria abitazione e quella degli *homines* da loco dipendenti, e sostituiscono alla giurisdizione del conte quella dei consoli scelti nella propria cerchia ristrettissima [4]). Se abbiamo ricordo di lotte posteriori fra il comune e

---

1) Sui diritti degli Attoni al *pedagium sive passadium seu selquaticum*, v. *Perg.* n° 14 (a. 1210), 25 (a. 1220), 123 (a. 1255); sulle terre e pascoli v. THEINER, *Codex diplomaticus dom. temp.*, I, n° 200, p. 115 (a. 124); sulla riscossione della *generalis dativa pro curia*, v. *Perg.* n° 8 (a. 1196); sulla partecipazione alle entrate giudiziarie (*salaria, banna et foliae*), v. *Perg.* n° 18 (a. 1213).

2) *Perg.* n° 1.

3) I tre figli del conte Attone, Gualtieri o Guarnieri, Rainaldo e Franco, son designati tutti col titolo di conte; portano lo stesso titolo Alberto figlio di Gualtieri, Morico di Rainaldo, e Gentile di Franco; ma a questi stessi i notai solo raramente davano il nome di conti; per tutti gli altri discendenti non lo usano mai. Sul frazionamento della proprietà, dei diritti signorili e della giurisdizione sono assai numerosi i documenti in sui si trova ad esempio la cessione del $^1/_3$ di $^1/_3$ del pedaggio di Matelica; e cosí via.

4) Fra le testimonianze raccolte nel 1210 sui rapporti fra gli Attoni ed il Comune vi ha quella di un vecchio, il quale ricorda di aver visto alcuni degli »*homines*« contestati fra le due p[illegible]*llanos Civitellae* (uno

gli antichi signori, non sappiamo però se la costruzione del nuovo castello fosse stata fatta in opposizione all' autorità comitale, o col consenso di questa; probabilmente però fra le due parti doveva essersi concluso un patto, che purtroppo non si è conservato, ma che non doveva esser molto diverso da quelli, che si conclusero tra il X ed il XII in altre regioni dell' Italia longobarda, viventi in condizioni analoghe a quelle dell' antico ducato spoletano.

In quell' epoca infatti i bisogni dell' economia agraria da un lato, e dall' altro le necessità militari e fiscali inducono nello stesso tempo principi e grandi proprietari fondiari a largheggiar di favori per incitare alla costruzione di castelli. Si vede allora qualcuno dei maggiori monasteri stipulare con gruppi di 15 a 20 persone libere, che han sotto di sè dei commendati e dei servi, dei contratti di livello ai quali è dato un carattere particolare appunto dal fatto ch' essi comprendono l' obbligo di costruire o di fortificare un castello, di fabbricare delle case entro le sue mura, di recarvisi ad abitare e di provvedere alla sua difesa. In essi infatti il canone – designato nel Beneventano col nome di *terraticum* – assume quasi il carattere di un' imposta personale in natura, che è dovuta da ogni famiglia in misura fissa (1 moggio di grano, 1 moggio d' orzo, ed 1 o 2 moggia di vino).

---

dei castelli rimasti agli Attoni) *quando Mathelica non erat.* Anche supponendo che i ricordi di quel vecchio potessero risalire a 60 anni addietro, ne risulterebbe sempre che la fondazione del castello dev' essere posteriore al 1150; – e questa testimonianza concorda col doc. del 1162, in cui si parla del *castrum novum Mathelicae* (*Perg.* n° 14, e 1). Che i castellani di Matelica fossero *boni homines*, vassalli del conte Attone, lo si vede dai documenti del 1162 (*Perg.* n° 1), del 1169 (n° 2), del 1196 (n° 8) e del 1210 (n° 14); nel 1162 il conte Attone promettendo di mandare ad abitare entro Matelica tutti i suoi uomini dal rivo Raschia al Potenza, trattiene sotto la sua diretta giurisdizione, con un centinaio di famiglie, i tre castelli di S. Maria, di Rotondo e di Civitella; ma fa un eccezione per uno dei castellani di Civitella, Albricus Bonutii, che si trova già a Matelica con 4 famiglie, ed è anzi uno dei 4 consoli che accettano la promessa del conte. Nel 1196 si contende ancora sulle *familiae* dei figli di questo Albricus Bonutii e di altri due *boni homines* per decidere se esse debbano appartenere al castello di Matelica od a quello di Civitella, e se debbano perciò prestare i tributi e le opere personali per il Comune o per gli Attoni.

I concessionari (*castellani*) hanno il diritto d' uso sui pascoli limitrofi alle loro terre, e pagano per questo l' *escaticum* nella proporzione di 1 maiale su 11 (di altri animali non si fa parola). È riconosciuta loro la facoltà di alienare le proprie case e le terre, limitata soltanto dal diritto di prelazione del signore, e dal l' obbligo, ogniqualvolta egli non voglia comprarle al prezzo di stima, di alienarle soltanto ad uno degli altri castellani. Talvolta si largheggiava anche di più e si concedeva ai livellari l' esenzione da ogni censo per i primi tre anni in cui si doveva supporre che la massima parte della loro attività fosse impegnata nella costruzione delle mura e delle case [1]).

Si costituiva cosí nell' interno del castello una associazione di consorti, la quale garantiva al signore un' entrata annua fissa, un luogo di difesa debitamente custodito, e talvolta anche il servizio di un certo numero d' uomini armati a cavallo [2]); e quest' associazione acquistava anche il mezzo di allargarsi e di irrobustirsi, perchè spesso le era riconosciuto il diritto di accogliere nuovi castellani alle stesse condizioni dei primi.

Nello stesso tempo i re italici e gli imperatori contribuivano anch' essi alla rapida costituzione di queste comunità autonome, permettendo ai grandi proprietari laici ed ecclesiastici la costruzione sempre più numerosa di castelli nell' interno delle loro terre, e creando con l' immunità una condizione particolare agli abitanti di questi centri fortificati. L' immunità del castello riguarda tanto i tributi che l' amministrazione della giustizia: per alcune imposte si concede l' esenzione completa (p. es. per le albergarie e per il fodro del Conte) [3]); ma per la maggior parte l' immunità

---

1) Cfr. *Chronicon Vulturnense* (in Muratori, *Script.* T. I, P^e^ II), p. 435, a. 972; p. 462, a. 982; p. 478, a. 988; p. 481, a. 989. Anche a Guastalla la badessa del mon. piacentino di S. Sisto concede agli uomini residenti *in castro* che il reddito d' ogni anno sia *»unius ramucini pro singula tabula«*. *M. h. p.*, Vol. XXII, p. 63, a. 1102.

2) Il servizio armato a cavallo era compensato con l' esenzione dal terratico: *»et quale ex vobis nobis ad caballum servitium facere volueritis de dandum nobis praedictum victualium et vinum solutus maneat«* — *ibid.* p. 481.

3) Cfr. *Diplomi di Berengario I* (ed. SCHIAPPARELLI), n^0^ 75, a. 911. Il re, permettendo al vescovo Pietro di Reggio Emilia di edificare un castello nella pieve di Vicolongo, stabilisce *»ut [illegible] comes etc. seu aliquis*

deve interpretarsi come un semplice riconoscimento dell' autonomia di riscossione, per cui di fronte al fisco non esistono più i singoli castellani, come contribuenti diretti, ma il castello come un tutto solo [1]). Parimente nella amministrazione della giustizia il castello costituisce ormai una delle unità inferiori, sottratte alla giurisdizione degle ufficiali minori (sculdasci, locopositi): e talvolta anche dei conti. I delitti commessi entro il castello devono essere giudicati nel suo interno senza l' intervento di alcuna autorità estranea: tutt' al più vi deve presenziare il signore od un suo messo [2]).

Si spiegano così le formule frequentissime nei privilegi e nelle donazioni di quest' epoca, per cui si cedono i *placita et districtiones, collectas atque angarias, fotrum et suffragia sive omnes publicas functiones de castellis* [3]), oppure i *placita et fodra et usus et pertinentias et data de castellanis, sicut consuetudo est de castellis dare* [4]); e si spiegano le alienazioni di una metà, d' un terzo, d' un quarto, d' un castello. Il castello costituisce ormai una unità finanziaria, formata da un ristretto consorzio di uomini liberi, che hanno la proprietà quasi piena delle loro case e delle loro terre, per cui non devono che un censo fisso al signore; hanno sotto di sè molti lavoratori di-

---

reipublicae exactor in ipsum castrum per vim ingredi presumat, aut placitum tenere audeat, vel teloneum aut aliquam publicam reddibitionem homines in eodem castello habitantes reddere compellat, vel mansionaticum inibi potestative accipiat«. Così ai n° 76, a. 911; n° 82, a. 912; n° 94, a. 912? Così *M. H. P.* XIII, n° 583, a. 948 e così via.

1) Cfr. MAYER, *Italienische Verfassungsgeschichte* I, p. 326 e ss.

2) Cfr. *Reg. di Farfa*, III, n° 546, a. 1018. L' abbate di S. Salvatore promette a quello di Farfa »*cunctos suos homines de curte de Meiana in castello de Bucciniano facere incastellare, et faciant sibi omnia sicuti alii castellani faciunt de guaita et de laborare ad ipsum castellum, et de aliqua culpa legem faciant, idest de homicidio et de homine vulnerato et de furto et de incendio et de traditione castelli et de adulterio, si infra ipsum castellum commiserint. Et quando de hoc faciunt legem, semper sit ibi praedictus abbas aut suus nuntius*«. Frequentissima è poi nei diplomi regi e imperiali la proibizione fatta ai giudici di entrare nei castelli privilegiati, e la promessa di non tenervi alcun placito.

3) *M. G. H.*, *Dipl.* III, P. I, p. 542, a. 1020.

4) *Reg. di Farfa*, V, n° 1160, a. 1103.

pendenti; provvedono alla propria difesa, amministrano la giustizia entro il loro territorio, e riscuotono le imposte per il sovrano. Da questa condizione alla conquista dell' autonomia completa il passo non è molto lungo [1]).

2° Nell' alta valle dell' Esino, nel territorio assegnato alla giurisdizione degli Attoni, son già sorti, prima del 1162, alcuni castelli (Matelica, S. Maria, Civitella, Rotondo, Col Feraio, Cerreto, Albacina), i quali però non si trovano tutti nella stessa condizione e non hanno avuto probabilmente la stessa origine. Mentre i castelli di S. Maria, di Civitella, di Rotondo e di Col Feraio, e fors' anche quelli di Cerreto ed Albacina in territorio di Fabriano, sono ancora sotto la diretta dipendenza del conte, dal quale forse erano stati costruiti od a cui erano stati direttamente assegnati dal Marchese, pagano a lui l' imposta per l' imperatore, le condanne pecuniarie e le tasse giudiziarie [2]), Matelica invece si trova di fronte ad esso in una posizione d' indipendenza assai maggiore e tratta con lui da pari a pari; essa è già un comune autonomo, costituito dai *boni homines*, che più tardi son designati col uome di *nobiles* o di *milites* [3]), retto da 4 consoli, al disotto dei quali stanno tutte le loro *familiae*, i loro *homines*, per la massima parte lavoratori dei campi, che non partecipano in alcun modo al governo del comune, ma godon già di molte esenzioni per l' opera ch' essi prestano *pro concimine castri* [4]).

L' autonomia del comune è ancora limitata però dai diritti della famiglia comitale, con la quale si viene tra il 1162 ed il

---

1) Ad un progresso rapidissimo in questo senso accenna il noto diploma di Ottone II agli homines del Castello di Lazise sul Lago di Garda, ai quali non si concede solo l' esenzione ma il diritto di riscuotere per proprio conto »*teloneum ripaticum passagium ... mensuraturam et curariam, et a suo iure et dominio in eorum ius et dominium* transfundit ...« *M. G. H., Dipl.* II, P. I, n° 344, a. 983.

2) *Perg.* n° 8 (a. 1196), 14 (a. 1210 circa), 15 (a. 1211), 21 (a. 1214).

3) Sull' identità dei *boni homines* con gli *nobiles* e *milites* degli anni posteriori non ci può essere alcun dubbio, perchè si tratta delle stesse persone o dei loro figli o nipoti.

4) La promessa di *non distringere et molestare homines dictorum bonorum hominum*, o *dicti castri, nisi pro concimine castri* si trova in molti documenti (v. p. es. *Perg.* n° 1, 2, 3, 8).

1196 ad una serie di compromessi, per cui si stabilisce un sistema completo di partecipazione ai diritti giurisdizionali e fiscali. Nella promessa del 1162, che pare fosse stata strappata da una guerra vittoriosa dei nuovi castellani di Matelica [1]), il conte Attone ed i suoi tre figli cedono al comune tutti i loro *homines* tra il rivo Rastia ed il Potenza, eccettuandone un centinaio di famiglie abitanti nei castelli di Rotondo, di S. Maria e di Civitella; promettono di difendere Matelica e di tenere verso di essa il *bonum usum* della citta di Camerino (la consuetudine cioè che la città dominante osserva verto i castelli del suo *districtus*); di non molestare i dipendenti dei *boni homines* di Matelica, rimasti entro i loro castelli, *nisi pro concimine castri*, e di obbedire ai consoli, se essi non vorranno avere il consolato [2]). Le stesse promesse son ripetute nel 1169 da *Albertus comes filius Gualterii Actonis* [3]), e nel 1180 da *Gentilis comitis Franci Actonis* [4]).

La partecipazione è dunque stabilita in questo modo: entro il castello e per un brevissimo spazio di terra intorno ad esso si è ormai affermata la giurisdizione consolare, alla quale però han diritto di partecipare – e vi partecipano effettivamente – i capi della famiglia comitale. Nel resto del territorio si mantiene invece la giurisdizione dei conti, suddivisa però fra i diversi membri della famiglia dominante. In modo analogo, ma in proporzioni forse più favorevoli agli Attoni, si ripartiscono anche i diritti fiscali; nell' interno del castello medesimo la partecipazione al consolato porta con sè – e forse è questo il suo scopo principale – il diritto ad una parte delle entrate giudiziarie; essi riscuotono, come già s' è visto, e forse per intero, il pedaggio dai forestieri, la regalia sui molini, e l' imposta sul mercato [5]); e in tutti i castelli, meno

1) Nel 1198, *dnus Moricus Rainaldi comitis* promette, fra le altre cose, al comune di Matelica di non chiedere alcun risarcimento per i danni avuti »*tempore guerrae factae pro concessione quam fecit pater eius*« (*Perg.* n° 9). La concessione di cui egli parla non puo' esser che quella fatta nel 1162 da messer Rainaldo e dai suoi fratelli, insieme al padre conte Attone.

2) *Perg.* n° 1 ed anche *Acquacotta*, Appendice alle *Memorie di Matelica*, n° 2.

3) *Perg.* n° 2, *Acquacotta*, *Appendice* n° 3.

4) *Perg.* n° 8, *Acquacotta*, *Appendice* n° 4.

5) V. indietro p. 47, n° 1. Ancora nel 1241 papa Gregorio IX conce-

che in Matelica, sono essi gli esattori della *dativa generali pro curia*[1]). L' interesse con cui si cerca, dopo lunghe liti e con laboriosi arbitrati, di determinare se gli uomini dell' uno o del l' altro luogo debban pagar la *dativa* con Matelica o con Civitella o con altro dei castelli dipendenti dagli Ottoni, ci fa supporre che quell' imposta non si riscuotesse soltanto per l' imperatore, ma che comune e signori esigessero già dagli *homines* dei loro castelli un' imposta diretta, forse personale, e che per questo il Comune desse tanta importanza ad aumentare le incastellazioni di nuove famiglie, che non rappresentavano soltanto nuove braccia per i lavori e la custodia del castello, ma anche, e sopratutto, nuovi contribuenti per l' imposta personale[2]).

Ma poichè il castello di S. Maria, il quale pagava al conte, sorgeva proprio alle porte di Matelica, il comune si doveva trovare nei primi anni in una condizione di assoluta inferiorità finanziaria, e doveva lottare per ottenere nello stesso tempo un allargamento del suo territorio e per sostituirsi ai conti nella riscossione delle imposte.

Nel 1185 il comune ha già fatto un passo innanzi in queste sue conquiste, di cui esso ottiene il riconoscimento ufficiale in due diplomi di Federico I, nell' uno dei quali vien concesso agli uomini di Matelica l' esenzione dal fodro generale, »*nisi tantum*

---

deve ad un altro dei signori del territorio, a m. Buttaro di S. Maria in monte, il *molendinum*, il pedaggio e le terre che Gentile di Franco di Attone aveva tenuto nel castello di Matelica, e che gli erano tolte perchè aveva aderito alla parte imperiale. (THEINER, I, n° 200.)

1) *Perg.* n° 8 (a. 1196); *Acquacotta, Appendice* n° 8. »*Et si nuntius curiae petierit generalem dativam per totam suam terram, teneantur homines isti, qui remanent in Civitella dare cum Actone et Appillaterra, et consules Mathelicae istis hominibus nihil praecipiant.*«

2) Crediamo anzi che si debba essere assai prudenti nell' interpretare le parole »*ad incastellandum et perpetuo in castro habitandum*«, e che in realtà molte volte la cessione delle famiglie dipendenti e la loro incastellazione rappresentino una semplice cessione di contribuenti. Non si potrebbe infatti interpretare in altro modo il permesso dato dai signori ai loro *homines* di *exire* dal loro castello *cum mansionibus suis* e la cessione fatta nel 1220 da messer Guarnieri di Franco della metà *pro indiviso* di 18 *foculares ad habitandum* etc. (*Perg.* n° 25).

12 denar. lucenses de quolibet fumo omni tertio anno« [1]); nello altro invece si concede al Comune »*medietatem omnium exactionum ad imperatoriam magestatem in praedicto castro spectantium, silicet de omicidiis et de sanguine et de aliis forensibus causis, et usualem largitatem de montaniis*« [2]) (l' *escaticum* dei documenti beneventani). L' altra metà, sebbene il diploma non lo dica, doveva essere riscossa dagli Attoni [3]).

Ma quando l' imperatore concede al comune la sola metà delle entrate giudiziarie e dei diritti di erbatico, ghiandatico, legnatico dei pascoli e boschi di pertinenza del castello, in realtà il comune è già andato assai più avanti; esso è andato man mano allargando la propria giurisdizione, ottenendo, o con la violenza o col danaro, che ora gli uni, ora gli altri degli Attoni gli cedessero un numero sempre maggiore dei loro *homines ad incastellandum et perpetuo in castro Mathelicae habitandum et ad omnia faciendum quae alii castellani faciunt pro negotio communitatis*, promettessero di non costruir alcun castello ai suoi danni, mentr' esso li avea spodestati dei due castelli di S. Maria e Col Feraio, che avea forse distrutto, e si sottoponessero alla giurisdizione dei consoli, nei casi in cui qualcuno della comunanza di Matelica intentasse causa contro di loro [4]).

Si era dunque molto vicini al riconoscimento pieno dell' autonomia e della sovranità del Comune anche da parte degli antichi signori del contado, quando, durante le guerre che seguono alla morte di Arrigo VI, passò su Matelica la raffica delle ire di campanile, ed il castello fu raso al secolo dai Camerinesi. Di quella distruzione e della dispersione degli abitanti, »*funditus desolati*

---

1) *Perg.* n° 5; *Acquac.* n° 5.

2) *Perg.* n° 6.

3) È probabilmente questa metà, che papa Gregorio IX toglie nel 1241 a Gentile di Franco. (THEINER, l. c.)

4) *Perg.* n° 9, a. 1198, e n° 14 (testimonianze raccolte nel 1210); *Acquac.* n° 8 e 12. V. per il procedimento analogo seguito dai comuni fiamminghi ESPINAS, *Les finances de la commune de Douai* (in *Nouv. Revue Historique de Droit franc. et etr.*, an. XXV, 1901, p. 171 e ss.); e per i comuni tedeschi v. VON BELOW, *Entstehung der deutschen Stadtverfassung* (in *Histor. Zeitschrift*, Bd. 59, p. 242–243).

vagi et profugi«, come li chiama una bolla d' Innocenzo III [1]), pare approfittassero gli Attoni, per rivendicare i loro diritti su molte famiglie e fors' anche su qualche castello già ceduto al comune. Due specialmente di essi, Attone e Appillaterra, figli del conte Guarnieri, che pochi anni prima, per il prezzo di cento lire, avevano ceduti tutti i loro *homines* di Civitella e avean promesso di demolire quel castello, s' erano uniti poi ai nemici di Matelica, avean partecipato alla sua distruzione, ne avevano asportato grande preda, e aveano obbligato molte famiglie appartenenti al comune, ed entrare nella loro rocca di Civitella non ancora distrutta [2]).

Ma il comune, appena ricostituito, riaffacciava subito i suoi diritti, e ne otteneva intanto il riconoscimento da un nuovo diploma imperiale, concessogli da Ottone IV. Questi, mentre permetteva la riedificazione del castello, probabilmente già avvenuta [3]), gli assegnava la metà dei proventi della giurisdizione, del mercato e del pedaggio, riservando a sè l' altra metà. Egli ordinava che si costruisse entro il castello una casa per il suo nunzio e gli si assegnasse un molino e cento moggia di terra, ed elevava il fodro, detto anche *census* o *fictus,* dai 12 denari ogni biennio di Federico I, a 26 denari ogni anno, da pagarsi in maggio da tutti gli abitanti *praeter clericos et milites de stirpi militari.* Ma in compenso – ed era questa la concessione più importante – permetteva ai Matelicani di accogliere come castellani tutti quelli che volessero andarvisi a stabilire, e di farvi ritornare tutti quelli che vi si trovavano prima della distruzione [4]).

Il comune però non riacquistò subito la sua autonomia, ma rimase per più di quattr' anni – finchè durarono le lotte fra Svevi e Bavaresi – sotto la giurisdizione di un podestà imperiale (pro-

1) *Perg.* n° 10 ed 11, a. 1203; *Acquac.* n° 10.

2) V. le solite testimonianze del 1210 (*Perg.* n° 14); e trattato di alleanza del giugno 1199 fra i Comuni di S. Severino e di Fabriano contro Matelica; fra gli alleati di Fabriano son compresi anche *Acto de Guarnerio et fratres* (cfr. *Acquac.* n° 9).

3) Fin dal 1203 papa Innocenzo III sollecitava i comuni di Fabriano e S. Anatolia a prestare il loro aiuto per la ricostruzione di Matelica (*Perg.* n° 10 ed 11).

4) *Perg.* n° 12; *Acquac.* n° 11.

babilmente il *nuntius* di cui parla il diploma). Ma rafforzato forse anche da questo più stretto legame all' impero, il Comune può guadagnare nuove posizioni di fronte ai discendenti degli antichi signori: nel 1213, una sentenza arbitrale, che decide una lite fra il comune e messer Pietro e Ranno, figli del conte Alberto di Gualtieri di Attone, stabilisce »*quod omnes forenses qui veniunt ad castrum Mathelicae sint absoluti a Petro et Ranno de salariis et bannis et omnibus quae eis dicere possent*«. Non si tratta ancora forse, di una rinuncia completa alle entrate giudiziarie; ma piuttosto è un vantaggio che il comune pretende in favore dei nuovi castellani, ai quali esso concede per 5 o 10 anni l' esenzione da ogni imposta, e non vuole perciò ch' essi siano molestati dai signori per pretesi diritti fiscali. Più larga ancora è la seconda esenzione: »*de nobilibus hominibus qui habent suos homines Petrus et Rannus non debeant petere banna nec folias ab eis*«; essi rinunciano cioè completamente ad ogni multa e tassa giudiziaria per tutti i dipendenti da quei nobili che si son rinuiti a formare il Comune, il quale per tutte queste rinuncie, che si traducono in un allargamento della sua sovranità finanziaria, paga ai due signori la somma di 172 lire [1]). Pochi mesi dopo, lo zio loro, Attone di Guarnieri, quello stesso che nel 1210 era in lite con Matelica e pretendeva la giurisdizione su molte famiglie già appartenenti al Comune, promette non solo di difendere il castello ed i suoi abitanti, ma di obbedire al suo podestà od ai consoli, e di rispondere nella loro curia per tutte le cause, che egli potesse avere con qualcuno dei castellani. Egli adunque, per tutto ciò che non riguarda la sua rocca, si sottopone pienamente alla giurisdizione del Comune, e si accontenta di riceverne un compenso di 106 lire e 90 moggia di terra [2]).

In una posizione di maggiore indipendenza dal Comune si mantengono ancora nel 1214 i discendenti dal terzogenito del primo conte Attone, i fratelli Gentile e Guarnieri di messer Franco, signori del castello di Rotondo, i quali promettono bensì di costruirsi anch' essi una casa in Matelica e di venirvi ad abitare di quando in quando, ma trattano ancora col Comune sopra un

1) *Perg.* n° 18; *Acquac.* n° 11 e 15.
2) *Perg.* n° 19; *Acquac.* n° 16.

piede di completa uguaglianza: reciproca infatti è la promessa di difesa e di alleanza, e se i due fratelli giurano obbedienza ai consoli, si affrettano ad aggiungervi la clausola »*salvo stato suo*«; ottengono che nel giuramento dei rettori del Comune sia inserita la promessa fatta a loro, e non fanno parole dei rapporti giurisdizionali[1]). Ma solo 6 anni più tardi, uno dei due fratelli, Guarnieri, essendo probabilmente in lite con messer Gentile, si rivolge ai consoli di Matelica, da cui ottiene promessa di aiuto, se il fratello non gli desse la sua parte dei beni paterni; ed in compenso rinuncia a tutti i diritti, che gli possono spettar nel comune »*silicet in consulatu, in bandis et folliis, et omnibus aliis rationibus et jurisdictionibus*«, escludendo dalla rinuncia la sola partecipazione al pedaggio, ch' egli vuol conservare[2]).

Un po' alla volta dunque, ma in un tempo abbastanza breve, il Comune ha ripreso tutte le posizioni ch' esso avea conquistate prima della distruzione, ed è andato anche più in là; ma nello stesso tempo gli Attoni, che nei primi 25 anni del sec. XIII non sembrano aver avuto alcuna parte nel governo cittadino, riassumono invece la partecipazione al consolato: l' uno o l' altro di essi si vede quasi sempre alla testa dell' attività cittadina; ora uno, ora due di loro sono fra i consoli; nelle loro case e sempre alla presenza di qualcuno di essi si compiono gli atti più importanti della vita comunale; qualcuno di loro si trova quasi sempre fra i fideiussori cha garantiscono i debiti del comune[3]).

---

1) *Perg.* n° 21; *Acquac.* n° 17.

2) *Perg.* n° 25; *Acquac.* n° 19 (a. 1220).

3) Nel febbr. 1225 e nel maggio 1226 sono consoli *d^us Petrus d^ni Alberti comitis* e *d^nus Guarnerius d^ni Franci* (*Perg.* n° 27 e 29); nel 1228 agosto è console *d^nus Moricus Rainaldi Actonis* (*Perg.* n° 38); nel giugno 1234, *d^us Rainaldus Morici* (*Perg.* n° 63); nel gennaio 1235, *d^us Rainaldus Morici* e *d^us Rainaldus Gualterii*. Nel 1227 la curia del podestà risiede *in domo quae fuit d^ni Gentilis Franci* (n° 36). I primi firmatari del patto giurato nel 1237 fra *nobiles* e *populares* sono *d^nus Albertus Actonis Guarnerii*, *d^us Gentilis Franci*, *d^us Ufredutius Morici Rainaldi*, rappresentanti i tre rami derivati dal conte Attone di Morico (*Perg.* n° 69). Fra i consiglieri del comune, che giurano il trattato del 1248 con Camerino, [illegible]imo posto, avanti al vicario del podestà, si trova *d^nus Bartholus d^ni G[illegible]* dopo *d^us Albertus*

3° Intanto, col moltiplicarsi delle aggregazioni, per cui ogni anno era qualche decina di famiglie che venivano ad aggiungersi alla popolazione del castello [1]), il Comune s' era andato rapidamente sviluppando; e come si faceva più complessa la sua costituzione sociale, cosi aumentavano le sue funzioni ed i suoi bisogni, e si rendeva necessaria una maggiore autonomia ed una più completa organizzazione finanziaria.

Se si dovesse stare alla lettera dei documenti, si dovrebbe affermare che, fin dal 1191, la popolazione libera di Matelica fosse divisa nelle due classi dei nobili e dei popolari, e che gli uni e gli altri partecipassero ugualmente ai più gravi atti di governo. Il trattato, che si conclude in quell' anno fra Matelica e Fabriano, è giurato infatti dai consoli di Matelica »*cum consensu nobilium et popularium eius terrae*« [2]). Ma il trattato viene giurato a Fabriano, e fabrianese è il notaio che lo scrive; è quindi molto probabile che la formula *cum consensu nobilium et popularium*, che rispondeva effettivamente alle condizioni reali della propria città [3]), sia stata estesa da lui anche al vicino castello di Matelica, dove quella netta divisione di classi e la partecipazione dei *populares* alla conclusione d' un trattato politico sembrano una antecipazione

---

Actonis Guarnerii. Il giuramento è fatto in Matelica, *in palatio d^ni Alberti Actonis*, dove s' è radunato il consiglio (*Perg.* n° 90). Gli stessi due signori sono in prima linea, nel 1258, nella conclusione del trattato con S. Severino (*Perg.* n° 147). Ma allora, come vedremo più avanti, essi occupano, anche ufficialmente, un posto preminente nel governo del Comune.

1) Soltanto per il periodo dal 1226 al 1253 si conservano tuttora in archivio 230 atti di aggregazione al comune di capi di famiglia, e certamente molti altri sono andati perduti. Tutti questi atti contengono l' obbligo di sottoporsi alla giurisdizione del comune, di prestar ad esso i propri servizi ed i tributi, di costruire una casa entro il castello e di venirvi ad abitare ininterrottamente; in compenso il comune assegnava al nuovo castellano un tratto di terra per la costruzione della casa e gli concedeva l' esenzione dalla colletta per un periodo variabile dai 5 ai 10 anni. È probabile però che non tutti i castellani venissero effettivamente a stabilirsi entro il castello, ma che l' obbligo di avervi una casa servisse specialmente a scopo fiscale e per i casi di guerra.

2) *Perg.* n° 7; *Acquac.* n° 6.

3) Cfr. G. Luzzatto, *Rustici e Signori a Fabriano alla fine del sec. XII.* Milano 1909.

di almeno un trentennio. È certo invece che nel 1237 i *populares* esercitano già una parte attiva nel governo del castello e son già tanto forti da poter imporre ai nobili, rimasti fin a poco tempo prima i soli padroni del Comune, la stipulazione di un *capitulum Mathelicae*, che determinasse in modo più favorevole al popolo la posizione dei nobili nell' interno del Comune, ed il giuramento annuale degli obblighi in esso contenuti.

Oggetto principale della convenzione doveva essere la distribuzione del carico tributario, che si faceva di giorno in giorno più grave. Mentre fino ad ora non s' era trovato acenno che ai pedaggi, all' entrate giudiziarie ed alle prestazioni d' opera per la difesa ed i lavori pubblici, ora invece si parla chiaramente di collette, di prestanze e di mutui contratti dal Comune, e si capisce che la colletta ed i prestiti obbligatori costituiscono il peso più grave per i popolari e la causa principale dei loro dissensi coi nobili. Si stabilisce infatti che la *dativa* o *colletta* sia pagata da tutti indistintamente *per libram secundum apretii sui mansi habiti infra districtum Mathelicae.* Spariva dunque o si voleva fare sparire l' esenzione dei nobili dall' imposta fondiaria[1]), ed anche i loro beni erano descritti nel catasto del Comune. Ma forse non la sola colletta *per libram* era pagata dai nobili; ma anche la colletta *per fumantes* (imposta personale), che veniva allora esatta ogni anno per il salario del podestà. Se cosí non fosse, non si comprenderebbe perchè si dovesse inserire nel giuramento dei *boni homines* una disposizione per la quale »*si erit potestas de extra comitatu Camerini, addatur salario quod continetur in capitulo, ita quod simus in concordia cum dicto potestate*«. Se si sentiva il bisogno di ottenere il consenso dei nobili per l' aumento eventuale del salario del podestà, vuol dire ch' essi già contribuivano per il salario normale.

In vantaggio dei popolari doveva esser fatta anche la promessa che non si imponessero *praestantiae per homines Matelicae,* ma che in caso di bisogno, si prendessero i danari a mutuo. Si voleva evitare l' abuso dei prestiti forzati, che gravavano in

1) Nel diploma di Ottone IV si esentavano ancore dal fodro imperiale i *milites de stirpe militari.*

misura uguale su tutti i contribuenti e sostituirli coi prestiti volontari, per i quali soltanto i maggiori proprietari, e perciò in prevalenza i nobili, potevano prestare malleveria.

Altre promesse in fine tendevano a limitare le pretese eccessive dei nobili per risarcimenti di danni per cavalli o muli, morti in servizio del Comune, o per guasti prodotti nelle loro terre dalle bestie di privati cittadini. Fra i firmatari troviamo in prima linea i capi dei tre rami in cui s' era divisa l' antica famiglia comitale, i quali giurano senza alcuna differenza da tutti gli altri *boni homines* del Comune (una quarantina in tutto)[1]).

I nobili, che probabilmente erano stati obbligati con la violenza a stipulare questa convenzione, non tardarono a sentirne il peso ed a tentar di sottrarvisi: tant' è vero che nel 1241 i popolari, i quali non sembrano ancora organizzati e per compiere un atto pubblico devono ancora intervenir tutti personalmente (in numero di circa 300), nominano un loro sindaco perchè si presenti allo imperatore e gli chieda d' obbligare i nobili al rispetto dei patti giurati[2]).

Non sappiamo quale esito abbia avuto questo ricorso, ma è certo che momentaneamente il dissidio dovette essere composto e che in parte almeno le domande dei popolari dovettero essere esaudite: non son passati due mesi e s' incontra la prima fideiussione prestata da alcuni nobili per un mutuo contratto dal Comune con alcuni prestatori fiorentini; e fra i testimoni si trova messer Alberto di Attone di Guarnieri[3]); e poco dopo nobili e popolari si trovano riuniti nello stesso consiglio, che giura il trattato d' alleanza con Camerino, e tiene la sua adunanza nel palazzo dello stesso messer Attone[4]).

Ma d' altro lato se l' aumento dei bisogni e del carico tributario era stato uno stimolo al costituirsi di una forza politica popolare, alla sua volta l' aumento rilevantissimo della popolazione e la partecipazione del popolo alla vita pubblica dovevano spingere il comune ad aumentare continuamente le proprie fun-

1) *Perg.* n° 69; *Acquac.* n° 23.
2) *Perg.* n° 71; *Acquac.* n° 24 (8 maggio 1241).
3) *Perg.* n° 72 (2 luglio 1241).
4) *Perg.* n° 90; *Acquac.* n° 28 (14 marzo 1248).

zioni ed a crearsi maggiori fonti d' entrata, allargando il proprio dominio territoriale ed assicurandosi entro di questo la piena sovranità finanziaria. In questo senso i due passi decisivi furono fatti da Matelica fra il 1255 ed il 1263: nel marzo del 1255 il Comune compera da messer Bartolo di Gentile, per il prezzo di 3000 libre, il maggiore degli antichi domini rimasti ancora in mano degli Attoni: il castello di Rotondo con tutte le sue fortificazioni e con tutta la giurisdizione »*ad dictum castrum pertinentem*« e con tutti i diritti che lo stesso messer Bartolo può avere sugli abitanti del castello e del suo distretto »*occasione dominii hominii et sengnoriae*«. Inoltre messer Bartolo rinnova e completa la promessa di essere in perpetuo castellano e abitatore di Matelica, di obbedire ai rettori del comune »*et dare datium et collectam per libram sui appretii et alia obsequia facere quae aliquis alius castellanus dicti castri facit*«[1]).

Un mese dopo un altro erede degli Attoni, messer Rainaldo di Masseo, che aveva sposato l' unica discendente del conte Alberto di Gualtiero, cede al Comune per il modesto prezzo di 50 libre alcuni boschi e pascoli in montagna, la terza parte del pedaggio che spettava al conte Alberto nel castello di Matelica e nel suo distretto, e tutti i diritti ch' essi potessero vantare »*quoquo modo sive quacumque de causa in castro Mathelicae et eius districtu sive occasione districtus et potestariae, sive occasione exentionis de non solvendo dativas et collectas, sive occasione bannorum et folliarum*«[2]).

Finalmente in quello stesso anno messer Alberto di Attone di Guarnieri rinnova singolarmente la promessa, che già aveva giurato con gli altri nobili di Matelica e si impegna a pagare la colletta *per libram sui appretii*, a far tutti gli altri *obsequia communis*, che fanno gli altri nobili, a pagare la colletta *per fumum in salario potestatis*; rinuncia anch' egli ad ogni diritto che gli possa spettare verso il Comune »*occasione consulatus et potestariae, selquatici sive pedagii, bannorum et folliarum*« e verso i privati »*occasione dominii, hominii et segnoriae*«, che gli derivassero dall' eredità

1) *Perg.* n° 118, 119, 120; *Acquac.* n° 40.
2) *Perg.* n° 123.

paterna o dalla cessione fattagli dai figli di Morico di Rainaldo (l' altro ramo di casa Attoni). Egli si obbliga ad abitar con la moglie entro il castello in tempo di guerra secondo gli ordini che gli verran dal comune; ma si riserva tutti il diritto di pieno dominio sulla sua rocca (che non è nominata nel documento, ma dev' essere quella di Civitella), impegnandosi soltanto a far determinare da quattro castellani di Matelica, eletti dalle due parti, i confini fra la montagna del Comune e la montagna che spetta a lui *pro rocca sua*. Per tutte queste concessioni egli riceve un compenso di 650 libre [1]).

Così finalmente, dopo mezzo secolo di lotte e di conquiste parziali, il dualismo dei poteri è scomparso del tutto: potrà sussistere ancora qualche residuo di partecipazione all' una od all' altra imposta indiretta, ma in generale si può affermare che entro il territorio del Castello, nettamente determinato dai trattati coi Comuni e coi signori confinanti, vi è un solo potere che esercita la giurisdizione e riscuote le imposte. È vero che i signori sottomessi diventano subito i capi e quasi i padroni nel castello: che già nel 1246 messer Alberto di Attone di Guarnieri è alla testa del Comune col titolo di *vicarius sive capitaneus* [2]), che nel 1258 lo stesso messer Alberto ed il cugino messer Bartolo di Gentile siedono accanto al podestà come Capitani del Comune [3]); che la casa di messer Bartolo è l' *hospitium* del podestà [4]) e la sua torre diventa un fortilizio comunale [5]); ma quest' autorità essi la esercitano non più come eredi dei vicari dell' impero e come possessori di diritti feudali, ma come cittadini, eletti a rappresentare e governare un' associazione di uomini liberi ed uguali: a grado a grado, attraverso alla sottomissione al comune ed alla conquista delle più alte magistrature comunali, gli Ottoni passano dall' antico dominio dei conti imperiali a quello nuovo della signoria trecentesca. In un piccolo centro, abitato in prevalenza da piccoli proprietari e da modesti artigiani, è naturale che

1) *Perg.* n° 128, 129, 130; *Acquac.* n° 42.
2) *Perg.* n° 76; *Acquac.* n° 25.
3) *Perg.* n° 147, 148; *Acquac.* n° 47.
4) *Perg.* n° 212.
5) *Perg.* n° 218.

l' antico signore, fattosi cittadino, eserciti un predominio effettivo, che gli deriva dalla tradizione e dalla superiorità economica e morale; ma ufficialmente egli esercita il potere, quando lo esercita, come un semplice delegato del Comune, che è il solo e vero sovrano.

Il Comune raggiunge ora, come ente politico, il massimo della sua forza e può mirare ad estendere il suo dominio anche fuori dell' antico territorio verso la rivale e più forte città di Camerino: nel 1258, per il prezzo di 300 lire, si ottiene l' incastellazione e la sottomissione al Comune di Messer Bucaro di Albertino, capo della consorteria degli Albertini, che possiede il castello di S. Maria in Monte ai piedi dell' Appennino sopra un giogo che domina l' alta valle del Potenza[1]). Cinque anni dopo, in seguito a violenze e all' uccisione dello stesso Bucaro, il Comune acquista per il prezzo di 4000 lire il castello coi suoi borghi, con le 20 famiglie che vi abitano e con tutti i vassalli dei suddetti signori. S' intende però che l' acquisto non riguarda i diritti patrimoniali sulle terre e sui censi d' indole privata (*debitalia servitia vassallorum*), da cui i vassalli potranno affrancarsi cedendo agli antichi *domini* una metà delle loro terre; ma soltanto le fortificazioni, la giurisdizione e tutte le prestazioni militari e tributarie che gli abitanti del castello e del suo distretto dovevano agli Albertini come a loro sovrani. Una condizione speciale viene stabilita per i boschi e pascoli in montagna, di cui la proprietà resta agli Albertini, ma il diritto d' uso vien riservato – e pare gratuitamente – al Comune ed ai suoi castellani[2]).

Cosi intorno al 1260, nel momento in cui cominciano ad abbondare le fonti finanziarie e si trovano i primi registri dei camerari, il Comune, con l' acquisto dei due castelli di Rotondo e di S. Maria in Monte, non solo ha assodato la sua potenza militare e si è impossessato di un territorio sufficentemente esteso per provvedere a tutti i bisogni del capoluogo, ma ha eliminato da questo territorio tutti i poteri concorrenti, che aveano limitato fin' allora la sua sovranità finanziaria o ne avevano ostacolato l' esercizio.

1) *Perg.* n° 150.

2) *Perg.* n° 187, 188, 191, 192; *Acquac*

4. Ma se, nell' interno del suoi domini e nei rapporti diretti coi sudditi, il Comune è il solo ente che possa imporre ed esigere tributi, se esso è il solo che provveda ai bisogni pubblici del castello e del suo territorio, la sua autonomia, anche in materia finanziaria, subisce invece dall' esterno un grande numero di limitazioni, che si vanno anzi facendo sempre più gravi appunto in questi anni, in cui esso ha compiuto la conquista del suo distretto. La prima limitazione è quella che riguarda la scelta dei tributi: le imposte, che il Comune esige negli ultimi decenni del Duecento, son sempre quelle di cui parlano dapprima i diplomi imperiali e piu tardi le bolle papali: il comune non ha creato ex novo il proprio sistema finanziario, ma ha dovuto muoversi entro i limiti impostigli da un potere superiore. Federico I ed Ottone IV aveano concesso a Matelica, come già s' è visto, l' *usualem largitatem de montaneis* e la metà dei proventi *de jurisdictione, de pedagio et mercato.* A queste appunto, anche cinquanta e sessant' anni più tardi, si posson ridurre, pur nella loro maggiore specificazione, le principali entrate ordinarie del Comune. Accanto ad esse trovaremo l' imposta diretta nella sua doppia forma di imposta fondiaria e d' imposta personale, e vedremo anzi ch' essa, sebbene conservi il carattere di straordinarietà, è la vera base della finanza comunale. Ma anch' essa è un' antica imposta statale, di cui si ha frequentissimo il ricordo in tutto il periodo germanico e feudale [1]). È vero che per Matelica non si conserva alcun privilegio, che ne conceda al Comune la riscossione; ma però le parole, già più volte ricordate, dell' arbitrato del 1196, in cui si parla della riscossione della *dativa pro curia,* che si dovea fare castello per castello e che i consoli di Matelica non potevano esigere dagli *homines* di Civitella, son prova più che sufficente per potere stabilire che già nel secolo XII l' imposta

1) Cfr., fra gli altri, LEICHT, *Studi sulla proprietà fondiaria nel M. E. Oneri pubblici e diritti signorili,* Padova 1907, p. 47 e ss.; MAYER, *Ital. Verfass.*, I, p. 310 e ss. Il MAYER considera l' imposta fondiaria della età barbarica e feudale come un' imposta ordinaria, riscossa annualmente; ma su questa ordinarietà dell' imposta noi conserviamo dei dubbi assai gravi, che ci sembrano divisi anche dal LEICHT (p. 49); nell' età comunale l' imposta è certamente straordinaria, come vedremo più avanti.

diretta veniva riscossa nell' interno del castello dai magistrati comunali[1]).

Com' era determinato dalle carte di franchigia il numero e la qualità delle imposte di cui poteva disporre il Comune, cosi erano tutelate dal potere sovrano (imperatore o papa, e loro vicari) le esenzioni di speciali categorie di cittadini, che ricorrevano ad esso tutte le volte che si vedevano minacciati nei loro diritti, come ad esso ricorreva il Comune quando, per condizioni particolari, riteneva necessaria la sospensione o la soppressione di qualche immunità[2]).

Nessun vincolo invece sembra che venisse a limitare la misura e la frequenza delle imposizioni: una sola volta si vede il Cardinale Legato, che governa la Marca in un momento assai critico, dopo la caduta di Manfredi, autorizzare il podestà di Matelica ad esigere da tutti gli abitanti del Comune la colletta imposta per pagare la condanna di 5000 lire, fino alla somma di 3 lire per ciascuno[3]). Ma non si deve interpretare questo documento come una prova che si dovesse di volta in volta ottenere l' autorizzazione del rettore della Marca per imporre una colletta, o per imporla in una determinata misura. Effettivamente l' autorizzazione riguarda solo la facoltà d' imporre la colletta a tutti gli abitanti del comune; e che si tratti di questo lo si capisce facilmente da una lettera di pochi giorni innanzi dello stesso cardinale legato, che permetteva al podestà di poter esigere il resto della

1) *Perg.* n° 8; *Acquac.* n° 7. A Fabriano il comune riscuoteva la *collecta* o *colta* già nel 1165 (ZONGHI, *Carte diplomatiche fabrianesi*, p. 8–9). A Foligno, nel 1210 un privilegio di Ottone IV concede »*quod nullus habeat potestatem colligendi datam vel collectam exceptis ipsis civibus quibus colligere liceat*« (FICKER, IV, p. 278). Sul diritto conservato dagli imperatori di proibire la creazione di nuove imposte locali, cfr. PERTILE, *St. del Dir. It.*[2], V, p. 375, n° 57.

2) Si è già vista il ricorso fatti nel 1241 all' imperatore dai popolari contro i nobili che non vogliono pagar la colletta (*Perg.* n° 71). Nel 1278 si dibatte davanti al rettore della Marca una causa analoga per sapere se la colletta per il salario del podestà debba esser pagata dai nobili *per libram* e *per fumum* (*Perg.* n° 413). Sull' intervento della curia papale in favore del clero per l' esenzione dalle imposte, v. fra le altre *Perg.* n° 100 e 101, a. 1253.

3) *Perg.* n° 244, a. 1267.

somma a cui era stato condannato il Comune da coloro che non avean pagato la colletta »*secundum formam communiter impositam*« [1]): quella che si autorizza non è dunque la imposizione della colletta, ma la deroga dalle esenzioni abituali.

Ma le limitazioni più gravi all' autonomia finanziaria del Comune non riguardano tanto le entrate, quanto le spese, in cui si manifesta, dopo il 1267, tutta l' azione vessatoria del governo pontificio e lo stato di soggezione in cui si trovano i piccoli comuni dipendenti immediatamente dall' autorità del rettore della Marca.

Fino alla battaglia di Benevento, per l' aspro e quasi ininterrotto dissidio fra papa e imperatore, e per l' immediata ripercussione che quelle lotte hanno in tutta la regione marchigiana, il Comune può godere per 50 anni, dal 1215 al 1265 [2]), di una indipendenza quasi completa. Tranne qualche periodo in cui esso deve riconoscere il dominio del papa [3]), il Comune si mantiene di preferenza fedele alla potere imperiale, il quale, più lontano e messo assillato, forse, dal bisogno finanziario, non fa sentire che eccezionalmente il peso della propria autorità [4]) e non richiede per lo più il concorso del comune che per qualche impresa militare o per qualche opera di difesa, che si debba compiere nella regione marchigiana [5]). Più stretto è il vincolo agli Svevi e mag-

1) *Perg.* n° 241.

2) Fissiamo la data del 1215, perchè, dalla ricostruzione del castello fino a quell' anno, governano in Matelica i podestà imperiali (*marchio Gualterius* e *dus Rainerius*); dopo il 1215 si ritrovano in vece i consoli cittadini, ai quali subentra nel 1225 il podestà, nominato, quasi sempre, dai consigli del comune.

3) P. es. nel 1235 l' *affictus* vien pagato al rettore della marca, Sinibaldo dei Fieschi (*Perg.* n° 71). In vece dal 41 al 48 la città obbedisce al l' imperatore; dal 48 al 59 essa riconosce nuovamente il dominio papale, ma si ribella parecchie volte; dal 59 al 65 essa è devota a Manfredi.

4) In alcuni atti di incastellazione del 1246, i nuovi castellani, oltre al *sequimentum potestatis*, giurano anche fedeltà all' imperatore (*Perg.* n° 76). Nel 1247 messer Ranieri di Ruggero s' impegna a restituire, entro quattro mesi, alcune balestre avute in prestito dal Comune »*salvo mandato et voluntate di Roberti de Castillione sacri imperi in Marchia vicarii generalis*« (n° 83).

5) Nel 1247 il Comune partecipa, insieme ad altri, alle spese della costruzione di una torre, »*quae fit pro Curia in castro Agelli*« (*Perg.* n° 81).

giore è l' onere finanziario imposto al Comune, al tempo di re Manfredi, il quale tiene costantemente un proprio vicario nella Marca, contrapposto al rettore papale, riscuote annualmente dal comune l' *affictus* di 25 lire [1]), gli impone il mantenimento di un certo numero d' uomini d' arme ed il contributo di 1300 lire per le spese di guerra [2]), compensandolo di queste gravezze con la concessione del castello di S. Maria de Galli oggetto di lunghe contese fra Matelica e Camerino [3]).

Ma il colpo più grave fu dato al Comune dopo il 1266, col ristabilimento definitivo dell' autorità pontificia in tutta quanta la Marca d' Ancona. Matelica, che era già stata dichiarata da Innocenzo IV, in segno di protezione, *demanium Curiae speciale* [4]), fu soggetta alle cure dirette e continue del rettore della Marca, del suo giudice e del suo tesoriere, e per 40 anni la sua storia politica si riassume quasi esclusivamente nei rapporti con la Curia pontificia, nella partecipazione alle guerre sostenute da questa, nei ricorsi contro i soprusi di questo o quel rappresentante dell' autorità papale, nei tentativi di ribellione e nelle condanne che ne derivano. Formalmente l' autonomia finanziaria del Comune è sempre rispettata: la Curia non ha mai rapporti diretti coi contribuenti, ed anche, all' infuori del vecchio *fictus* di 25 lire ogni due anni, essa non impone al Comune alcuna imposta ordinaria. Ma in realtà essa non rinuncia ad alcuna occasione per trar danaro dai sudditi: comincia nel 1267 a condannare il Comune ad una taglia di 5000 lire (ridotte poi

---

1) *Perg.* n° 157 (a. 1259), 175 (a. 1261), 186 (a. 1263). In quest' anno, l' 11 gennaio il vicario imperiale avverte le comunità del contado di Camerino che tutto l' *affictus*, dovuto alla curia il 1 maggio, è stato concesso a d° Grimaldo de Petino (n° 181).

2) *Perg.* n° 158, 162, 165 (a. 1260).

3) *Perg.* n° 161. Papa Alessandro IV e il rettore della Marca Gerardus Coxadoca avevano insistito parecchie volte presso i Camerinesi, fra il 1253 e il 55 perchè desistessero dal proposito di costruire un castello nel poggio di S. Maria de Galli o nel Colle Stephani in pregiudizio di Matelica, e poi perchè distruggessero il castello già costruito (*Perg.* n° 104 e 105). Nel 1260 Matelica raggiunse il suo scopo, e probabilmente il castello, di cui non si trova più il ricordo, fu allora distrutto.

4) *Perg.* n° 95; *Acquac.* n° 31 (a. 125[illegible]

a 3000) per la sua devozione a Manfredi [1]), e d' allora in poi le condanne e le multe si susseguono senza interruzione e sempre in misura assai rilevante. L' archivio del Comune, che per questi 40 anni conserva più di 600 pergamene, è costituito per almeno due terzi dalle pratiche per i pagamenti che si dovevan fare alla Curia. E più per far denari che per ragioni politiche doveva anche essere stato preso il provvedimento che toglieva al Comune di Matelica – come del resto ad una gran parte dei Comuni marchigiani – il diritto di nominarsi il podestà ed il suo giudice [2]). Succedeva infatti che la podesteria fosse concessa come beneficio a qualche fedele servitore della Chiesa, il quale non si presentava neppure ad assumere l' ufficio e per lo più non si faceva mai veder nel castello, delegando le sue funzioni al proprio giudice o vicario; il salario che gli pagava il comune era quindi un semplice compenso di altri servizi che egli aveva prestato o prestava alla Chiesa; oppure quel salario entrava direttamente nelle casse della tesoreria pontificia. Talvolta il titolo di podestà è assunto direttamente dal Rettore o dal Tesoriere della Marca [3]), e probabilmente non come persone, ma

1) *Perg.* n° 233; *Acquac.* n° 60.

2) Già nel 1264, mentre Matelica obbediva a Manfredi, il Cardinale legato della Marca concedeva la podesteria a Simonetto di Gentile da Osimo »*pro anno immediate sequenti postquam idem castrum redierit ad mandata Ecclesiae*« (*Perg.* n° 207). Nel 1265 la stessa concessione si faceva alle stesse condizioni a messer Artenisio di Giovanni di Saverio da Fabriano (n° 216). Simonetto di Gentile fu effettivamente podestà di Matelica dopo il 1 luglio 1266 (*Perg.* n° 229); messer Artenisio invece non potè aver l'ufficio; e poichè pretendeva ugualmente il salario dal comune, ne derivò una lunghissima lite, che si potrasse per anni e che dovette costare al comune parecchie decine di lire. Nel 1284 il comune è multato in 1000 fiorini d' oro per essersi nominato il podestà contro le costituzioni (n° 476).

3) Nel 1270 è podestà di Matelica il vescovo di Camerino (*Perg.* n° 291); nel 1272, il Rettore della Marca, Fulco de Podio Riccardi (n° 331); nel 1281 il tesoriere della Marca, Filippo di Ugo Spini (n° 461). In quell' anno risiede entro il castello, oltre al vicario del podestà, anche un *baiulus* o *procurator Curiae*, e si vede questo casetto curioso, che il vicario del podestà promette in nome del comune al tesoriere della Marca, che è poi lo stesso podestà, la somma di 200 lire per difendere il comune *in Curia domini Marchionis* per far togliere da Matelica il *baiulus pro Curia* e per far ridurre la taglia imposta al comune.

come semplici rappresentanti della Curia papale. Quando poi fu restituito al Comune il diritto di eleggersi i propri ufficiali, gli fu imposto, in compenso di questa concessione, il pagamento di un censo annuale abbastanza elevato[1]).

In conclusione il nostro Comune si presenta alla fine del Duecento, anche in materia finanziaria nella vera condizione del piccolo stato vassallo: di fronte agli abitanti del suo territorio esso è il solo sovrano, che, all' infuori del campo ecclesiastico, non ammette l' ingerenza di alcun potere estraneo fra sè ed i suoi sudditi, ed impone, distribuisce e riscuote da solo l' intero carico tributario. Ma nei rapporti col governo pontificio la sua posizione s' accosta invece di molto a quella del Comune moderno di fronte allo Stato; manca, è vero, la tutela che oggi lo Stato esercita sull' amministrazione finanziaria dei comuni; ma vi sono al pari che ai nostri giorni le limitazioni statali alla libertà di imposizione, e sopratutto la limitazione assai più grave nella scelta delle spese, la maggior parte delle quali sono imposte al Comune dal potere dominante.

II°

Le fonti per la storia finanziaria di Matelica nel sec. XIII.

[1° I *camerarii* ed i loco registri. 2° Le relazioni dei *rationatores* del Comune.]

1° A questo punto dello sviluppo dell' autonomia comunale, noi abbiamo la fortuna di possedere un gruppo assai ricco di documenti amministrativi, i quali permettono di vedere con sufficiente esattezza quali fossero i bisogni pubblici a cui provvedeva il Comune ed in qual modo vi provvedesse, quale fosse in una parola tutto quanto il suo ordinamento finanziario.

1) A Sanseverino il permesso di eleggersi il podestà fu dato da Nicolo IV nel 1290 dietro la promessa di pagare agni anno un censo di 170 alla Camera Apostolica (*Perg.* n° 584). Nello stesso anno lo stesso permesso fu dato ad altri castelli marchigiani alle stesse condizioni (variando però il censo). Cfr. THEINER, I, n° 480, 481, 482, p. 310, 311. A Matelica invece il rettore della Marca seguita a nominare il podestà, il giudice ed il notaro anche dopo quell' anno (v. *Perg.* n° 600, a. 1291 dicembre; n° 644, a. 1294; n° 687, a. 1297). Il permesso di eleggersi il podestà e gli altri ufficiali vien dato al comune soltanto nel 1300 (*Perg.* n° 766), ed il *census pro protestaria* vien pagato annualmente nella cifra di 112 lire e [illegible] 782, a. 1301).

Non solo infatti tra le 1200 pergamene di Matelica si son conservate in gran numero le confessioni di debito, fideiussioni, ordini di pagamento, quietanze, appalti di entrate; ma ci sono anche rimasti, per i soli 23 anni dal 1262 al 1285, i quaderni dei *camerarii* e le relazioni dei *rationatores*.

A capo dell' amministrazione finanziaria si trova, almeno dopo il 1247, un ufficiale speciale, il *Camerarius*[1]), che durava in carica da 3 mesi ad un anno, aveva un proprio notaio, riceveva dal comune un piccolissimo stipendio (una lira ogni trimestre, e altrettanto il notaio), e per lo più doveva unire vari uffici[2]). Le sue attribuzioni erano determinate da un particolare statuto, che non ci è rimasto[3]); ma possiamo in ogni modo stabilire ch' egli aveva quasi esclusivamente le funzioni di cassiere, e che la sua libertà di disposizione del danaro del Comune era estremamente limitata. Eccettuate infatti le piccolissime spese di pochi denari, tutte le spese dovevano essere autorizzate da un mandato di pagamento del podestà o del suo vicario, e quelle un po' maggiori (per molto tempo oltre i 5 soldi) dovevano essere state deliberate dei consigli cittadini[4]), e dovevano essere legitimate (quando superavano i

---

1) Il primo camerario che sia ricordato dai documenti di Matelica è »*Accurrimbona Petri de Foligno camerarius et sindicus Communis Math.* (*Perg.* n° 86, 27 dicembre 1247).

2) Riceviamo queste notizie principalmente dai registri degli stessi camerarii; nei più antichi registri (1262 e 63) si vede che il camerario dura in carica per un anno; dopo, invece la durata è sempre di tre mesi; solo eccezionalmente, dall' ottobre 1279 al febbraio 1280, camerario e notaio durano in carica 4 mesi e mezzo, ed il loro salario è aumentato nelle stesse proporzioni (3 lire fra tutti due).

3) Il 15 aprile 1307 *magister Matheus magistri Jacobi de Civitanova* eletto a notaio delle riformagioni »*et ad exigendum dativas et condempnationes et etiam in camerarium et massarium terrae Math.*« per 6 mesi, dà 6 fideiussori »*de offitio suo bene exercendo secundum formam electionis vel statuti sive reformationis loquentium de offitio*« (*Perg.* n° 855).

4) Cfr. resoconto dei *rationatores* del 1281: »*Quia invenimus Param Benadacti olim camerarii* (nel 1279) *dedisse 27 sold. cuidam nuntio sine licentia consilii et contra formam capituli, dicentis quod nullus camerarius possit expendere de pecunia communis ultra 5 sold. sine dicta licentia, dictum Param in restitutione condempnamus et in 100 sold. pro pena, salvo quod si solverit dictam quantitatem infra tertiam diem a dicta pena sit absolutus*«.

10 soldi) dalla presenza di due testimoni[1]). Neppure nelle riscossioni era lasciata piena libertà al camerario: chè per le somme maggiori (non potremmo determinare con esattezza la cifra) dovevano sempre esser presenti il podestà od il suo vicario ed alcuni testimoni scelti fra i cittadini più ragguardevoli[2]). Con l' aiuto del suo notaio egli registrava le entrate e le spese in appositi quaderni, che doveva consegnare entro cinque giorni dalla fine del suo ufficio ai *rationatores*, perchè questi riferissero entro un mese e concludessero o per l' approvazione della sua gestione o per la sua condanna[3]).

I quaderni rimastici, del sec. XIII, sono in tutto quattordici, sei dei quali sono di spese soltanto, due di entrate, e gli altri di entrate e spese. In tutti però spese ed entrate son registrate separatamente: il camerario non adottava il sistema del moderno cassiere, il quale di giorno in giorno registra una dietro l' altra tutte le entrate e le spese; ma a larghi intervalli registrava in una sola volta tutte le entrate o tutte le spese di una stessa categoria, e solo eccezionalmente vi intercalava una entrata od una spesa di genere diverso. Forse questo sistema di registrazione non era causato dal disordine dei camerarii, che si ricordassero di riempire i loro quaderni al momento in cui dovevano rendere i conti; ma era piuttosto una conseguenza del modo con cui dovevano avvenire le riscossioni ed i pagamenti.

A questo proposito si presenta anche per Matelica una questione, che potremmo dire pregiudiziale per ogni studio di storia delle finanze comunali: la questione cioè, a lungo dibattuta in Germania, se nei conti dei camerarii si rispecchi l' intero movi-

---

1) Quest' obbligo è confermato dalla pratica di tutti i camerarii, di cui ci son rimasti i registri.

2) Così p. es. il cam. *Benvenutus Barlarii* (gennaio–marzo 1276) riceve alla presenza di 3 o di 2 testimoni somme di 26 lire come di 2 lire e 14 soldi; così nel 1278 e 1279 i testimoni in numero almeno di due son sempre presenti per le riscossioni superiori ai 40 soldi, ed anche per qualche riscossione inferiore.

3) Cfr. il *Frammento degli Statuti del Com. di Matelica del sec. XIV*, pubbl. da G. Luzzatto in Appendice agli *Statuti di S. Anatolia* (Ancona 1909), p. 255.

mento della finanza cittadina [1]). Uno dei più acuti storici delle economia, CARLO BÜCHER, esaminando i libri finanziarii di Francoforte sul Meno, ha concluso che il Medioevo non deve aver conosciuto l' unità delle casse fiscali, secondo la quale tutte le entrate e le spese devono passare, almeno per la contabilità, attraverso ad una cassa principale. Secondo lui invece, l' amministrazione consterebbe di una serie di casse separate, singolarmente amministrate dai loro gerenti, i quali non rimettevano le loro entrate tutte insieme alla cassa della città, ma le destinavano immediatamente a quelle spese, ch' erano di loro spettanza. Soltanto se c' erano degli avanzi, venivano versati all' erario; come si ricorreva invece all' erario, se i fondi della cassa speciale risultavano insufficienti [2]).

Se l' opinione del BÜCHER dovesse estendersi anche al nostro castello, è evidente che i registri del camerario, non rispecchiando che una parte abbastanza esigua dell' intero movimento di cassa del Comune, non servirebbero affatto a darci una rappresentazione esatta e completa della sua situazione finanziaria. Ma il dubbio non si può risolvere se non con l' esame analitico dei singoli quaderni.

Il primo registro [3]) (pergamenaceo di 4 cc. tutte scritte, con una lacuna evidente fra la 1ª e la 2ª carta) contiene le spese fatte, dal 10 gennaio al 10 aprile e dal 5 luglio al 25 dicembre 1262, dal camerario *Bonafides,* il quale dichiara nell' intestazione di annotare le »*expensae factae in candelis, cera, oportunis comuni Math. et in aliis rebus extraordinariis*«. Infatti, oltre alle piccole spese per candele, per cera da suggellare, olio, legna da ardere, carta, piccole riparazioni, vi si trovano registrate soltanto alcune spese straordinarie per indennità ad ambasciatori, spie, corrieri,

---

1) V. un ottimo riassunto della questione in W. STIEDA, *Städtische Finanzen im Mittelalter* (*in Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, III. J., 17. Bd., 1899*), p. 7 e ss.

2) Cfr. K. BÜCHER, *Der öffentliche Haushalt der Stadt Frankfurt* (in *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft,* Bd. 52), p. 7.

3) I registri dei camerarii sono stati collocati dal Grimaldi nella classe *Tasse, proventi e spese* (1262–1799), nella Stanza I, credenze VI, XIII e XIV, e numerati in ordine cronologico; il registro del 1262 porta il nº 1.

per soldo e viveri a soldati, per riparazioni alle mura del castello, per la cattura di un bandito, per restituzione di prestiti fatti da privati al Comune. Mancano dunque del tutto le spese ordinarie, e da questa mancanza parrebbe di dover concludere che l' intestazione rispondesse al vero, e che, almeno in quell' anno, il camerario tenesse un registro particolare per le piccole spese e per le spese straordinarie; ma poichè si tratta di un quaderno frammentario, nel quale si leggono le somme parziali a piè di ogni pagina, ma non si conserva la somma finale, non si può affatto escludere che, in qualcuna delle carte perdute, fossero registrate anche le spese ordinarie, che non erano tante da occupar grande spazio.

Il secondo quaderno di spese[1]) (cartaceo di cc. 8), tenuto dal cam. *Bonaguida Amicoli* per il primo trimestre del 1264, conserva tutte quante le somme, nè presenta alcuna discordanza fra le somme parziali e quella generale; accanto alle spese straordinarie ed a quelle minute, già incontrate nel quaderno di messer Bonafede, vi si registrano anche molte spese ordinarie ed alcune straordinarie di genere diverso (p. es. i pagamenti per l' acquisto del castello di S. Maria in monte, i quali venivano fatti con grande solennità alla presenza degli ufficiali del Comune e delle personalità più eminenti).

Per le stesse ragioni dobbiamo ritenere completo il registro di spese di Corbo camerario dal dicembre 1267 al febbraio 1268 (pergamenaceo di cc. 7, delle quale soltanto 4 e mezza sono scritte)[2]).

D' indole diversa sembrano invece il quarto ed il quinto quaderno di spese: nel primo (pergamenaceo di cc. 3), il cam. *Ugolinutius Actonis* registra, dal 2 maggio all' 11 giugno 1284[3]) soltanto i salari pagati agli operai, che lavoravano alla costruzione del palazzo comunale, e gli stipendi e indennità ai soldati e cittadini andati *in exercitu*; nel secondo (pergamenaceo di cc. 12)[4]) il cam., di cui s' ignora il nome, registra – quasi esclusivamente – i paga-

1) *Tasse, proventi e spese,* n° 3.
2) *ibid.,* n° 5.
3) *ibid.,* n° 14.
4) *ibid.,* n° 15.

menti fatti per la costruzione del palazzo del comune nei mesi di novembre e dicembre 1284. Ma si deve anche osservare che i quaderni sono mutili, e che nel primo fra la somma generale, che si conserva, e la somma effettiva delle spese registrate vi è una differenza di 125 lire; è dunque assai probabile che nelle carte mancanti fossero registrate tutte le altre spese del trimestre.

Completo è in fine il sesto ed ultimo quaderno di sole spese, dal 2 giugno all' ultimo di agosto 1285, del cam. *Marianus Compagnoni* (pergam. di cc. 6)[1]: anch' esso infatti, come quelli del 64 e del 67, mostra una concordanza quasi completa fra la somma generale, che il notaio ha lasciato alla fine del quaderno, e le somme delle singole pagine, che si conservano tutte; di più vi si trova anche l' annotazione, aggiunta assai probabilmente dai *rationatores*, i quali osservano, dopo esaminati i conti, che »*videtur quod Marianus debeat reddere Comuni 57 sold. et 2 den.*«.

Di registri di sole entrate se ne conservano due: quello del cam. *Johannes Migonis*, da gennaio ad ottobre 1263 (pergam. di cc. 8)[2], e quello del cam. *Thomasius Blasii* per il primo trimestre 1265 (pergam. di cc. 6)[3]. Fra i due quaderni vi è una notevola differenza nel modo di registrazione delle entrate: nel primo esse sono in semplice ordine cronologico senza alcun raggruppamento per categorie, e si devono giudicare complete: infatti alla fine di ottobre, quando si muta il Camerario, si trova la somma generale, così designata: »*Summa omnium introituum quae pervenerunt ad manus Johannis Camerarii, sine salario potestatis, capit et est 289 libr., 2 sol. et 4 den.;* e questa somma corrisponde perfettamente a quella delle cifre registrate per i primi 10 mesi. È vero bensì che, all' infuori di 27 lire per arretrati di collette precedenti, non è registrata alcuna riscossione per imposte dirette; e questa mancanza potrebbe far supporre l' esistenza di un' altra cassa o di altri registri; ma il confronto con le pergamene, assai numerose in questo periodo, ci permette di concludere – con relativa sicurezza – che in quell' anno non si dovette imporre alcuna nuova

1) *ibid.*, n° 16.
2) *ibid.*, n° 2.
3) *ibid.*, n° 4.

colletta, oltre a quella ordinaria per il salario del podestà. – Tommaso di Biagio, il camerario del 1265, registra invece separatamente i diversi cespiti di entrate del trimestre: nelle prime carte segna le tasse giudiziarie e le entrate per appalti d' imposte indirette: dopo queste mette, una sotto l' altra, tutte le condanne pecuniarie. Ma la somma di tutte queste entrate non arriva che a 75 lire, mentre poco più sotto è detto che la »*summa omnium introituum pervenientium ad manus Thomasii Blasii camerarii de mense Januarii, Februarii et Martii capit et est 478 libr., 7 sold. et 8 den.*«. L' apparente contraddizione è spiegata dalle carte seguenti, in cui son registrate – per una somma di 400 lire circa – le riscossioni di una colletta di 2 soldi per moggio, imposta per l' acquisto del castello di S. Maria in monte.

Più numerosi sono i quaderni, che servono nello stesso tempo per le entrate e le spese, che però nella registrazione son tenute sempre separate. Il primo, del cam. *Leva Bonajuntae,* dal 2 marzo al 31 maggio 1269 (pergam. di cc. 8, tutte scritte)[1]), contiene nelle prime quattro carte gli introiti del trimeste, e nelle altre le spese; comprende all' entrata, oltre alle solite riscossioni ordinarie e straordinarie, anche il reddito di una colletta di 15 denari per moggio, ed all' uscita, oltre alle solite spese per ambasciate e messaggi e per cancelleria, anche i salari di gran parte dei pubblici ufficiali ed alcuni forti pagamenti per debiti del Comune. La cifra complessiva delle spese è di pochissimo superiore a quella delle entrata.

Nel secondo quaderno (pergam. di cc. 8)[2]) si registrano le entrate e le spese di un solo mese – giugno 1274 – sotto il Camerariato di *Thomasius Bonajuntae.* Perchè questo camerario abbia tenuto un registro mensile in luogo dei soliti quaderni trimestrali, non sapremmo dirlo: forse questa particolarità si deve all' eccezionalità delle spese sostenute per mandare per otto giorni, a tutto carico del Comune, 5 *milites* con 2 cavalli ciascuno, 21 balestrieri o 78 fanti in aiuto del marchese che si trovava a combattere presso Jesi. Ma assieme a questa spesa eccezionale, ed

1) *ibid.*, n° 6.
2) *ibid.*, n° 7.

alla riscossione di una colletta di 12 denari per moggio, imposta evidentemente per questo scopo, si registrano anche tutte le altre entrate e spese straordinarie ed ordinarie.

Incompleto ed in molte parti illeggibile, perchè rosicchiato dai topi, è il quaderno del cam. *Benvenutus Barlarii* per il primo trimestre del 1276 [1]): di esso è rimasta intatta la parte in cui son registrate le spese; ma per le entrate si può ricavarne soltanto qualche notizia staccata.

Il quaderno del cam. *Masseus Accursi* (perg. di cc. 10 di cui le ultime due bianche) per gli ultimi d' ottobre e per tutto novembre e dicembre del 1278 [2]), contiene nelle prime 4 carte le sole entrate, nelle 3 carte seguenti le spese, e nelle ultime carte, una seconda volta, le entrate. Molto probabilmente questa disposizione non è che la conseguenza di un errore nella rilegatura del quaderno, che al tempo del Vogel doveva essere costituito da pergamene staccate: mentre infatti a pié di ognuna delle prime quattro carte si trova la somma parziale, la somma generale delle entrate non si trova che alla fine dell' 8ª c., e coincide quasi perfettamente col totale di quelle somme parziale. In questo registro, più che negli altri, si può rimarcare la grande saltuarietà delle date, per cui da una riscossione fatta il 27 ottobre si passa ad altre del 19 dicembre, e da queste al 5 e al 10 gennaio. Degno di nota è anche il modo di registrazione di alcuni pagamenti per salari, a cui si dà la forma vera e propria della quietanza, e così pure merita d' essere rilevato il fatto che di alcune entrate si dichiara espressamente che esse non erano pervenute in mano del camerario, ma erano state trattemente dal giudice del Comune come indennità per le proprie ambasciate.

In continuazione a questo è il quaderno di entrate e spese di *Para* camerario (pergam. di cc. 6) [3]) per i mesi di gennaio, febbraio e parte di marzo 1279. Anche qui troviamo la stessa separazione delle entrate in due parti, nelle prime due e nella ultima carta del quaderno, con le spese nel mezzo; ma questa volta la separazione non è casuale. Mentre infatti nelle prime

1) *ibid.*, n° 8.
2) *ibid.*, n° 11.
3) *ibid.*, n° 12.

due carte si registrano le entrate dei soliti cespiti, comprendendo fra esse anche alcune riscossioni arretrate di vecchie collette, e la somma di tutte le cifre registrate non ammonta che a 35 lire, si legge invece, alla fine della 2ª carta, che la somma di tutti gli introiti è di 386 lire, 13 soldi ed 8 den., press' a poco uguale alla somma delle spese del trimestre, che è di 381 lire, 1 sold. e 5 den.; la forte differenza è compensata dalle riscossioni di una colletta di 6 den. per moggio, che son registrate alla c. 5, e che erano state impiegate direttamente in molte delle spese, che son registrate nelle carte precedenti.

Spese ed entrate di un periodo più lungo, dall' ottobre 1279 al febbraio 1280, son registrate dal cam. *Benvenutus Barlarii* nel suo quaderno (pergam. di cc. 16)[1]), che è il più completo ed il più importante di quanti ci sono rimasti. In esso, oltre alla maggior quantità e varietà delle registrazioni, si vedono nettamente classificate le diverse categorie delle entrate: nelle prime due carte le *concordiae*, a cc. 3 e 4 le *condempnationes*; a cc. 5 e 6 le *praestantiae*; a cc. 7 e 8 i *datia* o collette; le spese invece sono registrate in semplice ordine cronologico. –

Da questo rapido esame e dalla conoscenza di tutti gli altri documenti finanziari dell Comune ci sembra che per Matelica l' opinione del BÜCHER possa essere esclusa: anche qui – è vero – il Camerario non era certo l' unico ufficiale, che riscuotesse e spendesse i danari del comune; anzi in molti casi i registri stessi ricordano che i danari non son passati per le sue mani, ma sono stati spesi direttamente da chi li aveva riscossi; ma il fatto stesso che, pure in questi casi, si registri nel quaderno del Camerario tanto la spesa quanto l' entrata, in cui egli non ha avuto una parte diretta, il fatto ch' egli registri anche i pagamenti fatti con grande solennità dai sindaci del Comune, la presenza in questo o quello dei registri camerali di tutte le diverse categorie di entrate e di spese, che ci son ricordate da altre fonti; tutti questi fatti ci sembrano sufficienti per dimostrare, che – dal punto di vista contabile – non esisteva altra cassa pubblica all' infuori di quella del camerario, e che perciò i registri di quest' ufficiale

1) *ibid.*, nº 13.

dànno un quadro sincero e completo del movimento finanziario del Comune.

Piuttosto il difetto grave di quei registri è quella della brevità del periodo a cui si riferiscono, che raramente supera il trimestre. Si conservano, è vero, per il 1262 e il 1263, due registri annuali o quasi, ma sono appunto quelli da cui si può trarre il minore vantaggio. Per fortuna i trimestri, ai quali si riferiscono gli altri quaderni, non sono sempre gli stessi: ora è gennaio–marzo, ora aprile–giugno, ora ottobre–dicembre; cosicchè, ad eccezione del settembre, non vi è mese dell' anno per il quale non si conosca, almeno una volta, la somma delle entrate e delle spese; ed è possibile perciò tentare di ricostruire con una certa approssimazione, il bilancio medio annuale del Comune nel decennio 1270–1280.

2° L' altra fonte specifica per la storia delle finanze è offerta dai resoconti dei *rationatores*. Con questo nome si designavano tanto gli officiali ordinariamente delegati dai consigli a rivedere i conti del camerario [1]), quanto alcuni officiali straordinari, ai quali si dava l' incarico di fare una completa revisione della gestione finanziaria per il periodo di parecchi camerariati, allo scopo di tutelare i diritti del Comune contro chi si sottraesse indebitamente al pagamento delle imposte, o trattenesse altrimenti delle somme di danaro di spettanza del Comune [2]). I primi, che potremmo chiamare revisori ordinari dei conti, erano compensati con un salario modestissimo [3]), dovevano riferire entro un mese dal giorno in cui avean ricevuto i registri da rivedere, concludendo per l' assoluzione o per la condanna del camerario; e probabilmente essi non presentavano una relazione, ma si limitavano ad apporre il loro visto od a scrivere, come ne è rimasto l' esempio, le proprie osservazioni alla fine dei quaderni.

I revisori straordinari, compensati con indennità assai maggiori,

---

1) V. *Frammenti* cit. degli Statuti del sec. XIV, p. 255.

2) V. poco più sotto il decreto di nomina dei 5 rationatores del 1281 »*electi ad rationandum et rationem petendam ab omnibus hominibus qui indebite habuerunt de pecuniis vel rebus sive iuribus comunis*«.

3) Si trova assai spesso registrato fra le spese il salario di 10 soldi per ciascuno dei *rationatores*.

che doveano variare secondo l' importanza e la durata dell' incarico[1]), si occupavano principalmente dell' esazione delle collette, e compiuta la loro opera di revisione, presentavano al podestà ed ai consigli una relazione assai particolareggiata, con le proprie conclusioni. Di queste relazioni, oltre ad alcuni frammenti, tre sole si son conservate complete o quasi, e appartengono tutte agli anni 1280–81, anni procellosi per la finanza cittadina, che dovette subire il peso di gravissime spese per partecipare alle guerre della Curia pontificia e provvedervi con numerose collette.

Le due relazioni, che il VOGEL attribuisce giustamente al 1280, non portano nè la data, nè i nomi dei *rationatores*, nè la dichiarazione dell' incarico da essi ricevuto; ma esse rappresentano indubbiamente il risultato dei lavori preparatori della terza relazione, che è la definitiva e che porta la data del 1281 ed i nomi dei revisori. La prima, almeno nell' ordine assegnatole dall' ordinatore dell' archivio[2]), è un quadernetto cartaceo di cc. 8, tutte scritte, di cui le tre prime contengono l' elenco degli uomini del quartiere di S. Maria »*qui non solverunt 12 den. pro facto S. Mariae in monte*« (241 nomi, dei quali 107 cancellati), al tempo del podestà messer Giovanni di Accorrimbona (a. 1279). Seguono, poi, le somme che i *cultores* avrebbero dovuto esigere nei diversi quartieri per una colletta di 6 denari per moggio, confrontate con le somme da essi versate ai camerari *Simon Rainerii* e *Benvenutus Barlarii* (a. 1279), e l' elenco dei nobili che pagarono soltanto 3 soldi al cam. *Masseo Accursi* (a. 1278) »*tempore discordiae inter populares et nobiles*«[3]); infine (cc. 7) una nota di residui arretrati di altre collette di 4 den. per moggio, di 3 den., di 2, di 6.

La seconda relazione[4]) si riferisce agli stessi anni della prima, cioè al governo di Stefano vicario, ed ai camerlengati di *Para,*

---

1) Nel 1276, messer Monaldo syndicus et rationator ad rationandum officiales comunis ha, per tre mesi, il salario di 20 lire; il suo notaio 10 lire; altri suoi colleghi ricevono come acconti 5 lire e ½, o alcuni oggetti di valore.

2) *Varie*, n° 17.

3) V. su queste discordie, determinate dal pagamento delle colletta per il salario del podeste la *pergamena* n° 413 del [illegible] 1278.

4) *Varie*, n° 18.

Masseo Accursi, Guadagno, Salimbene Venture e *Simon Rainerii* (a. 1278–1279). Essa comincia con un elenco di 5 creditori del Comune, il credito dei quali fu detratto da una colletta di 13 den. per moggio; segue una nuova revisione dei conti complessivi di 5 collette imposte nei due anni precedenti, assai importante per noi, perchè nella mancanza dei catasti antichi, essa ci dà l' estensione totale delle terre dei cittadini di Matelica, e la loro distribuzione fra i popolari, nobili e chierici, e ci dà notizie sicure sulle esenzioni e sul rendimento delle imposte dirette.

Ma più completa di tutte è la terza relazione del 14 febbraio 1281 (fascicolo cartaceo di cc. 10, di cui le prime $7^1/_2$ scritte)[1]). I *rationatores, d*^{us} *Jacobus Plebani, Corradutius Bartholi, Jacobus Benencasae, Yvanus Jacoboni et Rainaldus d*^{ne} *Bertae, electi a Comuni ad rationandum et petendum rationem ab omnibus et singulis hominibus qui indebite habuerunt de pecuniis vel rebus sive iuribus dicti comunis,* non si limitano questa volta a rivedere i conti del camerario e degli esattori delle collette; ma oltre a quelli di 5 collette (di 2, 3, 4, 6 e 22 denari per moggio), per le quali si obbligano gli esattori a pagare i residui, e si condannano ad una multa di 100 soldi, se non pagheranno entro 3 giorni, essi rivendicano al Comune un grande numero di crediti arretrati di tutti i generi; residui del *coptimnus* del castello di Rotondo, dove probabilmente s' erano appaltate le imposte ad un privato; debiti del camerario per riscossioni da lui fatte e che non si trovavano registrate nei suoi quaderni o per aver pagato delle somme senza l' autorizzazione del consiglio; restituzione di salari, d' indennità e di soldi per servizio militare, percepiti indebitamente od in misura superiore al servizio prestato, restituzioni di danari frodati al Comune nell' appalto dei lavori pubblici[2]) e cosi via.

1) *ibid.*, n° 20.

2) Crediamo valga la pena di riportare le parole della relazione sopra una frode in materia di appalti, che non differisce di molto dalle frodi del sec. XX: »*Item quia invenimus Genteluctio Gualterii fraude habuisse 4 libr. ravenn. et ancon. occasione superstantiae quam habuit a comuni in construendo pontem iuxta portam Campamantis super rigum Bringnum, scilicet quod ordinavit cum Manentuctio Albrici, quod non proferret se velle facere dictum pontem pro minori pretio quam esset prolatum et reciperet ab ipso Genteluctio 5 sold., et ordinavit secrete asque Ufredutio Thomasii, suo sotio*

Nel caso però dei cittadini che erano andati a combattere presso Offida essi ne trovano anche parecchi che erano ancora in credito verso il Comune; ne prendono nota e stabiliscono che i loro credito sia detratto dalla prossima colletta.

Dalla relazione si vede pure che i *rationatores* sedevano come un vero e proprio tribunale straordinario, che citava a comparire gli ufficiali interessati ed emanava le proprie sentenze, che venivano lette nel consiglio generale e speciale, e contro cui doveva esser ammesso l' appello [1]).

Perciò queste relazioni, sebbene si riferiscano ad un periodo troppo breve, sono un complemento prezioso ai registri dei camerarii; e specialmente per le imposte dirette valgono in buona parte a compensarci della perdita dei catasti e degli statuti più antichi.

---

in constructione, cum Thomasio Mathei Albrici, quod ex 42 libris quas collegerat dictus Genteluctius ab hominibus Campamantis et Civitellae (due quartieri del castello), *ipse Thomassuctius haberet tantum 38 libr., et 4 libr. residuas haberet ipse Genteluctius — idcirco ipsum Genteluctium in restitutionem dictarum 4 libr. Comuni pro negotiis dictarum provintiarum* (quartieri) *agendis loco et tempore decenti condenpnamus.«* Il documento ha anche importanza perchè dimostra che ai lavori pubblici contribuivano soltanto gli abitanti del quartiere interessato, e che esisteva, almeno in embrione, una organizzazione finanziaria autonoma dei singoli quartieri.

1) A c. 7 del quaderno la relazione s'interrompe e assume la forma di un verbale di udienza: »die XIII Februarii — *Isti sunt offitiales qui sunt requisiti et citati per Deutesalvem baiulum ut venirent ad sententiam audiendam* (seguono i nomi); si riprende poi la relazione nella solita forma, ma si chiude cosi: »*Lectae et publicatae fuerunt praedictae sententiae per rationatores comunis in consilio generali et spetiali comunis, in domo seu losa comunis sub anno D^mi MCCLXXXI, Ind. IX, d. XIV Febr. intr.*« etc. Dopo la c. 4 è stata poi inserita una striscia di carta, che accenna ad una sentenza di appello o ad un ricorso in appello contro la sentenza dei *rationatores* contro uno dei debitori del comune. In essa infatti si dice: »*Puncta prout iure debet absolvi Thomas Scangni a quadam condempnatione seu sententia lata iniuste contra eum per quosdam rationatores electos contra formam statuti Com. Math. sunt haec: primum est quod confessio facta per eum de quadam centura, cuius occasione fuit condempnatus, fuit facta ut depositario, et non fuit in judicio. Item quod processerunt contra eum obmissis sollepnitatibus iuris. Item quod non fuerunt rationatores electi per scarfilias secundum formam capituli Com. Math. etc. etc.*«

III°

Le spese.

[1° Spese ordinarie. 2° Spese straordinarie.]

1° Se si volesse studiare il bilancio di un comune medievale coi criteri della finanza pubblica moderna, non si potrebbe fare una distinzione fra spese ordinarie e straordinarie; ma tutte quante le spese dovrebbero essere classificate fra le straordinarie. Infatti all' infuori del salario del podestà, al quale è sempre destinata una determinata fonte di entrate, non si trovano mai, nemmeno per le spese che ricorrono tutti gli anni, delle assegnazioni stabili, nè i pagamenti per questi capitoli di spesa son fatti in epoca determinata ed in misura sempre uguale. Anche per queste spese prevale quasi sempre il sistema di provvedervi caso per caso, mano mano che se ne presenta il bisogno; ma poichè per molti anni di seguito esse si ripetono periodicamente e con piccole variazioni, poichè esse tendono effetivamente alla stabilità, noi crediamo di poterle classificare, in senso molto largo, fra le spese ordinarie.

A questa categoria noi possiamo assegnare, per il nostro castello:

a) i tributi ordinari dovuti alla Curia pontificia;
b) i salari dei pubblici ufficiali;
c) le spese di culto e di beneficenza;
d) le spese per la polizia e la difesa permanente del territorio comunale;
e) le spese per i locali degli uffici pubblici;
f) le spese di cancelleria, illuminazione e riscaldamento.

a) Tra i numerosi e sempre più gravi tributi che la Chiesa, sotto forme e sotto pretesti diversi, impone al nostro Comune, come a tutti quelli sotto la sua diretta dipendenza, uno solo ha indiscutibilmente il carattere di assoluta ordinarietà e lo conserva per più di un secolo: il cosiddetto *affictus Curiae.*

Se fosse stata legittima la pretesa del Comune – ed è probabilissimo che lo fosse – il quale nel 1272, contestando al Rettore della Marca la sua pretesa del pagamento annuale dello *affictus,* ricorreva al papa, chiedendogli la conferma dell' antico

privilegio di Federico I (a. 1185) »*maxime de affictu seu fodro*«[1]), risulterebbe chiaramente provato che l' *affictus Curiae* non è che la continuazione ininterrotta del vecchissimo fodro imperiale. Infatti Federico I limitava il tributo per gli uomini di Matelica nella misura di 12 denari lucchesi *de quolibet fumo omni tertio anno*[2]). E *omni tertio anno* (cioè di 2 in 2 anni) si paga anche l' *affictus* alla Curia pontificia, nella misura costante di 25 lire, che parrebbe quindi stabilita sulla base d' una popolazione di 500 fuochi[3]). È vero che per un periodo abbastanza lungo il Rettore della Marca seguitò a pretendere il pagamento annuale delle 25 lire[4]), e che dopo avere temporaneamente riconosciuto che l' *affictus* era dovuto *omni tertio anno*[5]), ritornò alla vecchia pretesa[6]); ma finalmente le buone ragioni del comune furono

1) *Perg.* n° 339.

2) *Perg.* n° 5.

3) La *libra* corrente a Matelica è sempre la libra ravennate o anconetana, moneta ideale, divisa in 20 soldi di 12 denari ciascuno; perciò 25 libr. corrispondono a 6000 denari; e a 12 denari per fuoco si ottiene una popolazione di 500 fuochi. La libra ancon. e rav. rappresentava un peso d' argento di 34 grammi circa, che al frezzo medio attuale dell' argento darebbe un valore di circa lire it. 2,40 (1 soldo = £ 0,12; 1 denaro = £ 0,01). Il potere di acquisto invece è stato calcolato da noi sulla base dei prezzi e salari, fornitici dai documenti di Matelica negli ultimi decenni del sec. XIII, pari a quello di £ it. 21,60 (1 soldo = £ 1,08, 1 den. = 0,09). Cfr. G. Luzzatto, *Prezzi e salari nel sec. XIII, nelle Marche*, An. VII, 1907, p. 77–85; e *Per la storia dei prezzi medievali, ibid.*, An. VIII, 1908, p. 260–263. Cfr. anche Schaube, *Handelsgeschichte der rom. Völker im M.A.*, Freiburg 1907. Appendice.

4) La più antica ricevuta dell' *affictus castri Matelicae* è del 28 lu. 1235, rilasciata dal Rettore della Marca, card. Sinibaldo de' Fieschi (*Perg.* n° 68); nel 1251, ristabilitosi temporaneamente il dominio pontificio, si rilascia quietanza di 50 lire per l' *affictus* di due anni (*Perg.* n° 97); nel 1259 e nel 1261 l' *affictus* di 25 lire è riscosso dal vicario di re Manfredi (*Perg.* n° 157 e 175); nel 1266 è riscosso di nuovo dal Card^le^ Legato, ma sempre nella misura di 25 lire (*Perg.* n° 226). Sulla causa che si dibatte per decidere se l' *affictus* sia di 25 lire ogni anno od ogni due anni v. *pergamene* n° 322, 323, 324, 327, 329, 333, 334, 336, 338 (a. 1272).

5) *Perg.* n° 387 (a. 1275, sett.).

6) V. un nuovo appello del comune dell' 8 aprile 1277 (*Perg.* n° 398); la quietanza delle 25 lire rilasciata il 15 dicembre 1277 »*de affictu anni praesentis*« (*Perg.* n° 408), e le testimonianze introdotte dal comune fra il maggio ed il luglio 1278 in favore della pr[illegible] (*Perg.* n° 412).

accolte, e dopo il 1287 le ricevute dell' *affictus* s' incontrano regolarmente di due in due anni, con la dichiarazione esplicita che il pagamento delle 25 lire è stato fatto per il biennio precedente [1]).

Oltre a questo censo biennale ed a tutte le condanne, le multe, le taglie straordinarie di guerra, si vede esigere talvolta altri due contributi che sembrano assumere il carattere di ordinarietà: la *procuratio* e la *tallia militum*. Ma per la prima, che era forse una tassa annuale che si pagava per il diritto ad essere rappresentati nelle cause di appello avanti il giudice della Marca, il Comune potè opporsi alle pretese del Tesoriere, dimostrando che non l' aveva mai pagata [2]); la *tallia militum*, che si incontra per la prima volta nel luglio del 1273 nella misura di 100 lire, si ritrova poi nel settembre del 77 ridotta a 75 lire, e nell' agosto del 79 nella stessa misura; invece nel luglio del 1281 si pagano 90 lire per l' anno in corso, e nell' ottobre dello stesso anno il Comune promette al Rettore di pagare a sua richiesta la *talliam novam comuni impositam*, ed infatti, 3 giorni dopo, esso paga al tesoriere della Marca la somma di 150 *pro tallia militum dupplicata* [3]). Queste parole, e la promessa, fatta nel dicembre di quel l' anno dallo Spini tesoriere, di ottener dal Marchese che la *tallia militum* fosse ridotta *in statum in quo reducta fuit per d*^{num} *Bernardum olim rectorem* [4]) ci potrebbero indurre ad affermare che in quelli anni la taglia militare era diventata una imposta ordinaria, fissata nella misura di 75 lire annue. Ma in realtà, dopo il 1281, non se ne trova più alcun ricordo per molti anni; e quando si incontrano nuovamente delle quietanze o degli ordini di pagamento per questo medesimo titolo, esse coincidono sempre con periodi di guerre o di ribellioni e si presentano in misure estremamente varie. Si deve dunque considerare come un fenomeno casuale la continuità di questo tributo pagato annualmente in misura uniforme per un periodo di 5 o 6 anni; ed esso deve classificarsi senz' alcun dubbio fra le spese straordinarie.

---

1) *Perg.* n° 533 (a. 1287, 5 settembre), 559 (1289, 23 maggio) etc.
2) *Perg.* n° 336 (a. 1272).
3) *Perg.* n° 351, 402, 428, 453, 455, 457.
4) *Perg.* n° 461.

Negli anni invece in cui al comune è tolto il diritto di nominarsi i propri ufficiali, avrebbe sostanzialmente il carattere di un tributo ordinario alla Curia la spesa che il comune sostiene annualmente per il salario del podestà; e ciò è tanto vero che in un estratto d' un registro del 1283 degli »*annuorum censuum et affictuum potestariarum et earum salariorum et aliorum devenorum quae in Marchia Anconetana Camerae Ecclesiae debentur*«, Matelica, con Sanginesso, Montemilone, Montecchio (Treia) ed altre, figura obbligata per 150 lire, mentre Tolentino paga 200 lire e Sanseverino 250 [1]). È evidente dunque che il salario del podestà (non quello del vicario e del notaio) va in tutto od in massima parte alla Curia, e costituisce quello che fu detto poi il *census potestariae* o *census libertatis* e fu ridotto a 112 1/2 e poi a 100 lire annue [2]).

Questo censo però costituisce una vera imposta nuova solo dopo il 1300, quand' esso fu pagato in compenso del permesso di eleggersi liberamente il podestà; ma prima d' allora esso non è che il salario del podestà, che Matelica paga, ma che essa non vede mai.

In conclusione fra le spese ordinarie annuali i tributi alla Curia non possono figurare, prima del 300, che per una metà dell' *affictus* biennale, cioè per 12 libr. e 1/2, e solo al principio del sec. XIV salgono a lire 112 1/2.

b) Delle spese ordinarie di amministrazione la più forte era quella per il salario del podestà, del suo giudice o vicario e del suo notaio, che è stabilito da uno statuto del 1277 nella cifra di 225 lire all' anno, delle quali 150 per il podestà, 50 per il giudice, e 25 per il notaio dei malefici [3]). In questa stessa mi-

1) Theiner, I, n° 427, p. 268.

2) Nella lettera già citata del card. legato Napoleone Orsini (del 23 marzo 1301) si parla di un censo di 112 lire e 1/2 che il comune di Matelica deve pagare annualmente alla Curia (*Perg.* n° 782); invece più tardi i documenti danno concordamente la cifra di sole 100 lire, che il comune deve alla Curia nel 15mo giorno dopo Pasqua »*pro censu privilegii libertatis*« (*Perg.* n° 853, a. 1307; n° 880, a. 1310; n° 899, a. 1313). Può darsi dunque che nelle 112 lire e 1/2 del Cardle Orsini fosse compresa anche la metà dell' *affictus* biennale.

3) *Perg.* n° 406.

sura si pagava già parecchi anni prima, e si dovette seguitare a pagarlo per più di un trentennio [1]). Soltanto nel 1310, il salario del podestà si trova più che raddoppiato, elevandosi a 300 lire per un semestre, con l' obbligo però di provvedere al mantenimento del giudice, di 2 notai, di 6 famuli e di 3 cavalli [2]). Un altro trentennio più tardi lo stipendio è nuovamente elevato a 500 lire il semestre; ma è aumentato anche l' obbligo del seguito (*familia*), che dev' esser composta del giudice, di un *sotio licterato*, di 3 notai, 12 berrovieri, 2 *rigatii*, e 3 cavalli [3]).

Gli altri ufficiali del Comune a stipendio fisso sono il camerario e il suo notaio, i quali ricevono – come già si è detto – una lira ciascuno ogni trimestre; i *rationatores*, o revisori ordinari dei conti del camerario, in numero da 3 a 5, compensati con un salario di 10 soldi al trimestre per persona. Il banditore del Comune riceveva, oltre a molte indennità pagategli volta per volta per servizi speciali, un salario annuo di lire 5 [4]).

Infine allo stesso banditore e agli 8 baiuli del Comune, compensati normalmente con una percentuale sui pegni che esigevano e con piccole indennità per i messagi che fortavano, era assegnata tutti gli anni per Natale una mancia complessiva di 10 soldi [5]).

Fra tutto dunque i pochissimi ufficiali a stipendio fisso (nel sec. XIV sono assai più numerosi) importavano una spesa annuale di 246 lire e 10 soldi.

c) Fra quelle che, con una certa amplificazione retorica, abbiamo voluto classificare come spese ordinarie di beneficenza e culto, non possiamo registrare che i due sussidi che si pagavano

---

1) V. *Spese* di Leva Bonajuntae camer. (marzo–maggio 1269); *spese* di Masseus Accursi (ottobre–dicembre 1278). *Perg.* n° 454 (a. 1281); *spese* del novembre 1284.

2) *Perg.* n° 877 e 887.

3) *Perg.* n° 1036 (a. 1343). A quel tempo però non solo eran cresciute le spese del podestà, une si era assai deprezzata la libra d' argento. Mentre nel 1291 si avevano 10 fiorini d' oro di Firenze con 13 libre 1/4 rav. e anc. (*Perg.* n° 590 e ss.), nel 1343 per 10 fior. occorrevano 30 libre 1/2 (*Varie*, n° 53).

4) *Spese* 1274, 1278, 1285.

5) *ibid.* 1262, 1278, 1279.

annualmente »*secundum formam statuti*« ai Frati Minori ed ai frati di S. Agostino nella misura complessiva di 25 lire circa[1]). Il camerario, registrando il pagamento, aggiunge soltanto che il sussidio è corrisposto ai frati *pro tunicis*; ma è molto più probabile ch' esso rappresentasse il modestissimo concorso del Comune a quelli istituti di ricovero e di cura dei poveri, che non erano ancora considerati come una funzione pubblica ed erano affidati esclusivamente agli ordini monastici.

d) Le spese militari hanno in generale per il nostro castello, come per tutti i comuni del Duecento, il carattere della massima straordinarietà. Fra esse però ve ne sono alcune riguardanti la difesa permanente e la polizia interna, le quali, sebbene presentino una certa varietà d' anno in anno, assumono tuttavia il carattere di vere spese ordinarie. La più frequente di esse è la spesa per la *guardia o custodia de nocte*: in febbraio e marzo del 1264 il camerario paga ad un maestro Alberto, per 31 giorni in cui egli stette ad *custodiam comunis,* 3 lire e 12 soldi, in ragione di 2 soldi al giorno[2]). Se, com' è probabile, questo salario non gli è pagato soltanto per le sue prestazioni personali, ma per l' appalto dell' intera custodia, si dovebbe concludere che in quell' anno il servizio della guardia notturna al castello costava per tutto l' anno la somma di lire 36 e 10 soldi. Nel gennaio del 1266 si fa un contratto per tutto l' anno con 18 cittadini, i quali si impegnano a fare la »*guardia de nocte in castro et burgis, silicet stare et custodire in trasanna* (loggia) *et platea comunis et circumire et custodire undique et denuntiare omnes quos invenient post tertium sonum campanae*«, ottenendo dal comune la promessa di un compenso complessivo di lire 39 e 10 soldi[3]). Un simile contratto doveva essere stato concluso anche per il 1267, poichè, il 2 febbraio 1268, Corbo camerario paga a Giovanni di Accorrimbona, che riceve anche per i suoi soci, la somma di lire 24 »*pro custodia quam fecerunt de nocte, ut patebat praecepto manu*

1) *ibid.* 1264, 1267–68, 1269, 1279 (gennaio–marzo), 1284 (ottobre). I frati minori avevano 15 lire all' anno »*secundum formam statuti*«; quelli di S. Agostino 10 lire.

2) *Spese* 1264.

3) *Perg.* n° 219.

Palmerii notarii«[1]); ma non dice per quale periodo di tempo fosse fatto quel pagamento. Nell' aprile del 1269 si paga 1 lira e 8 den. per ciascuno a tre guardiani di notte per tutto l' anno[2]); supponendo ch' essi fossero in tutto 18, la custodia non sarebbe costata per quell' anno che 18 lire e 12 soldi; ma assai probabilmente si deve aggiungere a questa somma lo stipendio del comandante.

Nel 1276 invece, ad un solo custode si danno 2 lire[3]); nel 1279 ad una sola persona, che deve ricevere però anche per i suoi soci, 16 lire e $^1/_2$[4]); nel 1281 si scende anche più in giù, e si affida la custodia per tutto l' anno a 12 persone per 12 lire soltanto[5]); nel 1291 i guardiani son sempre 12, ma la spesa è salita a 17 lire e $^1/_2$[6]); e 6 anni dopo le pretese son di nuovo cresciute, dovendosi promettere a Rinaldo di Brunetto 21 lire, perchè egli faccia, con 12 soci, la »*custodiam nocturna castri*«, in modo che sei di loro facciano la guardia una notte, e gli altri sei la notte seguente, »*secundum consuetudinem retro tempore observatam*«[7]).

Era dunque una spesa che si faceva regolarmente tutti gli anni, ma di cui la misura variava secondo le pretese degli assuntori, da un minimo di 12 lire, nel 1281, ad un massimo di $39^1/_2$, nel 1266. In media si può calcolare che, nel trentennio fra il 1260 e il 1290, la spesa per la custodia notturna si aggirasse intorno alle 24 lire annue.

Accanto alla custodia di notte per le vie interne del castello sono spesso ricordate la guardia alle porte della città, alle torri ed alle rocche del territorio, e specialmente al castello di S. Maria in Monte, che era un punto strategico di primaria importanza per la difesa del territorio contro le frequenti aggressioni dei Camerinesi. Le spese per la custodia di questa rocca si trovano re-

1) *Spese* 1268.
2) *ibid.* 1269.
3) *ibid.* 1276.
4) *ibid.* 1279.
5) *Perg.* n° 458.
6) *Perg.* n° 587.
7) *Perg.* n° 686.

gistrate in tutti i quaderni dei camerari, ma quasi sempre per pagamenti parziali ed in misura estremamente varia. Per fortuna però si conservano due documenti del 1277 e del 1279, dai quali si rileva che anche la custodia del castello di S. Maria veniva affidata – almeno in quelli anni – ad un cittadino facoltoso, il quale s' impegnava ad esercitarla a tutte sue spese con 8 *sergentes* per un compenso fisso di 100 lire l' anno [1]). Se aggiungiamo a questa spesa quella per la custodia della *turris quae fuit olim d^ni Barthuli*, per cui si pagavano, nel 1266, 17 libr. e $^1/_2$ [2]); per la guardia alle porte, la quale costava nello stesso anno 11 libr., per l' *arx filiorum d^ni Alberti* e per la *turris Aymuni* che si pagava press' a poco nella stessa misura [3]); se mettiamo insieme tutte queste cifre possiamo concludere che le spese ordinarie di difesa e di polizia raggiungevano la somma di circa 175 lire.

e) Per tutto il periodo di tempo a cui si riferiscono i registri dei camerari si continuano, probabilmente con frequenti e lunghe interruzioni, determinate dalle difficoltà finanziarie, i lavori per la costruzione del palazzo comunale. Ma nel frattempo esso non è mai abitabile: i consigli si radunano nelle sale di qualche palazzo nobiliare, ed il podestà e gli altri ufficiali risiedono in case prese in affitto. Quale fosse la spesa annuale per il fitto di questi locali non possiamo determinarlo con esattezza: soltanto per il 1269 c' è rimasto il ricordo del pagamento, fatto il 24 maggio, di 2 lire »*pro pensione domus Rainerii Viveni quam dedit ad pensionem potestati*«; mentre poche settimane prima lo stesso camerario aveva pagate 4 lire ad un altro privato per l' affitto d' una casa per tutto l' anno [4]); e nel 1285 si paga 1 lira per il fitto d' una casa per i *mensuratores* [5]). Non si deve dunque andar molto lontani dal vero, quando si stabilisca che la spesa annuale per i locali degli uffici comunali non doveva superare le 10 lire.

f) Si possono in fine classificare fra le spese ordinarie anche

1) *Perg.* n° 393; *Varie* n° 8.
2) *Perg.* n° 218.
3) *Perg.* n° 221.
4) *Spese* 1269.
5) *ibid.* 1285.

quelle per l' acquisto di pergamene, carta, inchiostro, cera da sigilli, candele, legna da ardere, piccole riparazioni, non perchè agli ufficiali del Comune fossero assegnate delle somme fisse da spendere in oggetti di cancelleria, illuminazione, riscaldamento e piccola manutenzione; ma perchè queste spese, di pochi denari per volta, si ripetono di trimestre in trimestre con periodicità quasi costante e con una relativa uniformità. In generale esse raggiungono ogni trimestre la somma di 2 o 3 lire, ed in un anno quella di 30 lire circa.

Per tutti gli altri bisogni pubblici, che sono considerati oggi come le funzioni fondamentali del Comune, non vi era ancora, per tutto il sec. XIII, alcun organo apposito, nè alcuno stanziamento di spesa. Alla manutenzione ed alla pulizia delle strade doveano provvedere i privati che v' erano più direttamente interessati [1]): soltanto ai lavori di maggior mole, come ad es. la costruzione d' un ponte, provvedeva l' intera contrada (*provintia*), che riconosceva nell' esattore (*cultor*) della colletta il proprio ufficiale finanziario e forse anche il soprastante naturale ai lavori che interessavano l' intero quartiere [2]). Per l' annona o abbondanza, che è generalmente una delle cure principali del Comune medievale, resa necessaria dalla chiusura del mercato cittadino, si ha notizia di qualche provvedimento straordinario, di cui parleremo più avanti; ma non esisteva ancora un ufficio speciale, che fosse incaricato, come avverrà in seguito, di prevedere anno per anno il prodotto approssimativo del territorio comunale ed il fabbisogno

---

1) *Perg.* n° 503 (1285, 13 marzo): Un castellano appella davanti al giudice del comune contro uno statuto fatto in suo pregiudizio »*de actando quandam viam*«, che passa per le sue terre.

2) V. indietro, p. 80, n^a 2, il passo riportato della relazione dei *rationatores* del 1281, dove si vede che un fonte sul rio Brigno presso la porta di Campamante era costruito a spese degli uomini di Campamante e di Civitella (due quartieri del Comune), e che *Genteluetius, cultor* delle due *provintiae* e soprastante ai lavori, doveva impiegare 4 libre da lui restituite *pro negotiis dictarum provintiarum agendis.* Il 27 luglio 1318, Cicco di Tommasuccio promette a Nuzio di messer Corrado e altri sei, stipulanti per tutto il quartiere di S. Maria, di costruire un ponte e di mantenerlo a sue spese per 25 anni, per il prezzo di 108 lire, oltre il materiale che sarà fornito dallo stesso quartiere (*Perg.* n° 917).

della popolazione, e provvedere – in base a queste previsioni – a colmare con gli acquisti da altri comuni alle eventuali deficienze del raccolto per evitare le carestie.

Per l' istruzione pubblica si conserva il ricordo di un solo provvedimento, preso nel 1285, quando il camerario Mariano pagò, nel giugno, una parte della somma di 12 libr., promessa a »*magistro Senebaldo secundum deliberationem consilii, quia stetit Mathelicae ad docendum grammaticam scolaribus*« [1]). Ma la spesa non si vede ripetuta in nessun altro dei quaderni dei camerarii, nè se ne trova alcun accenno in tutti i documenti del sec. XIII; è dunque assai probabile che quello del 1285 fosse stato un provvedimento del tutto eccezionale.

Cosi anche le cure per l' igiene pubblica dovevano essere affidate completamente all' iniziativa privata ed all' opera del clero regolare: si trova sempre – è vero – entro il castello almeno un medico, che non doveva godere di una posizione economica e sociale molto elevata, se tra le sue fonti di guadagno egli non sdegnava quella di fornire per pochi danari l' inchiostro agli uffici comunali e di radere per essi i fogli di pergamena [2]); ma non si vede mai ch' egli ricevesse alcun salario od alcun sussidio dal Comune per l' esercizio della sua professione principale. Soltanto nel 1306 si trova la prima notizia della condotta di un medico agli stipendi del comune: il 1° settembre di quell' anno, maestro Francesco da Sanseverino, medico, si obbliga ad esercitare per un anno la sua professione in Matelica, e non assentarsi mai per più di tre giorni, a fare gratuitamente la prima visita ad ogni malato e ad esaminarne le orine, per un salario annuale di libr. 40 [3]).

Escluso dunque, con certezza quasi assoluta, che vi fossero altri bisogni pubblici a cui si provvedesse in maniera regolare e periodica, le spese ordinarie degli ultimi decenni del secolo XIII si possono riassumere nelle seguenti cifre approssimative:

---

1) *Spese* 1285 giugno.

2) I pagamenti fatti a M^ro^ Compagnono medico *pro actramento* o *pro rasura quaternorum* son assai frequenti in tutti i quaderni di spese.

3) *Perg.* n° 848.

a) tributi alla Curia	libr.	12	sold.	10
b) salarî degli ufficiali	»	246	»	10
c) spese di culto e beneficienza	»	25	»	—
d) polizia e difesa permanente	»	175	»	—
e) fitto di locali	»	10(?)	»	—
f) cancelleria, illuminazione, riscaldamento e piccola manutenzione	»	30	»	—
Totale	libr.	499	»	—

2° Se sono limitatissimi i bisogni pubblici a cui provvede ordinariamente il Comune, si fanno invece d' anno in anno più numerose ed urgenti le necessità imprevedute, alle quali conviene provvedere con mezzi straordinari. Il Comune è un piccolo Stato in formazione, che si vede obbligato ad un numero sempre maggiore di funzioni, senza ch' esso possieda ancora gli organi necessari: ai nuovi bisogni si soddista di volta in volta, come si presentano, in forma quasi tumultuaria; solo dopo lungo esercizio la funzione crea l' organo, e la spesa straordinaria si trasforma in ordinaria. È appunto in questa categoria di spese straordinarie che si rivela sopratutto il carattere politico del Comune medievale; e nel caso particolare del nostro castello sono i rapporti fra la Curia pontificia dominante ed il Comune vassallo che trovano, sotto varie forme, la loro ripercussione in questi capitoli di spesa.

Vi figurano infatti al primo posto le condanne, che di tratto in tratto la Curia infligge al Comune, o perchè ha voluto nominare da sè i propri ufficiali, contrariamente alle costituzioni del Rettore, o perchè ha fatto guerra ad un Comune vicino, o ha dato ricetto a qualche bandito della Curia, od ha prestato aiuto ai nemici del pontefice. Sono condanne di 300, 400, 500 lire che si ripetono con grande frequenza, e che talvolta raggiungono delle cifre impressionanti, tali da assorbire da sole per una decina d' anni e più tutta la parte ordinaria del bilancio comunale: basti dire che nel 1266, come si è già ricordato, fu imposta al Comune una taglia di 5 mila lire[1]), e che nel 1299, per una sommossa in cui era stato precipitato un chierico da una finestra e per aver dato ricetto ad alcuni banditi della Curia, il Comune

1) *Perg.* n° 233; *Acquac.* n° 60.

dovette pagare una multa di 5 mila fiorini d' oro, pari a circa 8 mila libr. rav. e ancon.[1]). È vero che quei pagamenti si protraevano per anni ed anni, e che a forza di dilazioni, di suppliche, di appelli, si ottenevano spesso delle fortissime riduzioni[2]); ma in ogni modo una parte delle condanne bisognava sempre pagarla, e per la potenzialità finanziaria del nostro Comune essa rappresentava sempre un aggravio fortissimo.

In realtà, se non possedessimo altre testimonianze che i quaderni dei camerarii, dovremmo dubitare che nel maggior numero dei casi le sentenze della Curia dovessero restare lettera morta; perchè dei 14 quaderni appartenenti agli anni in cui molte di quelle condanne furono pronunciate, due soli registrano il pagamento di taglie al Tesoriere della Marca, 213 lire nel 1279 (su una spesa totale di 854 lire in 4 mesi e $^1/_2$), e 154 lire nel 1285 (sopra una spesa trimestrale di 366 lire). Ma fra le pergamene si trovano numerose quietanze del Tesoriere o del Rettore per pagamenti di condanne effettivamente avvenute; ed il silenzio dei registri del camerario si può spiegare col fatto che nel maggior numero dei casi, come vedremo più avanti, si provvedeva al pagamento delle multe con prestiti ottenuti da privati, e che il camerario non registrava perciò il versamento fatto al Tesoriere della Marca, ma la restituzione dei prestiti mano a mano ch' essa poteva effettuarsi[3]).

I rapporti di vassallaggio fra il Comune e la Curia papale si ripercuotono anche su altri due capitoli della parte straordinaria del bilancio: sulle spese militari e sull' indennità per l'invio di ambasciatori, sindaci, avvocati e corrieri.

Nel periodo di cui noi ci occupiamo è rarissimo il caso che il Comune sostenga qualche guerra per conto proprio: sono tutt' al più delle brevi scorrerie nei territori limitrofi di S. Anatolia e di Camerino, che devono richiedergli delle spese minime, di cui non resta la

---

1) *Perg.* n° 719.

2) Per esempio la condanna del 1266 fu ridotta da 5000 a 3000 lire (*Perg.* n° 257).

3) P. es. nel gennaio–marzo 1276 si registrano 77 lire e 10 soldi per restituzione di prestiti; nel 1279 (gennaio–marzo) 6 lire e 13 soldi per la stessa ragione.

traccia nei registri di cassa. Più rilevanti, ma rarissime, sono le spese di fortificazione, ch' esso sostiene per la propria difesa, e di cui parleremo fra poco a proposito delle costruzioni pubbliche. Ma assai spesso invece ed in misura molto gravosa esso deve contribuire alle guerre che la Chiesa sostiene nella Marca e talvolta anche fuori di essa. Non sappiamo se a quest' epoca si fosse già emanata qualche costituzione della Curia, la quale determinasse gli obblighi militari dei Comuni dipendenti verso lo Stato dominante; ma è certo ch' essi erano tenuti a partecipare alle guerre sostenute da questo in due modi: o con un semplice contributo finanziario, la *tallia militum*, di cui già s' è parlato, od anche con l' invio di un certo numero d' uomini armati, limitato però ad un piccolo spazio di tempo (probabilmente da 8 a 30 giorni) ed ai soli confini della Marca d' Ancona. Ma anche con queste limitazioni l' obbligo non era meno gravoso: nel mese di giugno 1274, su una spesa totale di 109 lire, se ne devono destinare 79 per mandare pochi fanti e cavalieri per soli 8 giorni all' esercito del Marchese, che combatteva presso Jesi; e assai più grave dovette esser la spesa negli anni 1278 e 79 quando, oltre ai cavalieri, si mandarono ad Offida in varie riprese 175 *sergentes* dai diversi quartieri del castello. Certamente quei 175 castellani non istavano tutti contemporaneamente al campo; ma, come rileviamo da un frammento di resoconto dei *rationatores,* ciascuno di essi ricevette dal Comune una indennità, che variava da 24 a 50 soldi, e dovette quindi stare nell' esercito per una quindicina di giorni e più, obbligando il Comune ad una spesa di circa 300 lire, a cui si devono aggiungere tutte l' indennità per i *milites* con due, tre e quattro cavalli, l' invio di viveri ed anni, il noleggio dei somieri, e la diaria a corrieri, ambasciatori e pubblici ufficiali, che si mandavano nel territorio ascolano [1]). Ma alla Curia non bastava neppure la partecipazione diretta del Comune coi suoi uomini armati a sue spese; nello stesso tempo essa pretendeva da lui con maggiore frequenza delle gravi imposte di guerra, sicchè per soli quatti anni, dal 1277 al 1281, ci son rimaste le ricevute della *tallia militum* per 465

1) *Varie* n° 13. Il frammento (cartaco di cc. 4) appartiene al 1279–1280.

lire[1]). Gravi pene erano poi comminate al Comune s' esso contravveniva all' obbligo militare: il 20 aprile 1284, il rettore della Marca, dovendo combattere contro gli Urbinati ribelli, ordinò al comune di mandare prima della fine d' aprile a Jesi, dove egli adunava l' esercito, 3 cavalieri, 10 balestrieri e 60 fanti con le armi e i cavalli, e le macchine necessarie, perchè vi restassero senza interruzione per un mese se fosse necessario, e di spedire tutte le vettovaglie necessarie per questi soldati, sotto pena di 500 marche d' argento[2]). Ammettendo, com' è in parte provato, che nel 1284 le indennità non fossero aumentate da quello ch' esse erano nel 1274, quel mese di partecipazione alla guerra contro gli Urbinati sarebbe costato al comune 201 lire di sole paghe; ed infatti tra il 14 e il 27 maggio il camerario Ugolinutius Actonis, in due sole volte, pagò per questo scopo 194 lire e 13 soldi[3]).

Al contingente militare si provvedeva solo eccezionalmente con soldati mercenari, per lo più tedeschi[4]); ma di regola prevaleva ancora il sistema delle milizie cittadine: i *milites*, in numero assai limitato, o partecipavano personalmente alla guerra o mandavano un loro sostituto[5]), con 1, 2 o 3 cavalli, a seconda, probabilmente, della loro ricchezza; i *pedites* erano reclutati quartiere per quartiere, ma non è detto con quale criterio venisse fatta la scelta e come si stabilisse il turno per le successive chiamate sotto le armi.

---

1) *Perg.* n° 402, 423, 453, 457.

2) *Carteggio,* Busta I, n° 9.

3) *Spese* 1284, aprile–giugno.

4) Nel marzo 1262 si registra la spesa per 4 candele consumate nella seduta del consiglio convocato *pro expensis dandis teotonicis*, e la spesa di 23 soldi per il pane, vino, anguille, fichi e aceto dati ai soldati tedeschi venuti *ad custodiam faciendum cum hominibus de Mathelica.* Nel 1293 il comune, in guerra con Camerino, assolda per 3 mesi un tal Giovanni con 25 soci *et cum bonis equis armigeris,* promettendo di pagargli, probabilmente ogni mese, 8 lire p. ogni cavallo, e 4 per ogni ronzino; paga doppia per lui; il risarcimento dei cavalli morti; paga doppia nei giorni di vittoria, e 25 lire per ogni prigioniero. (*Perg.* n° 641.)

5) Fra le indennità pagate nel giugno 1274 a 5 milites per la partecipazione all' exercitus sotto Jesi, di 3 di essi si dice *qui fuerunt*; di 2 invece (Fredericus d^ni^ Alberti, e Bonacursus Mantuanae) si dice *qui miserunt unum militem* etc.

Nel 1274 le indennità son pagate nella misura seguente: ai 5 *milites,* con 2 cavalli ciascuno, 8 soldi al giorno per ciascuno; ai balestrieri 2 soldi, ai fanti 1 soldo e 6 denari; cosicchè un solo giorno di guerra con 104 uomini sotto le armi costava al Comune 10 lire, 1 soldo e 6 denari. Bastava dunque che in un anno ci fossero anche due soli mesi di guerra, per cui fosse imposto il concorso del Comune – e questo doveva accadere assai di frequente – perchè le spese militari uguagliassero e forse anche superassero le spese ordinarie di tutta quanta l' annata.

Strettamente connesse coi rapporti di dipendenza verso la Curia e con le guerre sostenute per essa sono anche, per la massima parte, le spese per indennità ad ambasciatori, a corrieri ed a spie. Nei periodi normali accadeva di tratto in tratto di dover mandare qualche ambasciatore o qualche latore di messaggi ai comuni vicini, al vescovo di Camerino, al Rettore od al Tesoriere della Marca, e talvolta pure alla Curia romana; ma era una necessità che si presentava ad intervalli abbastanza lunghi e richiedeva una spesa assai limitata. In tempo di guerra invece, nei casi di gravi condanne e di appelli al rettore od al giudice della Curia, è un viavai continuo di nunzi, di procuratori, di corrieri, di spie, che si spingono spesso assai lontano e devono spesso viaggiare accompagnati e talvolta con un seguito piuttosto numeroso, e fan salire in breve tempo le spese per le indennità a cifre assai rilevanti. Gli ambasciatori del Comune ricevevano costantemente una diaria di 4 soldi, che si elevava a 6 per il podestà e per quei cittadini che viaggiassero con due cavalli; la diaria dei corrieri e degli informatori, che andavano ad *inquirendum nova* era invece di 1 o 2 soldi, e scendeva anche a 6 denari, quando erano mandati in paesi vicini, dai quali potessero ritornare nella stessa giornate. La spesa complessiva era naturalmente assai variabile: nel secondo semestre del 1262, in tempo di guerra, si spendono per questo scopo 41 lire e 5 soldi sopra una spesa totale, registrata, di sole 62 lire; nel solo mese di giugno 1274 accanto alle 79 lire $^1/_2$ di spese militari se ne trovano 19 circa per ambasciate e messaggi; negli ultimi due mesi del 1278, in un periodo di rinnovate controversie con la Curia per la questione dell' *affictus*, si sale ad una spesa di 38 lire e $^1/_2$.

Invece nel 1269, in tre mesi da marzo a maggio non si spendono che 3 lire e 12 soldi.

Una quarta categoria di spese straordinarie è quella dei lavori pubblici, che sono però estremamente rare, perchè accanto a quelle modestissime per le piccole riparazioni, che abbiamo classificato fra le ordinarie, non si trovano registrate che le spese per la costruzione del palazzo comunale, per la ricostruzione di alcuni tratti delle mura di Matelica e della rocca di S. Maria in monte, e per i lavori d' un acquedotto destinato ad una fontana. Nei quaderni più antichi le spese registrate per questo capitolo riguardano soltanto l' acquisto dei materiali, arena, mattoni, pietre, tegole, legname, e non raggiungono che cifre assai modeste: in media dalle 2 alle 3 lire per trimestre[1]). Due volte soltanto c' incontriamo in una spesa piuttosto forte per costruzioni pubbliche: il 17 novembre 1279, quando quattro cittadini facoltosi di Matelica promettono al Comune di rifabbricare la rocca di S. Maria in monte per il compenso di 425 lire[2]); ed il 6 novembre dello stesso anno, quando un tal *Gentilis Massuli* s' impegna a fornire l' arena grossa e sottile necessaria a quel lavoro per il prezzo di 30 lire[3]). Al trasporto dei materiali ed in parte anche alla loro messa in opera si doveva provvedere assai spesso coi *munera* personali dei castellani: il 5 aprile 1262, si trova registrata la spesa di 2 denari per candele consumate »*ad adsortandum homines qui debebant adportare lingna pro edifitio Comunis*«; del 1284, c' è rimasta una lista di carta, contenente 74 nomi di *homines* della *provintia* di Civitella »*qui adportaverunt lapides comunis duas salmas pro quolibet primae impositae*«[4]); e nel quaderno del camerario, in novembre dello stesso anno, si registra la spesa di 1 soldo per una *sarcina* di legna data ai notai, »*qui extraxerunt omnes homines qui non deportaverunt renam lapides et calcinam pro domo comunis*«[5]).

---

1) Per es., nel secondo semestre del 1262 si spendono 4 lire e 5 soldi in mattoni e pietre per riparare le mura di Matelica.

2) *Perg.* n° 424.

3) *Perg.* n° 426.

4) *Varie* n° 21.

5) Frammento di un quaderno di spese dal 15 novembre al 19 dicembre

È probabile dunque che fra gli *obsequia comunis*, di cui parlano costantemente tutti gli atti di castellania, si comprendesse anche l' obbligo delle prestazioni d' opere personali per le costruzioni d' interesse generale[1]).

Ma se questo sistema poteva giovare per lavori di breve ducata e di poca difficoltà, e specialmente per il trasporto dei materiali, esso non era più sufficiente per i lavori di maggior mole, per i quali si richiedessero abilità tecniche speciali; e in tali casi si ricorre necessariamente ad operai salariati. Già nel dicembre del 1273 un tal Accursittus Bonaccursi dichiara di aver ricevuto tre lire e mezza per 35 giorni in cui attese (forse come sorvegliante) alla costruzione del palazzo comunale, in ragione di due soldi il giorno[2]). Ma le notizie più complete sui salari pagati per quel lavoro si raccolgono dal registro del cam. Ugolinuccio di Attone (apr. giugno 1280); e da un importante frammento d' un altro quaderno, del quale si son conservate integralmente le spese dal 15 novembre al 19 dicembre 1284[3]). In quell' anno i lavori per il palazzo comunale dovevano essere stati ripresi con maggiore ardore, poichè si era prossimi alla fine, se ne costruiva il tetto e si poteva dedicarvi delle somme assai rilevanti. Parte di queste somme servivavano all' acquisto dei materiali: pietre, che si facevano portare dalle due cave (*praetariae*) di Ursula di Gorgose, mattoni, tegole, chiodi e ferramenta, per i quali in meno di un mese si pagavano 50 lire e più; in parte si pagavano dei *magistri lapidum*, che assumevano a cottimo una parte dei lavori (un tal maestro Bruno di Fabriano, che in aprile lavorava a giornata, riceve invece in varie riprese, dall' 8 novembre al 16 dicembre, 37 lire »*de summa cottumi muri domus comunis*«)[4]); ma la spesa maggiore è quella degli operai salariati. La paga

---

1284 (pergamenaceo di cc. 12), senza il nome del camerario (*Tasse, proventi e spese*, n° 15).

1) Cfr., per il periodo precomunale, L. M. Hartmann, *Marktrecht und munera* in *Analekten zur Wirtschaftsgeschichte Italiens*, *Gotha 1904*, p. 105 e ss.

2) *Perg.* n° 353.

3) *Tasse, proventi e spese*, n° 15.

4) Ad un altro maestro che ha assunto il cottimo dei camini del palazzo si paga 1 lira.

è fatta per periodi diversi: il 2 maggio, il camerario Ugolinuccio paga i salari dell' ultima quindicina d' aprile per un numero di giorni che varia da 10 a 17; dopo invece paga a periodi più brevi, l' 8, il 13, il 20 e il 27 di maggio, il 4 e l' 11 di giugno. La consuetudine era dunque di pagare alla fine d' ogni settimana per i soli giorni effettivamente lavorativi, che erano da 5 a 6. Gli operai che lavorano in quei due mesi sono sempre gli stessi; soltanto il loro numero varia da settimana a settimana, da un massimo di 18 ad un minimo di 14. Per i salari gli operai che son detti tutti *magistri lapidum, qui steterunt ad laboritium palatii, ad conzandum lapides* (*et*) *cantones,* (*et*) *ad murandum,* son distinti in tre gruppi secondo il salario, che è di 2 soldi per il primo gruppo (di 6–8 *magistri*), di 20 *den.* per il il secondo (di 3–4), di 18 denari per il terzo (di 5–6). La spesa media giornaliera per il salari è dunque in quei due mesi di circa 1 lira e 10 soldi.

In novembre e dicembre la paga vien fatta invece – o almeno registrata – quotidianamente: si parla di uomini che stanno *ad murandum in domu Comuni,* o *ad sigandum ligna,* ed anche di *manoales*; ed i salari presentano una varietà assai maggiore: dai 26 e dai 22 denari al giorno, si scende ai 12 ed agli 11 denari, ed i salari più bassi sono in generale i più frequenti. Nè puo restare il dubbio che il salario fosse accompagnato dalla somministrazioni del vitto in natura, perchè il camerario di questo trimestre che è il più diligente ed esatto di tutti quelli che ci han lasciato i loro quaderni non registra alcuna spesa fatta a questo titolo. Come i salari, varia fortemente anche il numero di operai, da un minimo di 12 ad un massimo di 37 al giorno, e varia con essi la spesa da un minimo di 15 soldi ad un massimo di 2 lire il giorno [1]). In complesso si può concludere che, se per tutto il 1280, si fosse seguitato a lavorare con la stessa intensità dei mesi d' aprile, maggio, giugno, novembre e dicembre, la costruzione del palazzo comunale sarebbe costata in quel solo anno circa 600 lire per salari di operai, e circa 500 per acquisto di materiali.

Ma da queste grosse cifre di un anno eccezionale non si deve dedurre che normalmente le costruzioni pubbliche gravassero in mi-

1) Cfr. G. Luzzatto, *Prezzi e salari* ci[illegible]

sura assai rilevante sul bilancio comunale: in generale anzi la spesa per questo capitolo doveva essere modestissima, ed in molti anni quasi nulla.

Altri capitoli di spesa, che han sempre un rapporto con le funzioni politico-militari del Comune sono le indennità ai privati per rappresaglie o per danni arrecati dai nemici[1]), le emende dei cavalli e dei muli morti o feriti in servizio del Comune, fonte di lunghi litigi fra nobili e popolani[2]); i compensi in danaro, dati ai grandi e piccoli feudatari del contado per le loro sottomissioni o per la cessione dei loro castelli e dei loro diritti giurisdizionali e fiscali. L' acquisto del contado impone anzi per alcuni anni al Comune le sue spese più forti: nel 1255 l' acquisto del castello di Rotondo costa 3000 lire, e 650 se ne devono promettere al conte Alberto per la sua sottomissione; nel 1263 si spendono altre 4 mila lire per l' acquisto del castello di S. Maria in Monte; ed erano proprio quelli gli anni delle lotte più accanite fra gli Svevi e i pontificii, in cui si doveva pagare prima una taglia di guerra di 1300 lire a re Manfredi, e poco dopo 3000 lire a papa Innocenzo IV. Era naturale quindi che per quegli acquisti non solo si ricorresse al prestito, ma si frazionassero i pagamenti e si protraessero per anni ed anni: basti dire che ancora nel 1269 si facevano dei pagamenti per l' acquisto del castello di Rotondo, e per quello di S. Maria in Monte se ne facevano ancora nel 1273.

Negli anni di carestia doveva in parte gravare sul bilancio del Comune l' approvvigionamento del Castello. È vero che fra gli obblighi dei castellani doveva essere anche quello di portare entro le mura di Matelica i loro depositi di grano, e che il Comune interveniva assai spesso coi divieti di esportazione non solo del grano, ma di tutte le vettovaglie[3]). Ma queste precauzioni

1) *Spese* 1264, gennaio—marzo; 1279, gennaio—marzo: 2 lire ad un castellano per danni arrecatigli da quelli di S. Anatolia; 9 lire ad un altro *pro repraesalia comunis Fabriani.*

2) *Perg.* n° 69; *Acquac.* n° 23. Nel 1247 d^us^ Albertus d^ni^ Actonis Guarneri riceve dal cam. del comune 20 lire come emenda di un suo cavallo »*magangnatum*« (*Varie* n° 3). *Spese* 1279, ottobre, 26 lire e 11 soldi per 1 somaro ed 1 mula.

3) Fra le multe se ne trovano registrate parecchie per aver infranto la *prostuma* o *prostania*, termine con cui si intendeva il divieto temporaneo di

non erano sufficienti e talvolta il Comune doveva acquistare per conto proprio delle partite abbastanza grosse di grano dai paesi vicini [1]). Quasi tutto il grano acquistato doveva esser poi rivenduto ai privati, ma è anche molto probabile che la vendita si effettuasse in perdita. In ogni modo però, negli ultimi decenni del Duecento, quella necessità si presenta assai di raro, e data la poca densità della popolazione urbana, ed il carattere rurale della maggior parte di quella popolazione, l' aggravio del Comune doveva esser ridotto a proporzioni assai modeste.

Spese del tutto eccezionali sono quelle che richiede di tratto in tratto l' aministrazione della giustizia, la quale, normalmente, non solo non costava al comune altra spesa oltre a quella del salario del giudice e del notaio dei malefici, ma era anzi una fonte notevole di entrate. Ma pure talvolta gravano sul bilancio comunale i premi per la cattura di qualche bandito [2]) e per la custodia della sua casa [3]), le partecipazioni alle condanne pecuniarie che, per statuto, si devono assegnare ai denunzianti, e che alcuni camerari registrano fra le spese [4]), e le indennita ai procuratori, agli avvocati, ai notai per le cause d' appello sostenute davanti alla Curia del Rettore [5]).

Infine si devono classificare fra le spese straordinarie quelle che si dovevano sostenere per la trascrizione dei capitoli e statuti del Comune, del catasto o di altri atti assai importanti, per indennità agli statutari [6]), ai *mensuratores* delle terre [7]), ad ufficiali

---

esportare non solo il grano, la farina ed il pane, ma anche il formaggio, le uova ed altri commestibili.

1) *Perg.* n° 230 (a. 1266); n° 438 (a. 1280). Nel 1302 si pagano 40 soldi a due cittadini ch' erano stati *ad vendendum granum quod d^us potestas adportari fecit ad castrum Mathelicae.* (*Perg.* n° 808.)

2) *Spese* 1262: 25 lire a Ventura di Venuto e soci che presero Giacomuccio di Giacomuccio, abbruciato dal comune.

3) *Spese* 1264: 1 lira ed 1 soldo per la custodia della casa di un bandito per 12 giorni.

4) *Spese* 1269: 6 lire, 7 sold. ed 8 danari ai denuncianti come partecipazione alle condanne.

5) *Spese* 1279: gennaio—marzo, e 1285: giugno—agosto.

6) *Spese* 1264, 1268, 1269, 1274, 1278, 1279.

7) *Spese* 1278, 1285.

incaricati di rivendicare i diritti sulle proprietà comunali [1]), ai *rationatores* straordinari [2]), egli esattori come percentuali sulle collette (1 den. per ogni lira esatta).

Dato il carattere stesso di queste spese, la loro variabilità e molteplicità, non è possibile stabilire alcuna proporzione anche approssimativa fra la parte ordinaria e la parte straordinaria del bilancio comunale. In ogni modo, per quel che possa servire, diamo qui sotto le proporzioni, quali risultano dai registri rimastici, eccettuandone quelli del 1262 e 1284, dove si registrano quasi esclusivamente le spese straordinarie.

	Spese ordinarie	*Spese straordinarie*
1264, gennaio–marzo . .	libr. 54 sold. 18	libr. 255 sold. 2
1267–68, dicembre–marzo	» 66 » —	» 98 » 4
1269, marzo–maggio . .	» 77 » 15	» 235 » 12
1274, giugno	» 3 » —	» 110 » 8
1276, gennaio–marzo . .	» 20 » 16	» 127 » —
1278, ottobre–dicembre .	» 160 » 6	» 87 » 6
1279, gennaio–marzo . .	» 275 » 15	» 104 » 6
1279–80, ottobre–febbraio	» 111 » —	» 749 » 19
1285, giugno–agosto . .	» 95 » 16	» 270 » 6

La sproporzione non potrebbe essere più evidente ed è, insieme alla prevalenza delle spese di carattere politico su quelle puramente amministrative, la caratteristica principale delle finanze comunali nel Duecento.

IV°

L' entrate.

[1° Entrate ordinarie. 2° Entrate straordinarie.]

1° La sproporzione fra la parte ordinaria e quella straordinaria del bilancio comunale, più ancora che nelle spese, si manifesta nelle entrate.

---

1) *Spese* 1279.

2) *Spese* 1276: a d° Munaldo syndico et rationatori ad rationandos offitiales com^is 20 lire; al suo notaio 10 lire.

L' entrate ordinarie, limitatissime, si possono distinguere in 4 categorie:

a) entrate patrimoniali;
b) entrate giudiziarie;
c) imposte indirette sul commercio, sui consumi e sugli affari;
d) imposta personale per il salario del podestà.

a) Che il Comune avesse delle proprietà abbastanza estese, specialmente in montagna, e che ne ritraesse ogni anno delle entrate in denaro ed in natura, lo sappiamo da testimonianze numerose e sicure. Già nei diplomi imperiali del XII sec. son ricordate le *montaneae* spettanti al castello [1]); nei registri delle spese si trova il ricordo di indennità pagate a cittadini, ch' erano andati *ad reinveniendum publicum comunis* [2]); un' altra volta un *doctor legum*, Corrado di Benentendi, è fatto procuratore del Comune per prendere possesso delle montagne di sua proprietà e porvi i termini [3]). In qualche momento di gravi strettezze, nell' impossibilità forse di ricorrere al prestito, non si rifuggiva dal vendere una parte dei beni demaniali [4]); ma normalmente essi doveano essere conservati sia nell' interesse dei cittadini, che godevano dei diritti d' uso sopra di essi, sia per quello delle finanze comunali, per le quali essi erano fonte di entrate ordinarie in tre forme diverse: dei canoni, cioè, pagati da quei coltivatori, a cui si assegnavano le terre seminative *ad laborandum* [5]); dei censi, che si ricavavano dagli utenti i pascoli e le selve del Comune [6]);

---

1) *Perg.* n° 6, a. 1185.

2) *Spese* 1279, gennaio—febbraio; *spese* 1284, 11 dicembre.

3) *Perg.* n° 556 (8 maggio 1289).

4) *Varie* n° 8 h. Nomina di un sindaco per vendere »*omnia publica comunis*« recentemente rivendicati da alcuni »*probi viri*« (10 novembre 1272).

5) *Spese* 1262: il camer. paga 2 soldi a Morico Uguictionis *pro duobus diebus quibus ivit et stetit in montaneis ad mensurationem fieri faciendam cum filiis dni Alberti* (gli Ottoni erano allora comproprietari di quelle terre assieme al Comune) *de terra laboratoria ibidem posita, et ad dandam dictam terram ad laborandum certis personis.*

6) Il 24 gennaio 1309 il Comune vende ad un privato i proventi del pascolo per tutto l' anno per 34 lire (*Perg.*

e della vendita dei prodotti delle foreste e delle terre seminative [1]).

Ma se ci è rimasta la prova sicura che il comune possedeva dei beni demaniali e patrimoniali e che ne ritraeva ogni anno delle rendite, non abbiamo purtroppo alcuna notizia sulla misura di queste entrate, di cui tacciono quasi completamente tutti i registri dei camerari che si son conservati. Sappiamo soltanto che, nel 1309, i *proventus pascui comunis* di un anno erano venduti ad un privato per 34 lire, e che, nel 1354, in un appalto generale delle entrate ordinarie, si comprendevano anche i proventi annuali dei *cinzorum* (forse i censi delle terre comunali) per la somma di 100 lire [2]). Se a questo aggiungiamo anche l' altro indizio che ai due ufficiali mandati a sorvegliare il taglio del grano nelle terre del Comune si pagava una indennità di 3 lire [3]), in una epoca in cui un ambasciatore non riceveva che 4 soldi il giorno, dovremo concludere che i redditi patrimoniali salivano a quell' epoca a cifre abbastanza rilevanti.

b) Le entrate giudizarie si possono classificare fra le ordinarie soltanto per il fatto che esse si ripetono tutti gli anni e che il Comune può contarci sicuramente; ma nella misura esse variano notevolmente da anno ad anno. Queste entrate, che risalgono ai *banna et folliae* dell' età feudale [4]), si distinguono sempre in tre categorie: *concordiae, salaria* e *condempnationes.* Le *concordiae* erano le tasse che pagavano al Comune le parti contendenti

---

1) *Entrate* 1278, novembre, dicembre. »*Item recepit a Bentevegna Petri Jenuarii pro feno quod habuit in montaneis comunis* ... (non si può legger la cifra). — I *rationatores* del febbraio 1281 trovano che »*Johannes Benentendi habuit ab Ugolinutio Actonis 5 libr. et ab Albricipto Ventulapennae 50 sold., quos tenebantur dare ipsi Comuni pro pretio vini vendendi eis venditi ab ipso Comuni*«. — Il camerario del dicembre 1284 paga 40 soldi a *Jacobo d^ni Albrici syndico comunis quia ivit per montaneas recolligendo bladum comunis,* e 20 soldi a Bonaventura Bevenuti quia ivit cum dicto Jacobo ad scribendum bladum. — Nel 1285 il camer. invece di 27 soldi che deve pagare a Corraduccio di Bartolo per alcune ambasciate, gli consegna dei *ligna comunis.*

2) *Consigli* n° 2 (frammento).

3) *Spese* 1284, 9 dicembre.

4) *Perg.* n° 18, a. 1218.

in caso di remissione di querela: in generale, da qualche centinaio di riscossioni registrate dai camerari per questo motivo, si vede ch' era fissata una tassa unica: 12 denari per ciascuna delle parti. Molte volte la parte remittente pretendeva che la propria tassa fosse pagata dalla parte opposta; ma per il Comune la somma riscossa era sempre la stessa [1]). Data la misura modestissima della tassa, per quanto numerose fossero le querele composte amichevolmente, il reddito che ne derivava al Comune non potè mai essere molto alto: in media, ogni trimestre, la somma delle tasse registrate sotto questo titolo sale a tre lire circa (12 lire l' anno).

Col nome di *salaria* si dovevano comprendere tutte le tasse per i procedimenti giudiziari fatti nell' interesse di privati, in particolare quindi per le cause civili. Per lo più i camerari registrano questa entrata senz' altra indicazione che quella generica di *salarium* pagato dal tale o dal tal altro; ma in alcuni casi si specifica anche la causale: cosi il 9 gennaio 1276 il camerario registra: »*Ista sunt salaria . . . . a Salimbene Gregorii, pro executione triginta soldorum, 18 denarios*«, e più sotto da due contendenti »*pro salario quaestionis inter eos 2 soldos*«. Da causa a causa variava quindi la misura delle tasse, che davano al Comune un reddito meno costante, ma assai più alto delle *concordiae*: in media una trentina di lire l' anno.

Ma la più importante delle entrate derivanti dalla giurisdizione è costituita dalle *condempnationes* o pene pecuniarie. Non vi era – si può dire – articolo degli statuti, che non comminasse una condanna in danaro ai contravventori, dai 6 denari di chi aveva parlato in consiglio *contra bannum judicis*, alle decime di lire che si doveano pagare per i maggiori malefici, esenti dalle pene corporali. In quasi tutti i registri si trovano lunghe liste di riscossioni per condanne, che portano talvolta anche la motivazione e dànno al quaderno l' aspetto di un libro dei malefici; e le somme salgono spesso a cifre abbassanza alte: nel primo trimestre del 1265, di fronte a 12 lire per salari e concordie, se

1) n° 478, 479, 480, 483, 484, 485, 488, 489, 490, 491, 492 etc. (a. 1284).

ne riscuotono 44 di condanne; nel 1279, in meno di 8 mesi, 80 lire contro 18.

Prese poi tutte insieme, le tre forme di entrate giudiziarie, costituivano uno dei capitoli più ricchi del bilancio ordinario: da gennaio a marzo 1265, sopra un totale di 75 lire esse contano per 56; nel 1269, da marzo a maggio, 29 lire su 92; nel giugno 1274, 8 su 34; nell' ottobre–dicembre 1278, nel gennaio–marzo e ottobre–dicembre 1279, esse sono le sole entrate registrate, accanto alle collette, e ammontano ad una somma di 98 lire.

c) Le imposte indirette si possono riassumere nelle seguenti categorie: *pedaggio* o *passadium comunis* e tassa sul mercato, *imposte sui pesi e misure, tasse di esercizio e rivendita, tasse sui contratti.*

S' è già visto, nel primo capitolo, come il *passadium comunis* ed il *mercatum* fossero un dei più antichi diritti del fisco nel territorio di Matelica, come Ottone IV ne cedesse una metà al Comune[1]), e lasciasse probabilmente una parte dell' altra metà, che nominalmente riservava per sè, ai Conti Ottoni, i quali nonostante le successive rinuncie di alcuni di essi[2]), non perdettero mai del tutto la loro partecipazione a questo cespite d' entrata, e ne conservavano un residuo ancora nel sec. XIV[3]); una parte invece dovette seguitare a spettare all' impero e da questo passò poi alla Curia pontificia, che la riscuoteva ancora nel 1281[4]).

In ogni modo però, nell' epoca di cui noi ci occupiamo, il Comune doveva avere per sè circa i $^3/_4$ del pedaggio, e poteva disporne liberamente con diritto di piena sovranità, tanto che, in alcuni trattati conchiusi coi comuni vicini, poteva includere la piena esenzione da ogni tributo per le merci e le persone che attraversassero i suoi confini, senza che alla stipulazione di quei

---

1) V. indietro p. 55.

2) *Perg.* n° 123 e n° 128 (a. 1255).

3) V. la conferma albornoziana di una parte del pedaggio ad un discendente degli Ottoni in *Perg.* n° 1060 (a. 1357?).

4) Nel 1281 un procuratore della Curia vende per due anni ad Ugolinuccio di Ottone, per il prezzo di 40 lire i *fructus passadii et terrarum curiae in districtu Mathelicae* (*Perg.* n° 459).

trattati intervenissero – almeno in forma da lasciarne il ricordo negli atti notarili – le altre parti aventi diritti sul pedaggio [1]).

Che cosa fosse precisamente questo *passadium comunis* e da quali tariffe venisse regolato non ci è detto da nessuno dei documenti di Matelica; ma da molti indizi appare evidente che esso, più che una imposta sul commercio di transito o sulle importazioni ed esportazioni, era invece un semplice pedaggio; tant' è vero che, dopo la conclusione del trattato con Perugia, 4 *boni homines positi a comune ad videndum rationem quam comune facere habet cum Petro Brunicti et Jacobutio Silveri passadariis* (appaltatori del *passadium*) *occasione denariorum quos recipere debent a comuni pro passadio illorum de Perusio qui transitum fecerunt per castrum Mathelicae, declaraverunt quod supradictus Petrus passadarius habeat a Comuni pro parte sibi contingenti de passadio quod illi de Perusio comuni exsolvere debuissent 55 solidos* [2]).

Come tutte le altre imposte indirette, il pedaggio veniva sempre appaltato ad uno o più privati per tutto l' anno. Soltanto se non si riusciva a trovar subito l' assuntore, il camerario riscuoteva direttamente i proventi del *passadium* e li registrava volta per volta, sottraendoli poi dal prezzo totale dell' appalto [3]). I registri ci han conservato i prezzi di tre appalti annui; nel 1265 per 9 lire; nel 1274 per 11 lire e 6 soldi; nel 1263 per 25 lire, comprendendovi però anche la misura del grano (appaltata di solito per 5 o 6 lire) [4]).

Sebbene queste cifre non servano certamente a dare un' idea molto elevata dello sviluppo del traffico attraverso il territorio di Matelica, non ci sembra tuttavia possibile che il *passadium* fosse allora l' unica imposta sul commercio e sui consumi. D' una

1) V. il patto con Sanseverino del 18 aprile 1258 (*Perg.* n° 149, 151, 152); con Perugia del 22 settembre 1294 (n° 657).

2) *Perg.* n° 684.

3) Nelle entrate del primo trimestre del 1265 si registrano in gennaio e nei primi giorni di febbraio 6 riscossioni *pro passadio comunis* per 18 soldi fra tutte; poi verso la metà di febbraio si riscuotono 8 lire e 2 soldi *hinc ad kalendas Januarias.*

4) *Entrate*, 1263, 18 maggio: »*A Benvegnate Reinaldi et sotio pro pretio pedagii et rasengarum 25 libr.*«.

imposta sui consumi che si esigesse alle porte del castello (l' antico *portaticum*) non abbiamo alcun ricordo: si parla talvolta di compensi pagati a persone ch' erano state alle porte a prender nota del grano che s' introduceva; ma quella registrazione non doveva farsi per la riscossione di qualche gabella, ma piuttosto per vedere se i castellani obbedivano all' ordine di portare i loro depositi di frumento entro il castello [1]).

Ma se è poco probabile che si esigesse alle porte un dazio sui generi di consumo, che sarebbe stato in contrasto con l' indole sociale del Comune, costituito in massima parte da piccoli proprietari, che aveano le loro terre tutto attorno al castello e vivevano dei loro prodotti; è certissimo invece che tutti i documenti più antichi che parlano del *passadium comunis* ricordano anche l' *ius mercati* o *siliquaticum*, come una cosa distinta, e che tale effettivamente doveva essere [2]). È strano quindi che nei registri dei camerari non si trovi alcun ricordo di questa fonte d' entrata; e di questo silenzio non si possono dare che due spiegazioni: o che i proventi del mercato fossero appaltati appunto in uno di quei mesi per cui non ci è rimasto alcun registro, oppure che l' antico *siliquaticum* si fosse trasformato e specificato nelle tasse sui pesi e misure.

Di tali tasse troviamo ricordate, nel sec. XIII, quelle sulla *rasenga del grano*, sullo *staio del sale*, sul *barile giusto del vino*, sull' *anfora o brocca dell' olio*, sul *rubbo del lino*. Erano queste delle vere tasse, pagate in corrispettivo di un servizio prestato dal Comune, il quale metteva le proprie misure a disposizione dei privati, facendo pagar loro 1 o 2 denari, o poco più, ogni volta che se ne servivano [3]). Per lo più anche queste tasse si appaltavano di anno in anno per prezzi assai modesti, che varia-

1) *Spese* 1269, marzo–maggio: »*Item solvit Benenanti Johannis pro 7 diebus quibus stetit ad portam causa scribendi segetes et farinam ad hoc ut non frangeretur prostuma comunis.*

2) Gia nel 1209 Ottone IV parlava dei proventi *de pedagio et mercato;* poi si nominano spessissimo l' uno accanto all' altro il *pedagium seu passadium* ed il *selquaticum.*

3) *Spese* 1262, 30 gennaio. »*Item dedit Morico Triveri ex fructibus barili, anforae et stadioli 1 den. pro suo iure, quia fructabant ipsa vasa pro Comuni*«.

vano da 5 lire a 5 lire 1/2 per la misura del grano, e da 2 a 3 lire e 1/2 per tutti gli altri pesi e misure [1]).

D' imposte d' esercizio e rivendita è ricordata soltanto quella sulla *beccaria* e le *taverne*, della quale, nel maggio 1269, è presa in appalto per un anno la riscossione da Albertuccio di Buccaro per il prezzo di 43 lire [2]). Quella sulle taverne doveva essere effettivamente una semplice imposta di esercizio, pagata dai singoli tavernieri; per la beccaria invece la cosa era un pó diversa, perchè la fornitura della carne era considerata anche a Matelica come un servizio pubblico, che veniva assunto da un macellaio o da un gruppo di macellai, a determinate condizioni e sotto la sorveglianza del Comune, che forniva anche il locale [3]).

Sotto il titolo, forse non del tutto appropriato, d' imposte sugli affari, possiamo comprendere le entrate che si ricavavano dall' esercizio del notariato e dell' ufficio dei baiuli. I notai, che rogavano gli atti privati, potevano esercitare il loro ufficio soltanto per una concessione del comune, il quale fissava il prezzo per la rogazione dei diversi atti, e si riservava una piccola partecipazione sui loro guadagni. Anche la riscossione di queste tasse veniva appaltata annualmente: nel giugno 1274 la *notaria de banca* o *banca ad civilia* è presa in appalto da Jacobus Compagnoni per 28 lire annue [4]).

---

1) Nel 1263, gennaio, per il barile giusto, staio del sale e brocca del l'olio 2 lire, per il pedaggio e le rasenghe 25 lire; nel maggio, da un altro per le rasenghe 5 lire; nel 1265, gennaio, per la rasenga del grano fino al gennaio prossimo 5 lire; nel 1269, 15 marzo, per la stessa rasenga *pro uno anno* 5 lire e 5 soldi, per il barile, staio e brocca 34 soldi; il 28 giugno 1274 per gli stessi barile, staio, brocca, e per il rubbo del lino fino al 1 giugno prossimo 3 lire e mezza. Nel sec. XIV i redditi crescono assai (ma anche si deprezza la lira ravennate e anconetana); nel 1309, 24 gennaio, si vende i *proventus mensurae bladi, calcinae et gessi pro uno anno* per 27 lire (*Perg.* n° 871); nel 1354 si appalta la *brocca olei* per 16 lire, *rubbum et statera* per 52; *starium salis* per 5, *passus ferri* per 40 (*Consigli* n° 2).

2) *Entrate*, 1269, 1 maggio.

3) *Spese* 1284, 29 novembre; *Statuti del sec. XIV*, p. 269 e ss.

4) *Entrate* 1274, 28 giugno. A Genova, nel 1265, l' *introitus instrumentorum*, costituito dai 2 denari che dovevano pagarsi per ogni rogito, fu venduto per 469 lire, e nel 1291 per 680. (Cfr. SIEVEKING, *Genueser Finanzwesen*, I, p. 67.

I *baiuli* uno per *provintia* dovevano essere qualchecosa d' intermedio fra il messo comunale e l' usciere giudiziario; abbiamo già visto che, per i servizi ch' essi prestavano al Comune, non erano pagati a salario fisso ma con piccole indennità[1]); così essi dovevano essere pagati volta per volta dai privati per tutti gli atti giudiziari ch' essi compivano nel loro interesse[2]). La *balia* o *bajulatio* era quindi un ufficio lucroso, dal quale il comune traeva una fonte d' entrata, sia facendo pagare dai baiuli un tanto su quel che percepivano dai privati, sia vendendo ad essi l' ufficio per tutto l' anno per un prezzo *à forfait*. Nel 1263 e nel 1265 pare si fosse adottato il primo sistema, poichè i camerari registrano delle riscossioni *pro baiularia* di pochi soldi od anche di pochi denari; nel 1274 invece si era vendnto l' ufficio ad un baiulo per 3 lire e ad un altro per 3 lire e 2 soldi. Poichè i baiuli sono otto, l' entrata complessiva sarebbe stata allora di 24 o 25 lire. Sommate dunque le 10 a 20 lire del pedaggio, le 8–9 dei pesi e misure, le 43 delle beccaria e delle taverne, le 28 degli atti civili, e le 24–25 delle balie, il reddito complessivo delle imposte indirette avrebbe variato in quelli anni dalle 113 alle 125 lire.

d) Accanto alle imposte indirette non si trova, nel sec. XIII, che una sola imposta diretta con carattere di ordinarietà: la colletta annuale per il salario del podestà. Il primo ricordo esplicito di questa colletta si trova nel 1255, e ci dimostra ch' essa era un' imposta personale: il 30 novembre di quell' anno il conte Alberto di Attone di Guarnieri promette di pagare al comune la *dativam et collectam per libram sui appretii* e la *dativam et collectam per fumum in salario potestatis et judicis, sicut alii castellani faciunt*[3]). È evidente dunque che a quel tempo la colletta per il salario del podestà (225 libre) si pagava da tutti i castellani di Matelica *per fumum*, per ogni gruppo famigliare. Ma questa forma di imposizione deve risalire ai primi

1) V. indietro p. 86.

2) Nel limitrofo comune di S. Anatolia gli *Statuti del 1324* stabiliscono che ufficio dei baiuli sia *citare, bandire, reapportare*, e determinano i compensi (da 1 e 4 denari) ch' essi devono ricevere per ciascuno di questi atti (Libro I, Rubr. 28, p. 20).

3) *Perg.* n° 128.

tempi della magistratura podestarile (il primo podestà eletto dai consigli è del 1225), e deve derivare dalla forma prevalente nella riscossione delle imposte dirette fino ai primi del secolo XIII. L' antichissima imposta diretta (καπνικόν, *fumaticum, focaticum*), in cui il carattere reale si mescola col personale, essendo essa pagata dai signori in ragione dei *foci* o *fumantes* viventi sulle loro terre, e da essi naturalmente riversata sui dipendenti stessi, che finiscono per essere i veri contribuenti [1]), compare assai presto anche nel nostro comune, dov' essa spiega, come già s' è accennato, il contenuto di molte sottomissioni ed il motivo di molte controversie tra feudatari e comune. Il tributo all' imperatore si determina, tanto nel 1185 quanto nel 1209, in ragione della popopolazione, a tanti denari per fuoco [2]), e in quegli stessi anni, quando i feudatari cedono parte dei loro diritti al comune, hanno cura di determinare non l' estensione e la natura delle terre, ma il numero e spesso anche i nomi degli *homines,* a cui essi rinunciano e di quelli che conservano per sè.

Però soltanto nel più antico quaderno d' entrate ci è rimasta la prova che la colletta personale per il salario del podestà si riscuoteva ancora nel 1262 e nel 1263: nel gennaio 1263 si trovano registrate alcune piccole riscossioni *pro secundo et tertio salario potestatis praeteriti anni,* e nell' ottobre dello stesso anno si dà la somma degli introiti pervenuti nelle mani del camerario, *praeter salarium potestatis.* Dopo d' allora non solo non si trova più traccia di questa speciale colletta annuale, ma si vede anzi che il salario del podestà era pagato coi proventi di altre collette straordinarie *per libram* o con altri redditi del Comune; ed un documento del 1278, di cui dovremo occuparci fra breve, ci spiega in maniera chiarissima questo silenzio dei registri dei camerari. Si tratta degli atti di una causa dibattutasi davanti al Rettore della Marca fra il Comune ed un centinaio di nobili di Matelica, *pro lite quae vertebatur occasione solutionis salarii potestatis.* I nobili sostengono che è stabilito dal Capitolo del Comune che la colletta per il salario sia pagata *per focum,* e si lagnano che i

1) Cfr. LEICHT, *op. cit.* p. 44.

2) Nel 1185, 12 den. per fuoco; nel 1209

populares non rispettino la concordia giurata dalle due parti. I popolari, dopo aver tentato di negare l' esistenza di quel patto, dicono ch' esso era stato estorto con le minacce, e che era stato revocato dal parlamento, il quale aveva stabilito »*quod omnes collectae tam pro salario potestatis quam pro quolibet alio gravamine deberent exsolvi per libram*«, e che »*per 10, 15 annos et plus usque nunc salarium potestatis fuit impositum et exactum per libram*«[1]). È dunque probabile che appunto nel 1263, o poco dopo, si fosse riscossa la colletta per il salario del podestà nel l' antica forma del fumatico, che poteva esser giusta quando l' unità tributaria era il *mansus* o podere, posseduto o coltivato da una famiglia, e quindi colpendo i *foci* in misura uniforme si veniva effettivamente a colpire, in proporzioni abbastanza eque, la rendita fondiaria; ma la tassazione uniforme per *foci* diventava una iniquità nell' età comunale, quando pagava egualmente per un solo fuoco tanto il nobile che possedeva duecento o trecento moggia di terra, quanto il sua antico dipendente che aveva ottenuto la disponibilità del suo piccolo manso, o l' artigiano che aveva un pezzetto di terra di sua proprietà. Era dunque più che naturale la rivolta del popolo e l' abbandono del sistema antiquato ed ingiusto.

Nulla sappiamo sulla forma dell' esazione, nè sulla misura precisa dell' imposta; ma in uno dei resoconti dei *rationatores* del 1280 si vede, che nel 78 o 79, durando ancora la lite fra nobili e popolari, da molti dei nobili fu esatta soltanto la colletta *per fumum* nella misura di 3 soldi per famiglia. Da quest' unica testimonianza si potrebbe forse dedurre che questa dei 3 soldi fosse stata nei tempi precedenti la misura generale; ma essa ci sembra un po' troppo bassa, perchè il gettito dell' impostà sarebbe stato indubbiamente inferiore al salario del podestà.

Le entrate ordinarie annuali nel periodo dal 1262 al 1280 si possono dunque far variare fra queste cifre:

entrate giudiziarie	da 125 a 200 lire
imposte indirette	da 113 a 125 lire
colletta per il salario del podestà	da 200 a 225 lire

1) *Perg.* n° 418.

In tutto sono dalle 438 alle 550 lire, a cui si devono aggiungere le entrate patrimoniali, che non possono portare la somma delle entrate ordinarie molto al di sopra delle 600 lire.

2° L' esiguità delle entrate ordinarie, la varietà della loro misura e l' incertezza sull' epoca della riscossione, la loro insufficienza di fronte alle spese sempre maggiori e con prevalente carattere di straordinarietà, tutto questo obbligava il Comune a servirsi di un' imposizione straordinaria di reddito più largo e più facilmente proporzionabile ai bisogni. Fu questa la *dativa* o *collecta per libram,* che si riscuoteva fin dai primi tempi del Comune e che a Matelica, a differenza dei grandi comuni mercantili, conservò sempre il carattere esclusivo dell' imposta fondiaria[1]).

La base per la riscossione dell' imposta era infatti l' *appretium*, che non è, come in altri comuni, un estimo del reddito di ciascun cittadino, sia ch' esso provenga dalla terra, sia dal commercio, dall' industria o dall' esercizio delle professioni; ma è un semplice *catasto*, nel senso più rozzo della parola, poichè esso doveva ridursi ad una semplice misura delle terre, in moggia e staia, senza alcuna valutazione e classificazione delle terre stesse. Tutti i documenti del sec. XIII, che parlano dell' *appretium*, accenanno soltanto alla *mensura terrarum*[2]), ed i pochi frammenti, che se ne son conservati, contengono appunto, per ogni proprietà, la descrizione dei confini e l' estensione delle terre, aggiungendo, tutto al più, l' indicazione delle superfici a vigna ed a bosco, e la valutazione in danaro delle cose mobili[3]). Il catasto era eseguito

1) Cfr. BANCHI, *Gli ordinamenti economici dei Comuni toscani* I, *La lira.*; SIEVEKING, *op. cit.* p. 35 e ss.; DAVIDSOHN, *Geschichte von Florenz*, I, p. 265 e ss.; VOLPE, *Le istituzioni comunali a Pisa*, p. 5 e ss.

2) Il primo ricordo dell' *appretium* lo troviamo nel giuramento del 1237 (*Perg.* n° 69); il primo estratto di catasto che si conservi in archivio è del 1268 (*Perg.* n° 273). Nel 1295 si promette 1 denaro per moggio di terra misurata ai »*tres mensuratores deputati ad renovandam mensuram et appretium terrarum, vinearum, silvarum, rotarum castellanorum comunis tam laycorum quam clericorum et etiam forensium infra territorium Math.* (*Perg.* n° 676).

3) Riportiamo, come esempio, il primo fram[illegible] di catasto del 1268: »Flora d[ni] Bonorae habet iuxta viam et filios [illegible] ex modiolos

dai *mensuratores terrarum*, eletti temporaneamente e stipendiati dal Comune; esso veniva frequentemente rinnovato, o messo al corrente, e vi si comprendevano tutte le terre comprese entro il territorio di Matelica, sia che appartenessero ai castellani, tanto laici che ecclesiastici, sia anche a forestieri.

Uno dei resoconti dei *rationatores*, chiamati a riferire sull' esazione di 5 collette, riscosse in 15 mesi fra il 1278 e il 1279, ci dà la cifra totale del catasto di Matelica in 15386 moggia. Qualora si potesse accertare, com' è del resto probabile, che nel circondario di Camerino si sia mantenuto, dal sec. XIII fino al sec. XVIII, lo stesso staio di m^2 539, il moggio, di 6 staia, avrebbe avuto una superficie di 3236 m^2, e l' intera superficie delle terre comprese nel catasto sarebbe sommata a 4979 Ea. Detratti i 2398 moggi di 55 nobili, che pretendevano una condizione di privilegio, ed i 272 moggi dei chierici, esenti del tutto, restano 12716 moggia (4115 Ea), distribuite fra tutti i contribuenti del Comune. Ci mancano purtroppo i dati precisi sulla popolazione censita di questo periodo: sappiamo soltanto che, verso il principio del sec. XIII, i *fumantes* per il computo del l' *affictus* alla Curia si facevano ascendere a 500, mentre un secolo più tardi essi erano saliti a 1300; che nel 1348, in seguito a guerre e carestie, il Rettore della Marca concedeva che si riducesse il numero dei fuochi da 1050 a 645 [1]). Per gli anni a cui si riferisce il resoconto dei *rationatores*, sappiamo che nel 1279, essendosi imposta d' urgenza una prestanza di 10 soldi per fuoco, si raccolsero in pochissimi giorni 246 lire [2]). I contribuenti non furono dunque che 492; ma data la rapidità dell' esazione, è probabile che moltissimi fossero i morosi; cosicchè si può supporre, con qualche probabilità, che verso il 1280, oltre ai nobili ed ai chierici, le famiglie dei castellani sottoposti all' imposta fossero da 600 a 700. Ogni famiglia avrebbe dunque posseduto, in

---

et duo staria terrae et vineae. Item habet in Vibbiano iuxta viam, Actonem Simeonis, filios Actonis Jangni et monasterium Roti quatuor modiolos, tria staria et duas tabulas terrae. Item pro mobilibus 20 sold. Summa 11 modiol. (*Perg.* n° 273).

1) V. indietro, pag. 45, n^a 2.

2) *Entrate*, ottobre 1279—febbraio 1280.

media, da 18 a 21 moggia di terra (da 6 a 7 Ea, circa)[1]), mentre la proprietà dei *boni homines*, di cui un' altra relazione dei *rationatores* ci ha lasciato un catasto completo, variava da un massimo di 237 moggia ad un minimo di 13, mantenendosi per lo più intorno alla media di 43 m^a (15 Ea). Possiamo dunque concludere che la proprietà era allora assai frazionata e doveva essere quasi tutta in mano dei diretti coltivatori; e che non vi sarebbero state gravi differenze fra i più umili proprietari coltivatori ed i più ricchi signori dell' antica nobiltà feudale, se questi oltre alle terre comprese nel catasto, perchè erano entro il territorio del Comune, non ne avessero posseduto molte altre all' infuori di esso.

Il sistema di esazione, nella sua semplicità, rivela anch' esso il carattere di straordinarietà, che ancora conserva l' imposta fondiaria: deliberata dai consigli l' imposizione di una colletta di 2, di 4, di 6 denari per moggio si nominavano i sette collettori (*cultores*) delle sette *provintiae*, in cui era diviso il Comune (*Civitas*, S. Maria, Mistriano, Campamante, Civitella, Donorio, Colferaio), scegliendoli fra quelle persone che si dichiarassero disposte ad assumersi un tale incarico, poichè gli statuti proibivano che si costringesse qualcuno a far la parte dell' esattore[2]). Ad ognuno di essi era consegnata una copia dell' estratto del catasto per la sua *provincia*, che doveva servigli di norma per l' esazione[3]): su quella base egli doveva stabilire l' imposta di ciascun contribuente con una semplice operazione aritmetica, moltiplicando cioè il numero delle moggia per la quota deliberata dai consigli.

L' opera dei *cultores* era compensata con un aggio sulle riscossioni, nella misura modestissima di 1 denaro per ogni lira ($^1/_{240}$).

---

1) Il resoconto dei revisori del 1280 ci dà le misure della proprietà di 5 contribuenti popolari, rispettivamente di 13, 26, 20, 11, 21 moggia. La media dunque si avvicinirebbe a quella calcolata da noi.

2) Cfr. *Statuti del sec. XIV*, p. 264.

3) *Spese* 1276, 21 febbraio. *Item dedit Johanni Petri Tardutii pro cartis causa exemplandi appretium occasione colligendi datium 4 den. pro modio* »6 soldos«. Gli esempi di questo genere sono numerosi, e c' è rimasta anche qualcuna di queste copie.

I danari riscossi o erano consegnati al camerario, od erano assegnati direttamente a qualche creditore del comune, rendendone però conto al camerario stesso [1]). Ma anche dopo la consegna, ed a parecchi mesi di distanza da essa, la gestione degli esattori era sottoposta al controllo dei *rationatores*, i quali li potevano obbligare a completare le riscossioni ed i versamenti, e li condannavano a multe abbastanza gravi, se essi avessero mancato di versare anche una piccolissima parte delle somme raccolte. A diminuire però la semplicità del lavoro di esazione si presentavano talvolta al collettore alcune difficoltà, create principalmente dalla scarsità della moneta circolante, dai crediti che molti contribuenti vantavano verso il Comune, dalla insolvibilità dei contribuenti più poveri, e dalle esenzioni di alcune classi di cittadini.

Non tutto il ricavato delle collette arrivava nelle casse del Comune in danaro contante. In un paese abitato per nove decimi da piccoli proprietari, i quali producevano per il consumo diretto, la circolazione monetaria doveva essere ancora assai scarsa; il danaro circolava indubbiamente entro il Comune, e nel Duecento si era già assai lontani dalla pura economia naturale: entro il castello si tenevano mercati, vi erano botteghe per la vendita quotidiana ed un artigianato abbastanza numeroso; alcuni banchieri fabrianesi, toscani ed ebrei vi si stabiliscono fin dalla metà del sec. XIII e vi esercitano il commercio del danaro. Accanto alla lira anconetana e ravennate, ch' era una semplice moneta di conto, cominciò presto ad avervi corso il fiorino d' oro di Firenze, e assai frequenti furono allora le operazioni di cambio. Ma per i contribuenti di campagna, e non per i minori soltanto, doveva essere sempre una impresa difficile e penosa quella di procurarsi il denaro contante per il pagamento delle imposte; e così i *cultores* dovevano assai spesso accettare dei pegni od anche il completo pagamento in natura, ch' essi poi alla loro volta versavano nella cassa del camerario del Comune [2]).

---

1) *Entrate*, 1279, gennaio—marzo: il cam. registra i versamenti dei singoli *cultores*, aggiungendo accanto al numero delle *librae*, la frase »*quas habuit vicarius pro salario potestatis*«; o »*quas habuerunt sergentes Offidae*«; o »*quas habuit Andriolus pro custodia*«, e così via.

2) *Perg.* n° 293, a. 1270 circa — lista di *pignora pro solvendis impositio-*

Nel caso poi che qualcuno dei contribuenti fosse per ragioni varie creditore del Comune, era ammessa la compensazione: anzi in molti contratti si stabilisce apertamente che il debito del Comune verso un privato sarà scontato sulla prima colletta che si imporrà. In questi casi naturalmente l' esattore doveva verificare i titoli di credito, e accettata la compensazione, tener nota delle somme, che dovevano figurare come riscosse.

Da alcune parole dei *rationatores* del 1280 sembra che fossero preveduti i casi di inesigibilità per miseria del contribuente e che, entro certi limiti, non se ne tenesse responsabile l' esattore. In quella relazione infatti si determina la somma che avrebbero dovuto versare tutti i sette *cultores* »*facta ractione et compensatione deperditorum cum ratione paupertatis et quia non poterat exigi ab eis collecta*« [1]). Parrebbe dunque, sebbene questo sia un punto su cui ci restano molti dubbi, che i *perditi* o *deperditi,* di cui parlano tutti i revisori, fossero quelle unità catastali da cui non era possibile ricavare alcune imposta o per mancanza di proprietario o per la sua insolvibilità [1]).

---

nibus contratae Donorii; comincia: *Ista sunt pingnora que assingnavit Deutesalve Accursi cultor provintiae Donorij: media rasenga grani Cainardi Petrutii pro 20 den.; una cervellera de ferro Jorese Scangni pro duobus solidis* etc.; *Spese* 1278, ottobre. A m^ro^ Benvenuto de Isula in pagamento di certe ambasciate si restituisce *unus agnus ei acceptus a cultore S^te^ Marie pro suo datio;* nella consegna di Benvenuto camerario al suo successore — 28 marzo 1280 — *in pecunia numerata 3 libr.,* et *unam guarnachiam ferream filiorum Petri d^ni^ Jacobi pro datio pro 23 sol. et 3 den.,* et *unam guarnachiam stamine fortis albi Albertutii Bucari, pro eius datio pro 13 sol. et 3 den.* etc.

1) È vero che nella stessa relazione si dice poco più su che »*summa omnium perditorum totius apprectii Comunis Math. capit et est 790 mod., de quibus ad rationem 21 denar^m^ ex omnibus collectis, quae fuerunt quinque, capit et est 70 libr., quae fuerunt exactae.* Ma a noi par quasi certo che qui il notaio abbia dimenticato un *non.* Infatti subito dopo si fa questo calcolo: la somma preventivata dalle 5 collette sarebbe stata di 1304 lire; essendosene riscosse 1090, ne resterebbero da riscuotere 214. Però, tenendo conto dei *deperditi,* dei chierici e dei nobili che invece di pagare 26 lire, 4 sol. e 8 den. (in ragione di 3 den. per moggio) pagarono soltanto 7 libr. e 16 sol. (in ragione di 3 soldi per persona), restano da esigere soltanto 124 lire. La differenza di 90 lire (214—124) è data precisamente dalle 19 lire dei nobili e dalle 70 dei *deperditi.*

L' immunità tributaria è goduta, senza contrasto, dagli ecclesiastici ed è invece oggetto di lunghe controversie per i *boni homines* o *nobiles*.

Già nel 1253, in un ricorso al papa Innocenzo IV, il Comune negava di aver mai tentato di sottoporre i chierici alle collette e ne riaffermava solennemente l' immunità[1]). Il *privilegium clericale* è ricordato pure in alcuni documenti del 1257, in cui lo si estende anche a quei beni di cui un laico avesse il godimento come capellano di una chiesa[2]), e rimane inalterato per tutto il sec. XIII.

Era del resto un privilegio dal quale le finanze comunali non dovevano risentire un danno assai grave, se effettivamente, come risulta dal resoconto del 1280, tutte le proprietà ecclesiastiche comprese nel territorio di Matelica non raggiungevano che una superficie di 272 moggia sopra un totale di 15 mila. Un altro invece era il pericolo per il comune: che, cioè, per usufruire dell' immunità, si creasse una proprietà ecclesiastica fittizia, tenuta effettivamente da laici. Contro questo pericolo il Comune tenta ripetutamente di difendersi, aiutato in questo anche dall' autorità religiosa. Nel 1277, il pievano di Matelica procede contro alcuni cittadini, incolpati di aver emancipato i loro figli chierici, facendo loro una cessione fittizia dei propri beni stabili, per sottrarsi al pagamento delle collette[3]). Ma il provvedimento non valse a stradicare il male, e ancora nel 1301 vediamo che il Cardinal Legato Napoleone Orsini scriveva al pievano di Matelica perchè costringesse al pagamento delle collette al Comune un tal *Jacobus Plebani*, che per sottrarsene aveva concesso certi suoi poderi in *premium emancipationis* al figlio Filippuccio chierico[4]).

Ma non solo si fingeva la cessione dei beni ai figli preti, ma si simulava anche la qualità di ecclesiastico per isfuggire all' imposta; e contro questo abuso interviene, nel 1296, il Rettore della Marca, il quale accoglie la denuncia del Comune »*quod nonnulli*

1) *Perg.* n° 101.
2) *ibid.* n° 188, 189.
3) *ibid.* n° 404.
4) *ibid.* n° 780.

homines, asserentes se esse clericos, more laycorum incedunt, nec clericorum portant habitum nec tonsuram, nec volunt divinis offitiis interesse; in obsequiis tantum comunis et in collationibus et exactionibus dativarum uti volunt privilegio clericali«; ed ordina perciò che quelle persone o adempiano tutti i doveri ecclesiastici, o paghino le imposte comunali come ogni altro cittadino [1]).

Più complessa, e causa di controversie quasi secolari, è la questione della immunità dei *boni homines*. Mentre ancora nel 1209 i *milites de stirpe militari* erano esenti dal censo imperiale ed estendevano probabilmente questa loro immunità ad ogni altra imposta diretta [2]), nel 1237 invece i *boni homines* di Matelica, fra cui sono tutti i rappresentanti delle vecchie famiglie feudali aggregatesi al Comune, giurano di pagare ciascuno la *dativam per libram secundum appretium sui mansi habiti infra districtum Mathelicae;* la stessa promessa si ritrova in tutte le carte di sottomissione di quegli anni e degli anni successivi.

Eppure, nonostante le promesse ed i giuramenti, i nobili non intesero di aver rinunciato alla loro immunità, e infatti nel maggio del 1241 i popolari, come già s' è visto, dovettero ricorrere allo imperatore per ottenere che imponesse il rispetto dei patti giurati [3]). Sembra che, caduti gli Svevi e ritornata Matelica alla fedeltà della Chiesa, un *magister Henricus*, giudice della Curia *in comitatu Camerinensi*, concludesse una concordia fra nobili e popolari, risolvendo la questione in vantaggio dei nobili, i quali sarebbero stati obbligati a pagare soltanto la colletta *per focum* per il salario del podestà. I popolari invece pretendono che quella, come tutte le altre collette, siano pagate in proporzione delle terre possedute, e che ad esse partecipino i nobili come tutti gli altri cittadini [4]). Dopo molte controversie si dovette venire ad un compromesso temporaneo [5]) per cui i nobili avrebbero accettato di pagare anche

---

1) *ibid.* n° 681, a. 1296.

2) V. il dipl. più volte cit. di Ottone IV.

3) V. indietro, p. 60.

4) *Perg.* n° 413, 415, 416, 417.

5) *Spese* 1279 ottobre—1280 febbraio. 10 soldi al notaio che avea scritto la composizione fra nobili e comune; 12 lire ad *Yvano d^ni Scagni*, procuratore dei nobili, come residuo delle 22 lire che doveva aver dal comune.

essi la colletta *per libram*, ma entro il limite massimo di 3 denari per moggio in un anno; ma in realtà la maggior parte di essi non vollero pagare più di 3 soldi a testa, e così, in 15 mesi, da 52 nobili che possedevano un sesto delle terre del Comune si riscuotevano meno di 8 lire, mentre dagli altri $^5/_6$ se ne riscuotevano più di 1200.

Pagate dunque dal solo popolo, le collette *per libram* diventano un po' alla volte il fulcro del sistema finanziario del Comune. A dare un' idea della loro importanza sempre crescente bastano le cifre dei quaderni d' entrata che ci sono rimasti:

anno	entrata totale	collette
1265 (gennaio–marzo) . . .	lire 478	lire 403
1269 (marzo–maggio) . . .	» 323	» 243
1276 (aprile–maggio) . . .	» 234	» 233
1278 (ottobre–dicembre) . .	» 247	» 190
1279 (gennaio–marzo) . . .	» 386	» 340
1279–1280 (ottobre–febbraio)	» 802	» 503

(più 246 lire di una prestanza obbligatoria).

In tutti questi casi l' imposta diretta reale rappresenta i quattro quinti delle entrate del Comune e qualche volta supera anche questa proporzione.

La misura dell' imposta era estremamente varia, e andava da 1 o 2 denari a 2 soldi per moggio; ma spesso avveniva che le imposizioni delle collette si succedessero alla distanza di pochi mesi, e si cominciasse l' esazione di una nuova, quando non era ancora finita quella di due o di tre collette precedenti. Sebbene a questo proposito non ci dicano nulla nè i pochi frammenti degli Statuti di Matelica, nè le Costituzioni della Curia, parrebbe di dover conchiudere che non esistesse alcun limite alla imponibilità delle terre: nelle controversie fra nobili e popolani si disputa sempre sulla qualità dell' imposta a cui quelli dovrebbero sottostare, ma non mai sulla misura; negli atti di aggregazione al Comune, che si contano a centinaia, e che presentano varianti abbastanza notevoli nel loro formulario, si comprende quasi sempre l' obbligo di pagar le collette, ma non si accenna mai ad alcuna limitazione. Una volta sola, come abbiamo già visto, il cardinale

Legato concede al podestà di Matelica la facoltà di esigere la colletta da tutti gli abitanti del Comune fino alla somma di 3 lire per ciascuno, e si potrebbe dedurne che la Curia pontificia avesse il diritto di limitare l' imponibilità delle terre. Ma assai probabilmente la concessione si riferiva ad una semplice sospensione delle solite immunità, permessa in vista della fortissima taglia che si doveva pagare alla Curia, e non riguardava l' imposta fondiaria, ma una colletta personale. Se infatti si dovesse riferirla all' imposta reale, il limite di 3 lire per contribuente sarebbe stato superato molte volte, quando si imposero collette di 18, di 21 e di 24 denari a persone che possedevano da 40 a 280 moggia di terra [1]).

Per giudicare della gravità dell' imposta, un criterio, assai approssimativo, possiamo formarcelo guardando ai salari ed al prezzo del grano [2]). Accettata come media della proprietà fondiaria la cifra di 20 moggia (6 Ea e $^1/_2$), quando si imponeva una colletta di 2 soldi, una famiglia popolana avrebbe dovuto pagare 2 lire d' imposta. In quelli anni il salario giornaliero di un operaio (muratore, scalpellino, falegname) variava a Matelica da 1 a 2 soldi, ed il grano si pagava in media 16 soldi l' ettolitro. In tal modo una famiglia di piccoli proprietari, disponenti di tanta terra quanta ne può avere il più modesto colono odierno dell' Italia centrale, doveva pagare un' imposta corrispondente al salario giornaliero di 27 o 28 maestri muratori od al prezzo di 250 litri di frumento; press' a poco dunque, in moneta attuale, più di 60 lire d' imposta fondiaria. È vero però che quella di 2 soldi è la misura massima delle collette che s' incontrano nei documenti del Ducento: in generale, sebbene non passi anno in cui non se ne trovi qualcuna, si può calcolare che la misura media annua si mantenga intorno ai 12 denari per moggio, e che perciò l' aggravio della piccola proprietà sia, molto approssimativamente, di 30 lire di moneta attuale.

Del rendimento effettivo delle collette ci danno notizie sicure i soliti resoconti dei *rationatores*: quelli del 1280 calcolano, ad

---

1) V. indietro, p. 115.

2) Cfr. G. Luzzatto, *Prezzi e salari cit.*

esempio, che, per una colletta di 6 denari per moggio, si sarebbe dovuto esigere

dalla *provincia*	di	Civitas . .	libr.	94	sold.	15	den.	—
»	»	» S. Maria . .	»	99	»	2	»	—
»	»	» Campamante	»	67	»	—	»	3
»	»	» Colferaio . .	»	30	»	17	»	7
»	»	» Civitella . .	»	28	»	18	»	1
»	»	» Donorio . .	»	32	»	3	»	6
»	»	» Mistriano .	»	31	»	16	»	3

In tutto dunque 384 libr., 12 sold., ed 8 den., mentre effettivamente si erano esatte 358 lire e 12 soldi.

Negli stessi anni 79–80 il reddito di 5 collette, per la quota complessiva di 21 denari, era stato preventivato in 1304 libre; ma i revisori riducono il preventivo a 1208 lire, di cui in 15 mesi se n' erano riscosse 1038.

Accettata quindi la media di 12 denari per moggio all' anno, l' imposta fondiaria avrebbe dato al comune al minimo una entrata annuale media di 750 lire circa.

Accanto alla *collecta per libram* non si trova più, dopo il 1265, alcun ricordo di riscossione dell' imposta personale, sia per il salario del podestà, sia per altri scopi urgenti. Talvolta si imponevano d' urgenza delle prestazioni in danaro di tanti soldi per famiglia; ma, come vedremo fra breve, non si tratta ormai che di anticipazioni su collette future, di veri prestiti forzati.

Ma se l' imposta personale a quota uniforme era ormai rarissima come imposta generale, essa sopravviveva invece e doveva essere abbastanza frequente, come imposta particolare per determinate categorie di persone. Oltre ai nobili, i quali ancora nel 1280 pretendevano di non pagare più di tre soldi per ciascuno, v' erano anche tutti i nuovi cittadini, i quali, per un periodo di 5 o 10 anni dalla loro aggregazione al Comune, ottenevano l' immunità dall' imposta fondiaria, ed in compenso pagavano – durante tutto il periodo di esenzione – una quota fissa (*dacium*) da 5 fino 10 soldi ogni anno[1]).

---

1) V. i numerosissimi atti di aggregazione al comune fra le *Perg.* n° 26, 27, 28 etc. – *Entrate* 1263, gennaio 23, *a Benvenuto de S^to Angelo pro suo*

Ma in ogni modo, sia come imposta generale, sia come imposta speciale, essa non si riscuote che in via d' eccezione. Ormai la più vigile coscienza politica delle classi popolari, la loro più attiva partecipazione alla vita pubblica hanno reso intollerabile il sistema dell' imposta personale uniforme, ed hanno reso costante ed obbligatorio il sistema dell' imposta proporzionale fondata sul catasto. Dato il carattere sociale dei piccoli comuni dell' Appennino Marchigiano, dato il grande frazionamento della proprietà, che ci risulta dai documenti del Duecento, non è certo il caso di dire che con quei provvedimenti il *populus,* impossessatosi del Comune, abbia voluto riversare tutto il peso delle imposte sui proprietari della terra, esentandone l' artigianato e la classe mercantile: esso mirava soltanto ad una più equa ripartizione del carico tributario fra grandi e piccoli proprietari.

V°

I prestiti [1]).

[1° Prestiti obbligatori. 2° Prestiti volontari.]

1° In un sistema finanziario di tal genere, in cui la parte ordinaria del bilancio raggiungeva a stento le 500 lire annue, mentre la parte straordinaria superava spesso, e talvolta di molto le mille lire, si capisce facilmente quanto dovessero essere gravi e frequenti le deficienze di cassa. Si seguiva abitualmente il sistema di subordinare le entrate alle spese: quando cioè sopravveniva una spesa straordinaria, s' imponeva una colletta che presumibilmente bastasse a farvi fronte. Ma l' esazione delle collette

---

datio secundum formam suae cartae, sol. 5, a Salvestro de S^to^ Angelo, id. id. 4 sol. — *Entrate* 1269, 14 marzo: »*A Silvestro de S^to^ Angelo pro datio quod dare debet comuni praesenti anno*, sol. 5, e cosi altri. *Entrate* 1279–1280, 8 febbraio. *A Bonaventura Johannis olim de Fabriano castellano castri Math. secundum formam sui istrumenti 10 sold.*

1) Cfr. G. Luzzatto, *I prestiti comunali e gli Ebrei a Matelica nel sec. XIII.* Pisa, Cesari, 1908. Riassumo qui brevemente la parte di questo mio studio che si riferisce alle finanze comunali, modificandone le conclusioni in un punto solo a riguardo dei prestiti obbligatori.

non era nè rapida, nè sempre ugualmente sicura: bisognava, dopo aver convocato i consigli ed approvata l' imposta, mandare in giro il banditore, perchè invitasse a presentarsi chi intendeva assumerne l' esazione; nominati i collettori, bisognava far ricopiare gli estratti dei catasti e distribuirli a ciascuno di loro, che doveva in base ad essi fare il calcolo delle quote da esigere da ciascun contribuente. Solo dopo tutte queste operazioni preliminari, cominciava il lavoro di esazione, che poteva essere facile e relativamente rapido, quando si esigeva una sola colletta non molto grave; ma quando le collette si rincorrevano a intervalli brevissimi e raggiungevano la misura dei 18, dei 20 o dei 24 denari per moggio, l' esazione diventava lentissima, tantochè a due anni di distanza si dovevano ancora riscuotere molti arretrati.

In tutti questi casi, che si facevano sempre più frequenti col crescere delle funzioni del Comune, non v' era altro rimedio che ricorrere al credito, e questo si presenta infatti assai presto nelle due forme dei prestiti obbligatori e dei prestiti volontari.

Nei primi tempi del comune sembra che si ricorresse con una certa frequenza alle prestanze obbligatorie nella solita forma di una quota uguale per tutti i contribuenti, e che il popolo insorgesse contro questa consuetudine per le stesse ragioni di giustizia tributaria per cui avversava l' imposta del fuocatico. Nel giuramento del 1237, fra le altre promesse dei *boni homines*, si trova anche compreso »*quod non ponatur praestantia per homines Mathelicae, sed si erit necessarium accipiantur denarii mutuo*«; ed infatti d' allora in poi cominciano a farsi frequenti i mutui con privati, mentre sembra abbandonato il sistema dei prestiti obbligatori. Vi si ricorre però ancora in momenti di urgenza eccezionale: nell' ottobre 1279, per una urgente richiesta di danari fatta dalla Curia »*obcasione exercitus Fossambruni*« il consiglia delibera una »*collecta ad rationem 10 solidorum pro quolibet homine*«[1]); nel giugno 1281 si esige una *praestantia imposita pro Comuni ad rationem 10 soldorum pro quolibet homine, quae praestantia excomputata fuit praedictis hominibus in datio collecto*

1) *Entrate*, ottobre 1279—febbraio 1280.

ad rationem 22 den. per modiolum[1]). Il 14 agosto 1294 il sindaco del Comune promette ad un sal Salimbene di Paolo di restituirgli, sulla prima dativa generale, tre lire avute da lui »*pro sua praestantia sibi imposita in quarto Campamantis*«[2]). Nel 1324, quando il Comune doveva pagare al Tesoriere della Marca, una taglia di 1400 fiorini d' oro, si trovano molte confessioni di debito rilasciate dal sindaco del Comune ad alcuni privati *pro praestantia sibi imposita per Comune;* la restituzione delle somme prestate, varianti da 3 a 20 fiorini, doveva esser fatta entro sei mesi e – pare – senza interessi[3]).

2° Assai più numerosi sono invece i ricordi dei prestiti volontari, dei quali si ha la prima testimonianza nel dicembre 1246, quando m^{r} Fantesino del fu m^{r} Rainaldo »*precibus et mandato Venturae Bonademane sindaci comunis*« promette *principaliter* di restituire entro sei mesi a Benincasa Vicini di Fabriano 17 lire avute in mutuo. Ma a delineare in tutti i suoi particolari la forma di questi prestiti volontari serve assai meglio la deliberazione presa dai Consigli il 7 maggio 1247, quando si nomina un sindaco »*ad inveniendum mutuo nomine comunis ad usuras 123 libr. et ad inveniendum bonos et idoneos fideiuxores*«, ai quali prometterà di tenerli indenni »*sub ypotheca et obligatione bonorum et rerum dicti comunis*«[4]). Deliberazioni perfettamente analoghe, sia per la ricerca dei prestatori, sia per quella dei fideiussori e per le promesse e garanzie da darsi a questi ultimi, si ripetono nel gennaio 1272[5]), nel settembre 1299[6]), nel novembre 1300[7]).

Unica dunque si mantenne per tutto il sec. XIII la forma dei mutui contratti coi privati: mentre nei comuni maggiori i mutui si garantivano con le entrate patrimoniali o con le imposte in-

1) *Perg.* n° 451.
2) *ibid.* n° 655.
3) *ibid.* n° 942–953.
4) *ibid.* n° 80.
5) *ibid.* n° 305.
6) *ibid.* n° 709.
7) *ibid.* n° 751.

dirette, ed anzi si ottenevano forti antecipazioni di danaro, appaltando per un certo numero d' anni qualcuna di quelle entrate [1]), a Matelica per la piccolezza estrema di quei cespiti d' entrata bisognava ricorrere ad altre forme di garanzia; e non potendosi impegnare la riscossione delle collette, che in tutti i comuni vien fatta direttamente, si doveva garantire i creditori con la fideiussione di qualcuno dei più ricchi fra i cittadini. Talvolta al creditore quella garanzia non sembrava neppur sufficiente, ed egli pretendeva che almeno una parte del credito fosse garantita da cittadini di un Comune più potente.

Nei primi tempi il termine per la restituzione è sempre di sei mesi; più tardi la formula si cambia e si stabilisce che il pagamento debba farsi a richiesta del creditore; ma in un caso come nell' altro doveva trattarsi di semplici formule imposte dal rispetto a consuetudini giuridiche; chè in realtà i pagamenti dovevano essere fatti a scadenze molto più lunghe e spesso a rate, come ne fanno fede molte quietanze rilasciate da mutuanti al camerario del Comune a parecchi anni di distanza dalla concessione del mutuo. Un altro lato indubbiamente fittizio di questi contratti è il loro silenzio assoluto sa ogni forma d' interesse o di usura sul capitale mutuato: tutt' al più, e soltanto nelle carte più antiche, si stabilisce un premio di 6 denari ogni lira al mese (30 % all' anno) nel caso che il debitore lasciasse passare la scadenza senza adempiere alla sua obbligazione. Ma effettivamente doveva trattarsi, almeno nel maggior numero dei casi, di un vero prestito usurario: negli stessi registri del camerario si notano delle spese per la carta dei *quaterni debiti usurarii comunis* [2]), e l' usura, secondo calcoli assai probabili, sarebbe stata appunto del 30 %, o giù di li.

Fra coloro che prestavano danari al Comune figurano persone

---

1) Cfr. Besta, Introduzione ai *Bilanci della Republica Veneta* (pubbl. dalla Commissione per i Documenti Finanziari della Rep. di Ven.). Venezia 1912.

2) Nel 1247 per un prestito di 123 lire se ne restituiscono dopo 6 mesi 141 (*Perg.* n° 81). — In alcuni mutui il premio di 6 denari per lira al mese è fissato fin dal primo giorno.

di tutte le categorie: vi si trovano molti nobili ed altri ricchi proprietari del castello, alcuni dei quali doveano essere già in possesso di un forte capitale circolante, e senza potersi dire banchieri, trovavano un impiego molto fruttifero ai loro capitali, facendo in parte il servizio di cassa per il Comune: uno specialmente fra essi, messer Tommasino di Festa, che occupava nel castello un posto eminente e fu spesso incaricato di missioni pubbliche molto delicate, seguitò per più di un trentennio a fare al comune dei mutui, che salirono spesso a cifre rilevantissime. Pure abbastanza frequenti sono i prestiti fatti al Comune da proprietari e mercanti dei paesi vicini, di Fabriano, Sanseverino, Gualdo Tadino e Perugia. Ma come veri e proprie banchieri di professione compariscono sopratutto i fiorentini e gli ebrei: i primi dopo il 1261, e specialmente fra il 1267 ed il 1273; i secondi dopo il 1287.

Con gli uni o con gli altri di questi prestatori la somma dei debiti del Comune andava sempre aumentando e doveva raggiungere delle cifre rilevantissime, di cui posson darci un' idea anche i soli contratti rimastici fra le pergamente.

Nel 1267, fra marzo e settembre, si trovano tre mutui fatti al comune per 840 lire; nel 1269 in luglio un solo prestito di 1200 lire; nel 1272, da gennaio a giugno 797 lire, in varie riprese; il 27 marzo 1301, un sindaco del Comune salda un debito di 1063, dovute *ex causa mutui* ad un privato di Matelica; tra il febbraio e il settembre 1306 si ricevono in prestito 1025 lire.

Ma questo largo uso del credito, diventato ormai, per i cresciuti bisogni, una necessità imprescindibile, non aveva soltanto un' importanza finanziaria, ma doveva produrre una profonda ripercussione politica e sociale su tutta la vita del Comune. Mentre nel corso del sec. XIII la costituzione s' era andata trasformando, e verso il 1290 le forze popolari sembrano aver trionfato e dominar esse il Comune col capitano del popolo, gli anziani ed i rettori delle arti, in realtà le famiglie aristocratiche, che son anche le più ricche, dispongono sempre della grande forza del credito, ed il comune deve continuamente ricorrere a loro o come prestatori o come fideiussori: talvolta le sue strettezze son tali che

persino per la promessa di pagare dei salari di 50 o di 25 libre, si richiede la fideiussione dei cittadini più ricchi. È naturale quindi che questi si valessero poi di una tale necessità del Comune per conservarvi una posizione privilegiata ed assicurarsi gli incarichi pubblici più delicati e onorifici. Il popolo, già organizzato nelle arti, costituirà anche, sul modello delle città maggiori, le proprie società delle armi e voterà contro i nobili delle severe leggi di eccezione: ma quelli resteranno ancora effettivamente i veri arbitri del Comune.

Altschwedische Gilden.

Neuere Arbeiten über schwedische Sozial- und Wirtschaftsgeschichte.

Von

Alexander Bugge.

I.

Über schwedische Gilden war früher nur wenig bekannt. Man kannte nur Gilden in den Städten und nicht, wie in Norwegen und Dänemark, auf dem Lande. HEGEL sagt in seinem bekannten Werke „Städte und Gilden der germanischen Völker im Mittelalter“ (I, S. 328): „Erst spät erscheinen die Gilden in Schweden, viel später als in Dänemark. In dem großen schwedischen Urkundenbuch, dessen ältere Abteilung bis 1350 geht, finden sich solche erst seit Anfang des 14. Jahrhunderts und auch dann nur spärlich erwähnt.“ Jetzt sind aber schwedische Gilden bekannt, die noch älter als die ältesten dänischen und norwegischen sind. Der schwedische Runenforscher Professor OTTO VON FRIESEN in Upsala, der sich durch die Erforschung der schwedischen Runendenkmäler große Verdienste eingelegt hat, hat neulich einige schwedische Runeninschriften gedeutet, die über die älteste Geschichte des skandinavischen Gildewesens ein neues und unerwartetes Licht werfen. Zwei von diesen Inschriften sind in Sigtuna gefunden und im Anschluß an eine Arbeit von Professor O. JUEL über die Runendenkmäler Sigtunas herausgegeben und erklärt [1]).

1) OTTO VON FRIESEN, Ur Sigtunas äldsta historia. Upplands fornminnes förenings tidskrift XXVI, 1909.

Sigtuna ist jetzt eine ganz kleine und abgelegene Stadt, die selten von Fremden besucht wird und mit der äußeren Welt nur wenig Verbindung unterhält. Die Stadt hat kaum 1000 Einwohner, aber eine unverhältnismäßig große Zahl von Behörden. Der einzige Gasthof der Stadt ist der am meisten altmodische, den ich in den nordischen Ländern gesehen habe. Eine große Zahl mittelalterlicher Kirchenruinen zeugt aber noch von der einstigen Größe der Stadt. Sigtuna ist nämlich eine der ältesten schwedischen Städte und war vor der Anlage Stockholms die bedeutendste Handelsstadt des schwedischen Festlandes.

Die Stadt existierte schon im Anfange des 11. Jahrhunderts. Hier wurden unter Olaf Skottkonung (ca. 995—1022) die ersten schwedischen Münzen geprägt [1]). Der Münzmeister war ein Engländer des Namens Godwine, der früher für den dänischen König Sven Estridsson und vielleicht auch für den norwegischen König Olaf Tryggvason gearbeitet hatte. Auf einigen von diesen Münzen liest man auf dem Averse: + OLAF REX AN ZITVN und auf dem Reverse: + GOÞNE MOATA – AN : . Auf anderen steht der Name des Königs auf dem Averse und auf dem Reverse: GODÞINE . M[ONETARIUS] . O[N] . SIHT[UNUM]. Von dem Sohn und Nachfolger Olafs Skottkonungs, Anund Jakob, gibt es ebenfalls Münzen, die in Sigtuna geprägt sind (ANVND REX IN – VLAH IN SITVN). Nach der Zerstörung des alten Birkas wurde Sigtuna [2]) die wichtigste Handelsstadt Schwedens und stand mit dem übrigen Norden und vor allem mit Rußland in lebhafter Verbindung. Als der junge norwegische König Magnus Olafsson im Jahre 1035 aus Rußland nach Norwegen zurückkehrte, landete er in Sigtuna [3]). Dasselbe tat im Jahre 1042 der spätere norwegische König Harald Hardraade, was ebenfalls aus einem

1) Hans Hildebrand, Sveriges mynt under medeltiden, ist der Ansicht, daß die Ausmünzung dieses Königs erst ca. 1013 begann.

2) Die Ansichten von der Lage des alten Sigtuna gehen, wie bekannt, auseinander. Nach Hans Hildebrand lag die älteste Stadt etwas mehr westlich, an einer Stelle, die später Fornsigtuna genannt wurde, und wurde erst nach ihrer Zerstörung durch die Esten im Jahre 1187 an ihre jetzige Lage verlegt. Die meisten Forscher sind jedoch jetzt der Ansicht, daß das heutige Sigtuna dieselbe Lage wie die alte Stadt hat.

3) Heimskringla, Magnús saga góða, K. 2.

gleichzeitigen Skaldengedichte hervorgeht[1]). Von dem Reichtum der Stadt zeugt es, daß die Einwohner Sigtunas dem Bischof Adalward, als dieser zum erstenmal ihre Stadt besuchte, eine Opfergabe von 70 Mark Silber schenkten, eine für jene Zeit bedeutende Summe[2]) (ungefähr 30000 Mark).

Sigtuna besitzt nicht weniger als zwanzig alte Runendenkmäler. Unter diesen wird in einer Inschrift Sigtuna selbst erwähnt (. . . **firþi til sihtunum,** d. h. „. . . führte nach Sigtuna"). Wichtiger sind zwei andere Inschriften, Nr. 17 und 18.

Nr. 17: **frisa : kiltar . letu . reisa . stein : þensa : eftiʀ [. þurkil . kilt]a : sin : kuþ : hialbi : ant . hans : þurbiurn : risti,** d. h. „die Gildenbrüder der Friesen ließen diesen Stein errichten nach (d. h. zum Andenken an) Thurkil, ihrem Gildebruder. Gott helfe seiner Seele! Thorbjörn grub (die Runen) ein."

Nr. 18: **frisa ki[ltar : letu : rista runar] : þesar : eft<i>ʀ : alboþ : fela : ka : sloþa : kristr : hin : helgi : hialbi : ant : hans . þurbiu<r>n : ris[ti],** d. h. „die Gildenbrüder der Friesen ließen diese Runen eingraben nach Albod, dem Vermögensgesellschafter Slodes. Der gerechte Christus helfe seiner Seele! Thorbjörn grub (die Runen) ein."

Diese zwei Runendenkmäler stammen nach von Friesen aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts (1060—1075). Am wichtigsten sind die zwei Worte frisa kiltar, die in beiden Inschriften vorkommen. **kiltar** (d. h. gildar) ist Nom. Plur. von gildi m. „Mitglied einer Gilde"; **frisa**ʳ ist Gen. Plur. von Frisar „die Friesen". Ich zweifle nicht, daß „die Gildenbrüder der Friesen" zu Sigtuna ursprünglich jedenfalls friesische Kaufleute waren. Es scheint mir nicht natürlich, mit Henrik Schück anzunehmen, daß der Ausdruck — in Analogie mit der Gilde der Gotlandsfahrer — möglicherweise eine Gilde von Sigtunaer Kaufleuten, die Friesland besuchten, bedeutet[3]). Die friesische

1) Heimskringla, Haralds s. hardráða, K. 17.

2) Adami Bremensis Historia Hammaburgensis ecclesie. Vgl. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens (Leipzig 1906), S. 276.

3) Henrik Schück, Upsala Universitets Årsskrift 1910, Program 4, Birka, S. 19 f. Mit der „Gilde der Gotlandsf[illegible] denkt der Verfasser wahrscheinlich an den Brief des dänischen Kö[illegible]niversis in

Gilde zu Sigtuna existierte aber in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts wahrscheinlich schon lange und besaß ihre frühere Lebenskraft nicht mehr. Denn die Inschriften sind in schwedischer Sprache abgefaßt, und zwei von den darin vorkommenden Namen, Þorkel und Sloþe, sind echt schwedisch; Sloþe kommt häufig in upländischen Inschriften vor. Alboþ ist dagegen kein nordischer Name. Alabaudus, Albodus und ähnliche Namensformen kommen, wie es v. FRIESEN (S. 18) zeigt, früh im Altdeutschen und vielleicht im Friesischen vor[1]).

Daß friesische Kaufleute in der alten Stadt am Mälaren ansässig waren, ist nicht auffallend. Denn die Friesen standen mit Schweden seit Jahrhunderten in lebhafter Verbindung. Der früh verstorbene Archäologe KNUT STJERNA hat es in einer hinterlassenen, sehr interessanten Abhandlung „Lund og Birka" (Historisk tidskrift för Skåneland, Bd. III) nachzuweisen versucht, daß Birka auf der Insel Björkö in Mälaren, die älteste Stadt Schwedens, eine friesische Niederlassung war. Nach der Ansicht STJERNAS hatten die friesischen Einwohner Birkas den heiligen Ansgar eingeladen, ihre Stadt zu besuchen. Außerhalb Birkas übte Ansgar in Schweden keine Missionstätigkeit. In Birka gründete er eine Kirche und versah diese mit Priestern. Als die Friesen, von ihren heidnischen Nachbarn beeinflußt, allmählich heidnische Sitten annahmen, besuchte Ansgar nochmals die ferne Schwedenstadt. Nach und nach gewannen aber die heidnischen Elemente die Überhand, und Birka war, als die Stadt nach 950 zerstört wurde, heidnisch. Dies sind in aller Kürze die Ansichten STJERNAS.

Gutlandiam transeuntibus, in dem er ca. 1177 ihre Gilde bestätigt (NYROP, Danske Gilde-og Lavsskraaer I, n. 1). Diese Gilde wurde wahrscheinlicherweise Gotlandsfaragildi genannt, vgl. gildi Englandsfara Norges gamle Love III, S. 25[8].

1) SCHÜCK entwirft (Birka, S. 20, n. 1) die Frage, ob nicht eftiR alboþ felaka sloþa eine andere Bedeutung haben kann. Er liest eftir alboþfelaka Sloþa und übersetzt dies „nach dem Gelagsgeschafter (d. h. Gildebruder) Slode", indem er alboþfelaka als ölbuþfélagi erklärt und es mit ölbuþsman vergleicht. Diese Erklärung scheint mir jedoch gezwungen. Man hätte dann: eftir Sloþa alboþ felaka sin erwartet. Ein Wort ölbuþfélagi ist auch nicht belegt und würde „Mitglied eines Gelages", nicht „Mitglied einer Gilde" bedeuten.

Der geistreiche Verfasser, der in einzigartiger Weise archäologische und geschichtliche Kenntnisse verband, ist aber nach der Ansicht der meisten Forscher zu weit gegangen. Der ausgezeichnete Kenner schwedischer Geschichte und Literatur Professor Henrik Schück hat schon Einspruch gegen die Theorien Stjernas getan [1]). Schück geht aber meines Erachtens in der entgegengesetzten Richtung zu weit und will überhaupt nicht einräumen, daß es in Birka friesische Elemente gab. Nach seiner Ansicht sind nur schwedische Kaufleute nach Friesland, vor allem nach Dorestat, gesegelt. Daß friesische Kaufleute Birka gegründet haben, hat Stjerna jedoch nicht bewiesen. Die Stadt hat genau dieselbe Lage wie die meisten anderen altschwedischen Städte, die alle an der Grenze zwischen verschiedenen Gauen liegen, wo die Einwohner dieser Länderteile ihre Waren austauschen konnten [2]). Wir sehen schon um 800 ringsum in den nordischen Ländern die ersten Anfänge wirklicher Städte: Hedeby (Schleswig) und Ripen in Dänemark, Skiringssal in Norwegen und Seeburg (Sæborg) in Kurland. Diese Städte, und das etwas jüngere Julin auf der Insel Wollin, hatten alle dieselbe maritime und zur selben Zeit geschützte Lage wie Birka. Birka, Hedeby oder Schleswig, Seeburg und Julin waren alle befestigt und hatten Hafen- und Burganlagen. Jomsborg bei Julin ist allbekannt. Bei Schleswig und Birka haben neuere Ausgrabungen die alten Befestigungen zutage gefördert. Von Birka sind noch bedeutende Überreste zu sehen mit dem Erdwalle, der einst die Stadt umgab, mit der Burg und mit mehr als 2000 Grabhügeln und anderen Gräbern rings um die Stadt. Die Befestigungen bei Hedeby (Schleswig) sind von dänischen Archäologen untersucht worden [3]). Von dem alten Skiringssal (unweit der heutigen Stadt Larvik) sind dagegen keine Überreste vorhanden. Die genaue Lage von Seeburg ist nicht bekannt.

Dagegen hat es Stjerna meines Erachtens wahrscheinlich

---

1) Henrik Schück, Birka (Upsala Universitets Årsskrift 1910).

2) Vgl. H. Hildebrand, Sveriges medeltid II, 324. O. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens (Leipzig 1906). Stjerna, Lund och Birka, 35 f.

3) Sophus Müller, Nordiske Fortidsminder I, 240. Stolpe, Björkö-fyndet I (Stockholm 1874).

gemacht, daß es in Birka eine friesische Niederlassung gab. Wenn man weiß, daß die Einwohner der angrenzenden schwedischen Landschaften noch in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts dem Christentum entschieden abhold waren, ist es gewiß merkwürdig, ja beinahe unverständlich, daß dasselbe schon um 829 in Birka so viele Anhänger hatte. Sogar Schleswig, welche Stadt freilich mit dem Christentum viel innigere Berührungen hatte, war noch in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts eine heidnische Stadt. Es heißt bei dem arabischen Geographen Qaswînî nach Al-Tartûschî: „Schleswîg ist eine sehr große Stadt am äußersten Ende des Westmeers. ... Ihre Bewohner sind Sirius-Anbeter, außer einer kleinen Zahl, welche Christen sind und dort eine Kirche besitzen“ [1]). Man versteht nicht das merkwürdige Verhältnis Birkas zum Christentum, wenn man nicht annimmt, daß es daselbst eine kleine Niederlassung von Christen gab. Nach Stjerna waren es diese, wahrscheinlich friesischen Einwohner Birkas, die eine Gesandtschaft zu Ludwig dem Frommen schickten, damit er ihnen Priester sende. Nach Schück [2]) waren die Gesandten zum Kaiser geschickt, um politische und kommerzielle Fragen zu ordnen. Um dies in befriedigender Weise zu tun, mußten sie aber dem Kaiser das Recht zugestehen, Missionäre nach Schweden zu schicken. In Rimberts Vita Anscharii (c. 8) heißt es nur: „Interim vero contigit legatos Sveonum ad memoratum principem venisse Ludovicum, qui inter alia legationis suæ mandata Cæsari innotuerunt, esse multos in gente sua, qui christianæ religionis cultum suscipere desiderarent, regis quoque sui animum ad hoc satis benevolum, ut ibi sacerdotes dei esse permitteret, tantum ejus munificentia mererentur, ut eis prædicatores destinaret idoneos.“ Die Ausdrucksweise Rimberts ist freilich nicht ganz deutlich. Es scheint jedoch, als ob die legati Sveonum nicht vom König geschickt waren. Wäre dies der Fall gewesen, hätte wohl Rimbert legati regis Sveonum geschrieben. Meines

1) Georg Jacob, Ein arabischer Berichterstatter aus dem 10. Jahrhundert. Artikel aus Qaswînîs Âthâr al-bilâd (Berlin 1896), S. 33.

2) Birka, S. 11.

Erachtens haben die Einwohner Birkas, sowohl die Heiden wie die Christen, selbst diese Gesandten ausgeschickt, teilweise, um kommerzielle Begünstigungen zu erhalten, und teilweise, um Priester zugeschickt zu bekommen. Man muß auch bedenken: in einer Stadt, wo es nur Heiden gab, würde das Christentum nie eine so gute Aufnahme wie in Birka finden. Daß es wirklich in Birka friesische Christen gab, beweist die Erzählung von der alten Friedeburg, die zwischen dem ersten und dem zweiten Besuche Ansgars starb und ihr Vermögen den Armen zu Dorestat in Friedland vermachte. Es heißt in Rimberts Vita Anscharii (c. XVII): Illis quoque temporibus apud eos matrona quædam fuit valde religiosa, quam nulla umquam improborum perversitas a fidei sui potuit rectitudine evertere.... Prædicta itaque religiosa fæmina, nomine Frideburg, in bonitate vitæ et fidei constantia laudabilis, dies vitæ suæ usque ad tempus perduxit senectutis. . . . Ipsa vero eleemosynis semper intenta, quia in seculi quoque rebus dives erat, filiæ suæ prædictæ, Cathle nomine, injuxerat, ut, post suum ex hac luce discessum, cuncta, quæ illius erant, in pauperes dispensaret. Et quia hic minus pauperes inveniuntur, post obtium, inquit meum, cum tibi prima oportunitas evenerit, venditis omnibus, quæ hic dispensata non fuerunt, sume tecum et vade ad Dorestadum. Ibi sunt ecclesiæ plurimæ, et sacerdotes et clerici, ibi indigentium multitudo; illo adveniens, quære, qui te doceant, fideles, quomodo ea dispendes, et pro animæ meæ remedio omnia distribue. Post excessum itaque matris, filia, quæ mater jusserat, strenue adimplevit. Arreptoque itinere, perveniens ad Dorestadum, religiosas ibi exquisivit fæminas, quæ cum ea loca sancta circumirent, et quid cuique dispensari deberet, eam instruerent. Es geht aus dieser Erzählung deutlich hervor, daß Frideburg keine geborene Schwedin war. Sie muß in Dorestat geboren gewesen sein. Sonst hätte sie ihr Vermögen nicht den Armen Dorestats hinterlassen. Dorestat war eine berühmte Handelsstadt; sonst wird aber nicht

erwähnt, daß man dort hinpilgerte. Der Name Frideburg (Frethoburg) ist nicht nordisch; es ist keine andere schwedische, norwegische oder dänische Frau bekannt, die diesen Namen getragen hat[1]). Frethoburg ist nach der Ansicht Sophus Bugges ein deutscher Name. Ihre Tochter trägt ebenfalls einen Namen, der sonst in Schweden nie vorkommt. S. Bugge vergleicht Cathla mit dem altdeutschen Mannesnamen Cathelo[2]). Es gab auch andere Einwohner Birkas, die in Dorestat die Taufe empfangen hatten. Als Ansgar Schweden zum zweiten Male besuchte, hielten die Einwohner Birkas eine Versammlung (placitum), wo ein Greis äußerte (c. XXIV): ... Aliquando nempe quidam ex nobis Dorestadum adeuntes, huius religionis normam profuturum sibi sentientes, spontana voluntate suscipiebant. Es sind aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts keine anderen Nordländer bekannt, die Westeuropa besuchen und das Christentum spontana voluntate angenommen haben. Ich kann es nicht anders verstehen, als daß die Einwohner Birkas, die sich in Dorestat taufen ließen, die Nachkommen der in Schweden ansässigen friesischen Kaufleute waren.

Stjerna macht noch darauf aufmerksam, daß Ansgar nur in Birka und nicht anderswo in Schweden wirkte. — In Dänemark dagegen besuchte er mehrere Städte. — Ansgar kam nach Birka, gründete dort eine Kirche und segelte wieder fort, ohne es versucht zu haben, anderswo in Schweden zu missionieren. Seine Nachfolger unterhielten ebenfalls nur mit Birka Verbindung. Zwischen dieser Stadt und dem Erzbischof von Hamburg-Bremen waren aber bis zur Mitte des 10. Jahrhunderts die Berührungen sehr intim. Rimbert erwähnt mehrere deutsche Priester, die in Birka wirkten. Erzbischof Unno starb nach einem Aufenthalt von mehr als einem Jahre im September 936 in Birka.

Nach der Ansicht Stjernas zeugen auch die archäologischen Ergebnisse dafür, daß Birka ursprünglich keine schwedische Stadt war. Unter den in der schwarzen Erde bei Birka gefundenen

1) Lundgren, Svenska Personnamn från medeltiden, S. 56.

2) Sophus Bugge, Bidrag til den ældste Skaldedigtnings Historie, S. 12.

Grabsachen gibt es nämlich nur wenige, die aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts stammen; für die Zeit nach 900 werden sie aber sehr zahlreich. Ich bin jedoch mit SCHÜCK (S. 18 f.) darin einig, daß man aus den archäologischen Funden nicht zu weitgehende Schlüsse ziehen darf. Meines Erachtens darf man aus diesen nur schließen, daß es in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts zu Birka sowohl Christen wie Heiden gab. Einige von den ältesten Gräbern sind ausgeprägt heidnisch. STJERNA erwähnt (S. 46) ein Grab, das nach ihm in den Anfang des 9. Jahrhunderts (ca. 800) gehört und in welchem unter anderem Münzen, Perlen, ein Glas und zwei Spangen gefunden worden sind. Man würde nie einem Christen solche Sachen mit in sein Grab geben. Auf der anderen Seite ist es bemerkenswert, daß man in den Gräbern bei Birka christliche Gegenstände eines deutlich fränkischen Ursprungs, unter anderem kleine silberne Kreuze gefunden hat. Daraus, daß verschiedene in den Niederlanden verarbeitete Gegenstände, Gläser, gläserne Spielsteine usw., in den Gräbern gefunden worden sind, darf man dagegen nichts schließen. Denn die Sitte, den Toten solche Sachen mit in das Grab zu geben, ist heidnisch.

Aus den Münzen darf man ebenfalls nicht zu viel schließen. Man hat bei Birka mehrere Münzen gefunden, darunter einige, die von Ludwig dem Frommen geprägt sind, und andere, die Nachahmungen der von Karl dem Großen in Dorestat geprägten Münzen (mit der Inschrift Carolus–Dor-Stat) sind. STJERNA sucht es, wie früher HANS HILDENBRAND, wahrscheinlich zu machen, daß diese Münzen zu Birka geprägt sind. Nach der Ansicht anderer Forscher sind sie dagegen dänisch. Selbst in dem Falle, daß STJERNA recht hat, sind diese Münzen nur barbarische Nachahmungen. Die Leute, die dieselben um 900 oder etwas früher geprägt haben, haben lateinische Schrift kaum lesen können[1]).

Daß Birka im skandinavischen Norden eine Sonderstellung eingenommen hat, geht daraus hervor, daß nach der Ansicht mehrerer Forscher altschw. biærköa ræt ter „Stadtrecht", alt-

1) SCHÜCK, Birka, S. 18 f.

norw. bjarkeyjarréttr und dänisch birk aus dem Namen der Stadt Birka oder der Insel Björkö abgeleitet sind. Der bjarkeyjarréttr wird auf Island schon um 1083 in Verbindung mit Norwegen erwähnt (Diplomatarium Islandicum I, S. 66). — Birka hatte zur Zeit Ansgars städtische Institutionen, einen Praefectus[1]) und eine Dingversammlung (placitum). Daß die friesischen Kaufleute die kommunale Entwicklung Birkas beeinflußt haben, ist vielleicht nicht ausgeschlossen.

Björkö bedeutet, wie bekannt, „Birkeninsel". Derselbe Name kommt an mehreren Orten im skandinavischen Norden vor. Im finnischen Meerbusen liegt z. B. eine Insel Berkö, von der es in einer Urkunde von 1268 heißt: „Cum mercatores Theutonici vel Gutenses veniunt in Berkø in regno regis Nogardiensium, erunt sub pace et protectione regis Nogardiensium[2]). Wenn die fremden Kaufleute nach Berkö kamen, wurden sie mit anderen Worten in den Frieden des Großfürsten von Nowgorod aufgenommen. An der Mündung der Torneå liegt die Insel Pirkkiö oder Birkö, wo in früheren Zeiten ein großer Jahrmarkt gehalten wurde. An der Mündung des Götaelfs liegt ebenfalls eine Insel Björkö. Im nördlichsten Norwegen war Bjarkey im Mittelalter der Sitz großer, ursprünglich handelstreibender Häuptlinge. Eine andere Bjarkey liegt an der Einfahrt zu der alten norwegischen Handelsstadt Tunsberg.

Bjarkey im nördlichen Norwegen ist kaum nach den dort wachsenden Birken genannt. Dasselbe ist wahrscheinlich auch bei anderen Inseln dieses Namens der Fall. Man hat es aber nicht erklären können, warum diese Inseln, die alle für den Handel Bedeutung gehabt zu haben scheinen, Björkö oder Bjarkey hießen. Schück gibt aber (S. 27) eine sinnreiche Erklärung, die jedenfalls Beachtung verdient. Wenn fremde Kaufleute nach Birka kamen, mußten sie, um in den Frieden des Königs aufgenommen zu werden, von dem Präfekten Birkas empfangen werden. Dieser hatte in einem aus Laub und Zweigen gemachten Zelt seinen Platz (folia ramorum de umbraculo ibi facto).

1) Der Praefectus entspricht nach Schück altschwed. giælkyræ, altn. gialdkeri „Vogt".

2) Hansisches UB. I, nr. 663.

Das Laub war wahrscheinlich Birkenlaub. Deshalb wurden diese Inseln Björkö oder Bjarkey genannt.

Birka wurde, besonders wegen seiner geschützten Lage in Mälaren, von vielen Fremden besucht. Die Einwohner suchten auch durch künstliche Mittel den Hafen zu schützen, indem sie durch große Steinblöcke den Seeräubern die Einfahrt in Mälaren erschwerten [1]). Dies hinderte jedoch nicht, daß die Stadt wegen ihrer großen Reichtümer oft überfallen und geplündert wurde. Zuletzt muß Birka, wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts, niedergebrannt worden sein. Zur Zeit Adams von Bremen existierte die Stadt nicht mehr. Die Einwohner waren nach dem naheliegenden Sigtuna übersiedelt. Dies ist die Ursache, daß wir in Sigtuna wie früher in Birka friesische Kaufleute finden.

Schleswig oder Hedeby hat für Dänemark eine ähnliche Rolle wie Birka für Schweden gespielt. Die Lage war, wie es auch Stjerna hervorhebt (S. 38 f.), eine gleichartige. Als der heilige Ansgar Schleswig besuchte, wurde die Stadt von Kaufleuten aus allen Ländern besucht (ubi ex omni parte conventus fiebat mercatorum). Viele der Einwohner waren in Dorestat oder Hamburg getauft (c. XXI: multi namque ibi antea erant Christiani, qui vel in Dorstado, vel in Hammaburg, baptizati fuerunt). Von dem Ursprunge Schleswigs erzählen, wie bekannt, die fränkischen Annalen (Einhardi Annales), die in den Jahren 804 und 808 die Stadt erwähnen und dieselbe Sliestorp, „das Dorf an der Slie", nennen. Wir dürfen hieraus schließen, daß die Stadt ursprünglich nur ein Dorf war und daß Sliaswich ein späterer Name ist. Eine Stadt wurde Schleswig erst im Jahre 808, als der dänische König Gotfried die in Reric an der Küste von Mecklenburg ansässigen Kaufleute in Sliestorp ansiedelte [2]).

---

1) Adam v. Bremen, Gesta Hammaburgensis ecclesie I, c. 62.

2) Monumenta Germ. hist., Scriptores I, 195: Godefridus vero, priusquam reverteretur, destructo emporio, quod in oceani litore constitutum, lingua Danorum Reric dicebatur, et magnam regno illius commoditatem vectigalium solutione praestabat, translatisque inde negotiatoribus [illegible] soluta classa ad portum, qui Sliestorp dicitur, cum universo exercitu veni[illegible]

Das alte Schleswig wird, wie bekannt, in Rimberts Vita Anscharii Sliaswich genannt. Nordische Schriften dagegen nennen die Stadt Hedeby (Heiðabýr, æt Hæþum in Ælfreds Orosius)[1]). Adam von Bremen benutzt beide Namen. Auch über die ursprüngliche Lage Schleswigs gehen die Ansichten auseinander. Nach der Ansicht Sophus Müllers[2]) repräsentiert die an der Südseite der Slie ausgegrabene Ringmauer mit den dort gemachten Funden das alte Hedeby, während Schleswig ursprünglich eine verschiedene Stadt gewesen sei[3]). Wie es Stjerna (S. 39, n. 1) hervorhebt, ist es jedoch unwahrscheinlich, daß zwei bedeutende Städte so dicht aneinander gelegen haben. Stjerna ist der Ansicht, daß die Ausländer die Stadt wegen ihrer Lage an der Slie Schleswig genannt haben, während die nordischen Einwohner dieselbe, wenigstens nach der schwedischen Eroberung um 900, Hedeby nannten. Sliaswich ist, wie ich glaube, ursprünglich kein nordischer Name. Dies ist dagegen mit Sliestorp der Fall. Denn als nordischer Name ist Sliaswich eine Tautologie. Die Slie war ja eben der Name der vík oder des Fjordes. Der letzte Teil des Namens Sliaswich ist nicht das nordische vík („Fjord"), sondern dasselbe wic, das wir z. B. in Quentowic, Bardewiek, Braunschweig usw. haben, und das man aus dem lat. vicus ableitet. Später hat natürlicherweise die Volksetymologie in der Endung wic in Schleswig das nordische vík gesehen; ja vielleicht haben schon die fremden Kaufleute, die die Stadt an der Slie Sliaswic nannten, beide Wörter in Verbindung gebracht. Ein Däne des 9. Jahrhunderts würde kaum einer Stadt einen ähnlichen Namen geben.

Wenn wir die intimen kommerziellen Verbindungen zwischen Friesland, das im Frühmittelalter das meiste von dem Königreiche der Niederlande umfaßte, und dem skandinavischen Norden

---

1) Der Name kommt ebenfalls in Runeninschriften vor: Heiþabu, L. Wimmer, De danske Runemindesmærker I, 112 f.

2) Nordiske Fortidsminder I, 240.

3) Nach der Ansicht E. Daenells kann es dagegen nicht zweifelhaft sein, daß das alte Schleswig auf keiner anderen Stelle gesucht werden darf, als wo es heute liegt (Die Stellung der Stadt Schleswig, Zeitschr. d. Gesellsch. f. schleswig-holsteinische Gesch., Bd. 38, S. 411).

bedenken, scheint es nicht unwahrscheinlich, daß friesische Kaufleute in Birka und später in Sigtuna eine ähnliche Faktorei gehabt haben, wie sie solche in mehreren deutschen Städten besassen. Diese Faktorei war wie eine Gilde geordnet. Die Gilde der Friesen in Sigtuna existierte, als die Runeninschriften über Alboþ und Þurkil eingegraben wurden, ohne Zweifel schon lange. Der Handel der Friesen war ja im 11. Jahrhundert überall im Absterben. In Sigtuna ersehen wir es daraus, daß ein Schwede wie Thurkil Mitglied der Gilde war, und daß der Friese Alboth einen schwedischen Kompagnon namens Slothe hatte. Die friesische Gilde in Sigtuna stammte, wie ich glaube, aus dem 10., ja vielleicht schon aus dem 9. Jahrhundert. Die Dänemark besuchenden sächsischen Kaufleute hatten ebenfalls früh ihre Gilden. In Skanör in Schonen wird 1264 die „Straße der Gilde der Sachsen“ (Sáxægilde strætæ) erwähnt[1]. Die Gilde selbst ist wohl viel älter.

Hegel und Gross behaupten, wie bekannt, daß die westeuropäischen Kaufmannsgilden erst aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts stammen, oder, wie es Gross in seinem ausgezeichneten Werke „The Gild Merchant“ ausdrückt (I, S. 282 f.): „The Gild Merchant of Western Europa is not mentioned before the middle of the eleventh century; and does not come into prominent notice before the twelfth century. It doubtless originated in the eleventh century when a renaissance of commerce began in the western countries of Europe.“ Diese Ansichten werden durch die von Professor v. Friesen herausgegebenen schwedischen Runeninschriften widerlegt. Diese Inschriften werfen über die ältesten unklaren Nachrichten niederländischer Kaufmannsgilden neues Licht.

Der Mönch Alpert schildert in einer 1022 verfaßten Schrift „De diversitate temporum“ das sittenlose Leben der Kaufleute zu Tiel im Bistum Utrecht. Er sagt unter anderem: „Schon am frühen Morgen befleißigen sie sich des Trinkens, und wer am meisten durch schändliche Reden mit laut erhobener Stimme das ungebildete Volk zum Lachen und Weintrinken anreizt, trägt

1) Liljegren, Diplomatorium Svecanum I, S. 499.

bei ihnen den größten Ruhm davon. Sie schießen deshalb Geld zusammen, welches sie an die einzelnen verteilen, um ihnen Gewinn zu verschaffen, und legen einen Teil davon zurück für die zu bestimmten Zeiten des Jahres stattfindenden Gelage, bei denen sie sich, zumal an hohen Festtagen, gleichsam feierlich, der Trunkenheit hingeben" [1]).

Nach HEGEL (Städte und Gilden der germanischen Völker im Mittelalter II, 123) war diese Genossenschaft eine Art Handelskompanie oder Handelsbank: „Der Umstand allein, daß diese Kaufleute sich täglich in der Trinkstube zusammenfanden und zu bestimmten Zeiten festliche Gelage abhielten, macht sie doch nicht zu einer eigentlichen Brüderschaft oder Gilde." GROSS teilt diese Ansicht [2]). Wenn man weiß, daß friesische Kaufleute im Auslande schon um diese Zeit Gilden hatten, wird es jedoch wahrscheinlich, daß die Genossenschaft der Kaufleute zu Tiel ebenfalls eine Gilde war. Dies ist auch die Ansicht v. BELOWS [3]). — Eine Kaufmannsgilde zu St. Omer ist 1072—1083 urkundlich belegt [4]). Um diese Zeit hatte ebenfalls Valenciennes eine Gilde. Überhaupt deutet nicht die große Zahl der flämischen und niederländischen Kaufmannsgilden, die vor 1200 existierten [5]), darauf, daß diese erst aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts stammen. Es wird jetzt wahrscheinlich, daß die späteren Handelsgilden wirklich eine Fortsetzung von den in den Kapitularien Karls des Großen erwähnten „gildoniae de naufragio" sind, die G. L. v. MAURER „Handelsgilden" nennt (Geschichte der Städteverfassung in Deutschland II, 358) [6]).

Es ist meines Erachtens kein Zufall, daß die ältesten Kaufmannsgilden in den jetzigen Königreichen der Niederlande und

---

1) Monumenta Germaniae historica, Scriptores IV, 718.

2) The Gild Merchant I, 282, Anm. 4.

3) G. v. BELOW, Stadtgemeinde, Landgemeinde und Gilde (Vierteljahrschrift f. Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte 1909, S. 441 f.).

4) G. ESPINAS et H. PIRENNE, Les coutumes de la gilde marchande de Saint-Omer (Le Moyen Age 1900).

5) H. PIRENNE, La Hanse Flamande de Londres (1899), 82.

6) GROSS sagt dagegen (The Gild Merchant I, 282, Anm. 4): „it is not probable that they were perpetuated in the later Gild Merchant".

Belgien und in den angrenzenden Teilen Deutschlands und Frankreichs auftreten. Denn hier standen ja die Germanen seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung unter römischem Einfluß, und daß in irgendeiner Weise ein Zusammenhang zwischen den kaufmännischen Genossenschaften des Altertums und den mittelalterlichen Kaufmannsgilden besteht, ist jedoch wahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß die letzteren älter sind, als man gewöhnlich angenommen hat. Die auch im fränkischen Reiche verkehrenden syrischen Kaufleute hatten ja z. B. eine ähnliche Organisation. Man versteht es nicht leicht, warum die Germanen eine so eigentümliche Institution, wie die Kaufmannsgilde, neu erfunden haben, wenn dieselbe, obschon unter einem anderen Namen, schon im Altertum existierte.

Nach HEGEL hatten die nordischen Völker ursprünglich keine Kaufmannsgilden. Diese Ansicht ist nach dem hier Angeführten irrig. Denn die friesische Kaufmannsgilde zu Sigtuna hatte im Laufe der Zeit auch schwedische Mitglieder aufgenommen. Die nordischen Völker müssen jedoch auch selbst schon in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts ähnliche Einrichtungen gehabt haben. Dänische Kaufleute und Seefahrer besaßen zu London ein Gildehaus, das la saille des Denais genannt wurde und später als Versammlungshaus (curia gildae) der Kölner diente[1]). Die nordischen Kaufleute, die Nowgorod besuchten, hatten ebenfalls um 1050 ihren Hof und ihre dem heiligen Olaf geweihte Kirche[2]).

Eine dänische Kaufmannsgilde wird in einer Urkunde aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts erwähnt. König Waldemar I. bestätigte ca. 1077 eine neulich errichtete Gilde der dänischen Gotlandsfahrer[3]). Es ist nicht ausgeschlossen, daß friesische Kaufleute die Kaufmannsgilde in den skandinavischen Norden eingeführt haben.

---

1) Munimenta Gildhalle Londoniensis, Liber Albus I, 229. Vgl. A. BUGGE, Kleine Beiträge zur Geschichte der deutschen Handelsniederlassungen (Vierteljahrschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 1908, S. 187).

2) Ebendaselbst, S. 193 f.

3) Danmarks Gilde-og Lavsskraaer fra Middelalderen, udg. ved C. NYROP I, s. 3—5. Der Brief beginnt: Waldemarus dei [illegible] rex Danorum universis in Gutlandiam transeuntib[illegible]m. Weiter

II.

In vielen Beziehungen ebenso interessant wie die zwei Sigtunaer Runeninschriften ist eine andere Inschrift zu Bjälbo in Östergötland, die von Friesen ebenfalls zum ersten Male richtig gelesen hat[1]). Die Inschrift lautet nach ihm: **trikiaʀ + rispu + stin + þisi + aft + kribkilta + sin + lufi + rist + runaʀ + þisi + iuta + sunu**; d. h.: „Kühne (junge) Männer errichteten diesen Stein zum Andenken an Grep, ihren Gildebruder. Lufvi, der Sohn Jutes, grub diese Runen ein." Nach von Friesen ist die Lesung **kribkilta** sicher, obschon der Stein teilweise verwittert ist. Ein Unterscheidungszeichen hat wahrscheinlicherweise zwischen **krib** und **kilta** gestanden; man kann jedoch ein solches jetzt nicht mehr sehen. Ungewiß ist es dagegen, ob man **iuta**[2]) oder **luta** lesen darf. Die Inschrift gehört dem 11. Jahrhundert an und ist wahrscheinlich älter als 1050. Denn die Männer, die den Stein errichteten, scheinen nicht Christen gewesen zu sein.

Es ist hiernach urkundlich belegt, daß das Gildewesen bei den nordischen Völkern schon während der Wikingerzeit und vor der Einführung des Christentums existierte. Otto von Friesen diskutiert eingehend, was für eine Art Gilde die jungen Männer von Bjälbo gebildet haben. Nach seiner Ansicht haben die Gildebrüder neben dem von den Vätern ererbten Ackerbau Handel getrieben. In der Nähe von Bjälbo, wo vier Harden aneinander grenzen, lag die alte Stadt Skänninge, die in Urkunden des 13. Jahrhunderts zum ersten Male erwähnt wird, deren erste Anfänge vielleicht aber schon um 1000—1050 existierten. Mit dieser Stadt bringt von Friesen die Gilde zu Bjälbo in Verbindung. Er vergleicht dieselbe mit der norwegischen Olafsgilde

---

heißt es u. a.: Propterea præcipimus vniversitati vestræ, quatenus eleemosynæ annuales, quæ proveniunt de eadem fraternitate, siue apud vos in Gutlandia, siue in vniversis civitatibus regni nostri, vbi convivium beati Kanuti celebratur, ad locum ejusdem martyris per fideles homines transferantur. Die Gilde war dem heiligen Herzog Knut Lavard geweiht; sie war aber dennoch keine gewöhnliche Knutsgilde, sondern eine wirkliche Kaufmannsgilde.

1) Otto von Friesen, Historiska runinskrifter IV (Fornvännen 1911), S. 113—125.

2) Der Mannsname Juti bedeutet eigentlich „ein Mann aus Jütland".

zu Onarheim auf Tysnesöen in Söndhordland, deren Mitglieder Bauern und Kaufleute waren. — In den Statuten einer anderen, noch älteren norwegischen Gilde (wahrscheinlich von Hardanger) werden Kaufleute (kaupmenn) ausdrücklich erwähnt (Norges gamle Love V, S. 7—13; PAPPENHEIM, Ein norwegisches Schutzgildenstatut; vgl. HEGEL, Städte und Gilden I, S. 423 ff.). —

Ich muß jedoch gestehen, daß diese Erklärung mich nicht befriedigt. Der Ausdruck **trikiaR** (drængjar) macht, wie auch VON FRIESEN gesehen hat, Schwierigkeiten. Drengr bedeutet „ein kühner Mann, ein Recke, Held", insbesondere „ein kühner junger Mann"; dän. Dreng bedeutet jetzt „Knabe". Das Wort kommt auf vielen Runeninschriften der Wikingerzeit vor und immer in der oben angeführten Bedeutung (vgl. ungr drængr auf einer Runeninschrift von Södermanland; E. BRATE und S. BUGGE, Runverser, S. 320).

Toke Gormsson, ein Bruder des Dänenkönigs Harald Gormsson, führte die dänischen Hilfstruppen, die mit Styrbjörn dem Starken auf der Fyrisebene (Fýrisvellir) in der Nähe von Upsala gegen den Schwedenkönig Erik den Siegreichen kämpften (ca. 989). An diese blutige Schlacht und den Anführer Toke Gormsson wird auf mehreren schonischen Runeninschriften erinnert. Auf einer Inschrift von Hällestad, die auch VON FRIESEN zitiert, lesen wir:

: **askil** : **sati** : **stin** : **þansi** : **ifti[R]** : **tuka** : **kurms** : **sun** : **saR** : **hulan** : **trutin** : **saR** : **flu** : **aigi** : **at** : **ub** : **salum** : **satu** : **trikaR** : **iftiR** : **sin** : **bruþ(r)** **stin** : **a** : **biarki** : **stuþan** : **runum** : **þiR** : **kurms** : **tuka** : **kiku** : **nistiR** :, d. h: „Eskil errichtete diesen Stein zum Andenken an Toke Gormsson, seinen holden Herrn:

Er flüchtete nicht
bei Upsala.
Stein auf dem Berg (s. Hügel)
nach ihrem Bruder
Helden errichteten
runengeschmückt.
Sie Toke Gorms (Sohn)
am nächsten gingen."

Auf einer Inschrift zu Hedeby (ca. 995) lesen wir:
× þurlf × risti × stin × þąnsi × himþigi × suins × eftiʀ × erik × felaga × sin × ias × uarþ : tauþr × þą × trakiaʀ satu × um × haiþa × bu ....., d. h.: „Thulf (d. h. Thorulf?), der Gefolgsmann Sveins, errichtete diesen Stein nach seinem Genossen Erik, der starb, als Helden (drængjaʀ) Hedeby belagerten“ [1]).

Es scheint hiernach, als ob der Ausdruck drængjaʀ sich auf kriegerische Unternehmungen bezieht. Das größte Bedenken von Friesens, die Gilde der drængjar von Bjälbo als einen kriegerischen Verein anzusehen, sei, daß man sonst keine Kriegergilden kenne. Diese Ansicht ist jedoch kaum richtig. Aus der angelsächsischen Zeit ist die Gilde der Thanen von Cambridge bekannt, deren Statuten in das 11. Jahrhundert gehören [2]). Thane oder Thegen hießen ursprünglich die königlichen Dienstleute, das Gesidh, welches eine höhere Standesklasse für sich bildete. Die Thane des 11. Jahrhunderts waren eine Kriegerklasse, die den Ritterdienst leistete und einen höheren Stand über den Gemeinfreien bildete [3]). Die Thane zu Cambridge scheinen königliche Dienstleute gewesen zu sein. Der „Dienstherr“ (hlaford) wird mehrmals erwähnt; ebenso wird der Ausdruck „Herrendienst“ benutzt. Die Gilde war eine geschworene Gilde. „Die Mitglieder sollen,“ heißt es, „sich einander durch Eidschwur Treue geloben.“ Wie in den ältesten norwegischen und dänischen Gilden war die Blutrache eine Hauptpflicht der Mitglieder. Tötung eines Genossen war mit 8 Pfund zu büßen, und wenn der Täter die Buße verweigerte, sollte die ganze Gilde den Erschlagenen rächen (wrece eall gildscipe þone gildan).

1) L. Wimmer, De danske Runemindesmærker I, 112 f. Wie es scheint, hatten die Schweden unter König Erik dem Siegreichen Hedeby erobert, und später wurde die Stadt vom Dänenkönig Svein Haraldsson belagert.

2) Thegnagilde on Grantabrycge. Thorpe, Diplomatarium aevi Saxonici, 610; übersetzt bei Kemble, The Saxons in England I, 513 f. Vgl. Hegel, Städte und Gilden I, 32 ff.; A. Bugge, Studier over de norske byers handel og selvstyre, 88 ff.

3) Die beste Definition eines Thanen des 11. Jahrhundert findet man bei P. Vinogradoff, The Growth of the Manor, 220. Thane waren nicht nur die Besitzer von fünf Hufen Landes, auch twyhyndmen und socmen thanes werden erwähnt; Vinogradoff, 375.

Die Rachepflicht wird in keinen anderen angelsächsischen oder fränkischen Gildestatuten erwähnt. In der Thanengilde zu Cambridge (Canterbury) ist dieselbe einer von den vielen nordischen Zügen. Die Buße wird in nordischer Weise in einer halben Mark (healf-mearc) und in Öre (ora) berechnet[1]). Ein Satz der Statuten lautet: Gif hwilc gegilda forþfære, ... se gyldscipe hyrfe be healfe feorme þone forþferedan. KEMBLE übersetzt dies: „If any guild-brother dies, ... let the guildship inherit of the dead half a farm." Yrfe hat aber hier nicht die gewöhnliche ags. Bedeutung „zu beerben", sondern die des nordischen erfa, „das Leichenmahl zu feiern". Der ganze Satz bedeutet: „Wenn ein Genosse stirbt, ... soll die Gilde die Hälfte der Kosten des Leichenmahls tragen[2])."

Cambridge war während der Wikingerzeit (ca. 875—921) eine nordische Stadt[3]), bewahrte aber auch im 11. Jahrhundert viele nordische Eigentümlichkeiten. Noch zur Zeit des Domesday Books gab es in Cambridge und in den nordischen fünf Burgen zwölf lagmanni (d. h. an. lǫgmenn oder lǫgrettumenn), die eine Art städtische Behörde bildeten[4]). Wir dürfen dann in der Thanengilde zu Cambridge eine Gilde von königlichen Dienstleuten nordischer Herkunft sehen[5]). Knut der Große, der dänische Eroberer Englands, bildete nach dem Muster der Jomswikinger das bekannte Kriegerkorps, das „Thingemanlid" oder „Thinglith" genannt wurde, und dessen 3000 Mitglieder ringsum in England

1) mearc ist = an. mǫrk, ora = an. eyrir, pl. aurar.

2) Vgl. A. BUGGE, The Earliest Guilds of Northmen in England, Norway and Danmark (Afhandlinger viech SOPHUS BUGGES Minde, 2, 200 f.).

3) EARLE and PLUMMER, Two of the Saxon Chronicles: 875 (S. 74) and for Godrum and Oscytel and Anwynd. þa .iii. cyningas, of Hreopedune to Grante brycge mid micle here. 921 ... and se here to Grantanbrycge hierde hine geces synderlice him to hlaforde.

4) Vgl. STEENSTRUP, Normannerne (IV Danelag), 196 f.; A. BUGGE, Vikingerne (2. Samling), 329 ff.

5) Eine ähnliche Gilde war, wie es scheint, die „Anglica cnihtene gild" zu London, die der dänische König Knut der Große gestiftet haben soll (GROSS, The Gild Merchant I, 186 ff.), und die [illegible] ebenfalls eine Kriegergilde nennen muß.

verteilt und mit Land versehen waren und húscarlas[1]) (d. h. „Mitglieder des königlichen Gefolges") genannt wurden. Die Mitglieder sollten nicht nur ihrem Herrn, sondern auch einander gegenseitig Treue geloben und waren durch Schwurbrüderschaft verbunden. Der dänische Geschichtschreiber J. STEENSTRUP schildert das Thingemanlid in folgender Weise: „Die Brüder sollten einander getreu beistehen; derjenige, der den Frieden brach, indem er einen Genossen stach oder verwundete, wurde mit dem Namen eines Neidings[2]) verjagt und mußte alle Länder, wo König Knut herrschte, fliehen"[3]). Das Thingemanlid war keine Gilde; der Unterschied zwischen einer solchen Organisation und einer Gilde war aber nicht sehr groß. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß Unterabteilungen des Korps Gilden gebildet haben und daß die Thanengilde zu Cambridge eine solche war.

Im skandinavischen Norden gab es ähnliche Organisationen. Die königlichen Dienstleute, die Mitglieder des Gefolges, waren durch Schwurbrüderschaft verbunden. Sie mußten ihre Genossen rächen, ja sie konnten einander sogar beerben[4]). Sie betrachteten nicht nur ihre Genossen, sondern auch den Häuptling als ihre Brüder. Wir ersehen dies aus der oben erwähnten Runeninschrift von Hällestad, wo die drengar, die den Stein errichteten, den gefallenen Toke Gormsson ihren „Bruder" nennen. VON FRIESEN, der diese Ähnlichkeit ebenfalls gesehen hat, erwähnt auch den zweiten Runenstein von Hällestad, wo es heißt: **ąskautʀ : ristþi : stin : þansi : iftiʀ : airu : brþur ; sin : ian : saʀ : uas : him : þiki : tuka : nu : skal : statą : stin : ą : biarki** : d. h.: „Asgaut errichtete diesen Stein nach Eira, seinem Bruder. Er war ein Gefolgsmann Tokes. Jetzt soll der Stein auf dem Berge stehen". Am häufigsten nennen aber die Mitglieder des Gefolges

1) Huscarl ist ein nordisches Lehnwort (= an. hûskarl).

2) Vgl. Ap. Chron. 1049: se cing þa and eall here cwæden Swegen for niðing.

3) Danmarks Riges Historie I (von J. STEENSTRUP), 391. Sven Aagesen hat die Statuten des Korps niedergeschrieben (Svenonis Aggonis Historia Legum Castrensium Regis Canuti Magni; LANGEBEK, Scriptores Rerum Danicorum III, 139 ff.).

4) Egilssaga, c. 9: Thorolf Kveldulfsson heiratet die Witwe des gefallenen Baards und wird sein Erbe.

ihre gefallenen Genossen félagi. — Das Wort, das „Vermögensgesellschafter“ und später „Genosse“, „Kamerad“ (engl. fellow) bedeutet, kommt, wie wir uns erinnern, auf einer der Runeninschriften von Sigtuna vor. —

Die Kriegergenossenschaften der Wikingerzeit, vor allem die der Jómsvíkinger[1]), hatten eine noch größere Ähnlichkeit mit den Gilden. Die Jomswikinger waren durch Schwurbrüderschaft verbunden. Ein jeder, der in die Burg aufgenommen wurde, mußte schwören, daß er seine Genossen rächen würde, als wären sie seine Brüder oder Vermögensgesellschafter (Hverr maðr er þangat reðsk í þeira föruneyti, skyldi því heita fastliga, at hverr þeirra skyldi hefna annars sem mötunauts síns, eða bróður síns). — Mǫtunautr, das eigentlich „Essensgesellschafter“ bedeutet, hat hier dieselbe Bedeutung wie félagi[2]). — In ganz ähnlicher Weise waren die Halfsrekken im westlichen Norwegen, von denen die halbromantische „Saga af Hálfi ok Hálfsrekkum“ erzählt, organisiert.

Die Mitglieder der ältesten norwegischen und dänischen Gilden waren, wie bekannt, ebenfalls durch Schwurbrüderschaft verbunden und hatten die Pflicht, ihre Genossen zu rächen.

Von der Hezlagh genannten Gilde zu Schleswig, die in dänischen Annalen für das Jahr 1134 erwähnt wird, heißt es: dicebant enim, quod burgenses districtissimam legem tenent in Convivio suo, quod appellatur Hezlagh, nec sinunt inultum esse, quicunque alicui Convivarum illorum damnum sive mortem intulerit; et Dux Kanutus (d. i. der Herzog Knut Lavard), dum adviveret, senior erat Convivii illius et defensor[3]). In einem norwegischen Gildenstatute aus Tröndelagen heißt es: „Wenn aber einer von unseren Gildebrüdern getötet wird, dann soll derjenige ihn rächen, der anwesend ist, und soll er einen Ertug[4]) von jedem Gilde-

1) Jómsvíkingasaga, K. 24 (Fornmannasögur Bd. II, S. 75).

2) Vgl. Gulathings-Lov § 158 (Norges gamle Love I, 62): Nú fara menn tveir saman at féfǫngum sér, ok eru mǫtu nautar ok félagar; vgl. § 187.

3) Langebek, Scriptores rerum Danicorum II, S. 612.

4) Altnorw. ertog, f., ertogr, m. = 1/24 m[illegible] 1/2 eyrir = 10 penningar.

bruder und drei Mark von den Erben erhalten. Wenn dieser ihn aber nicht rächt, dann wird er von der Gilde ausgeschlossen und wird als meineidig angesehen [1]), wenn er nicht schwören kann, daß er nicht wußte, daß der Getötete ein Gildebruder war" (En ef gilldi var værðr vegen sa skal hemfna hans, er hia er staddr ok hafua ærtog af gillda hværium, en iij mærkr af erfingia. En ef hann hefniz æigi, þa er hann or gilldi ok mæinsvare, nema hann sværi þess, at hann vissi eigi, at hann var gilldi hans)[2]). Die Ähnlichkeit zwischen der Schleswiger Gilde, deren Senior der Herzog Knut Lavard war, und der Genossenschaft der Jomswikinger muss, wie schon PAPPENHEIM hervorgehoben hat, sehr groß gewesen sein [3]).

Die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts war vielleicht die größte Wikingerzeit Schwedens. Man hat dann die Wikingerfahrten des sagenberühmten Ingvars vidförli [4]), Fröigeirs [5]) und mehrerer anderer Häuptlinge. Die Fahrten gingen hauptsächlich nach dem heutigen Rußland und zuweilen noch weiter, nach Griechenland. Die Wikingerfahrten wurden nicht nur um des Ruhmes willen unternommen. Ihr Hauptzweck war „Vermögenserwerb" (fjárafli). Die großen Wikingerzüge wurden unter Leitung eines Seekönigs unternommen. Nach durchgeführter Unternehmung wurde die Beute nach altüberkommenen Grundsätzen geteilt. Die Führer erhielten gewisse Kostbarkeiten im voraus; das übrige wurde nach festen Bruchteilen repartiert. So erscheint die kriegerische Unternehmung zugleich als eine gesellschaftliche. Noch stärker tritt aber dieses letztere Element bei den überaus häufigen privaten Raubzügen hervor. Die Teilnehmer an diesen Fahrten hatten gewöhnlich „Gütergemeinschaft" (félag) oder, wie es in der Egils Saga heißt (c. 1): Úlfr het maðr ..... Með

1) Vgl. die Gesetze des „Thingemanlides".

2) GUSTAV STORM, En gammel Gildeskraa fra Trondhjem (Sprogligh-historiska Studier tilegnede Professor R. C. UNGER, Kristiania 1896), S. 220 f.

3) MAX PAPPENHEIM, Die altdänischen Schutzgilden, S. 67 f.

4) F. BRAUN, Hvem var Yngvarr enn víðförli; Fornvännen 1910.

5) E. BRATE und S. BUGGE, Runverser, S. 61 f. (Antikvarisk tidskrift för Sverige, del. X).

honum var í félagsskap sá maðr, er kallaðr var Berðlu-Kári ..... þeir Úlfr áttu einn sjóð báðir. („Ulf hieß ein Mann ..... Mit ihm hatte ein Mann, der Berdlu-Kaari genannt wurde, Gütergemeinschaft ..... Er und Ulf hatten beide einen Beutel.") Die félagar beerbten [1]) und rächten einander und waren häufig durch Blutbrüderschaft verbunden [2]). Wenn mehrere Personen durch félag und Schwurbrüderschaft miteinander verbunden waren, war der Unterschied zwischen einer solchen Organisation und einer Gilde nicht sehr groß. Es ist daher nicht auffallend, daß auch junge Leute, die zusammen Raubzüge nach den Ostseeprovinzen und Rußland gemacht haben, die Gildeorganisation aufgenommen und sich angepaßt haben. Daß friedsame Kaufleute sich drængjar genannt haben, scheint mir unwahrscheinlich.

Professor Max Pappenheim, der erste Kenner des mittelalterlichen Gildewesens, wird vielleicht in dem hier Angeführten eine Bestätigung seiner Theorie sehen, daß die Gilde nur eine erweiterte und lokalisierte Schwurbrüderschaft sei [3]). Nach Pappenheim sind die mitteleuropäischen und die nordischen Gilden selbständig entstanden. Er behauptet, daß „die dänischen und norwegischen Gilden in ihrer ältesten, für uns erkennbaren Gestalt zwar in den heimischen, nicht aber auch in den allgemeinen Zuständen des fränkischen Reiches sich finden konnten. Genossenschaften, welche die Übung der Blutrache zur Hauptpflicht ihrer Mitglieder machten und die Ausstoßung als Niding bei Verletzung dieser Pflicht eintreten ließen, können in Karls des Großen Reich nicht mehr in der Art bestanden haben, daß von ihnen ein befruchtender Einfluß auf den Norden auszugehen vermocht hätte. In den karolingischen Gildeverboten ist von Blutrache mit keinem Worte mehr die Rede. . . . Die altnordischen

---

1) Steenstrup, Normannerne IV (Danelag), 296.

2) Für das oben Angeführte siehe K. Lehmann, Altnordische und hansische Handelsgesellschaften (Zeitschrift für das gesamte Handelsrecht, Bd. LXII, S. 295 ff.).

3) M. Pappenheim, Über künstliche Verwandtschaft im germanischen Rechte (Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Bd. XIX, Germanistische Abteilung, S. 326).

Gilden stellen einen ursprünglicheren Typus dar als die fränkischen. Wenn sie einer Nachbildung der letzteren ihre Entstehung verdankten, hätte mit dieser eine Rückbildung verbunden sein müssen [1]).“

Ich werde es hier nicht versuchen, meine Ansichten über den Ursprung des Gildewesens ausführlich zu begründen. Meines Erachtens ist es nicht bewiesen, daß die Schwurbrüderschaft allein den mittelalterlichen Gilden zugrunde liege. Sprachlich zeigt das Wort „Gilde“ in eine andere Richtung. Über die Etymologie dieses Wortes gibt VON FRIESEN eine klare Übersicht. Im Angelsächsischen heißt Gilde gield (geld, gyld, gild). Dieses Wort ist daselbe wie ahd. gelt und altnorw. giald „Geldbezahlung“ und später „Lohn, Opfer, Ersatz“ etc. Das Wort ist ein nomen actionis zu ags. gieldan, ahd. geltan, altnorw. gialda „bezahlen“. Nach VON FRIESEN bedeutet ags. gield eigentlich „Ersatz, Vergütung“. Die fränkischen gildonia waren ursprünglich Hilfsvereine, eine primitive Art Versicherungsgesellschaften. Nach VON FRIESEN sind weiter fränkisch gildo, ags. gilda, aldnorw. gildi in derselben Weise wie ags. déma „Richter“ (aus dóm „Urteil“), cempa „Krieger“ usw. gebildet. Ags. gield wird im Nordischen durch gildi wiedergegeben. Dieses Wort bedeutet: 1. Bezahlung, 2. Tribut, Opfer, 3. Gilde, Innung, 4. Gelage.

HEGEL und WILDA sahen, wie bekannt, in den aus heidnischer Zeit überkommenen gottesdienstlichen Trinkgelagen den Ursprung der Gilden. Bei den westfälischen Gilden, die Bauerngilden wie die norwegischen waren, war das Gelage die Hauptsache [2]). Es läßt sich schwerlich behaupten, daß die westfälischen Gilden eine erweiterte Schwurbrüderschaft waren. Ich verstehe es nicht, daß eine so eigenartige Institution wie die Gilden bei den verschiedenen germanischen Völkern unabhängig entstanden sein kann.

Zwischen den nordischen und den fränkischen Gilden be-

1) Ebendaselbst, S. 328, Anm.

2) R. SOMMER, Westfälisches Gildewesen (Archiv, für Kulturgeschichte 1909, S. 393 ff.). Vgl. G. VON BELOW, Zur Geschichte der Handwerker und der Gilden (Historische Zeitschrift, hg. von F. MEINECKE, Bd, 106, S. 286 ff.).

stehen ja auffallende Übereinstimmungen: der Name, die Verbrüderung, der Eidschwur (conjuratio), die gegenseitige Unterstützung, das Gelage usw. Nur die Blutrache fehlt bei den fränkischen Gilden. Man weiß auch nicht, ob die Mitglieder der fränkischen Gilden je die Pflicht gehabt haben, ihre Genossen zu rächen. Daraus darf man aber nicht schließen, daß die nordischen Gilden einen ursprünglichen Typus wie die fränkischen darstellen. Wir wissen nicht, ob z. B. den friesischen Gildebrüdern zu Sigtuna die Rachepflicht oblag. Es ist wohl möglich, daß die Nordgermanen, die während der Wikingerzeit Westeuropa besuchten, dort die Gilden kennen gelernt haben, oder daß friesische oder sächsische Kaufleute dieselben bei den nordischen Völkern eingeführt haben. Im 9. und 10. Jahrhundert war aber die Blutrache die höchste Pflicht eines Nordgermanen. Die ganze Gesellschaft war davon durchdrungen. Wenn die nordischen Völker während dieser Zeit nach ausländischem Muster Genossenschaften oder Verbrüderungen bildeten, würden sie ohne Zweifel die Blutrache als eine Pflicht der Mitglieder derselben einschärfen. Daß wir die Blutrache nicht bei den fränkischen, sondern nur bei den nordischen Gilden finden, beweist nach meiner Ansicht nichts für den selbständigen Ursprung der letzteren.

Gegen den einheimischen Ursprung des nordischen Gildewesens sprechen sowohl das Wort gildi wie die altnorwegische und isländische Literatur. Wer die Eddalieder, die Skaldengedichte und die isländischen Geschlechtssagas kennt, weiß, daß diese Gilden nie erwähnen. Dasselbe ist mit den altnorwegischen und altisländischen Gesetzen der Fall[1]). Vor allem sollte man es aber erwarten, Gilden in den isländischen ættisǫgur erwähnt zu finden. Dies ist aber nicht der Fall. Man darf daraus schließen, daß diese Institution auf Island während der Wikinger- und Sagazeit noch nicht existierte und daß norwegische Gilden während dieser Zeit wenigstens sehr selten waren. — Es ist ja möglich, daß das nordische Gildewesen zuerst in Schweden und in den Niederlassungen in England Eingang gefunden hat. — Nach der Aussage der Sagas hat König Olaf Kyrre die ersten

1) Erst in dem neueren norwegischen Stadtrecht von 1276 werden Gilden erwähnt.

norwegischen Gilden gegründet[1]). Wie man diese Angabe verstehen soll, ist freilich nicht sicher. Wichtiger ist es aber, daß man keine isländische Gilde vor der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts kennt.

Eines der größten isländischen Güter war Reykjahólar (später Reykhólar) an der Westküste bei Breiðifjǫrðr. Hier lebte um 1120 der angesehene Häuptling Ingimundr prestr. Dieser pflegte jeden Sommer (um die Zeit der Ólafsmessa[2]), ca. 1. August)[2]) eine dem heiligen Olaf von Norwegen geweihte Gilde (Ólafsgildi) zu halten, wenn es nur Korn genug — wahrscheinlich für das Bierbrauen — auf dem Thorsness-Dinge (á þórsness þingi) zu kaufen gab. Die Sturlungasaga, die dies erzählt, sagt weiter, daß auf Reykjahólar in dieser Zeit die Äcker nie unfruchtbar waren, und daß neues Mehl gewöhnlich benutzt wurde, um diese Gilde zu verherrlichen[3]). Daß das Korn so früh reif war, ist jedoch, wie KÅLUND bemerkt, kaum wahrscheinlich[4]). — Es waren, erzählt die Saga, viele Gildenbrüder versammelt. — Die Sturlungasaga erwähnt die Olafsgilde zu Reykjahólar in Verbindung mit einer Hochzeit, die zur selben Zeit gefeiert wurde. Ich möchte diese Gilde eine gesellschaftliche[5]) von der Art der westfälischen Bauerngilden nennen. Daß die Gilde zu Reykjahólar eine Schutzgilde mit Rachepflicht für die Mitglieder war, kann man aus der Schilderung der Saga nicht schließen. Man muß viel eher an die heidnischen Tempelgelage denken, deren Vorsteher die norwegischen Häuptlinge

1) Fornmannasögur 6, 440.

2) Ólafsmessa fyrri war 29. Juli; Ólafsmessa síðari war 3. August.

3) Sturlungasaga, hg. von KR. KÅLUND I, S. 22: þar var nú glaumr ok gleði mikil, skemtan góð ok margskonar leikar, bæði dansleikar, glímur ok sagnaskemtun. Þar var sjau nætr fastar ok fullar setit at boðinu, af þvíat þar skyldi vera hvert sumar Ólafsgildi, ef korn gæti at kaupa, tvau mjǫlsáld á þórsness-þingi, ok varu þar margir gildabrœðr. Á Reykjahólum váru svá góðir landskostir í þenna tíma, at þar váru aldri ófrœvar akrarnir; en þat var jafnan vani, at þar var nýtt mjǫl haft til beinabótar ok ágætis at þeiri veizlu, ok var gildit at Ólafs-messu hvert sumar.

4) KR. KÅLUND, Historisk-topografisk Beskrivelse af Island I, 517.

5) Die Gilde wird auch veizla „Gelag" genannt.

waren. Wie bekannt, gehörten sowohl Opfer wie Trinkgelage zum Kultus der heidnischen Nordländer. Auf Island war es Sitte, daß die Bauern selbst die Trinkgelage bekosteten. Als der isländische Skald Kormákr Ǫgmundarson ca. 960 den berühmten Tempel zu Lade (in der Nähe von Drontheim) besuchte, bewirtete aber der dort wohnende Jarl die Anwesenden. Kormáhr erzählt davon in einem Gedichte:

Hafit maðr ask né eskis
afspring með sér þingat
fésœranda at fœra
fats . . . . . ,

d. h.: „Niemand führe Esswaren oder Getränke mit sich nach dem Haus des Freigebigen (d. h. des Jarls von Lade)“ [1]). Ingimundr hatte bei der Gilde zu Reykjahólar eine ähnliche Stellung wie der Jarl bei dem heidnischen Gelage zu Lade.

Nach meiner Ansicht hat sich das Gildewesen den schon existierenden Tempelgelagen angeschlossen und ist von der Schwurbrüderschaft mit der dazugehörenden Rachepflicht geprägt worden. Die Institution selbst ist aber von Westeuropa eingeführt. Es muß auch bemerkt werden, daß in den so zahlreichen mittelalterlichen isländischen Urkunden isländische Gilden nie erwähnt werden.

Beinahe alle neueren Forscher, die über die Gilden geschrieben haben, verneinen jede Verbindung zwischen diesen und den römischen Kollegien. Und dennoch sind, wie Hegel bemerkt, die Analogien auffallend [2]). Wenn man bedenkt, daß das Vereinswesen in der Kaiserzeit überall im römischen Reiche verbreitet war, daß es zur Zeit der Ostgoten in Italien und noch später im Orient bestand, liegt es jedoch nahe, daß die Germanen die Vereinsidee von den Römern angenommen und ihren eigenen Verhältnissen angepaßt haben. Im Laufe der Jahrhunderte haben aber germanische Institutionen wie die Schwurbrüderschaft und die Tempelgelage das Gildewesen geprägt und die Gilden umgebildet. Dadurch erklärt sich der große Unterschied zwischen

1) Den norsk-islandske Skjaldedigtning, udg. ved Finnur Jónsson B, S. 69.

2) K. Hegel, Städte und Gilden I, 9.

den römischen Kollegien und den germanischen Gilden. Sind aber nicht die Unterschiede zwischen den römischen Imperatoren und den Kaisern des heiligen römischen Reiches deutscher Nation oder zwischen dem von Augustus gegründeten Landtage der drei Gallien und dem deutschen Reichstag oder dem englischen Parlament ebenso groß oder noch größer? Völker und Geschlechter vergehen, die Ideen leben fort, aber oft zum Unerkenntlichen umgeformt und umgebildet.

Den Ursprung der Gilden nach PAPPENHEIM nur aus der altgermanischen Schwurbrüderschaft zu erklären, ist nach meiner Ansicht nicht möglich. Dadurch erklärt es sich nicht, warum so viele Eigentümlichkeiten der Gilden an die heidnischen Opfergelage erinnern und warum in norwegischen Gauen die Gildeebene (gildisvǫllr) öffentliche Dingstelle war [1]).

1) Daß das Gildehaus in norwegischen Städten als eine Art Rathaus diente, läßt sich vielleicht aus westeuropäischem Einfluß erklären. In einer Verordnung von 1318 heißt es: í gildiskálanum eða í ǫðru almenniliga húsi (Norges gamle Love III, n. 51). Vgl. Norges gamle Love II, S. 242, Anm. 10 und A. BUGGE, Studier over de norske Byers Selvstyre og Handel, S. 101 f. — Daß der Gildisvǫllr Dingstelle war, läßt sich aber nicht in dieser Weise erklären. Vgl. Diplomatarium Norvegicum V n. 812 (1/2 1458): iæk var a Gildisvollenum retthum stæffnestadh i Ringebu und Dipl. Norv. V, n. 279 (15/2 1375): ek var a Æilldisvelline a hærastæimfnu bønom, wo Æilldisvelline anstatt Gilldisvelline und hærastæimfna heraðsstefna, d. h. heraðsþing bedeutet. Man ersieht daraus, daß ein Gehöft namens Gildisvǫllr die Dingstätte für Ringebu in Gudbrandsalen war. In Närö (Nordre Trondhjems Amt) hieß ein jetzt verschwundener Hofname Gildisvangr (d. h. „Gildeebene"). Im nördlichen Norwegen heißt eine Harde Gildeskaal (Gildaskáli, d. h. „Gildehaus"). Derartige Ortsnamen gibt es in Norwegen viele, z. B. Gildabu in Öier (Dipl. Norv. II, n. 204, 212). Gildalundr (jetzt Gillund) in Stange, Hedemarken (Dipl. Norv. VII, n. 316, 1383) war wie Gildisvǫllr in Ringebu öffentliche Dingstätte. Vgl. Gildi(s)staðateigr, Granvin, Söndhordland (Norske Gaardnavne XI, 490). Das Siegel der Olafgilde zu Onarheim wurde 1344 als öffentliches Siegel der Einwohner von Südhordaland benutzt. Ein Siegel mit der Inschrift: S' : CONVIVARVM : BETI : OLAVI : DE : HORAREJ ist einer Urkunde angehängt, in welcher Haakon Magnusson dem Jüngern als König von Norwegen gehuldigt wird (Norges gamle Love IV, S. 374).

Zur Lebensmittelpolitik im alten Basel[1]).

Von

H. Bruder.

I. Der Fischhandel.

Außerordentlich groß war im Mittelalter der Konsum von Fischfleisch infolge der äußerst strengen und scharfen Abstinenzgebote der mittelalterlichen Kirche. Diesem starken Fischbedarf entspricht die aufmerksame Fürsorge, welche die verantwortlichen Instanzen der Regelung des Fischhandels angedeihen ließen.

Für die Darstellung der Basler Fischhandelspolitik empfiehlt sich eine Trennung der Materie in zwei Gebiete unter dem Gesichtspunkt der Teilung der Handelsartikel in einheimische (Süßwasser-) Fische und Seefische. Diese Zweiteilung scheint um so mehr geboten, als nach der genannten Unterscheidung der Verkauf — wenigstens in der Hauptsache — zwei verschiedenen Gruppen von Gewerbetreibenden oblag. Der Handel

1) Die Geschichte der Lebensmittelpolitik einzelner deutscher Städte im Mittelalter ist in den letzten Jahren des öfteren Gegenstand eingehender Untersuchung und wissenschaftlicher Bearbeitung gewesen. Es sei hiermit hingewiesen namentlich auf A. Herzog, Lebensmittelpolitik der Stadt Straßburg im Mittelalter, 1909, ferner M. Mayer, Die Lebensmittelpolitik der Reichsstadt Schlettstadt, Freiburger Diss., 1907, ferner M. Mechler, Die Nahrungsmittelpolitik kleinerer Städte des oberrheinischen Gebiets, Freiburger Diss., 1909, des weiteren auf die Bearbeitungen des gleichen Themas für die Reichsstadt Überlingen von H. Heuschmid (Freiburger Diss., 1909) und für Zürich von H. Heidinger (Freiburger Diss., 1909). Der Verfasser vorliegender Abhandlung hat gleichfalls einige Kapitel zur Geschichte der Lebensmittelpolitik der Stadt Basel veröffentlicht, und zwar als Freiburger Diss. 1909 die Abschnitte über den Getreidehandel, das Mühlen- und Bäckereigewerbe, ferner ein Kapitel über den Weinhandel in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik, 3. Folge, Bd. XXXIX, S. 333 ff.

mit Seefischen gehörte dem Rayon der Gremper zu, während die einheimischen Fische von den Fischern vertrieben wurden; denn den Grundsätzen der mittelalterlichen Sozial- und Wirtschaftspolitik entspricht es, daß das Fischereigewerbe nicht allein den Fischfang, sondern, vielleicht in noch größerem Maßstabe, den Fischverkauf betrieb: die Fischer waren zugleich Fischhändler.

A. Der Handel mit einheimischen Fischen.

§ 1.

Organisation der Fischer und der Fischerei.

Das Basler Fischereigewerbe war, wenn auch für die Basler Verhältnisse ausreichend, doch zu schwach vertreten und wohl auch zu wenig vermögend, um für sich allein eine Zunft bilden zu können. Daher wurde es, als im Jahre 1354 der Bischof Johann Senn von Münsingen seine Einwilligung zu einer zünftlerischen Organisation desselben gab, mit dem Gewerbe der Schiffsleute zu einer gemeinsamen Zunft zusammengeschlossen [1]). Doch wurde der Sondercharakter der beiden dieser Teilzunft angehörigen Handwerke sorgfältig gewahrt. Ausdrücklich wurde bestimmt, daß, wer das eine Handwerk treibe, der Ausübung des anderen sich vollständig enthalten solle. Für die in Basel ansässigen Handwerksgenossen galt der Zunftzwang. Ein Fremder jedoch durfte gegen seinen Willen zum Beitritt nicht gezwungen werden. Eine Ausnahme wurde im Jahre 1455 statuiert für diejenigen Basler, die Privatgewässer besaßen; diese waren unbehindert durch die Fischerzunft zum Verkauf des Fischertrags ihres Privateigentums auf dem Markte zuzulassen [2]).

An der Spitze der Zunft stand ein Zunftmeister und ein sechsköpfiger Zunftausschuß. Um nun die strikteste Parität in der Teilzunft zu wahren, sollte laut Zunftbrief ein Jahr um das andere abwechselnd das eine der beiden Handwerke den Kandidaten für die Meisterwahl stellen, und die Sechser sollten sich je zur Hälfte aus Mitgliedern beider Gewerbe zusammen-

1) Urkundenbuch von Basel IV, Nr. 208.

2) P. Ochs, Geschichte der Stadt und Landschaft Basel V, S. 42.

setzen [1]). Die Aufnahme in die Zunft hängt von einem zustimmenden Votum der Majorität der Zunftmitglieder ab. Als Maximaleintrittsgebühr wurden im Jahre 1354 20 ß angesetzt [1]); 1479 aber wurden die Gebühren — allerdings mit Zustimmung des Rats — auf die unerhörte Summe von 8 fl. = 184 ß hinaufgeschraubt, um den Kreis der zur Ausübung des Fischergewerbes Berechtigten möglichst eng zu ziehen. Daher folgte dieser monopolistischen Tendenz 1493 eine Reduzierung der Kauftaxe auf den noch ganz ansehnlichen Betrag von 5 fl. = 115 ß. Die Kinder hingegen, „die in der Zunft geboren werden", brauchten nur um eine Erneuerung des Zunftrechtes ihres Vaters einzukommen; für sie war also ein vollständiger Zunftkauf nicht notwendig [2]).

Über die Technik des Fischfangs liegen mir fast gar keine Nachrichten vor. Zweifellos aber wurden auch über die Fanggeräte seitens des Rats Verordnungen erlassen; wenigstens weist auf eine derartige gesetzgeberische Tätigkeit ein um das Jahr 1526 ergangenes Verbot hin, das die Verwendung von Kugeln und Äxten beim Fischfang betraf: wer fernerhin noch beim Fischen mit genannten Instrumenten ertappt würde, sollte 10 ß Stäbler als Buße zahlen; wäre aber der Bestrafte zahlungsunfähig, so sollten ihm die Augen ausgestochen werden [3]).

---

1) Urkundenbuch IV, Nr. 208; siehe ebenda die übrigen allgemeinen Bestimmungen der Zunftorganisation. Ich beschränke mich hier auf die Wiedergabe der wichtigsten, vor allem derjenigen, welche für die Lebensmittelpolitik in Betracht kommen.

2) Ochs a. a. O. II, S. 171 ff., V, S. 42. Nach Traugott Geering, Handel und Industrie der Stadt Basel, S. XXIII und S. 64, beträgt für die fragliche Zeit 1 Gulden = 23 Schillinge.

3) Rechtsquellen von Basel Stadt und Land I, 1, Nr. 248, S. 257. Der Grund zu diesem strengen Verbote ist in dem Bestreben der Regierung zu sehen, den Fischbestand möglichst zu schonen, namentlich auch die Fische vor Verwundungen zu bewahren, an denen sie erst nach einiger Zeit zugrunde gehen können. Da sie aber vielfach trotz der Wunde dem Fischer entrinnen, verenden sie im Wasser und gehen so für den Fischmarkt verloren. Auch in den modernen Fischereiordnungen ist ja „die Anwendung von Fangmitteln, welche zur Verwundung der Fische führen", mit wenigen Ausnahmen (z. B. die Angel) verboten; vgl. A. Schwappach, Forstpolitik, Jagd- und Fischereipolitik, Leipzig 1894, S. 34[illegible] [illegible]ner Buchenberger, Fischerei im Handwörterbuch der Staatswissens[illegible] III, S. 1051.

Im Interesse einer rationellen Fischkultur lag es, dem Fisch die Fortpflanzung zu ermöglichen und so den Fischreichtum der Basler Gewässer dauernd festzuhalten. Dies geschah, wie auch heute noch, durch Verbote, während der Laichzeit Fische zu fangen, und zwar scheint man in Basel dem System der Individualschonzeit den Vorzug gegeben zu haben. So war es z. B. schon im 14. Jahrhundert bei 5 ß Strafe untersagt, zwischen der alten Fastnacht (Sonntag Invokavit) und dem 1. Mai Hechte zu fangen. Ferner durften in der Zeit vom 1. Mai bis 25. Juli ganz allgemein keine jungen Fische gefangen werden, und dieses Gesetz erhielt 1405 sein Komplement durch das Verbot, solche kleinen Fische zu backen. Beide Verordnungen wurden im Jahre 1500 erneuert, und damit die benachbarten Regierungen sich mit ihren Maßnahmen danach richten könnten, damit also eine einheitliche Schonzeit für das ganze Gebiet eingeführt werden könnte, wurden dieselben vom Basler Rat davon verständigt [1]).

Außer diesen durch die Fischkultur bedingten Einschränkungen der Fangzeit war der Basler Fischer noch durch anderweitige Bestimmungen im freien Betrieb seines Gewerbes gehemmt. Für seine Beschäftigung während einer ganzen Woche war seine Tätigkeit am Montage maßgebend. Begann er am Montag mit dem Fischfang, so durfte er in der ganzen Woche nichts anderes treiben, also auch nur selbstgefangene Fische feilhalten; eröffnete er dagegen die Woche mit dem Ankauf von Waren für den Wiederverkauf, so war er verpflichtet, an allen übrigen Wochentagen nur dem Fischhandel sich zu widmen und den Fischfang ruhen zu lassen. Beides in ein und derselben Woche zu tun, war durch Verordnung von 1472 und 1616 verboten; 1616 wurde die Übertretung mit einer Strafe von 10 ß

1) Ochs a. a. O. II, S. 391, V, S. 135; Fechter, Topographie, Säkularschrift „Basel im 14. Jahrhundert", S. 84. In Wien war der Fischfang mit engmaschigem Zeug von Pfingsten bis zum St. Jakobstag (25. Juli) verboten, wodurch zweifellos die jungen Fische geschont werden sollten; vgl. Uhlirz, Das Gewerbe, Separatabdruck aus „Geschichte der Stadt Wien" II, S. 113 (S. 703 des Gesamtbandes).

Wachs bedacht[1]). Das Fischen an Sonn- und Feiertagen war natürlich verpönt unter Androhung einer Strafe von 1 ß ₰[2]). Ferner war es den „Weidleuten“ der Fischerzunft durch den bischöflichen Offizial, unter dessen Oberaufsicht sie standen, untersagt, an den Vigilien der Festtage und an den Feiertagen selbst den Rhein zu befahren[3]). Die Fischerzunft hatte nämlich am Rhein entlang zwischen Augst oberhalb und dem „Käpplin“ bei Rheinweiler unterhalb Basels sog. „Weidgenossen“. Ich vermute in diesen Personen Rheinanwohner, die in diesen Gewässern gemeinsam mit den Basler Fischern oder auch in Konkurrenz mit ihnen dem Fischfang nachgingen. Auch mögen sie eine ähnliche Rolle im Basler Fischhandel gespielt haben wie die Landfischer in Straßburg[4]).

Schließlich ist an diesem Orte noch der sog. „Humpelergesellschaft“ in der Kreuzvorstadt Erwähnung zu tun, über deren Wesen ich keine Klarheit zu gewinnen vermochte. Das Wort „Hümpeler“ bedeutet nach dem schweizerischen Idiotikon einen „Pfuscher, Stümper, schlechten Arbeiter“ und wurde dann auch von dem Großfischer in verächtlichem Sinne den Kleinfischern beigelegt. Danach möchte es fast scheinen, als ob die „Hümpeler“ eine außerhalb des Zunftverbandes stehende Gruppe von Fischern mit nur ganz geringfügigem Fischereibetrieb wären. Diesen „Hümpelern“ nun war es nur gestattet, unterhalb Isteins und oberhalb Rheinfeldens mit den zünftlerischen Fischern zu konkurrieren, d. h. Fische zu fangen und zu kaufen, nicht aber innerhalb des durch die genannten Orte begrenzten Rheinabschnitts[5]).

---

1) Ochs a. a. O. II, S. 171, V, S. 135. Für Wien sagt Uhlirz a. a. O. S. 113 (bzw. 703): „Zog ein Fischer mit seinem Zeuge auf den Fang aus, so war ihm das auf eine Woche gestattet, aber während dieser Zeit der Fischkauf verboten.“

2) Ochs a. a. O. V, S. 185, Anm. 1.

3) Fechter a. a. O. S. 83 f.

4) Ochs a. a. O. V, S. 135; vgl. Herzog, Lebensmittelpolitik der Stadt Straßburg im Mittelalter, 1909, S. 78, b.

5) Ochs a. a. O. V, S. 135; Fechter a. a. O.

§ 2.
Organisation des Fischmarktes.

Wie beim Getreide-, Brot- und Fleischhandel finden wir auch beim Fischhandel das Prinzip der Konzentration auf einem Platze durchgeführt. Dieser Platz, wo alle Fische pflichtgemäß verkauft werden mußten, war der Fischmarkt, der unterhalb des Kornmarktes gegen den Rhein zu lag und vom Birsig durchflossen wurde. Hier waren die Fischbänke aufgestellt, die der Rat gegen Zins an jeden einzelnen Fischer verpachtete [1]).

Die Fischverkäufer deckten ihren Bedarf an Fischen zunächst durch eigenen Fang. Doch bei allem Fischreichtum der Basler Gewässer konnte ihr Ertrag noch lange nicht hinreichen, um die große Nachfrage, namentlich in der Fastenzeit, zu befriedigen. Daher waren die Händler auf den Wiederverkauf importierter Ware angewiesen. Die Zufuhr an „grünen", d. h. frischen, wie gesalzenen Fischen ging aus von den benachbarten Binnenseen, namentlich dem Sempacher und Vierwaldstätter See. Desgleichen wurden von weiter her auch Rheinfische eingeführt [2]). Die Träger des Imports waren teils die einheimischen Fischer selbst, teils Fremde. Waren die Basler Fischhändler Selbstimporteure, so setzten sie sich entweder mit dem Seefischer direkt in Verbindung, der ihnen den Ertrag seiner Arbeit zusandte, oder aber sie verbanden sich mit einem an Ort und Stelle wohnhaften

---

1) Ochs a. a. O. II, S. 423; Fechter a. a. O. S. 83 f. Ich möchte hier auf ein zeitgenössisches Bild einer solchen Verkaufsstelle aufmerksam machen. In der illustrierten Aulendorfer Handschrift von „Uolrich Richental, Concilium ze Costenz 1414—1418" (Lichtdruckausgabe von Dr. Sevin, Karlsruhe 1881) finden wir auch einige Illustrationen zum Fischhandel: ein breiter Tisch mit vier Füßen oder Stollen bildet die Fischbank. Auf derselben haut der Verkäufer die großen Fische geradezu aus und wiegt dieselben auf einer an einem besonderen kleinen Tisch angebrachten Wage dem Kunden zu; das Gewicht der kleineren Fische wird auf einer Handwage festgestellt, während die ganz kleinen verkauft werden nach dem Maß, einem in der Mitte ausgebauchten Gefäß mit engerem Hals. Die Fische werden herbeigebracht und aufbewahrt in mehr oder weniger umfangreichen, anscheinend mit Wasser gefüllten Kübeln.

2) Urkundenbuch IV, Nr. 208; Ochs a. a. O. V, S. 135; Geering a. a. O. S. 138.

„Gemeinder", d. h. sie gingen eine Handelsgesellschaft ein mit einem Seeanwohner, der dann seinen Kompagnon in Basel mit Fischen des betreffenden Sees versorgte. Doch verfügte 1354 schon der Bischof und nochmals 1472 der Rat, daß jeder Fischer nur mit einem Gemeinder an jedem See zu gleicher Zeit arbeiten dürfe. Traf die Sendung in Basel ein, so durfte nur der Adressat allein sie verkaufen [1]).

Anders lag die Sache, wenn die Gäste persönlich ihre Ware zum Absatz nach Basel brachten. Zu ihren bedeutendsten Abnehmern gehörten wiederum die einheimischen Fischer, die bei ihnen „sammenthaft", d. h. en gros, zum Wiederverkauf einkauften. Doch die Kommunalbehörde war darauf bedacht, auch den übrigen Bürgern Gelegenheit zu verschaffen, ihren Hausbedarf von den Fremden aus erster Hand beziehen zu können. Diesen Zweck verfolgte eine scharfe Fürkaufgesetzgebung, vermittelst welcher man den Handel mit einmal in das Stadtgebiet eingeführten Fischen auf dem Fischmarkt lokalisierte. Den Fischern sowohl wie auch allen anderen Leuten war der Kauf von Fischen auf Mehrschatz innerhalb der städtischen Bannmeile strengstens untersagt. Der Bannmeilenbezirk wird in der Stiftungsurkunde der Fischer- und Schiffsleutezunft folgendermaßen limitiert: zwischen Märkt, Riehen, dem Horn und Basel (rechtsrheinische Grenze) und zwischen Münchenstein, Binningen, Almsweiler (Allschwyl), Hegenheim, Kräften und Basel (linksrheinische Grenze) [2]). Der Einheimische, der sich einer Übertretung dieses Verbots schuldig machte, wurde für jeden einzelnen Fall 7 Tage lang in einer Vorstadt in Haft gehalten und mußte bei der Entlassung aus derselben 5 ß an den Rat büßen, widrigenfalls er den Boden der Altstadt nicht mehr betreten durfte. Diese Bestimmung galt für den Fall, daß grüne Fische Gegenstand des inkriminierten Handels waren. Für gesalzene Fische dagegen

1) Urkundenbuch IV, Nr. 208; Ochs a. a. O. V, S. 135; Geering a. a. O. S. 138.

2) Urkundenbuch IV, Nr. 208; vgl. auch Heusler, Verfassungsgeschichte der Stadt Basel, S. 59 ff.; Fechter a. a. O. S. 145. Auch in Augsburg findet sich ein Verbot des Fischkaufs auf Mehrschatz innerhalb der Bannmeile im Stadtrecht von 1276 ausgesprochen; vgl. Christian Meyer, Das Stadtbuch von Augsburg, S. 47 f.

erhöhte sich die Strafsumme auf 10 ß. Gegen auswärtige Delinquenten kamen die gleichen Strafmaße in Anwendung, nur wurden sie so lange in der Stadt zurückgehalten, bis sie die 5 bzw. 10 ß erlegt hatten. Die Fischer selbst wurden angewiesen, darüber zu wachen, daß von Nichtzünftigen das Bannmeilenverbot beobachtet würde [1]). In den Jahren 1420 und 1472 wurde der Fürkauf von gesalzenen und von Rheinfischen, die auf dem Wege nach Basel waren, schlechthin verboten; nur am Rhein selbst war den Fischern der Kauf auf Mehrschatz zugestanden [2]).

Durch solche Maßregeln erreichte die Stadtverwaltung die von ihr angestrebte Konzentration des Fischhandels, der sich so unmittelbar unter ihren Augen abwickeln mußte. Zur Kontrolle des Fischhandels waren 3 Personen verordnet, die ich als Fischmarktherren bezeichnen möchte [3]). Ihnen lag die Pflicht ob, sorgfältig auf die Durchführung der für den Markt geltenden Vorschriften zu achten. Solche Vorschriften regelten in erster Linie den Kauf auf Mehrschatz seitens der Basler Fischer. Es war diesen freigestellt, zum Engroseinkauf der von ihnen benötigten Fische dem Verkäufer gegenüber Genossenschaften zu bilden, um so einen möglichst niederen Preis zu erzielen [4]). Ochs [5]) bemerkt sehr richtig: „Dadurch wurde den Fremden zwar geschwinder Vertrieb erleichtert, aber auch der Vorteil der Konkurrenz der Käufer abgeschnitten". Doch diese Vereinigungen sollten bloß Einkaufsgenossenschaften bleiben. Eine Beibehaltung derselben zum Zwecke gemeinsamen Verkaufs war nicht erlaubt; jedes einzelne Mitglied mußte also seinen Anteil Fische ausgefolgt erhalten, um dieselben für sich allein an den Konsumenten abzusetzen. War eine Verteilung aber nicht gut möglich, so waren die 3 Fischmarktherren davon zu verständigen;

---

1) Urkundenbuch IV, Nr. 208.

2) Ochs a. a. O. II, S. 171 ff.; V, S. 135.

3) Ochs a. a. O. II, S. 171 ff.

4) In Wien war die Teilnehmerzahl an Fischeinkaufsgenossenschaften auf vier Personen beschränkt; von einer ähnlichen Einschränkung ist mir für Basel nichts bekannt; vgl. Uhlirz a. a. O. S. 112 (bzw. 702).

5) Ochs a. a. O. II, S. 391 f.

nach deren Anordnung konnte dann der Verkauf des gemeinsamen Besitzes vorgenommen werden. Jedoch durften die einzelnen Verkäufer nicht unmittelbar nebeneinander die Ware auslegen, sondern getrennt voneinander auf verschiedenen Ständen und Plätzen des Marktes. Erst der gemeinsame Erlös wurde an die Mitglieder des Einkaufskartells verteilt. Durch das Verbot, Verkaufsgesellschaften zu bilden, sollte eben vermieden werden, daß die Preise durch diese Art von Syndikat willkürlich in die Höhe getrieben würden. Das Interesse der Konsumenten und somit das Gemeinwohl verlangte eine Konkurrenz der Verkäufer [1]).

Auch dem fremden Händler wurde der Detailvertrieb seines Fischmaterials ermöglicht, und die Basler Fischer waren angewiesen, denselben in keiner Weise zu belästigen und zum Verkauf aller seiner Fische an sie zu drängen, sobald er die Absicht kundgegeben hatte, einen Teil seiner Fische selbst im kleinen verkaufen zu wollen [2]). Überhaupt erfreute sich der durch die Importierenden, Bürger oder Gäste, direkt ausgeübte Detailhandel besonderer Begünstigung; für ihn bestanden keine Zollschranken. Vom „Sammetkauf" dagegen wurde seit 1377 auf 1378 eine Abgabe von 4 bezw. 8 ß pro Pfund erhoben für den Fall, daß der Verkäufer ein Fremder war; die Person des Käufers war gleichgültig. Verkaufte aber ein Basler Fischer die durch Sammetkauf erworbenen Fische abermals en gros an einen Gast für den Export, so wurde der Käufer nochmals mit einem Zoll von 4 bzw. 8 ß pro Pfund belastet (4 ß, wenn er ein Eidgenosse war, sonst 8 ß) [3]). Mit dem Einsammeln des Zolls war der Fischzoller betraut, der nach dem Gehaltstarif von 1429/30 mit 2 ℔ besoldet war; dazu erhielt er auch den Fischrogen. Doch dieser wurde ihm bei der Gehaltsreduktion von Martini 1429 entzogen [4]).

Auch die Garköche galten als Wiederverkäufer, und dieser Auffassung entsprach demnach ihre Behandlung auf dem Fisch-

1) Urkundenbuch IV, Nr. 208; Ochs a. a. O. II, S. 171 ff., 391 ff., V, S. 135.
2) Ochs a. a. O. II, S. 171 ff.
3) Ochs a. a. O. II, S. 414 und 418, Anm. r.
4) Schönberg, Finanzverhältnisse von Ba

markt. Die Bürger, die für ihren Eigenverbrauch einkauften, hatten ihnen gegenüber ein Zugrecht. Hatte z. B. ein Koch einen halben Salmen erstanden, und ein Bürger oder eine Bürgerin wünschte zufällig davon 1 oder 2 Teile für sich zu erhalten, so mußte der Koch zugunsten des Bürgers vom Kaufe zurücktreten; nur sollte letzterer, damit dem Verkäufer kein Schaden erwuchs, den gleichen Preis wie jener anlegen [1]).

Schon aus einigen der vorgenannten Verordnungen kann man die Sorge der obersten Kommunalorgane erkennen, dem Markt stets genügende Quantitäten an Fisch zuzuführen. Von der gleichen Intention getragen war die weitere Vorschrift, die Fischer sollten alle ihre Fische, insbesondere die Salme, die nach Basel eingeführt würden, auf den Markt bringen und feilhalten [2]). Auf diese Weise wurde dem kaufenden Publikum eine möglichst reichhaltige Auswahl garantiert, und die Stärke der Nachfrage konnte nicht so leicht den Umfang des Angebots übertreffen und so die Preisbildung zum Nutzen der Verkäufer beeinflussen. Ferner war der Export von einmal in das Stadtgebiet gebrachten Fischen sehr erschwert und nur mit Bewilligung des Rats oder der 3 Fischmarktmeister gestattet. Doch war auch dann noch darauf ein außerordentlich hoher Ausfuhrzoll gelegt: jeder Salm mußte verzollt werden mit 5 ß, ein Geschirr Hurling [3]) und Schwalen [4]) mit 3 ß, andere „lebendige Fische, die mit den Floßschiffen kamen", im Werte von 10 ß mit 1 ß, und jede Logel [5]) anderer Fische mit 10 ß [6]).

Für genügenden Vorrat auf dem Markt hatte so der Rat

1) Ochs a. a. O. V, S. 143 ff.

2) Urkundenbuch IV, Nr. 208; vgl. die ähnliche Verordnung in Schlettstadt bei M. Mayer, Die Lebensmittelpolitik der Reichsstadt Schlettstadt, Freiburger Diss., 1907, S. 135.

3) Ein Hurling, Heuerling ist nach Grimm = junger Fisch von diesem Jahre; so heißt im ersten Jahre der Barsch, ebenso Blau- und Weißfelchen, eine Lachsart.

4) Die Schwalen sind Weißfische; in Luzern heißen sie Hasel (Schweiz. Idiotikon).

5) Fischlogel = hölzernes und gedecktes Gefäß, unten etwas weiter, oben mit einem Schnabel, worin man in Basel die Sälmlinge zu Markte bringt (Schweiz. Idiotikon).

6) Ochs a. a. O. II, S. 392.

Vorkehrungen getroffen; aber er mußte sich auch die andere Sorge angelegen sein lassen, daß alles Fischmaterial möglichst an den Mann kam, daß möglichst wenig den Fischhändlern liegen blieb und so zugrunde ging. Um in dieser Hinsicht dem Interesse der Fischer gerecht zu werden, untersagte er 1472 jenen, „von der Stadt zu gehen oder andere zu schicken," um Fische zu kaufen, es habe denn ein jeder seine Fische sämtlich verkauft[1]).

Der Rat hatte noch eine weitere höchst wichtige Pflicht zum Schutze des Konsumenten zu erfüllen: er mußte auf eine möglichst gute Qualität der in den Handel gelangenden Fische halten. Diese Aufgabe fiel den städtischen Fischbeschauern zu, welche die schlechten, nicht marktwürdigen Fische auszuscheiden hatten[2]). Um das Jahr 1430 gab es deren drei, von denen jeder bis zu der schon erwähnten Gehaltsreduktion von 1429 4 ß für seine Dienste bezog, nachher aber bloß noch auf ein Lamm an Ostern gesetzt wurde[3]).

Doch auch die für marktfähig erachtete Ware wurde je nach ihrer besseren oder geringeren Qualität für den Käufer als das gekennzeichnet, was sie war, damit eine Benachteiligung desselben tunlichst ausgeschlossen würde. Entweder wurden die minderwertigen Fische durch ein äußeres Merkmal auffallend gezeichnet, oder es wurden ihnen besondere Verkaufsstellen angewiesen. So wurden z. B. im 14. Jahrhundert den Salmen, die am ersten Tage nicht verkauft werden konnten, die Schwänze abgeschlagen, um für die folgenden Tage jedermann darauf aufmerksam zu machen, daß er keine frischen Fische vor sich habe[4]). Im 15. Jahrhundert dagegen mußten die Salme und Lachse nach Maßgabe ihrer Güte auf getrennten Plätzen ver-

1) Ochs a. a. O. V, S. 135.

2) Fechter a. a. O. S. 83 f.

3) Schönberg a. a. O. S. 558 ff. Man sieht hierin meines Erachtens, wie man wieder zu der Auffassung des Amtes als Ehrenamtes zurückkehrte; und in dieser Ansicht werde ich noch bestärkt durch die Zusammensetzung dieser Fischschaukommission: in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bestand sie aus vier Personen, von denen zwei dem Rate und zwei der Fischerzunft entnommen waren (Ochs a. a. O. V, S. 81).

4) Urkundenbuch IV, Nr. 208.

kauft werden. Die Scheidung der einzelnen Plätze war durch Pfähle markiert. Vor dem ersten Pfahl hatten die lebendigen Salme ihren Auslageplatz; zwischen diesem und dem zweiten Pfahl kamen die toten Salme zum Verkauf. Doch wurde bei ihnen unterschieden zwischen solchen, „die das Wasser noch nehmen", und solchen, „die das Wasser nicht nehmen, aber des Marktes würdig sind"; die letzteren, von beiden die schlechtere Qualität, waren auf die äußerste Bank der oben bezeichneten Stelle gewiesen. Hinter dem zweiten Pfahl dagegen waren die Bänke vorgesehen für die „gestochenen" Salme, Lachse und „Lyden" [1] [2]). Durch solche Anordnungen brachte es der Rat dahin, daß dieselben Fische nur 3 Tage hindurch feilgehalten werden konnten; was nach dem dritten Tage nicht losgeschlagen war, wurde aus dem Marktverkehr ausgeschieden [3]).

Ähnlich wie beim Metzgergewerbe [4]) geschah auch der Fischverkauf nach Stücken, nicht nach dem Gewicht. Dies war ein offenkundiger Mißstand für den Käufer. Daher suchte der Rat am 13. Februar 1521 eine Änderung herbeizuführen, wie dies beim Fleischergewerbe schon früher mit Erfolg geschehen war. Er erkannte dahin, daß künftig die großen Fische nur noch „bim gwicht" und die kleinen „by der moß" abgegeben werden sollten, und am gleichen Tage noch wurden die Wagen und Maße „uffgericht" [5]) und zugleich unter Zugrundelegung des Gewichts eine Preistaxe bekanntgegeben, wonach z. B. 1 ℔ Karpfen auf 8 Rappen, 1 ℔ Hecht auf 2 ß zu stehen kam. Doch diese Reform scheiterte daran, daß der Gewinnausfall für die Fischer als zu enorm sich herausstellte, und daß infolgedessen auch die Versorgung des Marktes in Mitleidenschaft gezogen wurde. Daher kehrte man noch in der Fastenzeit des gleichen Jahres wieder zum alten System zurück [6]).

1) Lideren, Luederen = Name, der dem Weibchen des Lachses, salmo salar, vom Herbstmonat an gegeben wird (Schweiz. Idiotikon).

2) Das Wort „gestochen" deutet zweifellos die Fangart an. So wurden z. B. in Schlettstadt die Hechte gestochen (vgl. Melch. Mayer a. a. O. S. 132).

3) Ochs a. a. O. V, S. 135.

4) Vgl. Kapitel IV, 2c; ferner Ochs a. a. O. III, S. 196 f.

5) Vgl. die früher erwähnten Illustrationen zu Ulrich Richental.

6) Basler Chroniken I, S. 26 (Ryffsche Chronik).

B. Der Handel mit Seefischen.

Eine beliebte und wohl unentbehrliche Fastenspeise für das Mittelalter waren die Seefische, die teils gesalzen, teils geräuchert von der Küste ins Binnenland transportiert wurden. Nach Basel wurden hauptsächlich Heringe, Bückinge, Stockfische und „Platißlin“ [1]) importiert. Der Import nahm seinen Weg meist über Köln. Dieses schrieb für die oberländischen Städte, darunter auch Basel, mehrfach Fischhandelstage nach Frankfurt auf die Messe aus, so in den Jahren 1459 und 1470, wo regelmäßig ein Meinungsaustausch zwischen der Vermittlerin Köln, das selbst von Holland abhängig war, und den von Köln beziehenden Städten über die Qualität und die Handelsformen stattfand [2]). Von den eingeführten Fischen erhob Basel den üblichen Zoll [3]).

Die Seefische bildeten einen Handelsartikel der Gremper; diesen stand prinzipiell der ausschließliche Verkauf zu. Doch war dieses Recht während der Fastenzeit, der Zeit des umfangreichsten Fischkonsums, insofern eingeschränkt, als Heringe und Bückinge auch von anderen Leuten feilgehalten werden durften. Man erweiterte den Kreis der Verkäufer und suchte so den Grempern eine Verteuerung dieses notwendigen Nahrungsmittels, wie die erhöhte Nachfrage sie zur Folge haben konnte, unmöglich zu machen, eine Maßregel, die namentlich den unbemittelteren Konsumenten zugute kam [4]).

Der Einkauf der Seefische durch die Gremper hatte im Kaufhaus stattzufinden. Es war ihnen daher der Fürkauf und jede

---

1) Es sind dies eine besondere Art von Stockfischen, die sogenannten Plattfische. Br. Kuske, Der Kölner Fischhandel vom 14. bis 17. Jahrhundert, Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst 1905, S. 269, sagt: „Der Stockfisch kam als Rundfisch oder als Flachfisch (Plattfisch) in den Handel.“ Der Plattfisch ist ein längsgespaltener Stockfisch; er behält sein Rückgrat ganz und wird so mit aufeinandergeklappten Hälften gedörrt (Kuske a. a. O. S. 267 und 270).

2) Vgl. Kuske a. a. O. S. 244 und 260, Anm. 133.

3) Ochs a. a. O. II, S. 412, Anm. q, S. 414 und 418, Anm. r.

4) Ochs a. a. O. V, S. 132; vgl. auch Ochs a. a. O. II, S. 171 f., und Geering a. a. O. S. 228.

Art von Gemeinschaft mit den Importeuren, die einen Aufkauf der Fische außerhalb des Kaufhauses zum Zwecke hatte, verboten. Die einführenden Händler mußten ihrerseits alle Fische ins Kaufhaus bringen, wo der Verkauf unter Aufsicht der Obrigkeit sich vollziehen konnte [1]). Doch der Seefischhandel der Gremper wurde um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts von anderer Seite sehr bedroht, von den „Kaufleuten und Sammentkäufern", also durch Großhändler. Da diese zweifellos kapitalkräftiger waren als die Gremper, suchten sie im Kaufhaus oft sämtliche Vorräte von den Gästen aufzukaufen, und die Gremper sahen sich daher gezwungen, ihren Bedarf durch Bezug von ihnen, also aus zweiter Hand erst, zu decken, was natürlich die Fische schon für die Gremper und erst recht für die Konsumenten verteuerte. Um diesem Übelstand abzuhelfen, erhielten die Gremper im Jahre 1498 ein Vorkaufsrecht von 24 Stunden auf Seefische. Doch endgültig wurden sie gegen die Spekulationen der Großhändler erst durch die Handwerksreform von 1524—26 geschützt, und gleichzeitig wurde auch den kapitalistischen Aktionen der Klöster durch ein die Seefische und andere Handelsartikel umfassendes Aufkaufsverbot ein Ziel gesetzt [2]).

Für gute Qualität sorgte auch hier die obrigkeitliche Warenschau, die ja einen integrierenden Bestandteil aller mittelalterlichen Nahrungsmittelpolizei ausmacht. Wenn wir bloß Heringsschauer erwähnt finden, so ist doch anzunehmen, daß auch die übrigen Seefische der städtischen Kontrolle unterlegen haben werden. Die Heringsschauer bezogen einen kleinen Gehalt [3]).

Um eine Überforderung des kaufenden Publikums durch die Fischverkäufer zu hindern, erließ, wie überall, der Rat Preistaxen. Nach einer solchen durfte einmal beispielsweise der Preis eines Herings $1^1/_2$ ₰ nicht übersteigen [4]).

---

1) Ochs a. a. O. V, S. 122; Geering a. a. O. S. 391.
2) Geering a. a. O. S. 347, 382.
3) Ochs a. a. O. V, S. 35; Fechter a. a. O. S. 45.
4) Geering a. a. O. S. 391.

II. Gartner und Gremper.

Die Gremper, die, wir wir oben sahen, sich im Seefischhandel betätigten, bildeten seit den 60er Jahren des 13. Jahrhunderts mit zwei anderen Lebensmittelgewerben zusammen eine gemeinsame Innung. Es war dies die Zunft der „gartner, obzer und menkeller“ [1]). „Menkeller“ ist in der älteren Zeit der Name für die Gremper; doch wird die Bezeichnung „Gremper“ schon um 1400 allgemein gebraucht [2]). Zu dieser Zunft gehörten auch die Wirte, Köche und Pastetenbäcker, um 1500 auch schon die Seiler und Fuhrleute [3]). Der Unterschied der verschiedenen Gewerbe wurde aber streng festgehalten; so war den Wirten und Köchen das „Grempen“ verboten und umgekehrt den Grempern das „Wirten und Kochen“.

Die Gartner und die Gremper haben in erster Linie Landesprodukte feil, jedoch mit dem Unterschied, daß die Gartner selbstgebaute Produkte auf den Markt bringen, also namentlich Gemüse und Obst. Die Gremper dagegen sind Zwischenhändler, verkaufen also bloß aus zweiter Hand. Sie besitzen Läden oder „Gäden“, für die sie an den Rat zinspflichtig sind [4]). Ihre Geschäftspraxis umfaßt ein viel weiteres Feld: sie treiben Handel außer mit Seefischen und Salz [5]), mit allerlei Produkten des

1) Der Zunftbrief findet sich gedruckt im Basler Urkundenbuch I, Nr. 430, ferner bei KEUTGEN, Urkunden zur städtischen Verfassungsgeschichte Nr. 275; ich zitiere nach KEUTGEN.

2) OCHS a. a. O. II, S. 153, Anm. n. Das Wort „menkeller“ geht auf das lat. mango = Händler zurück (vgl. BADER in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, Jahrgang 1853, S. 232, Anm. 2). Es ist identisch mit dem mittelniederdeutschen „menger“, das Kleinhändler, Detaillist bedeutet; vgl. die Kölner „Fischmenger“ (Fischkleinhändler) bei KUSKE a. a. O. S. 296 und Anm. 263; vgl. ferner gegen die Erklärung KUSKES aus dem Verbum „mengen“ die Rezension der KUSKEschen Arbeit von MAX PAPPENHEIM in Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. V, S. 353 Anm.; PAPPENHEIM gibt als wahrscheinliches Etymon für „menger“ gleichfalls das lat. mango an.

3) OCHS a. a. O. II, S. 153 ff.; über das Wirtegewerbe vgl. H. BRUDER, Der Weinhandel von Basel, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, 3. Folge, Bd. XXXIX, S. 348 ff.

4) OCHS a. a. O. II, S. 423.

5) Vgl. voriges und nächstes Kapitel.

Garten-, Feld- und Obstbaues, mit Wildbret aller Art, mit Hühnern, Tauben, Gänsen, Enten, mit Eiern, mit allen Erzeugnissen der Milchwirtschaft, wie Butter und Käse, mit Schmalz, Unschlitt, Senf u. dgl.[1]). Die Verkaufsplätze sind den genannten Gewerben durch die Kommunalbehörde zugeteilt: die Gremper haben ihre Laden und Stände auf dem Kornmarkt; die Gartner stehen mit ihren Waren zwischen der Metzig und dem Hause „zum Arm" einerseits und den Häusern „zum Hasen" und „zum Pfauen" anderseits. Schließlich nennt Ochs noch eine dritte Klasse von hierhergehörigen Handelsleuten, „die nicht zu Laden feilhatten und nicht mit ihren Händen bauten". Dieselben scheinen eine Art Gremper niederer Ordnung gewesen zu sein, deren Handel sich in ganz engen Schranken hielt. Auf dem Markt finden wir sie um den „heißen Stein" gruppiert, der sich ebenfalls in der Nähe des Kornmarkts befand[2]). Die folgenden Bestimmungen gelten hauptsächlich für die Gremperei.

Da die Gremper als Wiederverkäufer Käufer auf Mehrschatz sind, so richten sich gegen sie all die entsprechenden wirtschaftspolizeilichen Maßregeln, die in solchen Fällen überall und stets im Zeitalter der Stadtwirtschaft wiederkehren und durch die bezweckt wird, den Konsumenten nicht zu sehr in Abhängigkeit vom Zwischenhändler geraten zu lassen. Hierher gehört das Verbot des Fürkaufs[3]); sie durften innerhalb der Stadt und ihrer

1) Ochs a. a. O. II, S. 153 f., V, S. 132 ff.

2) Ochs a. a. O. V, S. 132 f. Über den „heißen Stein", der auch beim Weinhandel eine Rolle spielt, macht Fechter a. a. O. S. 42 f. folgende Ausführungen: „Wahrscheinlich war das der Platz, wo ursprünglich das Vogtgericht, das da richtete, wenn es ans Blut ging, oder auch dessen Exekutionen stattfanden, wie denn 1376 die Anstifter der bösen Fastnacht an dieser Stelle sollen hingerichtet worden sein (über die böse Fastnacht vgl. Wackernagel, Geschichte der Stadt Basel I, S. 294 ff.). Auch anderwärts kommen Steine vor (lange, schwarze usw.), an welchen Exekutionen vorgenommen wurden." In Frankfurt a. M. führt den Namen „Heißer Stein" eine öffentliche Spielbank; vgl. G. v. Below, Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum, S. 99 f.

3) v. Below, Über Theorien der wirtschaftlichen Entwicklung der Völker, Hist. Zeitschrift, N. F. 50, S. 77, sagt von ihm: „Die Vorkaufsgesetzgebung wurde bald strenger, bald milder gestaltet, in ihrem Kern jedoch, d. h. der grundlegenden Idee von der Verwerflichkeit des Vorkaufs, überall festgehalten".

Bannmeile keine Waren aufkaufen [1]). Zum Kauf von „essigen Speisen“ auf dem Markt — Mus und solche Dinge, die mit dem Sester gemessen wurden, z. B. Hafer, konnten sie zu jeder Zeit auf dem Markt sich beschaffen — waren sie nur von einer bestimmten Stunde an zugelassen, von Fastnacht bis Johanni von 10 Uhr und auf einem etwaigen Abend- oder, besser gesagt, Nachmittagsmarkt von 4 Uhr an und während der noch übrigen Zeit des Jahres nicht vor 11 Uhr bzw. 5 Uhr. Wer dagegen sich verging, machte sich strafbar für 1 ß Pfennige und eine einmonatliche Leistung [2]). In der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts, wohl um 1471, aber wurde den Grempern der Kauf auf dem Basler Markt für einen Teil des Jahres vollständig untersagt, während er ihnen von Fastnacht bis St. Gallentag (16. Oktober) ohne Einschränkung konzessioniert blieb [3]). Sie mußten also ihren Warenvorrat zum allergrößten Teil durch Einkauf außerhalb der Bannmeile ergänzen und erneuern, mußten also importieren. Um billige Einkaufspreise zu erzielen, waren sie befugt, Genossenschaften zu bilden. Doch auf dem Basler Markt durften sie nur getrennt, ein jeder für sich, die importierten Artikel wieder verkaufen; das Recht gemeinschaftlichen Verkaufs im Verein mit Bürgern und Gästen gewährte ihnen der Rat nicht. Gäste aber, die selbst importieren wollten, sollten die Gremper daran nicht hindern, wie es ebensowenig angängig war, die Konsumenten vom Kauf bei den Gästen abzuhalten [3]).

Wie aus den Zolltarifen hervorgeht, wurde von allen eingeführten und durchgeführten Waren eine Abgabe erhoben [4]). Alles Gemüse mußte mit dem bischöflichen Maß gemessen werden; dafür forderte der Brotmeister, dem im Verein mit der Bäckerzunft dieses Recht zustand, das sog. Meßrecht ein, zu dessen Bezahlung alle Verkäufer, Gärtner und Gremper, Bürger und Gäste, Kleriker und Laien beiderlei Geschlechts und jeden Standes verpflichtet waren. Dasselbe betrug von 1 Sack (= 1/2 Viernzel)

1) Ochs a. a. O. V, S. 132 ff.

2) Ochs a. a. O. III, S. 199. Leistung ist ein schweizerischer Ausdruck = Ortsverbannung (Grimm).

3) Ochs a. a. O. V, S. 132 ff.

4) Ochs a. a. O. II, S. 412, Anm. q, S. 414 u[illegible]

Gemüse 1 Küpflin, von 4 Sestern ½ Küpflin; Quantitäten bis zu 2 Sester dagegen waren abgabenfrei. Stellte sich aber heraus, daß ein Verkäufer diese Steuerfreiheit geringer Quantitäten zur Steuerhinterziehung ausnutzen wollte und zu diesem Behufe jeweils nur 1—2 Sester, dies aber am gleichen Tage mehrmals hintereinander, verkaufte, so wurde auch er nach Maßgabe der Gesamtmenge, die er abgesetzt hatte, zur Besteuerung herangezogen[1]). Selbst die Heidelbeeren wurden mit einer Abgabe von 2 Pf. pro Korb belegt[2]).

Allein schon durch die Fürkaufgesetze und durch die Zulassung der Gäste zum Verkauf auf dem Markt gelang es der städtischen Regierung, den Basler Markt mit Gremperware stets gut und reichlich auszustatten. Dazu kamen dann noch spezielle Gebote, gewisse notwendige Handelsartikel, wo immer es möglich sei, aufzukaufen und nach Basel zu bringen. So wurde z. B. 1549 jedem Bürger dringend anempfohlen, außerhalb der Stadt sich auf jede Weise Unschlitt zu verschaffen und mit sich nach der Stadt zu führen; was er davon nicht selbst gebrauchen könnte, sollte er nur den einheimischen Grempern, um 7 Rappen das Pfund, überlassen; wer dagegen solches Unschlitt wieder nach auswärts verkaufte, wurde mit 1 Mark Silber straffällig[3]).

Eine lobenswerte Aufmerksamkeit widmete die Obrigkeit der Sorge für gute Qualität der von Gartnern und Grempern feilgebotenen Nahrungsmittel. So setzte schon der Stiftungsbrief der Gartnerzunft aus dem 13. Jahrhundert eine Strafe von 3 ß auf „unrechten oder verbotten kouf, ez si an krute oder an obse oder an huenren“ oder an andern Dingen, „diu wandelbere sint“, d. h. fehlerhaft, schlecht und straffällig sind. Von dieser Strafe solle dem Bischof, dem Rat und der Zunft je 1 ß zugehören, während der beanstandete Verkaufsgegenstand für das Spital konfisziert wird. Jedes Zunftmitglied, das eines solchen Verstoßes gegen die Probität im Handel gewahr wird, ist zur Rüge verpflichtet, widrigenfalls es sich selbst die gleiche Strafe von

1) Urkundenbuch V, Nr. 169 (Entscheidung des Streites zwischen den Bäckern und Gartnern wegen des Meßrechts 1391); ferner Ochs II, S. 142 f.

2) Fechter a. a. O. S. 45.

3) Ochs a. a. O. VI, S. 528.

3 ß zuzieht. Wenn der Gerügte aber sich nicht fügen will, so soll er des Zunftrechtes verlustig gehen und muß dasselbe sich wieder um $10^1/_2$ ß neu erwerben [1]). Im 14. Jahrhundert gab es eigene Schauer, welche die Qualität des Wildbrets und der Vögel zu untersuchen hatten; bevor die Gremper diese Artikel feilbieten durften, mußte ihre Marktfähigkeit durch die städtischen Kontrolleure konstatiert worden sein [2]). Auch der Senf mußte gewisse Bedingungen erfüllen, wollten die Gremper ihn in den Handel bringen: wenn er nicht mit frischem, gutem und wohlschmeckendem Wein zubereitet wäre, sollte das ganze Gefäß in den Birsig geworfen werden [3]).

Für die Abgabe der richtigen Quantität sorgte eine öftere Prüfung der Grempergewichte durch die Gartnerzunft, die zugleich auch das Ölmaß eichte [4]). Um das Publikum vor Ausbeutung seitens der Gremper sicherzustellen, erließ der Rat wiederholt Preistaxen für die Gremperwaren. So wurde einmal die Verfügung erlassen, daß die Gremper „von einer Büscheli" Straßburger Rettiche und Rüben nur 1 Stäbler (ß) Gewinn nehmen sollten [5]). Ferner sollte, um noch einige weitere Beispiele von obrigkeitlich normierten Preisen anzuführen, 1 Pfund Käse von Bellelay [6]) oder „Vetscherigerkäse" nicht über 14 ß kosten, 1 Pfund Schafkäs oder „Lumberier" ungeankt 10 ß, gemeiner Käse 8 ß, 1 Ei im Anfang des 15. Jahrhunderts 1 ß usw. [7]).

III. Der Salzhandel.

Das Gewerbe, über welches wir soeben gesprochen, war an dem Verkauf einer der unentbehrlichsten Zutaten der Küche, des Salzes, beteiligt. Der Salzhandel war bis ins 14. Jahrhundert hinein freigegeben, insoweit wenigstens, als für Verkäufer und

1) Keutgen, Urkunden Nr. 275, § 7.

2) Fechter a. a. O. S. 42.

3) Ochs a. a. O. III, S. 199.

4) Ochs a. a. O. II, S. 153 ff.

5) Ochs a. a. O. V, S. 132 ff. Hier haben wir zugleich einen Fingerzeig für die Provenienz solcher Produkte (Straßburg).

6) Ortschaft im Berner Jura.

7) Fechter a. a. O. S. 45; vgl. auch die bei Ochs a. a. O. II, S. 439 ff. mitgeteilten Wildbretpreise aus den Jahren 136[illegible]

Käufer Bezugsfreiheit gewährt war[1]). Der Hauptvertrieb von Salz lag in den Händen der Gartnerzunft, speziell der Gremper; denn in ihrem Zunftbrief von 1264—68 sind einige Verkaufsbestimmungen enthalten[2]). Ob sie den Salzimport selbst besorgten, muß zwar dahingestellt bleiben. Doch kann man annehmen, daß einmal Fremde an der Einfuhr teilnahmen und das Salz erst in der Stadt an die Gremper absetzten; dann aber dürften wohl die kapitalkräftigeren Zunftgenossen selbst neben ihrem Kleinhandel zu Importzwecken einen zwar mäßigen Salzgroßhandel unterhalten haben, um die Ware, soweit sie sie nicht persönlich en détail vertrieben, en gros an Wiederverkäufer zu überlassen. Für die Nichtexistenz eines bischöflichen oder städtischen Monopols, sowie für die Wahrscheinlichkeit eines gewissen Salzgroßhandels einzelner Bürger spricht ferner folgende Angabe FECHTERS[3]): „Johannes Helbling der Alte gab 1313 einer Greda den Kasten und das Haus darob mit solchem Gedinge zu Erbe, daß die Greda oder, wer denselben Kasten hatte, nirgend anderswo Salz kaufen sollte, um es wieder zu verkaufen, denn von ihm, da es also Herkommen sei." Daraus ersehen wir zugleich, daß das Salz aus Kasten verkauft wurde, und in der Tat standen solche Salzkasten in den Häusern einer Straße, die vom Fischmarkt her auf der linken Seite des Birsigs nach dem Rheine zu führte, und die darum den Namen „Salzgasse" oder „unter den Salzkasten" führte. Die Salzkasten mit ihren Häusern waren teils Privateigentum, wie jenes des Johann Helbling, teils Besitz des Stifts St. Peter und wurden um Zins an die Salzhändler verliehen[3]). Der freie Salzhandel war anscheinend — abgesehen von einigen marktpolizeilichen Bestimmungen — nur beschränkt durch den Salzzoll und das Muttamt, die dem Bischof zustanden. Unter dem Muttamt versteht man dabei das Recht des Bischofs, die Salzmütter, d. h. die Salzmesser, zu bestellen, die wohl beim Engros-Umsatz das Salz zumaßen[4]).

---

1) Vgl. SCHÖNBERG a. a. O. S. 83.

2) KEUTGEN, Urkunden Nr. 275, § 7.

3) FECHTER a. a. O. S. 87 f.

4) Urkundenbuch IV, Nr. 359; SCHÖNBERG a. a. O. S. 66 f.; WACKERNAGEL a. a. O. I, S. 61.

Im Laufe des 14. Jahrhunderts aber trat ein tief einschneidender Umschwung ein. Der bisher ziemlich freie Salzhandel wurde durch die Stadt monopolisiert, und er war dies schon im Jahre 1362. Ein sicheres Datum für die Einführung des städtischen Salzregals ließ sich noch nicht feststellen. Doch dürfte es schon vor dem Erdbeben von 1356 geschehen sein; denn 1354 wird ein Salzhaus des Rats erwähnt, woraus wir, wenn auch nicht unbedingt, das Bestehen eines Monopols folgern können. Wenn dagegen schon für 1300 eine domus salis belegt ist, so wird man wohl zu einem gleichen Schlusse nicht berechtigt sein; denn dem steht die oben angezogene Erbleihe vom Jahre 1313 gegenüber, die meines Erachtens die Annahme eines Regals für jene frühe Zeit nicht zulässig erscheinen läßt[1]). Vollständig aber bekam der Rat den Salzhandel erst im Jahre 1373 in die Hand; am 12. März dieses Jahres versetzte nämlich Bischof Johann von Vienne neben andern Zöllen, Rechten und Gefällen auch den Salzzoll nebst dem Muttamte an die Stadt um 12500 florentinische Gulden. Der Bischof löste in der Folgezeit die Pfandschaft nicht mehr ein; der Rat aber erhöhte in den Jahren 1394, 1431 und 1437 die Pfandsumme, um ja diese wichtigen Rechte nicht mehr aus der Hand zu geben zu brauchen[2]).

Außer dem vom Bischof übernommenen Zoll wurden in den folgenden Jahren noch weitere, teils ordentliche, teils außerordentliche Salzabgaben erhoben; so wird in einem Passierzolltarif aus dem Ende des 14. Jahrhunderts auf 1 Faß und 1 Krättlin (= 1 Korb zu 4 Scheiben Salz) eine Abgabe von 1 ß gelegt[3]); 1377 besteuerte der Rat „von der Stadt Notdurft wegen“ (wohl als Folge der bösen Fastnacht von 1376) jedes Stück Salz, „so man hiedurch oder inwendig unsere Kreuzen führt“, mit 1 ß und jedes Krättlein mit 3 ß. Nur schwäbische Händler, die Salz importieren, sind von dieser Steuer nicht betroffen[4]). Im

1) Fechter a. a. O. S. 87 f.; Schönberg a. a. O. S. 83; Ochs a. a. O. II, S. 411; Geering a. a. O. S. 148.

2) Urkundenbuch IV, Nr. 359, V, Nr. 209, VI, Nr. 276 und 416; ferner Schönberg a. a. O. S. 66 f.

3) Ochs a. a. O. II, S. 418, Anm. r.

4) Ochs a. a. O. II, S. 424.

Jahre 1475 endlich wurde eine neue Salzsteuer in der Höhe von 1 ß pro Sester vom Rat beschlossen [1]).

Wir wenden uns nun der Darstellung des Salzhandels in der Monopolsperiode zu, die sich vom 14. Jahrhundert bis in die Neuzeit fortsetzt [2]).

Im Mittelpunkt des städtischen Salzhandels steht das Salzhaus. Dasselbe lag unmittelbar am Rhein (Salzturm); doch gab es auch noch ein Salzhaus auf dem „Salzberge“ [3]). Das Salzhaus am Rhein, wo unzweifelhaft der Hauptverkehr stattfand, diente aber nicht allein für den Handel, von dem es den Namen trug, vielmehr wurde es auch als Stapelplatz für andere Waren benutzt, die auf dem Rhein nach Basel kamen, und sein Speicher war ein willkommener Aufbewahrungsort für die städtischen Getreidereserven. Im Salzturm war in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts auch das Staatsarchiv untergebracht [4]).

Die Leitung des Salzhauses und der Salzgeschäfte war einem Salzmeister anvertraut; seit 1388 waren deren zwei angestellt. Doch wurde später anscheinend die zweite Stelle wieder abgeschafft; dafür aber mag der Salzschreiber eingetreten sein. Der Salzmeister hatte Ein- und Verkauf unter sich, während der Salzschreiber die schriftlichen Arbeiten zu erledigen hatte. Als Hilfspersonal standen dem Salzmeister 12 Mütter, d. i. Salzmesser, und 3 Salzknechte zur Verfügung [5]). Die Besoldung des Salzmeisters bestand 1429/30 in 32 fl., die des Salzschreibers in

---

1) Basler Chroniken II (Tagebuch Knebels), S. 290. Beim Bestehen eines Salzmonopols sind übrigens einzelne Salzabgaben nicht recht verständlich.

2) Schönberg a. a. O. S. 83. Für die ältere Zeit liegen nur spärliche Bestimmungen vor, und zudem solche, die wir auch noch für die Monopolzeit als gültig ansprechen dürfen. — Die Stadt hat übrigens ihr Salzregal auch auf die von ihr im Laufe des 15. Jahrhunderts erworbenen Landschaften ausgedehnt; denn von dem 577 ℔ betragenden Gewinn, den Basel 1508 aus dem Salzhandel zieht, stammen nur 358 ℔ aus der Stadt, der Rest aus der Landschaft (Ochs a. a. O. V, S. 376). Vgl. die bemerkenswerten Ausführungen Herzogs a. a. O. S. 98 f. über die staatlichen Monopole des Mittelalters.

3) Fechter a. a. O. S. 88; Geering a. a. O. S. 30.

4) Ochs a. a. O. II, S. 424, III, S. 191; Fechter a. a. O. S. 42.

5) Ochs a. a. O. II, S. 411 f.; Fechter a. a. O. S. 87 f.

20 fl.[1]). Um sich einer redlichen Geschäftsführung im Salzhause zu versichern, und als Überwachungsorgan für die Salzhausbeamten ernannte der Rat aus seiner Mitte heraus eine Kommission, die sich 1357 aus 7 Ratsgliedern zusammensetzte, deren Stärke aber im Laufe der nächsten Jahre auf 3 Personen reduziert wurde[2]). Es waren dies die Salzherren, die ihre Mühe bis 1429 mit je 2 Stücken, nach Martini dieses Jahres aber bloß noch mit 1 Stück Salz jährlich vergütet bekamen[3]). Der Salzmeister durfte nur mit ihrer Zustimmung und in ihrem Beisein oder wenigstens in Gegenwart zweier derselben Salzeinkäufe abschließen. Alle Fronfasten war er zur Rechnungslegung an die 3 Salzherren verpflichtet, und um die Kontrolle so scharf und sicher als möglich zu gestalten, bestand im Salzhause gewissermaßen eine dreifache Buchführung: der Salzmeister hatte sein eigenes Buch, ebenso die Salzherren, und selbst die fremden Verkäufer buchten für sich ihre Basler Salzgeschäfte im Salzhaus. Der Salzmeister war einzig und allein der Ratskommission verantwortlich und sonst niemandem[4]).

Betrachten wir nun die Formen, die der Salzhandel unter dem Zwang des Monopols annahm. Die Stadt bezog ihr Salzmaterial von fremden Händlern, welche ihre Ware ins Salzhaus führen mußten. Hier wurde durch den Salzmeister in Gegenwart der Salzherren der Handel abgeschlossen. Die Fremden, meist Schwaben, die wohl selbst nur Zwischenhändler waren, importierten namentlich sog. Schwäbisches Salz, das meist aber aus Reichenhall stammte. Eine bessere Sorte war das Kölnische Salz, das vom Niederrhein heraufgebracht wurde. Auch Steinsalz, sog. Masirsalz, fand in Basel großen Absatz[5]) [6]). Gästen, die in

1) Schönberg a. a. O. S. 558 ff.

2) Ochs a. a. O. II, S. 411 f.; Fechter a. a. O. S. 87 f.

3) Schönberg a. a. O. S. 558 ff.

4) Ochs a. a. O. II, S. 411 f.

5) Ochs a. a. O. II, S. 411 f.; Fechter a. a. O. S. 87 f.; Keutgen, Urkunden Nr. 275, § 7; Geering a. a. O. S. 138, Anm. 2; vgl. auch oben die Befreiung der Schwaben vom Salzzoll des Jahres 1377.

6) Ob die Stadt sich mit den Salinen und Salzbergwerken auch direkt in Verbindung gesetzt hat, auf diese Frage gaben die mir zur Verfügung stehenden Quellen keine Auskunft.

Basel sich mit Salz versehen wollten, durfte solches nur im Salzhaus und allein durch den Salzmeister ausgehändigt werden, und zwar nur sesterweise, wobei die Salzmütter in Funktion traten [1]).

Allen Bürgern hatte das Monopol die Pflicht auferlegt, nur im Salzhaus ihren Bedarf einzukaufen oder aber bei den Grempern, die ihrerseits für den Bezug der Ware streng an das Salzhaus sich halten mußten. Wer das Salzregal zu umgehen suchte und anderswo als bei den genannten Instanzen kaufte, sollte mit 1 Mark Silber büßen; selbst die Annahme von Salz als Geschenk fiel unter dieses Verbot. Doch die Strafe von 1 Mark Silber scheint nicht absolute Geltung beansprucht zu haben; man hat offenbar bei der Strafzumessung die Schwere des Delikts mitsprechen und mitentscheiden lassen; so erklärt es sich, daß 1379 einer der Mißachtung des Monopols wegen zu 4 ß und 1381 ein anderer zu 16 ß Buße verurteilt wurde [2]). Im Salzhause wurde kein Kredit gewährt; nur gegen Barzahlung wurde Ware verabfolgt [3]). Auch wurden dort nur Quantitäten von einem Sester aufwärts an Käufer abgegeben; die Stadt befaßte sich also nur mit einem Salzvertrieb im großen. Das Messen geschah durch die amtlichen Salzmütter. Sie waren angewiesen, das Salz gehörig kleinzustoßen, damit der Käufer auch zu seinem Recht komme. „Sie sollen das Salz zerhacken mit Hauen und treten das Salz, um daß keine Knolle ganz darin bleibe“ [4]). Man sorgte auch dafür, daß das im Salzhaus lagernde Salz nicht zu lange liegen blieb, und verfügte demgemäß, daß das älteste Salz stets zuerst aufgebraucht werden mußte [5]).

Wir haben schon oben nebenbei bemerkt, daß durch die

---

1) Ochs a. a. O. II, S. 411 f.; Fechter a. a. O. S. 87 f.

2) Ochs a. a. O. II, S. 411 f.

3) Ochs a. a. O. II, S. 412. In Schlettstadt bestand die gleiche Bestimmung; vgl. Melch. Mayer a. a. O. S. 141.

4) Ochs a. a. O. II, S. 411 f. Ochs meint auf Grund dieser Verordnung, die Salzmütter seien nicht gerade sehr reinlich damit umgegangen. Aber man braucht bei „treten“ nicht gerade an die Füße als Tretinstrumente zu denken, sondern es können irgendwelche Stampfwerkzeuge, z. B. Stößel aus Holz, dabei Verwendung gefunden haben.

5) Ochs a. a. O. II, S. 411 f.

Monopolisierung des Salzhandels der Salzverschleiß der Gremper insofern berührt wurde, als sie künftighin ihr Material nur bei der Stadt einkaufen durften. Außerdem wurden sie noch dadurch auf den Kleinhandel allein beschränkt; nur der Verkauf von Quantitäten unter einem Sester war ihnen gestattet. Ihre Salzmaße, die früher vom Zollmeister auf die Richtigkeit der Eichung geprüft worden waren, wurden jetzt nach der Einführung des Regals vierteljährlich einer Kontrolle durch die Salzmesser unterzogen [1]). Schon in ihrer Zunfturkunde aus dem 13. Jahrhundert wird falsches Maß („unrechte striche") mit 3 ß und bei Widerspenstigkeit mit Verlust des Zunftrechts geahndet [2]). Nach derselben Urkunde — und wir dürfen wohl annehmen, daß diese Satzungen auch noch zur Zeit des Regals in Kraft gewesen sind — mußte jede Salzspezies — Schwäbisches Salz, Kölnisches Salz, Masirsalz (Steinsalz) — für sich verkauft werden; Mischungen der verschiedenen Sorten vorzunehmen und in den Handel zu bringen, war streng untersagt. Ebenso durften die Gremper, falls ihnen etwa eine von einem Kunden verlangte Sorte einmal ausgegangen war, keine andere Salzart an Stelle der begehrten hergeben, ohne es den Käufer wissen zu lassen. Dies wäre eben ein grober Verstoß gegen die „Treue" im Marktverkehr gewesen, was unmöglich geduldet werden konnte. Die Übertretung der beiden Verbote zog die gleiche Strafe nach sich, die für falsches Maß vorgesehen war [2]).

IV. Die Trinkwasserversorgung.

Bis ins 13. Jahrhundert wurden in Basel die an Ort und Stelle selbst entspringenden Quellen ausgenützt und gefaßt. Da die Stadt aber auf hügeligem Gelände gebaut ist und es solche Quellen nur im Birsigtale gab, so mußten die Bewohner der höher gelegenen Stadtteile sich mit sog. Sodbrunnen, d. h. mit gegrabenen oder Ziehbrunnen, behelfen, deren Wasser an Menge und Qualität sehr oft zu wünschen übrigließ und hinter Quell-

1) Ochs a. a. O. II, S. 411 f.; Fechter a. a. O. S. 87 f.
2) Keutgen, Urkunden Nr. 275, § 7.

wasser bedeutend zurückstand [1]). Derartige Brunnenverhältnisse waren auf die Dauer unhaltbar. Daher begann man allmählich, Quellwasser aus der Umgegend in die Stadt hereinzuleiten, und zwar zunächst in die hochgelegenen Quartiere. Voran ging der Stadt mit dem Bau einer Wasserleitung im Jahre 1266 das Domkapitel; Anlaß dazu gab der Mangel an reinem Wasser auf der Burg sowohl für gottesdienstliche Zwecke im Münster wie auch für den Privatgebrauch der Burgbewohner. Ausgangspunkt der Leitung wurde eine Quelle auf dem bischöflichen Gute zu Binningen, und die Kosten der Unternehmung in Höhe von 20 Mark Silbers wurden bestritten durch die zweijährigen Einkünfte des Refektoriums und durch persönliche Beiträge der Interessenten, der Domherren [2]). Ebenso scheint das Stift St. Leonhard schon vor 1265 seinen Wasserbedarf durch eine Privatleitung gedeckt zu haben [3]).

Schließlich nahm die städtische Verwaltung die Wasserversorgung in größerem Maßstabe selbst in die Hand und übernahm vom Domkapitel 1316 die oben erwähnte Wasserleitung mit der Verpflichtung, dieselbe im Stand zu halten und einen neuen Brunnen auf dem Münsterplatz zu erstellen, wogegen das Kapitel eine jährliche Summe von 10 ℔ zu zahlen versprach [4]). Ferner schloß der Rat im Jahre 1317 mit dem Stift St. Leonhard einen Vertrag zwecks Anlage einer gemeinsamen Wasserleitung vom Hôlê südwestlich von Basel her; danach sollten die Kosten der Leitungsstrecke vom Ursprung bis zum Steinkreuz bei St. Leonhard zu zwei Teilen der Stadt und zu einem Teil dem Stift zur Last fallen. Die Weiterführung vom Kreuz in das Kloster selbst sollten die Chorherren allein bestreiten, dafür aber auch vollständig Herr des Wassers wie der Leitung sein, soweit sie ihnen allein zugehörte. Die Wassermenge wurde zu $^3/_4$ der

---

1) Ich verzichte hier auf eine Auszählung der Basler Brunnen beiderlei Art und verweise hierfür auf FECHTER a. a. O. S. 74 ff.

2) TROUILLAT, Monuments de l'histoire de l'ancien évêché de Bâle II, Nr. 124; FECHTER a. a. O. S. 74 ff.

3) FECHTER a. a. O. S. 74 ff.; WACKERNAGEL a. a. O. I, S. 96. Die im Urkundenbuch I, Nr. 464 genannte fons sancti Leonhardi deutet darauf hin.

4) TROUILLAT a. a. O. III, Nr. 135; FECHTER a. a. O. S. 75 f.

Stadt und zu 1/4 dem Stift zugeteilt. Wurden Reparaturen am gemeinsamen Leitungsabschnitt notwendig, so sollte das Gotteshaus davon in Kenntnis gesetzt und die Ausbesserung in Gegenwart eines Stiftskommissärs vorgenommen werden, wenn dasselbe überhaupt einen solchen dazu abordnen wollte; denn St. Leonhard mußte auch den vierten Teil der Reparaturauslagen tragen [1]).

Nach dem Erdbeben von 1356, als die Stadt sich wieder aus dem Schutt erhob, wurden nach und nach alle Sodbrunnen durch sogenannte Stockbrunnen ersetzt, und damit wurde der Wasserkalamität für alle Stadtviertel großenteils abgeholfen. In der Folgezeit wurden immer mehr öffentliche Brunnen dem Gebrauch übergeben; zwischen 1402—05 unterhielt der Rat schon 16 Brunnenstuben außerhalb und 13 innerhalb der Stadt, um für alle diese Brunnen das nötige Wasser zu beschaffen, und 1443 mußten 40 öffentliche und 20 Kloster- und Privatbrunnen gespeist werden [2]). In Anbetracht dieser Tatsache dürfte das wenn auch etwas überschwengliche Lob, das Äneas Silvius in seiner Basileae Descriptio der Basler Wasserversorgung spendet, nicht unverdient sein; er schreibt: „Fontes ibi splendidi, aquis nitidis dulcibusque effusis. Praeter eos quam plurimi in vicis omnibus, nec Viterbium Hetrusca civitas tantis aquarum fistulis irrigatur. Eum nempe qui Basileae fontes dinumerare velit, domorum quoque numerum colligere oportebit“ [3]).

Die Röhren der Wasserleitung und der Brunnen waren aus Holz; es sind dies die sogenannten „tücheln“, wie sie schon 1294 das Stift St. Leonhard im „Teiche“, der „aqua der tücheln“ (dem heutigen Schützenmattenweiher), aufbewahrt [4]). Im 15. Jahrhundert verschaffte sich der Rat das Holzmaterial zu diesen „tücheln“ aus den Wäldern der Abtei Münster in Granfelden

1) Urkundenbuch IV, Nr. 37. Fechter a. a. O. S. 75 f. sieht in der hier erwähnten Wasserleitung die alte von 1265, die nur vom Rate übernommen worden sei. Doch geht meines Erachtens aus der angezogenen Urkunde deutlich hervor, daß es sich um eine Neukonstruktion handelt, die Stadt und Stift in beider Interesse gemeinsam ausführen wollen.

2) Fechter a. a. O. S. 74 ff.

3) Christianus Urstisius (Wurstisen), Epitome Historiae Basiliensis, Basel 1577, Anhang S. 17 (des Äneas Basileae Descriptio).

4) Fechter a. a. O. S. 74 ff.

im hinteren Birstal und erlangte für den Transport dieses Holzes auf der Birs herab Zollfreiheit, ein Zeichen für die eminente Bedeutung gerade dieses Holzhandels [1]).

Neben den öffentlichen Brunnen gab es, wie schon oben bemerkt, solche, die im Privatbesitz waren, die aber von der städtischen Wasserleitung genährt wurden. Solche Brunnenrechte erteilte der Rat bis 1400 zum Teil auf ein bloßes Bittgesuch hin unentgeltlich; doch hob er 1400 alle diese unentgeltlichen Privatbrunnen auf und verkaufte künftighin die Brunnenberechtigungen, wie es teilweise schon vor 1400 geschehen war — 1376 erhält die Stammlerin um 100 fl. einen Brunnen — nur noch um den Preis von 75—100 fl. [2]). Doch bei allen diesen Konzessionen behielt sich die Stadt gegen Erstattung der bezahlten Summe das Rückkaufsrecht vor [3]). Den Aufwand für die Leitung von der Straße in das Haus hatte stets der Käufer zu tragen [3]); auch durfte er keinen immerfort laufenden Brunnen errichten, sondern mußte Hahnen daran anbringen lassen, damit nur im Bedürfnisfall Wasser der Leitung entnommen würde; anderenfalls sollte die Brunnenkonzession dem Inhaber wieder entzogen werden [4]). An Männer, die sich um die Stadt große Verdienste erworben hatten, verlieh der Rat auch nach 1400 noch gratis Brunnenrechte eben als Anerkennung ihrer Tätigkeit für das Gemeinwesen, so dem Heinrich Iselin, dem Ankläger des berüchtigten Hagenbach [5]), ebenso im Jahre 1542 dem „ratsfrund und pannerherr" Bernhard Meyger [6]). Doch das Brunnenrecht Meygers und wohl auch alle anderen ähnlichen Vergünstigungen wurden nur auf Lebenszeit („bitz zu end siner wyle") und nicht erblich gewährt; nach dem Tod des so Ausgezeichneten sollte das Brunnenrecht „on all entgelten" an den Rat heimfallen. Auch Meyger mußte die Leitung in sein Haus aus

---

1) Urkundenbuch VIII, Nr. 152 und 155 (beide Urkunden aus dem Jahre 1461).

2) Ochs a. a. O. II, S. 426 f.; Fechter a. a. O. S. 75 f.

3) Vgl. Urkundenbuch IX, Nr. 356 (1510), X, Nr. 199 (1537).

4) Ochs a. a. O. V, S. 201; Fechter a. a. O. S. 75 f.

5) Boos, Geschichte der Stadt Basel I, S. 241.

6) Urkundenbuch X, Nr. 254.

der eigenen Tasche bezahlen; ferner sollte die Ausübung des Brunnenrechtes ruhen, wenn in Basel Wassermangel sich fühlbar machte: „doch ob in zitten mangel an wassr wäre, alsdann den gemeinen bronnen iren louff ungeschwecht vorbehalten“ [1]).

Der Rat trug Sorge dafür, daß durch das Abwasser der öffentlichen wie der privaten Brunnen keinem Anwohner Schaden erwuchs. So sollte im Jahre 1398 das Abwasser des Brunnens am Totengäßlein auf dem St. Petersberg so in die Badstube „unter den Krämern“ auf Gemeindekosten geleitet werden, daß die interessierten Anstößer und der Badstubenbesitzer keinen Schaden an den Häusern erlitten [2]), und Mathis Iselin, der 1510 sich einen Brunnen erkaufte, mußte für allen Schaden haften, der etwa durch seine Abwasseranlage seinen Mitbürgern oder der Stadt entstehen könnte [3]).

Die Stadt hielt sich einen Brunnenmeister, dem die Aufsicht über die ganze Wasserversorgung, die Besorgung der städtischen Leitungen und Brunnen, übertragen war [4]). Der Brunnenmeister muß stets persönlich den Pflichten seines Amtes nachgehen und ist davon nur für den Fall dispensiert, wenn er durch Krankheit oder durch einen andern rechtsgültigen Grund entschuldigt ist. Alle 2 Jahre hat er die Brunnstuben inner- und außerhalb der Stadt einer Revision zu unterziehen und etwa sich als notwendig erweisende Reparaturen alsbald vorzunehmen. Auch ist ihm Schweigepflicht auferlegt in bezug auf alle seine Kenntnisse und Erfahrungen, die er über das Basler „bronnwerk“ sich erworben hat. Dem Brunnenmeister zur Seite steht ein Brunnenknecht oder „Brunnenhindermeister“, der die gleichen Obliegenheiten und Verpflichtungen hat wie sein Vorgesetzter. Dieser soll den Knecht in allen Sachen des „bronnwerks“ genau und sorgfältig unterrichten und einweihen, damit im Falle der Ver-

1) Urkundenbuch X, Nr. 254.

2) Urkundenbuch V, Nr. 241.

3) Urkundenbuch IX, Nr. 358.

4) Über die Pflichten des Brunnenmeisters informieren verschiedene Anstellungsverträge aus dem Ende des 15. und dem 16. Jahrhundert, die sich gedruckt finden im Urkundenbuch IX, Nr. 118 (1491), X, Nr. 175 I (1535), 175 II (1547), 497 (1570).

hinderung des Meisters der Hintermeister ohne weiteres seine Stelle ausfüllen könne und so die Stadt nicht in Verlegenheit komme. Der Knecht seinerseits muß dem Meister schwören, ihm in allen Dingen und zu jeder Zeit „gehorsam und gewärtig“ zu sein und alles wohl zu hehlen, selbst wenn er aus dem Stadtdienste ausgeschieden sei.

Die Gehaltsverhältnisse dieser beiden Kommunalbeamten sind folgende. Während der Brunnenmeister im Jahre 1429/30 noch mit 16 ß jährlich besoldet ist[1]), ändert sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Gehaltshöhe zu seinen Gunsten. Der Brunnmeister Hans Zschan, der lebenslänglich angestellt wird, bezieht laut seiner definitiven Anstellungsurkunde vom Jahre 1491[2]) pro Jahr 56 ß, die an den 4 Fronfasten mit je 14 ß ausbezahlt werden; dazu kommen noch alljährlich 4 ß, wovon er sich der Stadt und sich zu Ehren einen Rock anschaffen soll. Kann er seinem Amte wegen körperlicher Gebrechlichkeit nicht mehr vorstehen, so ist ihm für den Rest seines Lebens eine Pension von 5 ß fronfastenlich ausgesetzt. Konrad Rych, der 1535 als Brunnenmeister in den Gemeindedienst eintritt, erhält ebenfalls 56 ß und 4 ß zu einem Rock, außerdem aber noch jährlich 6 Viernzel Korn in 2 Partien und zu seinem Hausgebrauch die Holzabfälle von den alten „tücheln“ und Brunnentrögen; die Abfälle aber, die es von dem neuen Holz auf dem Werkplatz gibt, wo die Tücheln, Brunnenstöcke und -tröge hergestellt werden, darf er nicht selbst verwenden; er muß sie vielmehr verkaufen, das daraus gelöste Geld in eine Büchse legen und an die Stadt abliefern[3]). Dieselben Bezüge hat auch noch der 1547 angestellte Lorenz Röschty; nur erhält er gleich bei seinem Dienstantritt eine einmalige Zuweisung von 6 Ellen weißem und schwarzem Lundischen (Londoner) Tuch[4]). Der Brunnenhintermeister Hans Müller, der 1547 in Basel Dienst nimmt, erhält im ersten Dienstjahr, das als Probejahr gilt, alle Fronfasten 2 ß, also im ganzen 8 ß, und sofort 6 Ellen weißes und schwarzes Lundisches Tuch;

1) Schönberg a. a. O. S. 558 ff.
2) Urkundenbuch IX, Nr. 118.
3) Urkundenbuch X, Nr. 175 I.
4) Urkundenbuch X, Nr. 175 II.

nach Ablauf des Probejahres stellt er sich auf einen Tagelohn von 4 ß 4 ₰ im Sommer und 3 ß 8 ₰ im Winter, wozu noch alle 2 Jahre an Fastnacht 4 ℔ zu einem neuen Rock treten[1]). Im Jahre 1570 finden wir für beide Beamte noch die gleichen Anstellungsverhältnisse vor[2]).

Die Benutzung der öffentlichen Brunnen wurde durch obrigkeitliche Ordnungen geregelt. Neben anderen Bestimmungen wurde den Basler Gesellschaften am 28. Oktober 1529 eine solche Brunnenordnung gegeben, welche namentlich die Reinhaltung und Sauberkeit der Brunnen betraf[3]). Zunächst darf kein Brunnen mit Fässern, Bütten und andern Gegenständen derart verstellt werden, daß der freie Zugang zu ihm beeinträchtigt und insbesondere das Tränken des Viehs erschwert wird. Es ist weiter verboten, unsaubere Pferde und schmutziges Vieh an die Brunnen zur Tränke zu führen; ferner soll kein Fleisch und Kraut „under den roren" gereinigt werden; desgleichen soll man — eine durchaus lobenswerte Vorschrift — „uß den bronntrogen kein windlen noch die füße zuber noch ander ungesuber schwenken noch weschen". Schließlich ist das Waschen an den Brunnen überhaupt nur bis 4 Uhr nachmittags gestattet. Wer eine dieser Bestimmungen nicht achtet, der büßt mit 5 ß sein unordentliches Betragen.

1) Urkundenbuch X, Nr. 309.

2) Urkundenbuch X, Nr. 497.

3) Urkundenbuch X, Nr. 181; dies ist die Ordnung der Gesellschaft „zur Mägd" von 1535, in der die Brunnenordnung von 1529 wiederholt ist.

Zur Getreidepolitik in Hessen unter Landgraf Philipp dem Großmütigen (1518—1567).

Von

Dr. Joh. Schultze.

Das Fürstentum Hessen unter Landgraf Philipp dem Großmütigen hat in der politischen Geschichte Deutschlands und in der Reformationsbewegung eine hervorragende Rolle gespielt. Die außerordentliche Bedeutung Philipps in dieser Hinsicht ist die Ursache gewesen, daß die Fülle von Untersuchungen über ihn fast ausschließlich seine Stellung in der äußeren Politik und sein Verhältnis zur Kirchenspaltung zum Gegenstande hat. Ein entschiedenes und nachdrückliches Eingreifen in die Geschicke des Reiches war aber auch damals für den Territorialherrn nur möglich, wenn sich die innere Landesverwaltung eines geordneten Zustandes erfreute, und wenn der Wille des Landesherrn in seinem Territorium das höchste Gesetz war. Landgraf Philipp befand sich in letzterer Hinsicht gegenüber anderen deutschen Territorien in günstigster Lage. Von einer wirkungsvollen Opposition von seiten der Stände ist unter seiner Regierung keine Rede mehr gewesen. Seiner stolzen Mutter war es während der Vormundschaft für Philipp im wesentlichen gelungen, die Opposition der Ritterschaft niederzuringen [1]). Größere Städte, welche für sich allein dem Landesherrn mit Nachdruck begegnen konnten, gab es in Hessen nicht. Die größten, Kassel und Marburg, waren nur Mittelstädte, und sie haben es damals nicht mehr gewagt, dem Landgrafen zu trotzen. Landgraf Philipp hat auf dem von seiner Mutter geschaffenen Grunde weitergebaut; es ist ihm ge-

1) Vgl. Hans Glagau, Anna von Hessen, Marburg 1899.

lungen, den Adel zu versöhnen und ihn den allgemeinen Landesinteressen dienstbar zu machen. Eine ausgezeichnete abhängige Beamtenschaft war in allen Teilen der Landesverwaltung tätig, ständig kontrolliert von dem überall eifrigen Fürsten[1]). Der breiteste Raum für eine territoriale Wirtschaftspolitik war vorhanden. Unzählige Verordnungen in allen Dingen wurden erlassen, und manches im Hessen jener Zeit mutet schon ein wenig modern an. W. NAUDÉ[2]) bezeichnet als Fürsten, die „am frühesten in ihren Territorien die Grundlagen des modernen Staatswesens geschaffen haben", August von Sachsen, Ferdinand von Böhmen, Christoph von Württemberg und Johann von Küstrin. Landgraf Philipp den Großmütigen wird man in dieser Reihe nicht vergessen dürfen. Leider hat Philipp am Ende seiner Regierung selbst durch die unglückselige Teilung des Landes die Frucht seiner Tätigkeit verkümmert. Die innere Politik Hessens ist in der Folge, wenn nicht sogar Rückschritte zu verzeichnen sind, wenig vorwärtsgegangen, und noch das ganze 17. Jahrhundert hindurch greift man in den meisten Fällen, wie auch noch z. T. im 18. Jahrhundert, nur immer wieder auf die von Philipp I. erlassenen Verordnungen zurück.

Bei den so häufigen lokalen Mißernten und den dadurch bedingten Teuerungen und Hungersnöten war im damaligen Wirtschaftsleben die stete Versorgung der Städte und Territorien mit ausreichendem Brotgetreide eine der brennendsten Fragen. Waren im Mittelalter fast nur die Städte Träger einer wirklichen konsequenten Wirtschaftspolitik gewesen[3]), so beginnen mit der Neuzeit bei fortschreitender Konsolidierung der territorialen Gewalten die Territorialherren mehr und mehr die Lösung der wirtschaftlichen Aufgaben ganz in ihre Hand zu nehmen. Die Quellen über die innere Verwaltung der Territorien in jener Zeit fließen nur spärlich, immerhin reicht in diesem Fall das vorhandene

1) Vgl. die Merkzettel des Landgrafen, veröffentlicht von KÜCH in Zeitschr. f. hess. Gesch., NF. Bd. 28, S. 208 f. u. S. 238 ff.

2) Die Getreidehandelspolitik Brandenburg-Preußens bis 1740 (in Denkmäler der preuß. Staatsverwaltung), Bd. II, S. 21.

3) Vgl. NAUDÉ, Deutsche städtische Getreidehandelspolitik vom 15. bis 17. Jahrhundert, Leipzig 1889.

Material aus, um die Stellung, die Landgraf Philipp von Hessen zur Getreidefrage eingenommen hat, kennen zu lernen [1]).

Ansätze zu einer von den Städten unabhängigen Teuerungspolitik der Territorialherren, die allerdings dann immer nur eine Augenblickspolitik geblieben ist, finden sich schon im ausgehenden Mittelalter. Ausfuhrverbote und Getreidetaxen sind die Mittel, mit denen man zuerst Abhilfe zu schaffen versucht hat.

Von einem Ausfuhrverbot für Getreide, welches vom Territorialherrn anscheinend aus rein wirtschaftlichen Gründen in ganz Hessen erlassen wurde, erfahren wir zum erstenmale etwas im Jahre 1403, als sich der Nachbar, der Erzbischof von Mainz, darüber beim König Ruprecht beschwerte, wobei er dem Landgrafen Hermann das Recht bestritt, ein solches Verbot über sein Territorium verhängen zu können [2]). Der Landgraf beanspruchte demgegenüber ein solches Recht auf Grund seiner Hoheitsrechte, und der König schloß sich dieser Auffassung an, indem er entschied, daß der Landgraf dem Bischof darum nicht schuldig sei zu antworten. — Inwieweit diese Ausfuhrverbote, welche den Handelsinteressen der Städte und des Adels in die Quere kamen, durchgeführt wurden, ist unbekannt [3]). Es handelte sich ja für

1) Die hier benutzten Akten beruhen zum größten Teile in noch ungeordneten Beständen des Staatsarchives Marburg.

2) Vergleich vom 3. Febr. 1403 Or. Samtarchiv in Marburg; die Stelle, betr. die Klage des Erzbischofs, lautet: „wie daz derselbe lantgrave, alse sie mitem in gutlicheid und eynunge seszen, verbot in sin land und gerichte geleget habe, daz nyemand deheine fruchte oder ander dinge verkeuffen solte dan in sinem lande und daz man sinem [Mainz] lande nichts zu foren solte, daz ymme geschehen sy widder recht, sunebrieffe“ etc. — Vgl. Rommel, Gesch. von Hessen II, S. 244.

3) In der Marburger Stadtrechnung von 1464 werden unter dem Dezember Beratungen des Rates über folgende Gegenstände aufgeführt: „von anbrengen von uns. gn. hern wegin als uff daz korn zu verbieden nicht enweg zu furen“ und nochmal „von verboddis wegin des korns“. — 1486 hatte die Stadt Marburg in ihrem Interesse dem Deutschen Hause zu Marburg, ohne das Recht dazu zu haben, die Kornausfuhr verboten. Auf die Klage des Deutschen Ordens wurde für diesen Fall der Stadt eine Ersatzpflicht erlassen, weil solches Ausfuhrverbot von der „herschaft und oberhant“ zu Hessen als gemeines Landgebot ausgegangen sei (Vergleich vom 6. April 1486 St.-A. Marburg, Depos. d. Stadt Marburg), ein Beispiel dafür, wie die städtische Wirtschaftspolitik von der territorialen zur Seite geschoben wird.

den Landesherrn fast ausschließlich um die Versorgung des gemeinen Mannes auf dem Lande, da die Städte schon durch ihr Marktrecht und ihre Marktordnungen ihren Einwohnern die Versorgung mit billigem Getreide ermöglichten [1]). Da alle Abgaben in Naturalien flossen, lagen in der Regel bei den einzelnen Rentämtern des Landes größere Getreidemengen aufgespeichert, und diese Vorräte hat man schon unter der vormundschaftlichen Regierung für Philipp wiederholt in Zeiten der Not zum allgemeinen Nutzen verwandt [2]). Daß Vorräte jedoch planmäßig für solche Fälle angesammelt worden sind, ist unwahrscheinlich. 1517 April 28 wandte sich der Amtmann zu Darmstadt an Fürstin und Regenten zu Kassel mit der Bitte um Korn für die Armen der Obergrafschaft Katzenelnbogen. Er schlug dabei vor, ihnen das Korn für 16 Albus (pro Malter) zu lassen und im Falle einer Preissteigerung um 4 Albus billiger als fremden Leuten; er wollte inzwischen einen Verkauf an Fremde nur gegen Barzahlung von 18—20 Albus zulassen. Daraus geht hervor, daß ein Ausfuhrverbot für Getreide damals während der Teuerung nicht bestand. Während der Regierung des Landgrafen Philipp hat jedoch alsdann ein allgemeines Fruchtausfuhrverbot anscheinend ständig bestanden [3]); jeder Getreideaufkauf war für

---

1) Als Marburg 1525 dem Landgrafen seine Gravamina einreichte, wurde auch um Einschärfung der Marktordnung gebeten, daß es allein auf dem Markte der Stadt erlaubt sei, Getreide zu kaufen, und daß kein Vorkäufer (Händler) daselbst vor 12 Uhr zum Kaufe zugelassen werden dürfe. Über die städtische Politik soll im übrigen hier nicht die Rede sein.

2) 1515 Januar 14 der Rentmeister zu Blankenstein an die Räte zu Marburg: Nachdem im letzten Abschiede angeordnet sei, den Armen zu Korn zu verhelfen „um Geld oder sonstwie das meinem gn. herren am lidelichisten wäre", hat er den Bedarf in seinem Bezirke auf 150 Malter geschätzt; er bittet um Verhaltungsmaßregeln. — 1517 Juni 9 bitten eine Reihe Dörfer in ihrer Not um 268 Malter Korn aus den Vorräten der Kellerei Eppstein. Auch im Amte Homberg wurde den Untertanen Getreide auf Borg im gleichen Jahre vorgeschossen.

3) Wiederholte Belege dafür bieten z. B. die Akten über die Beziehungen Hessens zur benachbarten Herrschaft Wittgenstein. 1529 Oktober 1 schreibt Graf Wilhelm von Wittgenstein an den Statthalter an der Lahn, es sei seinen Untertanen verboten, Getreide in Hessen zu kaufen; doch wollten sie es nur zu ihrer Notdurft und nicht zu weiterem Verka[illegible] aus der Graf-

ausländische Händler in Hessen verboten. Da wohl so zahlreich aufeinanderfolgende Mißernten nicht wahrscheinlich sind, wird der Grund darin zu suchen sein, daß das Land nicht so viel Getreide produzierte, um ohne Schaden für die eigenen Bewohner zu exportieren, und daß Landgraf Philipp in dieser Erkenntnis ein für allemal das Getreide im Lande zu halten suchte[1]). Dieses Ausfuhrverbot bezog sich in der Regel jedoch nur auf Getreidehändler; benachbarten Untertanen, welche nur für ihren eigenen Hausbedarf zu kaufen suchten, entstanden in gewöhnlichen Jahren keine besonderen Schwierigkeiten. Für dieses Getreide wurden

---

schaft Wittgenstein; er bittet daher, den Ankauf von Getreide in den Städten Biedenkopf, Marburg und Frankenberg zu gestatten. — Es lag nahe, daß von der Grafschaft Wittgenstein aus Getreide nach dem Rhein hin verhandelt wurde; von hessischer Seite wurde auch dem Grafen einmal der Vorwurf gemacht, daß er seinen Untertanen gestatte, in Hessen Frucht und Vieh aufzukaufen und wider des Landgrafen Reformation und Ordnung „dor mit in andere frempte lande zu partiren"; der Graf gesteht ein, daß dies vor Jahren vorgekommen ist, aber er habe die Schuldigen ungnädig darum gestraft. Von hessischer Seite wurde in solchem Fall gänzlicher Grenzschluß angedroht. 1538 Dezember verwendet sich der Wittgensteiner Graf für mehrere Untertanen, die in Marburg und Wetter Getreide gekauft haben; er verbürgt sich dafür, daß die Leute keinen Handel damit treiben wollen. Ohne Erlaubnis angekauftes Getreide wurde an der Grenze arretiert. Ohne eine Bescheinigung von seiten des Statthalters an der Lahn wurde keine Getreidefuhre nach Wittgenstein hineingelassen; die den Grenzbeamten gezahlten Prämien sicherten deren Aufmerksamkeit. Alljährlich erscheinen Gesuche für Wittgensteiner Untertanen, die um Ausfolgung des zu ihrer eigenen Notdurft in Hessen gekauften Getreides bitten. Aber man war sehr vorsichtig mit der Erteilung der Erlaubnis; 1554 muß der Amtmann von Wittgenstein versichern, die um das Getreide Bittenden seien genugsam verwarnt, daß sie mit dem Getreide nichts anderes vornehmen dürften; im Übertretungsfalle würden sie der Strafe nicht entgehen. Die Kontrolle fand aber nicht nur an der Grenze statt, schon der Kauf wurde beanstandet. 1556 beschwert sich der Graf von Wittgenstein darüber, daß seinen Untertanen der Ankauf von Weizen und Roggen von den hessischen Beamten untersagt worden war. Auch in anderen Grenzgebieten hören wir wiederholt von dem bestehenden Ausfuhrverbot.

1) Eine Maßregel gegen die Nachbarländer war dies Verbot nicht. Vgl. Naudé, Getreidehandelspolitik Brandenburg-Preußens II, S. 28, betr. das ständige Ausfuhrverbot in Böhmen gegen Sachsen während des 16. Jahrhunderts.

von der Regierung Passierscheine ausgestellt, ohne die man das Getreide nicht über die Grenze ließ[1]).

War ein Ausfuhrverbot aber schon in normalen Zeiten vonnöten, so mußte in Zeiten schwerer Mißernte die Regierung den Kornverkauf und Kornverbrauch im Lande ganz unter ihre Aufsicht stellen.

1524 hatte eine schwere Mißernte stattgefunden; es war das Jahr, in welchem die große soziale Revolution, der Bauernaufruhr, in Deutschland ausbrach; eine Teuerung und Hungersnot beim gemeinen Volke stand zu erwarten. Da entschloß sich Philipp im Herbste des Jahres zu einer durchgreifenden Maßregel, die in dieser schweren Zeit jede Spekulation der Produzenten und Händler unmöglich machen sollte. Am 30. Oktober 1524 erging ein Ausschreiben an alle Beamten und Städte des Landes, dessen Inhalt, da er charakteristisch ist, hier näher wiedergegeben werden muß[2]). Infolge Mißwachses und Hagelschlags, heißt es, sei eine Teuerung des Korns eingetreten und eine Hungersnot der Armen zu befürchten, „dweil wir aber als der landsfurst und her dem gemeinen nutz, allen unsern underthanen, landen und leuthen zu nutz und guthem in solich ubermessigem handel, schweren und theuren leufften in gnediger betrachtung derselben, darzu des korns geprechs, not und mangels halb ein ordentlich mas gepurlicher und tueglicher weise in korns keuffen und verkeuffen zu halten gerne finden, treffen und furdern wolten, damit einer pei dem andern pleiben, niemants von den unsern zu hoch beschwert oder ubernommen und gleichwol iglichem sein korn nach gepurlichem wert bezalt mocht werden, so haben wir us verhoffnung zu dem allmechtigen, der werde uns alle ane gnade und

1) Vgl. oben S. 191 Anm. 3. In ganz ähnlicher Weise wurde es bei dem Viehexport in Hessen gehandhabt; nach einer Verordnung von 1527 mußte jeder Ausländer, der ein Stück Vieh in Hessen gekauft hatte, was nur unter sehr erschwerenden Umständen zugelassen war, alsdann bei den betreffenden Beamten ein Zeichen für 1 Heller kaufen; nur bei Vorzeigung dieses Zeichens konnte er das Vieh über die Grenze treiben. Für fremdes Vieh, das durchgetrieben wurde, galt diese Vorschrift nicht. Vgl. Hessische Landesordnungen, I, S. 54 f.

2) Nach einem an die Beamten und Bürgermeister und Rat zu Wetter gerichteten Exemplar, St.-A. Marburg, Depos. der Stadt Wetter.

versehung gering sorglichen, zeitlichen narung nit lassen, im besten zu verhuetung ferners hungers, not und armuts, darzu forderung gemeines nutzs, auch zu erhaltung und wesenlichem bstande christlicher und bruderliche dis nachfolgend meinung, mass und wege in rath entschlossen und bedacht, das keiner, der sei hohes oder nidern stants, geistlich oder wertlich, der meher korn, dan er zu seines hauses underhaltung bis zu nehisten ehern [Ernte] bedarf, pei sich hat, das hoher ersteigern, theurer verkauffen und geben, auch der keuffer das nit hoher und anders nemen sol, alles pei verlierung des kauffgelts und korns, dan ein hessisch cesselisch viertel nach anzal derselben masz umb einen goltgulden oder 28 albus". Damit nun aber niemand das Korn, welches er für den eigenen Haushalt nicht bedarf, auf eine weitere Teuerung und Preissteigerung hin unverkauft bei sich im Speicher behalte, sollen die Beamten die Leuben und Böden bei allen Einwohnern, „die sein edel oder unedel, apteien, closter und andere geistlich oder werntlich", bei welchen sich Kornvorräte vermuten ließen, besichtigen und überschlagen, was ein jeder davon für sich bis zur nächsten Ernte nötig habe; alles übrige sollen die Besitzer des Korns alsdann sofort „auftuen" und ihren Nachbarn im Inlande um den oben genannten Preis abgeben. Andererseits aber sollen die Beamten dann auch in gleicher Weise den Verkäufern zu ihrem Kaufgelde verhelfen, „damit menniglich di unsern sich erneren, einer pei dem andern pleiben und sich des hungers erweren moge, das ist christlich, pillich und unser zuverlessige meynung." Eine Nachschrift verfügt dann noch, daß das aus dem Auslande eingeführte Korn so teuer verkauft werden darf, wie es jedem beliebt.

Die Verordnung ist ohne Zweifel unter persönlicher Anteilnahme des Landgrafen erlassen. Als Grundsatz wird dabei ausgesprochen, daß ein jeder das Seine haben soll und daß niemand zu hoch beschwert wird; es soll in jedem Fall der Produzent auch einen gebührlichen Preis für sein Korn erhalten. Zunächst wird, wie es anderwärts vielfach geschah, eine Verkaufstaxe angesetzt; es war wohl der zur Zeit übliche Preis, mit dem sich der Produzent im Augenblicke nicht als geschädigt ansehen konnte. Da man jedoch bei zunehmender Preissteigerung an

diesem Preise aus Billigkeitsgründen nicht lange festhalten konnte, und andererseits durch solche Maßnahme allein der Kornverkauf zurückgehalten werden mußte, versucht der Landgraf dadurch zum Ziele zu kommen, daß er durch eine Art Enteignungsverfahren den sofortigen Verkauf alles vorhandenen Getreides zu dem eben noch billigen Preise anordnet, wodurch gewaltsam jede Spekulation unmöglich gemacht wird. Was nach diesem Getreideausbieten etwa noch übrigbleibt, kann der Besitzer dann wohl später dem Preise entsprechend veräußern. Die Staatsgewalt greift hier im Interesse der Allgemeinheit rücksichtslos in den privaten Besitz ein; auf die bevorzugten Stände, Adel und Geistlichkeit, und auf die Städte wird nicht die geringste Rücksicht dabei genommen; es liegt die Anschauung zugrunde, daß das im Land produzierte Getreide in erster Linie öffentliches Eigentum ist. Diese Maßregel war auch nur denkbar in einem Territorium, in welchem der Landesherr die Gewalt über die Stände hatte. Aus anderen deutschen Territorien ist mir eine ähnliche fürstliche Maßregel für jene Zeit nicht bekannt[1]).

Leider scheint keine Nachricht mehr über die Ausführung dieser Maßregeln vorhanden zu sein; man kann wohl aber aus dem Umstande, daß der Landgraf bei späteren Teuerungen immer wieder zu diesem Mittel griff, schließen, daß es sich bewährt hatte, und daß eine zu heftige Opposition der Ritter, welche als Produzenten nächst dem geistlichen Besitz am meisten betroffen wurden, nicht stattgefunden hat. Offenbar hat auch der hessische Adlige, dessen Gut im Verhältnis zu dem Gute seines ostelbischen Standesgenossen nur geringen Umfang hatte, damals kaum selbst bedeutenderen Getreidehandel getrieben, so daß er auch meist auf den Absatz in den Städten, die ihm den Preis zu ihrem Vorteile schmälerten, angewiesen war.

Auch das Marktrecht der Städte schob die Verordnung ganz beiseite, der Verkauf des Getreides konnte allerorten stattfinden; von einer Verpflichtung, das Getreide auf die städtischen Märkte

1) 1482 mußten alle im Herzogtum Mailand Ansässigen ihr den eigenen Bedarf übersteigendes Getreide binnen 2 Monaten auf den Markt bringen. Vgl. Naudé a. a. O. I, 144.

zu führen, ist keine Rede. Es ist daher zweifelhaft, wer den meisten Schaden bezüglich seiner Privilegien dabei hatte[1]).

Zu solch rigorosen Maßnahmen schritt man jedoch nur im äußersten Notfalle. Im übrigen begnügte man sich damit, neben dem ständig bestehenden Ausfuhrverbot, wenn es erforderlich schien, Getreidetaxen anzusetzen[2]).

Gelegentlich hat dieses Ausfuhrverbot dann auch wohl politischen bzw. handelspolitischen Zwecken gedient; ein Beispiel dafür bietet eine Art kleiner Handelskrieg, zu dem es 1530 zwischen Hessen und der mainzischen Stadt Fritzlar kam[3]). 1530 September 2[4]) schreiben Bürgermeister und Rat von Fritzlar an den Landgrafen, sie hätten gehört, daß der Landgraf in seinen Landen die Ausfuhr von Getreide und Frucht und von Fleiß ins Ausland und besonders in ihre Stadt verboten habe; da sie

---

1) Vielleicht steht die oben S. 191 Anm. 1 angeführte Klage der Stadt Marburg von 1525 mit diesen Vorgängen im Zusammenhange.

2) Am 3. Januar 1530 erging ein Ausschreiben des Landgrafen an alle Beamten: Das Korn stehe nach jetzigem Berichte gottlob in redlichem, ziemlichem Kaufe in seinen Landen. Wo solcher Kauf fürder gangbar bleibe und die Seinen bis zur neuen Ernte untereinander dermassen verkaufen und kaufen könnten, so sei es für keine sonderliche Teuerung zu achten. Sollte aber ein Aufschlag eintreten, wessen er sich nicht versehe, so sollten sie, seine Amtsbefehlshaber, mit Fleiß gebieten, daß kein Viertel Korn in seinem Lande höher als 1 Gulden zu 26 Albus zu stehen käme. Vor allem sollen sie auf Beachtung des Ausfuhrverbotes halten; jedem Übertreter sollen sie das Korn und 10 Gulden unnachlässige Buße abnehmen bis auf weiteren Bescheid. Sie sollen dem bei seiner schweren Ungnade nachkommen. — In der gleichen Weise hatte der Landgraf schon am 28. Dezember 1529 den Statthalter an der Lahn beschieden. In einem Schreiben vom 1. Januar 1530 an eine Stadt (an erbare und ersame gute gonner) mahnt der Statthalter auf diese Instruktion hin, darauf zu achten, daß der Kornverkauf keine Steigerung im Preise erfahre; sobald aber ein Aufschlag einträte, sollten sie es sogleich anzeigen, da alsdann ein Maß zu setzen sei, wieviel Korn für 1 Gulden gegeben werden solle. — Im Mai des gleichen Jahres wurde eine größere Menge Korn aus Ziegenhain für die Untertanen des Amtes Nidda, wo große Not herrschte, geliefert. Der Rentmeister von Nidda erbat dafür beim Statthalter in Marburg Befreiung vom Zoll- oder Wegegeld.

3) Politisches Archiv des Landgrafen Philipp, Beziehungen zu Fritzlar, St.-A. Marburg.

4) Über die Verhältnisse zu Beginn des Jahres 1530 vgl. oben Anm. 2.

sich nun mit Hessen im Kauf mit Frucht und Fleiß oft in guter Nachbarschaft gehalten hätten, und sie auch ihren umfangreichen Handel mit Brot und Fleiß nirgends anders als nach Hessen hin zu betreiben wüßten, bitten sie, der Landgraf solle der gemeinen Armut zugut solch Verbot ihrer Stadt gegenüber fallen lassen. Der Landgraf antwortete darauf, ihm sei berichtet worden, daß die Fritzlarer in dieser teuren Zeit Roggen, Weizen und andere Frucht von hessischem Boden, welche seine Untertanen in Fritzlar zu Zins und Kauf brächten, auswendigen Leuten, desgl. auch seinen Untertanen wieder teurer verkauften, als sonst der gemeine Schlag in Hessen sei und es des Landgrafen Ordnung bestimme, wodurch seine Untertanen sehr beschwert würden. „Wo nu uch und euwern inwonern gefallet, in dem fal nach euwern und irem willen zu gebaren und daz euwer, so theur ir mogt und wem ir wollet, zu verkeuffen, so achten wir, ir werdet auch darin nicht beschwerung tragen mogen, ob wir in dem fal unser und der unsern gelegenheit auch bedengken und derselben gemeynen nutz, wie wir schuldig sein, handeln.“ Wollten sich die Fritzlarer aber aus nachbarlichem guten Willen dazu verstehen, ihre Frucht nur nach Hessen und um den in Hessen landläufigen Wert zu verkaufen, so wolle er den Seinen auch gestatten, ihre Produkte den Fritzlarern abzulassen. Wären sie jedoch nur auf ihren Vorteil bedacht, so sähe er sich genötigt, auch seines Landes Bestes wahrzunehmen. — Darauf erklärte sich die Stadt am 12. September bereit, den gemeinen Kaufschlag der Frucht, den der Landgraf in Hessen aufrichten würde, für ihre Bürgerschaft anzunehmen und bei solchem landläufigen Kaufe nur die Untertanen des Landgrafen fördern zu wollen. Am 20. September schreibt die Stadt weiter, der Landgraf habe ihnen angezeigt, daß der Maximalpreis für ein Viertel Korn (Roggen) hessisches Maß 26 Albus betrage; sie seien damit einverstanden und bitten für ihre Bürger um die Erlaubnis, in den benachbarten hessischen Ämtern ungehindert einkaufen zu können. Der Landgraf erwidert darauf am 25. September, er wolle anweisen, daß sie eine notdürftige Frucht kaufen dürften, doch so, „das ir solch notturft frucht an ein summa schlaget, dieselb uns antzeiget mit den furworten, das ir kein firkauffe damit treiben

oder in frembde lande vereussern wollet, auch das solich frucht allein fur euch und euer purgerschafft zu nottirftiger underhaltung gekaufft werden soll". Die Stadt entgegnet darauf am 18. Oktober, es sei ihr unmöglich, solche Frucht, dem Verlangen gemäß, nach eines jeden Notdurft in eine Summe zu bringen; da aber doch der größte Teil ihres feilen Kaufes mit Weck, Brot, Bier, Fleiß u. a. den hessischen Untertanen hinwiederum zugute käme, bitten sie, den Zwang gegen sie aufzuheben und das Verbot fallen zu lassen; sie wollen dafür sorgen, daß ihre Bürger das gekaufte Getreide nicht weiter verkaufen, sondern daß es den hessischen Untertanen in gleichem Kaufe feil sein solle, ebenso wie das, was ihre Untertanen von eigenem Gewächs veräußern wollten. — Als darauf noch immer kein günstiger Bescheid von seiten des Landgrafen erfolgte, nahm der Rat eine mündliche Abrede mit dem hessischen Kanzler Feige und erneuerte am 28. Oktober Bitte und Versicherung. Darauf erteilte dann endlich der Landgraf am 29. Oktober, obgleich er sich über das Fritzlarer Kapitel zu beschweren hätte, der Stadt seine Zustimmung unter der Bedingung, daß die Fritzlarer keinen Verkauf mit dem Getreide trieben.

In ganz ähnlicher Weise war zur Erhaltung des heimischen Viehbestandes in Hessen auch der freie Viehverkauf nach dem Ausland untersagt[1]).

Neben den Ausfuhrverboten und Getreidetaxen haben alsdann auch die landesherrlichen Getreidevorräte in den Ämtern in den teuren Jahren eine Rolle gespielt[2]). Nach den Ernten von 1529 und 1530 hatte, wie wir eben gesehen haben, empfindlicher Mangel an Getreide geherrscht; als darauf zum Sommer 1531 die Not grösser wurde, stellte der Landgraf verschiedenen Ämtern bestimmte Getreidemengen aus den Vorräten der Kellerei Lichtenberg, welche von der Lagerstelle in Frankfurt abgeholt werden sollten, zur Verfügung[3]); das Geld

1) Vgl. Hessische Landesordnungen Teil I, S. 54 f.

2) 1525 hören wir, daß der Landgraf den Untertanen im Amt Homberg Korn auf die neue Ernte geliehen hatte.

3) Erhalten sind drei gleichlautende Verfügungen des Landgrafen vom 2. Mai, wonach die Bewohner von Allendorf a. d. L. 70 Malter, die Stadt

dafür war bis zur Herbstmesse an den Kammermeister zu entrichten. Es ist auffällig, wie häufig die Teuerungen waren. Schon 1538 und 1539 war wieder die Not im Lande groß. Eine Fülle von Maßnahmen ist wieder dagegen ergriffen worden. Verschiedene Aufzeichnungen und Schreiben zeigen in diesem Falle, wie die landgräflichen Vorräte für den Landesbedarf herangezogen wurden. Nach einem Verzeichnis für den Statthalter an der Lahn vom 1. Mai 1538 sollen 1000 Malter aus der Obergrafschaft Katzenelnbogen den Leuten an der Lahn zugeführt werden; weitere 2000 Malter aus der Obergrafschaft soll der Landschreiber nach Frankfurt schaffen und dort ebenfalls in das Land an der Lahn verkaufen; 900 Viertel sollen von Grünberg nach Kassel geschafft werden, desgl. ebendahin 400 Achtel von Lich und 1400 Achtel von Hohensolms. Der Fuhrlohn soll beim Verkauf auf das Korn geschlagen werden. Es sind recht bedeutende Kornmassen, welche auf beträchtliche Entfernungen zur Verteilung gelangen. Am 11. Juni 1538 verfügt der Landgraf, daß 159 in Frankfurt liegen gebliebene Malter aus dem Deutschordensbesitz dem Lande an der Lahn und 200 in Eppstein verbliebene Malter nach Grünberg für den Bedarf des Niederfürstentums geschafft werden. Das sind nur vereinzelte Nachrichten, welche aber zeigen, wie die landesherrlichen Kornvorräte in diesem Jahre im weitesten Maße der Allgemeinheit dienten. Am 30. April 1539 teilt der Landgraf dem Statthalter an der Lahn mit, daß er noch 1300 Malter Korn und Weizen in den Ämtern der Obergrafschaft Katzenelnbogen verordnet habe, die an die bedürftigen Bürger und Bauern des Oberfürstentums Hessen [1]) abgelassen werden sollen, der mainzische Malter zu 24 Albus, während das Achtel sonst draußen 2 Gulden koste. Der Statthalter soll die 1300 Malter in die verschiedenen Ämter

---

Ziegenhain 60 Malter und die Untertanen des Amtes Rosenthal 60 Malter erhielten; es ist wohl anzunehmen, daß die Austeilung eine bei weitem umfangreichere gewesen ist. — 1530 Mai hatte das Amt Ziegenhain eine beträchtliche Getreidemenge in das Amt Nidda liefern müssen.

1) 1539 April 27 bittet der Vogt zu Wolkersdorf wegen der Teuerung und, weil sich der gemeine Mann nicht versehen habe, um 150 Malter für seine Untertanen; er will selbst für sie bürgen.

gerecht austeilen, und die einzelnen Gemeinden sollen sich alsdann ihren Anteil selbst abholen. Von weiteren 1000 Maltern, die in der Kellerei Eppstein lagern, sollen Alsfeld und Romrod 400, das Land an der Lahn 600 Malter zu dem gleichen Preise erhalten; es sollen jedoch nur die Armen, sonst keiner etwas erhalten. Alles dies scheint immer noch nicht die Not im Oberfürstentum an der Lahn gemildert zu haben; am 6. Mai 1539 verfügt der Landgraf auf einen Bericht des Landschreibers der Niedergrafschaft, daß dort kein Korn mehr vorhanden sei, welches den Leuten an der Lahn verabfolgt werden könnte, daß der Landschreiber 1000 Malter aus der Obergrafschaft, die nach Limburg gebracht worden sind, dazu verwenden soll. In den beiden Jahren ist es namentlich die Obergrafschaft Katzenelnbogen, welche als die Kornkammer Hessens erscheint; die Getreideproduktion muß dort erheblich den Bedarf überschritten haben, denn wir hören häufiger von großen Getreidetransporten, die von dort zu Wasser nach der Niedergrafschaft gingen. Auch die Festungsvorräte sind, wie wir unten sehen werden, bei Teuerungen zum allgemeinen Besten verwandt worden. Verfolgen wir hier gleich noch die weiteren Maßnahmen, die 1538 und 1539 gegen die Teuerung ergriffen wurden.

Das ständige Ausfuhrverbot und die Festsetzung der Getreidepreise mußten die notwendige Folge haben, daß die Besitzer, sobald ein starkes Anziehen der Preise zu erwarten stand, ihre Vorräte zurückhielten, wenn sie nicht gelegentlich über den vorgeschriebenen Preis ihr Getreide loszuschlagen versuchten[1]). Der Landgraf wußte sich den üblen Folgen dieser Maßnahmen gegenüber nicht anders zu helfen, als daß er zur Ergänzung das bereits oben von uns kennen gelernte gewaltsame Verfahren

1) 1531 Mai schreibt die Stadt Hersfeld an den Landgrafen: Er habe ihnen die Ordnung mitgeteilt, wie teuer das Getreide in Hessen gekauft und verkauft werden sollte. Sie bekämen nun danach keine Frucht zu kaufen; es würden ihnen aber zu Treysa etliche 20 Viertel Korn à 30 Albus (vorgeschrieben waren vielleicht 26 Albus) angeboten, wozu pro Viertel 4 Albus Transportkosten kämen. Sie könnten den Bäckern die Annahme dieses Angebotes nicht verwehren, doch wollten sie es ohne Vorwissen des Landgrafen nicht zulassen. Sie fragen daher an, ob sie teurer, als es des Landgrafen Ordnung bestimme, kaufen dürfen.

einleitete, durch das er alles vorhandene Getreide zwangsweise zum Verkauf brachte. So geschah es auch wieder 1538. Am 1. Oktober dieses Jahres erging ein Ausschreiben an alle Beamten des Ober- und Niederfürstentums ausser Katzenelnbogen: Nachdem die Ordnung erlassen worden sei, daß 1 Viertel Hafer höchstens $^1/_2$ Gulden kosten dürfe, würde der Hafer nicht zum Verkauf gebracht, so daß die Wirte des Hafers mangelten „und uns zu mirklichem nachteil unser strassen niddergelegt werden mochten". Der Landgraf befiehlt daher, daß die Beamten in ihren Ämtern, in Städten, Dörfern und Höfen von Haus zu Haus, von Scheuer zu Scheuer Besichtigung tun sollen, was ein jeder an Hafer über den eigenen Bedarf habe; das sollen sie aufzeichnen und es zum Verkauf bringen lassen. Da er ferner merke, daß das Korn (der Roggen) auch im Preise aufsteige und teurer werden wolle, so sei seine Meinung, daß ein Viertel Kasseler Maß Roggen diesjähriger Ernte nicht mehr als 27 Albus und 1 Viertel Roggen von der Ernte des nächsten Jahres nicht mehr als 26 Albus kosten solle. Die Beamten sollen daher bei der vorgenannten Haussuchung auch zugleich auf den vorhandenen Roggenvorrat achten und ihren Befund dem Kammermeister in Kassel mitteilen, alles innerhalb 14 Tagen. Sie sollen auch ernstlich verbieten, daß kein Roggen, Gerste, Weizen, Hafer aus Hessen verkauft werde, und bei Übertretung sollen sie solches Getreide arrestieren.

Der Kornmangel stieg jedoch in dem Jahre, und der Landgraf sah sich bald zu weiteren Maßnahmen veranlaßt. Am 13. Dezember 1538 schreibt der Landgraf an Kanzler und Räte zu Kassel: Allenthalben im Fürstentum sei großer Mangel an Korn, und es sei großer Unrat zu besorgen, wenn den Armen nicht mit Korn geholfen würde. Er befiehlt ihnen daher, ein gemeines Ausschreiben an alle Ämter, den Adel und die Städte zu erlassen, daß niemand bei seiner ernsten Ungnade Korn aus dem Lande verkaufe, sondern daß Getreide nur an die im Lande Gesessenen um einen ziemlichen Pfennig abgelassen werden dürfe. Die Beamten sollen in den Häusern des Adels, der Bürger und der Bauern Haussuchung tun, und das, was nach ihrem Befunde jemand über den eigenen Bedarf besitzt, den armen

Leuten um einen ziemlichen Pfennig verkàufen lassen. Sollte sich dabei jemand, es sei, wer es wolle, weigern, das überschüssige Korn zu verkaufen, so sollen die Beamten dies Korn auf einen ziemlichen Pfennig setzen und selbst verkaufen, „damit di armen leut nit hungers not leiden und etwo untersteen, das korn selbst, wo sie es funden, zu nemen, wilchs dann einen grossen tumult geperen wurde, darumb so stellet di ausschreiben heftig, das meinen wir also mit ernst und wollen's uns zu euch gewislich versehen". Beamte sollen in den Ämtern herumreiten und darauf achten, daß der Kornverkauf demgemäß geschieht[1]).

In den letzten Worten des Ausschreibens drückt sich wohl eine Erinnerung an den Bauernkrieg aus, dessen Schrecken der Landgraf nur zu sehr kennen gelernt hatte. Darum ist es sein Bestreben, dem gemeinen Manne das Wichtigste, das tägliche Brot, zu sichern. — Über die Ausführung der Verordnung erfahren wir wieder nichts; die Teurung hielt das ganze Jahr 1539 an, und mit der größten Strenge wurde über das Ausfuhrverbot gewacht[2]). Der Adel war so gezwungen, sein Getreide zu mäßigem Preise im Inlande abzusetzen, was einen erheblichen Ausfall für ihn bedeutete, und es hat wohl auch nicht an Klagen deshalb gefehlt[3]). Das Ausfuhrverbot blieb aber bestehen.

---

1) Eine ähnliche Verfügung erging am 16. Dezember 1538 an den Statthalter an der Lahn, an Schultheiß und Bürgermeister und Rat zu Marburg.

2) 1539 Michaelis erließ der Landgraf ein Ausschreiben an alle Amtsknechte in den Grenzgebieten (Blankenstein, Biedenkopf, Frankenberg, Battenberg, Wolfhagen, Trendelburg, Gieselwerder, Eschwege, Treffurt, Wanfried, Witzenhausen, Frankenau, Rosenthal, Gudensberg, Schartenberg, Zierenberg, Liebenau), in dem er das Ausfuhrverbot, an dem „viel und hoch" gelegen sei, einschärft und dem, der Schmuggler abfängt, als Prämie $^1/_6$ der arrestierten Frucht verspricht. Dem Beamten in Gieselwerder wird besonders die Aufsicht auf etwaige Verfrachtung auf der Weser eingeschärft. — 1541 Februar 28 sichert der Landgraf den Marburger Beamten $^1/_4$ der abgefangenen Frucht als Prämie zu.

3) Auf einem Landtage, vielleicht 1542, wurde eine Beschwerde des Adels eingebracht, darin heißt es: Es würde geboten, Korn, Wolle oder Hämmel [nicht] aus dem Lande zu verkaufen oder das Korn um einen geringen Pfennig abzugeben; das sei dem Adel und den Armen auf dem Lande, die sonst wenig Geldzinsen hätten, hoch beschwerlich; sie bitten daher, man solle sie beim alten Herkommen lassen oder zum wenigsten den Handwerksleuten in den

So wiederholte Mißernten mußten auch zu einer starken Verschuldung des Bauernstandes führen; der Bauer, welcher wohl selten über bare Geldbestände verfügte, wurde gezwungen, für das von ihm benötigte Brot- und Saatkorn unter ungünstigen Bedingungen Geld auf sein Land aufzunehmen oder gar Stücke seines Gutes ganz zu veräußern. Auch diesen das Wirtschaftsleben schädigenden Vorgängen wandte jetzt Landgraf Philipp seine Aufmerksamkeit zu, und er erließ eine Verordnung, welche in der gewaltsamen Art der Zeit in dieser Hinsicht den Interessen des Landmanns Rechnung zu tragen versuchte. Das erhaltene Schreiben vom 4. Juli 1539 ist an den Statthalter an der Lahn, den Schultheißen und Rentmeister zu Marburg gerichtet und hat folgenden Inhalt: Es werde ihm berichtet, daß unter seinen Untertanen bei dieser teuren Zeit „vil ungleichmessige contracte und verkauff" geschähen, daß etliche ihre Äcker mit Grund und Boden auch mit der darauf gesäten Frucht an die, welche ihnen Korn und andere Frucht darauf geliehen haben, verpfänden und veräußern müßten, „darin sie an zweifell weit uber den rechten wert vernachteiligt sein, wilchs inen ewig verderben geberet und uns als dem landtsfursten zu gestatten nicht gepuret". Er befiehlt daher den Beamten, sich bei allen Untertanen, Adel, Bürger und Bauern, nach solchen Kontrakten zu erkundigen und diese „von obrigkeit aus crafft dieses unsers befelichs" zu kassieren und gänzlich aufzuheben. „Wan aber einer einem korn oder frucht geliehen hette, so wollet das ernst und vleissig einsehen thun, dass solich korn oder frucht nicht mit acker oder wiesen oder wachssender frucht sonder mit gelt, ie vor ein firtel korns casselichs mases 2 gulden (à 26 albus) und vor ein casselisch firtel haber 24 albus, so es umb pfingsten gescheen were, oder so sie lieber mit frucht bezalen wolten, sovil frucht dargegen, als die zum neuen gelten wirdet, bezalet werden, und dass sie dargegen und daruff gnugsam burgen setzen, damit auch die glaubiger, so den armen in noit geholffen, nicht betrogen werden. Wer aber sein korn den armen leuthen neher dan 2 gulden und

Städten auch eine Ordnung machen, „dasz dem kornkauffe auch gemesze sei". Der Landgraf schrieb dazu eigenhändig an den Rand: „item sey zufryden ordenung zu machen, die der handtwercksmann leyden mug".

die haffern neher dan 24 albus gelassen hat, bei demselbigen lassen sol es auch pleiben und durch dieses unser ussschreiben nit erstaigert werden". Können sich Käufer und Verkäufer nicht einigen, so sollen die Kontrakte je nach dem Wohnsitz der Betreffenden durch den Statthalter an der Lahn oder durch die Räte zu Kassel nach Billigkeit gemäßigt werden. Auch die Beamten, welche selbst Korn verkauft haben, sollen sich hiernach richten. — In diese Zeit und in diesen Zusammenhang gehört wohl auch eine undatierte Proposition, die der Landgraf den hessischen Ständen auf einem Landtage vorlegte, und die auf die Beseitigung eines sehr großen Übels im damaligen wirtschaftlichen Leben zielte. Der größte Teil der von den Bauern geliehenen Kapitalien wurde nicht mit Geld, sondern mit bestimmten Naturallieferungen verzinst, deren Wert in Jahren einer Teuerung sich mehr als verdoppeln konnte, sodaß der schon durch Mißwachs seiner Nahrung beraubte Bauer obendrein noch in solchen Jahren seine Geldschulden mit 10—12 und mehr Prozent verzinsen mußte, während bei Geldzinsen nur 5 % gestattet waren. Die Proposition stellt nun den Ständen zwei Möglichkeiten zur Erwägung, wie dagegen Abhilfe zu schaffen ist: 1. Es sollen in jedem Amte und in jeder Stadt jährlich am 1. November Deputierte zusammenkommen und nach dem Ausfalle der Ernte eine Taxe machen, welche von den Schuldnern bei Bezahlung ihrer Fruchtzinsen zugrunde zu legen ist, derart, daß der Fruchtzins für 100 Gulden Kapital den Wert von 5 Gulden nicht überschreitet. Angenommen z. B., jemand habe für 100 Taler 6—7 Viertel Korn jährlich verschrieben, und es würde in einem Jahre 1 Viertel Roggen auf $1^1/_2$ Tlr. und ein Viertel Hafer auf 1 Tlr. taxiert, so habe der Schuldner in dem Falle nur 2 Viertel Roggen und 2 Viertel Hafer als Zins zu zahlen. Umgekehrt könne auch eine Steigerung eintreten. Ebenso solle auch in den Fällen, wo Frucht auf dem Halme für eine bestimmte Summe verkauft worden sei, die Taxe nebst dem entsprechenden Zinse zur Zahlung gelangen. So werde den Armen nicht das Brot, ehe es gebacken sei, aus dem Munde genommen, und der Gläubiger erhalte einen angemessenen Zins. — 2. Sollte dieser Vorschlag undurchführbar sein, so könne man auch eine

Ordnung erlassen, daß hinfort für 100 Taler nur eine bestimmte Fruchtmenge, etwa 2 1/2 Marburger Malter oder 5 Homberger oder 6 Kasseler Viertel, als jährlicher Zins verschrieben werden dürfe.

Aber alle diese Gebote und Verbote wurden immer bald wieder vernachlässigt. 1545 Juli 13 schreiben Statthalter und Räte zu Kassel an die Städte Trendelburg, Hofgeismar und Grebenstein und die Amtleute daselbst: Trotz des Verbotes würde die Frucht außer Landes geführt; auch hörten sie, wie die Frucht auf dem Felde zum Teil mit Gelde belegt und von braunschweigischen Untertanen u. a. besprochen sei. Wenn der Landgraf die Nachlässigkeit der Beamten erführe, würde er sie nicht mit gnädigen Augen anlassen; sie sollten sich daran erinnern, wie ernst der Landgraf die Kornausfuhr und die Beleihung der Frucht verboten habe.

Das Jahr 1545 brachte schon wieder eine schwere Teurung über das Land. Im September[1]) wurde im Niederfürstentum der Höchstpreis für 1 Kasseler Viertel Roggen auf 1 Taler angesetzt, „dieweil man das itziger zeit, gott lob, noch um 1 daler in unserm niderfurstenthumb keuffen kann". Dieser Satz soll so lange, als irgend möglich, gehalten werden, und eine Steigerung darf nur bis zum Preise von 1 Taler 4 albus pro Viertel stattfinden. Gleichzeitig wird dann auch wieder, „darmit hierin die gleichheit gehalten und niemandts ubersehen werde", bei Edlen und Unedlen Haussuchung auf Getreide gehalten und in der erwähnten Weise der Verkauf geregelt. Am 7. Dezember befiehlt darauf der Landgraf den Beamten, alle bei ihnen befindliche Frucht des Landgrafen an Roggen, Weizen, Hafer, Gerste zu überschlagen und dem Statthalter in Kassel anzuzeigen, damit der Landgraf sich danach richten könne. Zugleich[2]) wird auch von neuem die Aufnahme aller Getreidevorräte im ganzen Lande angeordnet, wobei in der für das Getreide festgesetzten Taxe eine weitere Erhöhung auf 40 Albus für das Viertel Roggen zugestanden wird. Behalten darf ein jeder nur so viel Getreide,

1) Ausschreiben vom 7. September 1545.

2) Ausschreiben an die Beamten vom 14. Dez

wie viel er zum Haushalt bedarf, und dazu noch ein Übermaß auf 2 Monate. Ferner versucht der Landgraf diesmal auch den Getreidekonsum zu verringern. Weil viel Frucht mit dem Bierbrauen verbraucht würde, die man in so teuren Jahren wohl zum Brotbacken zu gebrauchen hätte, so soll jetzt nur die Hälfte von dem Getreide, welches man bis da verbraute, Weizen aber überhaupt nicht verbraut werden.

Bei allen diesen Maßregeln handelt es sich zunächst noch immer nur um eine Augenblickspolitik, darüber hinaus geht aber schon das ständige Ausfuhrverbot, welches eine dauernde Vermehrung der inländischen Getreidevorräte bezwecken soll. Ein Anhalt dafür, daß damals schon auf teure Jahre hin Kornvorräte in Magazinen oder auf den Ämtern gesammelt worden seien, findet sich nirgends, und es ist unbekannt, ob die zur Verteilung gelangten landesherrlichen Vorräte nur der Ernte des laufenden Jahres oder etwa planmäßig angesammelten Vorräten entstammten; jedenfalls hat man aber schon für Kriegsfälle immer größere Getreidemengen aufgespeichert, und diese Vorräte wurden dann angegriffen. Über die Bedeutung der Festungsvorräte in jenen Jahren finden sich nähere Angaben nicht.

Die ernst gemeinten Maßnahmen mußten jedoch den Landgrafen von selbst zum Magazingedanken führen, denn er wollte nicht nur Augenblickspolitik treiben. Als Philipp über den ehemaligen geistlichen Besitz zum Nutzen des Landes anderwärts verfügte, da hat er sich auch über die dort produzierten Getreidemengen das Verfügungsrecht vorbehalten. Als er am 4. Oktober 1540 die Universität Marburg mit zahlreichem Klosterbesitz ausstattete [1]), behielt er sich das Vorkaufsrecht auf alle geerntete Frucht zu bestimmten ständigen Preisen (3 Kasseler Viertel Korn für 2 Gulden, 3 Viertel Hafer für 1 Gulden, 1 Viertel Weizen für 1 Gulden) vor. Nur das, was der hessische Kammermeister nicht haben will, darf danach von diesen Gütern anderweit, aber nur innerhalb des Inlandes, verkauft werden. Damit erhielt der Landgraf die Verfügung über beträchtliche Getreidemengen des Landes; man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt,

1) Die Donationsurkunde ist abgedruckt Hildebrand, Urk.-Sammlung über d. Verf. u. Verw. d. Univ. Marburg, Marburg 1848, S. 32 ff.

daß er sich dies Getreide namentlich für die Versorgung seiner Festungen gesichert hat; diese Vorräte bildeten dann aber bei Teuerungen einen kräftigen Rückhalt[1]).

Auf das Teuerungsjahr 1545 folgten die Kriegsjahre 1546, 1547, und 5 Jahre lang wurde der Landgraf seinem Lande durch die Gefangenschaft entzogen. Unter der Verwaltung der Räte scheint denn auch das Ausfuhrverbot für Getreide nicht mehr mit der alten Strenge beobachtet worden zu sein[2]), so daß schließlich 1550 dadurch, daß durch Vorkäufer große Mengen Getreide außer Landes geführt worden waren, eine Teuerung in Hessen entstand, was dann Statthalter und Räte veranlaßte, das Ausfuhrverbot von neuem zu erlassen und anzuordnen, daß Getreide nur an Einheimische verkauft werden dürfe[3]). — Gleich nach der Rückkehr des Landgrafen Philipp aus der Gefangenschaft ist in der Teuerungsfrage ein wichtiger wirtschaftspolitischer Fortschritt für Hessen zu verzeichnen, indem der Landgraf, vielleicht als erster deutscher Territorialherr des 16. Jahrhunderts, ähnlich wie König Ferdinand von Österreich[4]), Kornmagazine in seinen Städten einzurichten versuchte, da ihm die Verwendung der eigenen Vorräte aus seinen Festungen, die er bis dahin bei Teuerungen zur Steuerung der Not hergegeben hatte, als eine Gefährdung der Landessicherheit erschien.

Am 21. August 1553 erließ Philipp eine Verfügung an alle Amtleute und Städte des Ober- und Niederfürstentums und beider Herrschaften Katzenelnbogen, welche die Aufschrift trägt: „Ausschreiben frucht im voraus zu kaufen". Nachdem „ein zeit jaer her" Teuerung in Hessen gewesen, habe er eine nicht geringe Anzahl Frucht aus seinen Festungen, „da wir anders euch nicht hetten grossen mangel leiden wollen lassen", verkauft und so die Festungen entblößen müssen, woraus dem Lande ein Nach-

1) Vgl. unten das Ausschreiben von 1553 August 21.

2) Schon 1547 August klagt der Rentmeister zu Blankenstein über „ein sehr mechtigk gros fruchtfurens aus dem lande".

3) Verfügung an die Ämter vom 3. Juli 1550.

4) Vgl. NAUDÉ, Getreidehandelspolitik Brandenburg-Preußens II, S. 22. Das, was dort NAUDÉ von König Ferdinand sagt, gilt in gleicher Weise von Landgraf Philipp: auch er hat in Hessen eine Politik der inneren Staatseinheit durchgeführt.

teil erwachsen könnte. „Dweil wir nuhn schuldig und willig sein, die versehung zu thun, das die armen, soviel muglich, mit korne jeder zeith versehen mochten werden", befiehlt er, „das ir nicht allein auf den weinzapfen bei euch, sondern auch von gemeiner stadt wegen auf etzliche korn, wan es wolfeile ist, nach bescheener ernde jaers einzukeuffen sehet, und euch dermassen vergleichet, das ein summa gulden nach euer der stadt gelegenheit, wie izo erzelt, an korn angelegt werde, sollich korn alsdann uffschuttet und, do alsdann teurunge einfielen, gemeiner burgerschaft bey euch umb ein zimblichs verlassen konnet. Setzen wir in keinen zweifel, das gemeine stadt auch ein zimblichs an sollichem korne haben konne, was wir alsdann von unserm korn jederzeith entrathen konnen, wollen wir euch auch gnediglichen verlassen. Ir, die amptknechte, sollet auch mit vleisz doran sein, das sollichs auch itzo alsbalt, dweil die frucht itzo woll einkhommen und gerathen ist, ins werk pracht werde, und do hieran einicher mangel sein wurde, uns verstendigen". Gleichzeitig wird auch wieder das Verbot, keine Frucht ins Ausland zu verkaufen, eingeschärft.

Wie die Städte auf Grund ihres Weinzapfprivilegs den Wein in billigen Jahren auf Vorrat zu kaufen pflegten, so sollen sie fortan auch Kornvorräte auf teure Jahre hin ansammeln. Es handelt sich also um die Anlage kommunaler Kornmagazine unter landesherrlicher Beihilfe und Aufsicht, und, da die Ernte des Jahres 1553 eine günstige war, soll sofort der Plan ins Werk gesetzt werden.

Inwieweit solche Magazine in den Städten eingerichtet worden sind, ist unbekannt. Zurückgegriffen wird auf diesen Plan in einem Ausschreiben des Statthalters an der Lahn an die oberhessischen Städte von 1560 September 30. Er wendet sich darin zunächst gegen die Kornausfuhr, da der Landgraf das Ausfuhrverbot noch nicht aufgehoben habe. Damit ferner der arme Mann, welcher sein Getreide und sein Vieh auf lange Dauer nicht behalten könne, sich nicht darüber zu beklagen habe, daß die Bäcker und Metzger in den Städten ihm nichts abkauften oder nach seinem Gefallen bezahlen wollten, so solle der Rat der Stadt bei den Zünften, „so irs nit von gemeiner

stat wegen thun kont" dahin anhalten, daß diese beizeiten ihr Getreide einkauften und „ein gutte anzal" in Vorrat brächten. Sie sollten sich auch bei den nahe gesessenen vom Adel „in zeiten besprechen, damit das brott in einem kauff bleibe und der teurung vorkommen werde, desgl. den meczlern undersaget, das sie geben wie anders und gutte bezalung thuen, so konne man die underthan desto besser anhalten, ir viehe nit zuvertreiben, solt aber durch euch, den rath, hirin kein verordnung gemacht, noch uff ein vorrath gedacht werden, wurde von wegen meins G. F. u. H. ich verursacht, euch darumb anzusehen, darnach ir euch zu richten".

Wie sehr sich Landgraf Philipp selbst mit diesen Fragen zum Wohle seiner Untertanen beschäftigt hat, und wie sehr es ihm darauf ankam, daß bei seinen Maßnahmen kein Teil über die Billigkeit hinaus zum Vorteile des anderen geschädigt würde, zeigt auch ein Schreiben vom 2. Dezember 1555, in dem er sich mit den Bedenken, die ihm über die Anwendung des Getreide- und Viehausfuhrverbotes gekommen waren, an Statthalter, Kanzler, Kammermeister und Kammerschreiber um Rat wandte. Es sei ihm, heißt es da, von etlichen Städten an der Lahn berichtet, daß das Korn und Vieh aufgekauft und außer Landes geführt würde, wodurch eine Teuerung des Korns und des Fleisches entstünde; er stellt deshalb nun folgende Erwägungen an:

„1. Sovil nun die frucht belangt, achten wir, das solchs wol zuverbieten sey, wie es dann auch die notturft erfordert, aber daneben bedenken wir, das dannest der arm mann seine zins und andere beschwerung ausrichten, darzu sie gellt haben und solchs aus der frucht lösen müssen, dann sie sonst kein andere losung haben. Solten wir nun die frucht aussem landt zuverkauffen so gar ernstlich verbiethen, und der arm mann solch im landt auch nit zuverkauffen wuste, so konnten sie zu keinem gelt kommen, ire zinsz zu betzalen, vor eins.

2. zum andern die hemell und schaaf betr. hats gleichsfals die meynung, dann so die hemel und schaff aussem landt getrieben, so wird das fleisch auch ubersetzt, das es der arm mann nit erschwinden kann, darneben gedencken wir aber, das die leuthe itzo die hemel und schaaf also virkeuffen und der-

selben gern abweren, das solchs aus der ursach geschee, dieweil die hemel und schaaf disz jar sehr faul und gestorben seint.

Solten wir nun verbieten, keine hemel oder schaf aussem landt zuverkauffen, wissen wir nit, obs gut oder nit gut sey; dann so solch gebot gescheen und darnach den armen solch viehe abgehen und sterben solt, das wurde inen zum hochsten nachteil und verderb gereichen [1]).

Derwegen ist unser bevelch, das ir diese beide articull wol erweget und nachdencket, was hier in zuthun, und wilcher wegk unsern underthanen am bequembsten und besten sein mochte, oder ob ein mittelweg darin zu treffen sey, und uns darnach solch euer bedencken in schrifften sunderlich zuerkennen geben."

Die Ansicht der Räte in dieser Angelegenheit hat sich leider nicht mehr vorgefunden.

1545 hatte man, wie wir oben sahen, auch den Versuch gemacht, durch Einschränkung des Getreidekonsums Abhilfe gegen die Teuerung zu schaffen, und zu diesem Zwecke den Verbrauch von Getreide für das Bierbrauen eingeschränkt. Einem ähnlichen Versuche begegnen wir im Teuerungsjahre 1556, wo der Landgraf anordnet, daß die Säue in diesem Jahre nicht mit Korn gemästet werden sollten [2]). Im übrigen befolgte man auch da wieder die alten Maßnahmen, die strengste Beobachtung des Ausfuhrverbotes [3]) und die mehr erwähnte Haussuchung auf die im Lande vorhandenen Kornvorräte.

Dieser Zwang, das Getreide im Inland zu verkaufen, dehnte

1) Auf dem Landtage von 1555 wird beschlossen, daß vor Jakobi kein Vieh außer Landes verkauft werden soll, dabei heißt es: „das man es aber gar verbieten soll, sei nicht zu thun, dan mancher vom adel oder bürger sein narung darvon haben muste".

2) „dann solt es die meinung haben, so kont man nit mit dem korn reichen, und mochte sollichs, das die schwein mit korn gemestet, noch grosser teurung und mangel verursachen".

3) 1556 Juni 23 verfügt Philipp an den Hauptmann von Ziegenhain, daß niemand aus den Städten, Ämtern oder Hospitälern Frucht verhandeln dürfe, „dieweil dan uns als der oberkeit gepurt, unsern underthanen, landen und leuthen zu guten in der zeit einsehens zu thun und ordnung zu geben". Wie häufig dies Gebot übertreten wurde, zeigen die recht häufigen Maßnahmen der lokalen Behörden dagegen. Die Kontrolle erfolgte namentlich an der Landesgrenze, wo ein Passierschein vorgewiesen werden mußte.

sich auch auf das Getreide, welches etwa im Handelswege Hessen passierte, aus; wie die Städte fremdem Handel gegenüber zu ihrem Vorteil den Zwang der Niederlage ausgeübt hatten, so wurde hier das gleiche Recht zugunsten des ganzen Territoriums, natürlich aber nur, wenn es die Not erforderte, nicht aus Geschäftsinteresse, geltend gemacht. Nur das Getreide, welches zur notwendigsten Versorgung von Nachbargebieten und nicht im Dienste einer Spekulation verfrachtet wurde, durfte gegen Erlegung des gebührlichen Weg- und Zollgeldes passieren.

Auch große landesherrliche Vorräte gelangten nach der Mißernte von 1556 zur Verteilung um einen billigen Preis. Aber trotz aller dieser Maßnahmen stieg die Teuerung und die Not im Frühjahre 1557 bedenklich an. Im April erließ daher der Landgraf ein neues Ausschreiben, welches Abhilfe bringen sollte: Wiewohl er aus gnädigem und väterlichem Mitleiden etliche viel tausend Viertel Korn „in zimblichen leidtlichen kauf“ dem gemeinen Manne gelassen habe, so finde er, daß noch Mangel vorhanden sei. Nach dem Ergebnisse der angestellten Haussuchung urteile er nun, daß noch viele Adlige und Bürger Vorräte besäßen, diese aber in Erwartung höherer Preise zurückhielten, „wilchs ye frommen und getreuen Christen nit woll anstehet, auch natturlicher und menschlicher pillicheit nach nit sein solt. Dweil dan uns als von Gott verordenter obrigkeit auch von rechts wegen gepuret, darin einsehens zu haben und ordnung und masz zu geben“, befiehlt er, allen, die noch solche Vorräte haben, diesen Befehl zu verlesen und sie zum Verkaufe des Getreides zu veranlassen (1 Viertel Kasseler Maß für 40 Albus etc.). Komme ein Adliger dem nicht nach, so sollen die Beamten ihn dem Landgrafen anzeigen; sei es aber ein Geistlicher, Bürger oder Bauer, so sollen sie ihm das Korn nehmen, es verkaufen und das erlöste Geld dem Landgrafen abliefern. Die Übertreter sollen auch von jedem Viertel Getreide 1 Gulden als Buße zahlen. — Gegenüber dem Ausschreiben von 1538 wird hier auf den Adel insofern eine besondere Rücksicht genommen, als der Beamte ihm gegenüber nicht sofort zur Zwangsexekution schreiten darf, indem in diesem Falle die Entscheidung dem Landgrafen selbst vorbehalten bleibt.

Aus dem letzten Jahrzehnt der Regierung des Landgrafen Philipp haben sich fast gar keine Nachrichten mehr zur Getreidepolitik ermitteln lassen[1]). Es wird im allgemeinen bei den früheren Maßnahmen geblieben sein. Die geplanten städtischen Magazine werden sich kaum in grösserem Umfange aus mangelndem Interesse bei den Städten verwirklicht haben. Demgegenüber haben die Getreidevorräte des Landesherrn eine recht erhebliche Bedeutung in den Teuerungsjahren gehabt. Das weit ausgedehnte Territorium Hessen erscheint jetzt als ein geschlossenes wirtschaftliches Ganzes, dessen Teile einander aushelfen. So müssen die überschüssigen Getreidemengen der Obergrafschaft Katzenelnbogen, aus der Gegend von Darmstadt, dazu dienen, um den Mangel im Niederfürstentume auszugleichen, und auf weiten Wegen kommt das Getreide von dort bis nach Kassel. Aus den so häufigen Teuerungen und aus dem andauernd bestehenden Ausfuhrverbot muß man wohl schließen, daß das Ober- und Niederfürstentum Hessen nicht die für den eigenen Bedarf notwendigen Getreidemengen produzierte, oder wenigstens nicht viel darüber. Ob etwa die in Hessen ziemlich bedeutende Schafzucht daran mitschuldig war, wie in England[2]), muß dahingestellt bleiben. Hessen ist an und für sich kein besonders fruchtbares Land, und ziemlich ausgedehnte Ackerflächen wurden auch von dem damals dort recht bedeutenden Hopfenbau dem Getreidebau entzogen. Von Maßnahmen zur Vermehrung der Getreideproduktion verlautet jedoch zu Zeiten Philipps des Großmütigen nichts.

Wenn auch die Maßnahmen, die Landgraf Philipp zur Bekämpfung der Teuerung ergriff, soweit die dürftigen Nachrichten Aufschluß geben, noch viele Mängel zeigen, so tritt doch bei dem von ernsthaftem Pflichtbewußtsein erfüllten Landesfürsten das andauernde Bestreben entgegen, das leibliche Wohl seines

1) 1558 Juli wurde wieder das Ausfuhrverbot eingeschärft und als Prämie für den Nachweis von Übertretungen $^1/_{10}$ der arrestierten Frucht ausgesetzt; den Beamten wird dabei angedroht, wenn sie jemandem zulieb etwas durch die Finger sähen, so wolle sie der Landgraf dermaßen strafen, „das es euch ein zukunftige reizung und andern ein abscheuliche exempel sein soll".

2) Vgl. Naudé a. a. O. I, S. 84 ff.

Volkes nicht minder als das geistliche zu fördern. Wie sehr er dabei den Wunsch hatte, gerecht gegen jedermann zu sein, zeigt sein Schreiben an die Räte von 1555. Jedenfalls hat er auch schon frühzeitig als das beste Mittel, mit dem Mißernten zu bekämpfen seien, die Einrichtung von Kornmagazinen erkannt. Er hat die für Kriegszwecke gefüllten Magazine im Falle der Not zu billigem Preise hergegeben und dann die Städte zur Anlegung von Magazinen zu bestimmen versucht[1]). Ein energischer Anfang in der territorialen Getreidepolitik war gemacht. Wie in der äußeren Politik und in der Religionsangelegenheit hat sich Philipp auch in der inneren Landesverwaltung an allen Fragen mit großem Eifer beteiligt. Ein endgültiges Werturteil über seine teuerungspolitischen Maßnahmen wird jedoch erst abgegeben werden können, wenn die Zustände, welche in dieser Hinsicht damals in den übrigen deutschen Territorien herrschten, hinreichend bekannt geworden sind.

1) Vgl. über Christoph von Württemberg NAUDÉ a. a. O. I, S. 23.

Miszellen.

Der Geldhandel der deutschen Juden im Mittelalter.

MOSES HOFMANN, Der Geldhandel der deutschen Juden während des Mittelalters bis zum Jahre 1350. Ein Beitrag zur deutschen Wirtschaftsgeschichte im Mittelalter. Heft 152 der Staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen, herausgeg. von GUSTAV SCHMOLLER und MAX SERING. Leipzig, Duncker & Humblot, 1910.

Die Arbeit HOFMANNS ist für das Problem der jüdischen Wirtschaftstätigkeit im Mittelalter von großem Wert durch das neu erschlossene Quellenmaterial, auf Grund dessen die Arbeit geschrieben ist, und das in einem Anhang mitgeteilt wird. Dieses Material war als existierend bereits längst bekannt, aber tatsächlich verschlossen, da in hebräischer Sprache verfaßt. Entnommen ist es der sogenannten Responsenliteratur, d. h. den Antworten und Entscheidungen jüdischer Rechtsgelehrter auf Anfragen in strittigen Fragen, die alle Lebensgebiete und im reichen Maße gerade das Wirtschaftsleben berührten.

Nun wird zwar wesentlich Neues, was wir aus den bisherigen Quellen noch gar nicht wüßten, im großen und ganzen durch das neue Material nicht geboten. Und doch ist es von nicht geringem Wert. Vieles, was bloße Annahme war, wird jetzt zur Gewißheit, z. B. daß die Juden schon längst, lange vor den Kreuzzügen, Geldhandel getrieben. Die bisher oft nur sehr allgemeinen, ja verschwommenen Linien werden jetzt zu einem viel differenzierteren, konkreteren Bilde ausgefüllt, letzteres ganz besonders auf dem Gebiet der Organisation, der Formen, des Umfangs jüdischer Wirtschaftstätigkeit. Wir hören so von Kompaniegeschäften, Einlagen von Kapital durch reiche Kapitalisten in das Geschäft anderer Juden, Maklergeschäften, Terminhandel, Kundenrecht und anderem mehr. In einzelnen Fragen, wie nach der Fortdauer jüdischen Handels nach den Kreuzzügen, erfahren wir direkt Neues.

HOFMANN hat nun auf Grund dieses neuen Materials eine eingehende Schilderung des jüdischen Geldhandels und in kurzen Zügen auch des jüdischen Grundbesitzes und Handels gegeben. Diese Darstellung ist von Wert. Sie gibt gerade in bezug auf Wesen und Struktur jüdischen Geldhandels durch die systematisch gegliederte Zusammenfassung des ganzen Stoffes und durch die Ver-

arbeitung der alten und neuen Quellen eine gute Übersicht und gute Aufschlüsse. Dabei hören wir neben viel Bekanntem auch Neues, so z. B. vom interessanten Kundenrecht der Juden, wonach dem einzelnen Juden von der Gemeinde seine Kunden gleichsam reserviert werden; kein Jude darf ihm diese abwendigmachen. Es ergibt sich im ganzen doch ein konkreteres Bild als bisher. Und darin liegt — wie schon gesagt wurde — die Hauptbedeutung der neuen Quellen und der auf ihnen beruhenden Darstellung HOFMANNS. Vielleicht hätte das noch verstärkt werden können durch eine etwas schärfere Herausarbeitung der Grundlinien. —

Mit der Frage nach dem Wesen jüdischen Geldhandels hängt aufs engste zusammen die Frage nach der Entstehung des jüdischen Geldgeschäftes. Es ist das alte Problem, um das so viel gestritten worden ist. Mit Befriedigung konstatiere ich, daß HOFMANN sich hier, z. T. wenigstens, von der alten Beantwortung der Frage[1]), daß der jüdische Geldhandel eigentlich erst aus der Zeit nach den Kreuzzügen datiert, freigemacht hat und die neuere Auffassung[2]) teilt, daß die Juden in Deutschland fraglos schon „von Anfang an" auch den Geldhandel betrieben haben. Die bisherigen Quellen ließen das schon erkennen. Angesichts des neuen Quellenmaterials ist ein Ableugnen dieser Tatsache unmöglich.

Seit wann aber wird das Geldgeschäft „das" Geschäft der Juden, werden die Juden „die" Geldhändler? HOFMANN meint, wie es scheint, erst in der Zeit zwischen 1250 und 1350. Denn in dieser Zeit beginnt die landesherrliche und stadtherrliche Festsetzung von Zinstaxen für die Juden. Diese Anschauung ist nicht haltbar. Derartige rechtliche Festsetzungen folgen stets der tatsächlichen wirtschaftlichen Entwicklung um ein Beträchtliches nach. In diesem Fall setzt die Tatsache der Aufstellung von Zinstaxen für die Juden eine volle Entfaltung des jüdischen Geldgeschäftes voraus, ja im Grunde ein fast völliges Aufgehen der Juden im Geldgeschäft. Das Privileg Herzog Friedrichs von Österreich an die Juden zeigt, wie sehr das bereits fürs Jahr 1244 der Fall war. In Nachrichten aus der Zeit um 1200 ist Jude und Wucherer bereits identisch. So spricht die Trierer Synode von „Judeo vel foeneratori". Für Walter von der Vogelweide sind die Helfer, an die man sich bei Geldmangel wendet, die Juden. An eine andere Möglichkeit denkt er gar nicht. — 1188 fliehen die Juden bei einer Verfolgung aus Münzenberg unter Zurücklassung ihres Eigentums, ihrer Thorarollen und — ihrer Pfänder. Jude ist gleich Wucherer! — 1146 sind drei Juden aus Bacharach auf die Burg Stahleck geflohen. Sie

---

1) Vgl. ROSCHER, „Die Stellung der Juden im Mittelalter," in Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 1875, S. 503 ff., und HÖNIGER, „Zur Geschichte der Juden in Deutschland," in Zeitschrift der Juden in Deutschland I, 1887, S. 65 ff.

2) Vgl. CARO, „Social- und Wirtschaftsgeschichte der Juden im Mittelalter und der Neuzeit" I, 1908, und meine Schrift: B. HAHN, „Die wirtschaftliche Tätigkeit der Juden im Fränkischen [illegible] Deutschen Reich bis zum zweiten Kreuzzug", 1911.

gehen nach einiger Zeit hinab, um ihre Schuldforderungen und Geschäfte zu besprechen. Die Juden sind Wucherer nach der Vorstellung auch dieser Nachricht. — Nach den Nachrichten, die wir Elieser ben Nathan aus Mainz verdanken, der bis 1150 wirkte, ist das Geldgeschäft organischer und notwendiger Bestandteil jüdischer Geschäftstätigkeit; immer wieder wird es als Grundpfeiler hervorgehoben neben dem Handel; Handel und Geldgeschäft stehen sich zum mindesten völlig gleichwertig schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts gegenüber; ja in den Nachrichten desselben Elieser ben Nathans scheint das Geldgeschäft bereits ein Übergewicht zu gewinnen; das zeigt die Fülle der Einzelnachrichten und die immer wiederkehrenden genauen Regelungen des Geldhandels bei ihm. — Jedenfalls, angesichts dieses Materials, ist es wohl klar: im Laufe des 12. Jahrhunderts ist die Entscheidung bereits gefallen.

Die übrigen Seiten jüdischer Wirtschaftstätigkeit sind verhältnismäßig nur kurz gestreift. Das ist zu bedauern. In einigen Punkten wäre vielleicht bei näherem Eingehen manches anders gesagt worden.

In bezug auf die Frage jüdischen Grundbesitzes konstatiert HOFMANN dasselbe, was schon die alten Quellen sagten, nämlich, daß die Juden in der Karolingerzeit und in den folgenden Jahrhunderten Grundbesitz gehabt haben. Nur verwendet HOFMANN als Bezeichnung ganz summarisch das Wort „ländlicher Grundbesitz". Das ist zum mindesten mißverständlich. Eine eingehendere Betrachtung der hierhergehörigen Stellen hätte das gezeigt. Nach diesen Nachrichten sind die Juden Stadtbewohner. Als solche haben sie Grundbesitz gehabt, und zwar neben Häusern und Gärten auch Weinberge und auch Felder. Das war bei Stadtbewohnern jener Zeit nichts Außergewöhnliches, im Gegenteil, — denn es gab keine so strenge Scheidung von Stadt und Land wie heute. Rein ländlicher Grundbesitz der Juden ist daneben vorgekommen. Das war aber nicht die Regel, sondern Ausnahme.

Daß der Grundbesitz für Juden manchmal eine wichtige Quelle der Ernährung, gelegentlich die wichtigste bildete, wird für die ältere Zeit zuzugeben sein. Die neuen Quellen scheinen wenigstens dahin zu weisen. Und es würde das den damaligen allgemeinen Verhältnissen entsprechen. Daß das aber bis ins 12. Jahrhundert hinein angedauert haben soll, erscheint doch sehr fraglich. Die von HOFMANN dafür angeführte Stelle zeigt gerade, daß das im 12. Jahrhundert etwas völlig Seltenes war[1]). Und die zeitlich etwas früher anzusetzende Quelle des Elieser ben Nathan aus Mainz stellt einfach in Abrede, daß die Juden noch Grundbesitz haben[2]). Die Fälle aus dem Osten, besonders aus Schlesien, wo die Juden in größerem Maße Grundbesitz zu haben

---

1) Cf. HOFMANN, Anhang 68: „es ist verboten, von einem Israeliten Zinsen zu nehmen, und ebenso von einem Nichtjuden, wenn man sich durch seinen Grundbesitz ernähren kann" — und das zu einer Zeit, als der jüdische Geldhandel in voller Blüte stand, um 1200.

2) HOFMANN, Anhang 58: „in jetziger Zeit, wo die Israeliten keine Felder und Weinberge haben, um davon zu leben, ist die Verleihung . . . notwendig. . . .

scheinen, gehen, zumeist wenigstens, auf Pfandbesitz zurück. Immerhin — vorgekommen mag das auch jetzt noch hier und da sein.

Den Handel der Juden berührt HOFMANN gleichfalls nur in kürzeren Ausführungen. Das ist zu bedauern, denn gerade hier scheinen mir die neuen Quellen viel Interessantes und im einzelnen auch Neues zu bringen. Das die Organisation und die Formen jüdischen Handels Betreffende ist bereits erwähnt worden. Wichtig ist nun noch ein anderes: die neuen hebräischen Quellen lassen klar erkennen, daß die jüdische Handelstätigkeit das ganze 12., ja auch noch im 13. Jahrhundert angedauert hat, allerdings — und das ist wohl zu beachten — schon frühzeitig, d. h. im 12. Jahrhundert, immer mehr und mehr überholt und schließlich ganz in den Schatten gestellt durch das Geldgeschäft. Wir hören von jüdischem Binnenhandel, wobei Köln mit seinen Messen den Hauptmittelpunkt zu bilden scheint, und auch noch von auswärtigem Handel, besonders nach dem Osten hin. Diese Tatsache ist interessant.

Sie bildet aber nicht einen Beweis für die alte These, die Juden seien hinausgedrängt aus dem Handel durch den erst nach den Kreuzzügen erstarkenden nationalen Handel. Das Zurücktreten jüdischen Handels und der Übergang zum Geldgeschäft vollzieht sich aus ganz anderen Gründen, in ganz anderer Weise und zu einem anderen Zeitpunkt. Die von mir in meiner Schrift[1]) gezeichneten Linien bleiben im wesentlichen bestehen. Das zeigt folgende Tatsache.

Nirgends in den neuen Quellen, die alten bestätigend, findet sich auch nur ein wirklicher Hinweis dahin, daß die Juden an den mit der Entwicklung des Städtewesens aufkommenden und dann ganz in den Vordergrund tretenden neuen Formen des Handels, dem stehenden Kleinhandel und dem Handwerk, das seine Produkte selbst auf den Markt brachte, teilgenommen hätten. Das ist nicht der Fall gewesen. Und damit ist die ganze gewaltige Steigerung, die sich mit Entfaltung des Städtewesens auf dem Gebiet des Handels vollzog, den Juden nicht zugute gekommen. Sie vollzog sich in den neuen Formen. Der jüdische Handel dagegen kennt keine wirkliche Steigerung mehr seit Entfaltung des Städtewesens, er steht, ja nimmt wohl sogar ab. Die aber trotzdem vorliegende große Entfaltung und Steigerung jüdischer Wirtschaftstätigkeit überhaupt in jener Zeit fällt auf das Gebiet des Geldhandels. Im 12. Jahrhundert ist er bereits ebenbürtig neben den Handel getreten, ja überholt ihn im 12. Jahrhundert. Gegen Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts wird Jude gleichbedeutend mit Wucherer, d. h. das Geldgeschäft hat den Handel weit hinter sich gelassen. Das 13. Jahrhundert vollendet diese Entwicklung. Also: Übergang zum Geldhandel im 12. Jahrhundert, d. h. sobald die Gelegenheit sich bot, und Zurücktreten des Handels, weil die Juden in den alten Formen beharren, die neuen nicht mitmachen. — Es ist mir von Wert, daß CARO in seiner Rezension meiner Schrift gerade diese von mir aufgestellten Grundlinien der Entwicklung im wesentlichen als richtig anerkennt. — HOFMANN stellt sich allerdings in der ganzen Frage auf den

1) B. HAHN, „Die wirtschaftliche Tätigkeit [illegible]“, S. 69 ff.

alten Standpunkt: durch Verbote seit Beginn des 14. Jahrhunderts und dadurch, daß den Juden der Zutritt zu den Gilden und Gemeinschaften verschlossen war, die allein Handelsberechtigung besaßen, sei der jüdische Handel unterdrückt worden und seien die Juden vom Handel ausgeschlossen worden. Das könnte richtig und zutreffend sein, wenn der Übergang vom Handel zum Geldgeschäft sich erst im 14. Jahrhundert vollzogen hätte. Das war nicht der Fall. HOFMANN vergißt, daß der jüdische Handel längst nicht mehr den Charakter einer aufsteigenden Tätigkeit besaß, längst nicht mehr die Haupttätigkeit der Juden war, und daß das Geldgeschäft schon im 12. Jahrhundert zur Haupttätigkeit der Juden wurde. Also der Umschwung beginnt sich zu vollziehen, als die von HOFMANN genannten Faktoren einen Einfluß noch nicht ausüben konnten. — In Einzelfragen hätte ich Folgendes einzuwenden. Die Erwähnung eines jüdischen Schiffes zwischen Nizza und Marseille ist noch kein Beweis für die Juden als „kühne Seefahrer". Noch weniger kann man aus der kurzen und ganz allgemeinen Empfehlung eines Juden durch einen Bischof an seinen Freund „solent huius modi homines honestas habere causas" — sofort auf den soliden Großkaufmann schließen. Die auf S. 10 zitierte Verordnung Lothars I. beruht auf falscher Lesart. Sie handelt überhaupt nicht von Juden. — Das auf S. 70, als von Karl d. Gr. stammend, erwähnte Kapitular ist unecht; es stammt aus einer anderen Zeit. — Gleichfalls kann ich mich nicht einverstanden erklären mit folgender Behandlung der Quellen: im Text lautet eine Stelle (S. 13): „im Handel liegt unser Lebensunterhalt", — in der Quelle selbst (Anhang Nr. 47): „... weil der Handel zu unserem Lebensunterhalt dient". Das ist ein sehr wesentlicher Unterschied. — HOFMANN spricht ferner immer wieder von jüdischem Orienthandel großen Maßstabes. Das ist nicht der Fall gewesen. In der Merowingerzeit beherrschten die Syrer diesen Handel; in der Karolingerzeit ist der Handel der fränkischen Juden mit dem Orient gering. — Beim Sklavenhandel hat H. die interessante Stelle aus dem Konzil von Meaux (M. G. LL. II, 2, p. 419) übersehen. Im übrigen schwächt er die Rolle der Juden an diesem Handel gar zu sehr ab. Der Anteil der Juden ist tatsächlich bedeutend gewesen. Im 11. Jahrhundert scheinen hauptsächlich sie diesen Handel in der Hand gehabt zu haben[1]). — Das Verdienst H.s bleibt bei alledem bestehen, daß er uns die wertvollen Quellen erschlossen und auf Grund derselben eine eingehende Schilderung jüdischer Wirtschaftstätigkeit, speziell des Geldgeschäftes, gegeben hat. Wir verdanken dem ein reicheres, farbigeres Bild, in manchem auch neue Züge. — B. HAHN.

1) B. HAHN, „Wirtschaftliche Tätigkeit der Juden usw.", S. 28 ff.

Über das Jus albinagii und das Jus detractus in Tirol und Vorderösterreich.

Von

Otto Stolz (Innsbruck).

Im 9. (1911) Bande dieser Zeitschrift (S. 229 ff.) besprach A. SCHULTZE im Rahmen einer weitergehenden Erörterung meinen Aufsatz „die tirolischen Geleits- und Rechtshilfeverträge bis zum Jahr 1363“ (Zeitschrift des Ferdinandeums, 53. Heft). Ich hatte in diesem Aufsatze ein beiläufiges Bild der allgemeinen Entwicklung des zwischenterritorialen Rechtsschutzes in Deutschland bis ins 13. Jahrhundert entworfen, nicht um dieses Themas selbst willen, sondern nur um meine territorial beschränkten Ausführungen in die allgemeine Entwicklung einigermaßen eingliedern zu können. Ich begrüße es selbst am meisten, daß Schultze nun diese Aufgabe auf einer breiteren Quellenbasis durchgeführt hat und manche wichtige Einzelheiten berichtigte. Die Grundgedanken meiner Ausführungen scheinen mir aber dadurch nicht berührt worden zu sein. Insbesondere verwahre ich mich gegen den Vorwurf, daß ich den fremdenfreundlichen Charakter der älteren deutschen Stadtrechte und den hierin gelegenen Gegensatz zum Recht auf dem Lande verkannt hätte. Vielmehr habe ich das ausdrücklich betont (S. 116). Über SCHULTZEs Theorie von der Entstehung der Gastgerichte kann ich nur wiederholen, daß die Verkürzung der Termine und die Vereinfachung des Verfahrens, die notorisch bei jenen Gerichten statthatten, ohne die Mitwirkung verkehrsfreundlicher Tendenzen nicht erklärt werden können; denn wenn es sich nur darum gehandelt hätte, die Fremden der städtischen Gerichtsbarkeit zu unterwerfen und dadurch deren Erträgnis und die Rechtssicherheit der eigenen Bürger zu erhöhen, so hätte man die erwähnten Änderungen nicht anbringen müssen. SCHULTZE scheint mir eben unberechtigterweise ein Motiv, das ja gewiß vorhanden war, zum allein wirksamen zu stempeln, wo auch noch andere Motive offensichtlich mit am Werke waren.

SCHULTZE wendet sich ferner dagegen, daß VON VOLTELINI und ich eine Bestimmung des Privilegs für die Florentiner Bankherren zu Bozen von 1319 als eine Befreiung vom landesfürstlichen „ius albinagii“ gedeutet hätten. Vielmehr beziehe sich diese Bestimmung auf den in vielen mittelalterlichen Städten herrschenden Rechtsbrauch, den Nachlass von Bürgern oder Inwohnern überhaupt nicht oder nur gegen Abzug an stadtfremde Erben gelangen zu lassen. Nicht die Beerbung Fremder durch Fremde, sondern Einheimischer durch Fremde werde da behindert, und der letztere Vorgang falle nicht in den Begriff des Fremdlingrechtes. Gegen diese Argumentation habe ich aber verschiedene Einwände spezieller und allgemeiner Natur zu erheben. In Wirklichkeit betrachtet nämlich dieses Privileg[1]) die Bankinhaber nicht

1) VOLTELINI, in Beitr. z. Rechtsgesch. Tirols, S. 66 ff.

als fest in Bozen angesessene Inwohner oder gar Bürger, denn es hat ausdrücklich nur auf die Dauer der Inhaberschaft, drei Jahre, Geltung; nach Ablauf derselben muß jenen für einen weiteren einjährigen Aufenthalt der besondere landesfürstliche Schutz versprochen und für die ganze Zeit eine Geleitszusicherung „more mercatorum", d. h. nach Art der fremden Kaufleute, erteilt werden. Ferner werde ich unten nachweisen, daß in Tirol wenigstens später dieses „Abzugrecht" ausschließlich dem Landesfürsten vorbehalten war. Die Befreiung vom Abzugrechte kann aber durch das fragliche Privileg gemäß seines Wortlautes überhaupt nicht beabsichtigt gewesen sein, denn es gewährleistet im Namen des Grafen von Tirol den Florentinern Freiheit der Testierung und des gesetzlichen Erbganges, also das Erbrecht überhaupt, nicht mehr und nicht weniger. Das Abzugsrecht setzt aber voraus, daß der normale Erbgang auch für die Fremden bereits anerkannt sei und will ihn nur einer regelmäßigen Besteuerung unterwerfen. Wie ich noch unten weiter ausführe, ist das Abzugrecht als Ablösung jenes Rechtes, welches die völlige Einziehung der für die Fremden fälligen Erbschaften seitens des Landesfürsten (oder deren Heimfall) anordnete, entstanden, und darf daher diesem nicht gleichgestellt werden. Das erwähnte Heimfallsrecht nannte man „ius albinagii", ein spätlateinisches Wort, das nichts anderes besagt, als Fremdlingsrecht kurzweg. In Deutschland scheint der Ausdruck früher nicht heimisch gewesen zu sein[1]), erst im 18. Jahrhundert wurde er aus Frankreich rezipiert. Wie aber die von mir unten S. 233 ff. mitgeteilten Belege versichern, gebrauchte man ihn damals durchaus für die Einziehung von Vermögen, die an auswärtige Erben fällig waren, gleichgültig, ob der Erblasser Bürger, Inwohner oder nur durchreisender Fremder war; ja die ersteren zwei Bedingungen werden als die faktisch häufiger eintreffenden in erster Linie in Betracht gezogen. Es entspricht also der herkömmlichen Terminologie auf jeden Fall, die mitgeteilte Bestimmung des Bozener Leihbankprivilegs von 1319 auf das landesherrliche ius albinagii zu beziehen, auch dann, wenn die Annahme SCHULTZES, daß die Inhaber der Bank als Landesangehörige anzusehen seien, richtig wäre. Der nach Fremdlingsrecht Behandelte war ja immer der fremde Erbe, dem die Erbschaft vorenthalten wird. SCHULTZE hat — der Orientierung der Leser halber führe ich dies noch an — aus zahlreichen Quellenstellen zur Evidenz nachgewiesen, daß die deutschen Stadtrechte des 12. und 13. Jahrhunderts die Testier- und Vererbungsfreiheit der Fremden festsetzten, wie ja auch Kaiser Friedrich II. für sein italienisches Reich im Jahr 1220 dieselbe Verfügung erließ[2]). Aber diese Stadtrechte waren eben Sonderrechte, die sich dem Gebrauch am Lande entgegenstellten und aus diesem Verhältnisse, sowie direkten Erwähnungen[3]) müssen wir schließen, daß nach dem gemeinen älteren Rechte der Nachlaß für Fremde dem Heimfall an

1) Wohl aber in Italien, siehe PERTILE, Storia del diritto Italiano[2] 3, 194.
2) Mon. Germ. Constitutiones 2, 109.
3) Siehe BRUNNER, Deutsche Rechtsgesch.[2] 1, 401; SCHRÖDER, D. Rechtsgesch.[5] S. 541, Anm. 52.

die Staatsgewalt ausgesetzt war. SCHULTZE ist nun der Ansicht, daß die völlige oder teilweise Einziehung der inländischen, erbrechtlich aber Fremden zufallenden Vermögen prinzipiell vom „ius albinagii" der alten Zeit verschieden und in den Städten seit dem 13. Jahrhundert (z. B. in Wien laut des Stadtrechtes von 1221) infolge des Wachstums der monopolistischen Tendenzen in der städtischen Wirtschaftsordnung neu aufgekommen sei. Gewiß fällt die Ausprägung des städtischen Gästerechtes in diese Epoche, gewiß zeichnet sich die frühere durch ein weitherziges Entgegenkommen der Städte gegenüber den Fremden aus, aber sollen wirklich die angedeuteten fremdenrechtlichen Grundsätze erst in den Städten erfunden worden sein, wenn andererseits ihre Geltung auf dem umgebenden Lande feststeht? Ich glaube vielmehr, daß da eine direkte Anlehnung anzunehmen ist und daß daher entwicklungsgeschichtlich diese rechtlichen Erschwerungen des Erbschaftsantrittes seitens Fremder als Überreste des alten Fremdlingsrechtes bezeichnet werden müssen.

Für das Gebiet meiner Darstellung handelt es sich nicht um ein städtisches, sondern territoriales Heimfallsrecht und als einen weiteren Beleg für dasselbe konnte ich ferner die Stelle eines Privilegs für Mailand vom Jahr 1400 anführen (S. 123), in welchem der tirolische Landesfürst ebenfalls den Verzicht auf den Nachlaß von in Tirol verstorbenen Mailändern ausspricht. SCHULTZE erklärt dies als einen Verzicht auf den erblosen Nachlaß, der überall (wie heute noch) dem Fiskus zufällt. Mir scheint aber diese Auslegung nach dem Wortlaut der betreffenden Stelle nicht zulässig zu sein; denn diese sagt ausdrücklich, daß der Landesfürst den „haeredibus" jener Mailänder, die mit oder ohne Testament in Tirol sterben, das ungeminderte Erbschaftsrecht zugestehe. Es wird also das Vorhandensein von Erben direkt vorausgesetzt und ausdrücklich die Wahrung ihrer Rechte garantiert.

In diesem Fall handelt es sich also zweifellos um das Erbrecht Fremder nach Fremden, die im Lande vorübergehend Aufenthalt genommen haben und dieses sollte gegen Anfechtungen, die dem älteren Fremdlingsrecht entspringen konnten, gesichert werden. Über das Erbrecht von Fremden nach Landesangehörigen fand ich für diese frühere Zeit keine Nachrichten. Wohl erscheinen in den Rechten und Sonderprivilegien tirolischer Städte, so für Innsbruck und Hall von 1239, 1303 und 1363, für Meran von 1363 und 1368[1]) Bestimmungen, welche die Freiheit und Sicherheit des Erbganges der Stadtbewohner bis ins fünfte Verwandtschaftsglied gewährleisten. Ob damit speziell gegen das landesfürstliche „ius albinagii" angekämpft werden sollte, ist fraglich.

Es muß mir also trotz der Einwände SCHULTZES feststehen, daß in Tirol zu jener Zeit der Landesfürst an die Erbschaften, die außer Landes gehen sollten, theoretisch wenigstens den Anspruch auf völlige

---

1) SCHWIND und DOPSCH, Urkunden S. 81; ST[illegible]Z, Hall i. T. S. 207; STAMPFER, Chronik von Meran S. 246 u. 255.

Einziehung zu seinen Gunsten stellte. Eine andere Frage ist es freilich, ob dieser theoretische Anspruch zur Zeit der zitierten Belege in seiner ganzen Schärfe auch faktisch gehandhabt wurde und nicht durch eine mildere Form ersetzt war. Die Tatsache der Befreiung von ihm steht dieser Annahme nicht im Wege, denn diese Privilegien hatten immer noch den Sinn, auch der letzten Eventualität, daß das theoretische ius albinagii wieder einmal hervorgezogen würde, vorzubeugen. Ein Gegenstück zum ius albinagii bildet das nicht minder barbarische Grundruhrrecht, welches zwischen Tirol und Bayern erst ein Vertrag im Jahr 1425[1]) in aller Form für aufgehoben erklärte, obwohl seit mehr als hundert Jahren zwischen den genannten und anderen Ländern zahlreiche Geleits- und Sicherheitsverträge geschlossen worden waren. Die Entwickung des zwischenstaatlichen Rechts zeigt ganz besonders häufig langwierige Übergangsstadien, in denen alte Rechtsformen grundsätzlich noch nicht aufgegeben, faktisch aber doch durch entgegengesetzte Bildungen überholt erscheinen. Den besten Beweis, daß das ius albinagii mindestens im 15. Jahrhundert in Tirol nicht mehr ausgeübt wurde, liefert die Tatsache, daß unvermittelt zu Beginn des 16. Jahrhunderts über das ganze Land eine Abgabe verbreitet erscheint, die von den außer Land zu ziehenden Erbschaften dem landesfürstlichen Fiskus und in dessen Vertretung den Richtern zu zahlen ist. Dieselbe hieß bezeichnenderweise „Zulaßgeld“, womit gesagt werden sollte, daß durch Entrichtung dieses Geldes die Zulassung zu einer streng rechtlich nicht gebührenden Wohltat erwirkt werde. Das Abzuggeld (detractus), welcher Ausdruck wie überall später auch in Tirol üblich wurde, ist im Wesen ganz dasselbe wie jenes Zulaßgeld, nur wird in letzter Bezeichnung noch der ursprüngliche Sinn der Abgabe, in ersterer die bloße Tatsache derselben angedeutet. Im Zusammenhange dieser Erörterung erscheint auch die Annahme berechtigt, daß das Zulaßgeld als Entschädigung für die Auflassung des landesfürstlichen ius albinagii eingeführt worden sei, also ursächlich von diesem abhänge.

So erklärt im Jahre 1521 Bischof Sebastian von Brixen als damaliger Pfandinhaber des tirolischen Landgerichtes St. Michaelsburg (Bruneck), daß der Richter dortselbst das „zuelassgelt, sonderlich, wo frömde erben verhanden sein, dem alten geprauch gemess“ auch fürderhin einheben solle[2]). Die Meraner Artikel (das Tiroler Reformprogramm) von 1525 fordern, daß die „erben im land kain zuelassgelt geben“ sollen[3]). Als Gegensatz hierzu sind „Erben außer Land“ gedacht; das allgemeine Rechtsgefühl erkannte also die Berechtigung einer besonderen Abgabe, die ausländische Erben für den Antritt einer Erbschaft im Inlande zu erlegen hatten, an. Dasselbe besagt mit voller Deutlichkeit eine Beschwerde der Stadt Bozen von 1524 gegen den Stadtrichter wegen Erhebung ungebührlichen Zulaßgeldes

1) Wopfner in Forschungen und Mitt. z. Gesch. v. Tirol, 1, 211.
2) Wopfner, Acta Tirolensia 3, 19, Z. 20.
3) A. a. O. 60, Z. 19.

und die Erwiderung des Richters darauf[1]). In dem Tiroler Landrechte (sog. Landesordnung) von 1532 finden wir allerdings keine derartige Belastung der fremden Erben ausgesprochen, obwohl der Inhalt des 23. Art. 3. B., der von diesen handelt, hierzu Anlaß geboten hätte.

Ist also diese Abgabe von den ins Ausland zu übertragenden Erbschaften auch für die frühere Zeit hinlänglich bezeugt, so gewinnt sie seit der Mitte des 16. Jahrhunderts offensichtlich eine erhöhte Bedeutung, was sich schon äußerlich in dem Aktenumfange, den dieser Gegenstand seither beansprucht, ausspricht. Das findet sich allerdings bereits in den rechtsgeschichtlichen Darstellungen[2]) hervorgehoben, aber in so allgemeiner Form, daß es Interesse haben dürfte, die Geschichte dieser Abgabe in der neueren Zeit am Beispiele eines bestimmten Staates oder Staatengefüges genauer zu verfolgen. Ich bleibe hierzu bei Tirol und dem von der Innsbrucker Regierung verwalteten Vorderösterreich, um dann nach deren Vereinigung mit dem österreichischen Hauptlande (1665) auf dieses selbst überzugehen. Hiermit überschreite ich natürlich den Zweck, den ich im ersten Teil dieser Ausführungen verfolgte.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, erwähne ich, daß die Grundherren bei erbrechtlichem Wechsel und bei Verkauf der von ihnen abhängigen Leihegüter von dem neuen und bisherigen Besitzer derselben Abgaben einforderten. In Tirol, wo diese seit dem 14. Jahrhundert nachweisbar sind[3]), heißen sie im ersteren Falle „für Geding", im letzteren „für Auf- und Abzug". Dieses grundherrliche Abzuggeld ist aber von dem territorial- oder landesherrlichen Abzuggeld sowohl seinem Ursprung wie seinem Wesen nach scharf auseinanderzuhalten. Die Rechtsgrundlage ihrer Erhebung ist eine verschiedene, in dem ersten Falle das Obereigentum des Grundherrn an dem Leihegute (also ein privatrechtliches Moment), in dem letzteren die Territorialhoheit und insbesondere die wichtigste Komponente derselben, die Gerichtshoheit (ein öffentlich-rechtliches Moment). Aber auch das Wesen dieser Abgaben ist disparat — in dem einen Falle Besteuerung bei Verlassen des bisher bewirtschafteten Leihegutes, in dem anderen des Territorialbereiches und der Rechtsgemeinschaft —, und es erscheint mir nicht ohne weiteres als sicher, daß ihre Entwicklung durch gegenseitige Analogiewirkung beeinflußt war[4]). Das

---

1) Staatsarchiv Innsbruck Prozeßakten 50. Die Stadt sagt: „dass die naturlichen gesippt erben als geswistrigat kind und ander angeporn freundt auch unwidersprechlich erben, die nye aus dem gericht komen, sunder darin geborn sein, ganz unpillich zulasgelt, so wider alts herkomen, nur umb aygennutz willen dem landrichter wider gemains landsordnung (geben) muessen." Der Richter darauf: „dass ich von niemand dann den ausslendern zulassgeld nem, das dann bisher in brauch und übung gewest ist."

2) Z. B. Gierke, Deutsches Privatrecht 1, 450. — Eine genauere Darstellung mit Angabe der älteren Literatur in Mischler-Ulbrich, Österr. Staatswörterbuch, 2. Aufl., 1, 1 f.

3) Siehe Wopfner, Erbleihe Deutschtirols, S. 107 und 149 f.

4) Der Verfasser des zit. Artikels bei Mischler-Ulbrich nimmt allerdings an, daß sich das landesherrliche Abzuggeld als eine besondere Art des

Abzugrecht der unter einem Landesherrn stehenden Städte entsprang wohl Privilegierungen, welche dieser mit Rücksicht auf die besonderen Leistungen und Bedürfnisse der Stadt gewährte. Im folgenden beschäftigt uns nur das landesherrliche Abzugrecht.

In der österreichischen Grafschaft Hohenberg (am oberen Neckar um Horb und Rottenburg) war es laut eines Regierungsberichtes vom Jahr 1566[1]) bis dahin „von je und albegen gebreuchig gewest, daß meniglich, so außerthalb er sei gesessen, wo er woll, und ihm ain Erbfall, er sei durch Contrakt oder in ander Weg, angestanden, denselbigen frei lediglich und on alle Beschwerung eingezogen, die ererbten und angestandenen Gueter verkhaufft und das gelöst und erwerbt Gelt empfangen und darvon weder Heller noch Pfenning wenig oder vil für den zehenden Pfenning oder Abzug bezalt noch gegeben, sondern damit einen freyen Zug gehabt und noch hab." Hingegen müßten die hohenbergischen Untertanen und die anderer benachbarter österreichischer Herrschaften „von allen demjenigem, so inen im Land Wiertemberg erblich zuefelt, den zehenden Pfenning durchaus zu Abzug geben." Die Regierung riet nun dem Erzherzoge Ferdinand von Österreich, den Herzog Christoph von Württemberg zur Abstellung des Abzuggeldes von österreichischen Untertanen aufzufordern, wofern die bisherige Freiheit der Württemberger von demselben im österreichischen Gebiete gewahrt werden solle; lasse sich Württemberg nicht dazu herbei, so solle auch in Hohenberg das Abzuggeld eingeführt werden. Die Verhandlungen verliefen derart, daß die letztere Eventualität zur Tatsache wurde. Im Jahr 1574 verordnete Erzherzog Ferdinand: die Untertanen jener Herrschaften und Städte, welche von den österreichischen Untertanen das Abzugsgeld bei Erbschaften, Heiraten und dergleichen verlangen, müssen dasselbe auch in der Herrschaft Hohenberg entrichten. Nur gegen diejenigen, die diese Abgaben nicht einheben, solle auch im Hohenbergischen ein Gleiches gehalten werden. Nach einer weiteren Verordnung von 1584 werde aber diese Gegenseitigkeit nur gegen jene Herrschaften geübt, welche die Befugnis zur Einhebung des Abzugsgeldes durch Privilegien erhalten hätten[2]). Noch später (z. B. im Jahr 1594) wird betont[3]), daß in der Herrschaft Hohenberg erst infolge des Beispieles, das Württemberg gegeben habe, das Abzuggeld eingeführt worden sei. Hingegen läßt sich die Regierung im Jahr 1583 vom Amtmann in Stockach berichten, daß in der österreichischen Landgrafschaft Nellenburg (im Hegau) und „anderen daselbst herum gelegenen Herrschaften wie auch sonst im Reiche allenthalben gebräuchig sei, daß ein jeder, er sey wer er welle, so erbs- und heiratsweis aus einer in eine fremde Obrigkeit Hab und Güter zeucht, den Abzug zu geben

---

grundherrlichen erst mit der vollen Landesherrlichkeit aus der patrimonialen Staatsidee entwickelt habe. Aus dem mir zur Verfügung stehenden Material vermag ich ein endgültiges Urteil über diese Frage nicht zu fällen.

1) Staatsarchiv Innsbruck, Kopialbuch An die fürstl. Durchlaucht 1565 bis 1566 f. 250 ff.

2) A. a. O. 1592 f. 76; 1588 f. 415.

3) A. a. O. 1594 f. 472.

schuldig ist[1])". Als die o.ö. Kammer im Jahr 1593 in den schwäbischen Besitzungen des Hauses Habsburg das Abzuggeld oder „den zehnten Pfennig" fiskalisieren wollte, erwiderten zwar die Amtleute der schwäbischen Landvogtei, daß „sie und die Stadt Bregenz wie auch andere österreichische schwäbische Lande und Herrschaften es bisher also gegeneinander gehalten, daß kein Teil von des andern Bürger und Untertanen einen Abzug gefordert hätte", und die Stadt Bregenz bat, bei dieser Gewohnheit bleiben zu dürfen[2]). Im Gegensatz hierzu erklärten die unter derselben Landvogtei stehenden Städte Riedlingen und Waldsee (heute Donaukreis Württemberg), daß sie und ihre verwandten Städte (Munderkingen, Mengen, Saulgau) eine, wenn auch die Höhe des zehnten Pfennigs nicht erreichende, Nachsteuer von allem Gut, das aus ihrem Gebiete, insbesondere durch Erbfälle, weggezogen wird, „von Alters her" einzuheben befugt seien, und bitten ihrerseits den Erzherzog, dieses Recht ihnen fernerhin zu belassen[3]). Auch das Fürstentum Hohenzollern beanspruchte — freilich nach einem viel späteren Berichte von 1752[4]) — gegenüber den Untertanen der verschiedenen vorderösterreichischen Lande das Abzugrecht, und letztere versäumten nicht, dies „iure reciproci vel retorsionis" mit gleichem zu vergelten.

Die Stadt Konstanz (seit 1548 österreichisch) ersuchte im Jahre 1568 den Erzherzog Ferdinand um Anerkennung ihres Rechtes, das Abzuggeld von den Erbschaften ihrer Insassen, gleichviel, ob der Besitz im Bereiche des städtischen Gerichts oder außerhalb desselben gelegen sei, erheben zu dürfen. Die Stadt stützte sich hierbei außer auf den bisherigen Gebrauch auf ein Privileg K. Karl IV., das K. Ferdinand I. 1549 bestätigt habe und laute: „Wo sach were, daß dhainerlai erb in irer stat fiele und man das von der stat ziehen und entfrembden wolte, daß die burger das drittail des erbs an irer stat peen nemen sullen und mugen." Die o.ö. Regierung riet aber, gerade in Beziehung auf diesen Wortlaut, dem Begehren hinsichtlich der außerhalb des Stadtgerichtes liegenden Güter nicht stattzugeben[5]). Denn einerseits sei „enweder die von Costentz noch andere Stett keinen verrern Abzug zu nemen befugt, dann sovil sy privilegiert", andererseits erleide dadurch der Zuzug von auswärts begüterten Insassen zu Stadt und damit diese selbst Abbruch.

Hinsichtlich Tirols gibt uns eine wünschenswerte Aufklärung über den Stand dieser Abgabe eine Äußerung der Regierung vom Jahr 1566[6]); danach sei es „in der Grafschaft Tyrol landsbräuchig, wenn ein Ausländer darein heiratet und seiner Hausfrau Vermögen aus dem Lande zu führen begehrt, daß er um dasselbig im Lande genugsame Vergütung und Versicherung tun mag und man ist außer deren nicht

1) A. a. O. 1583 f. 326.
2) A. a. O. 1594 f. 189.
3) A. a. O. 1594 f. 553 und 560; 1595 und 1596 f. 636.
4) A. a. O. Resolutionen 1752 f. 576.
5) A. a. O. An die fürstl. Durchlaucht 1568 f. 80
6) A. a. O. 1566 und 1567 f. 64, 279 und 308.

schuldig, einem davon etwas außer Land zu verführen zu gestatten.“ Der Antritt des Vermögens der Ehefrau sollte in dem besonderen Falle, der Anlaß zu dieser Äußerung gegeben hatte, kraft Erbganges erfolgen, und es ist kein Zweifel, daß der dortselbst ausgesprochene Grundsatz allgemein bei Erbschaften, die ins Ausland zu übertragen waren, in Geltung zu treten hatte. Nur mit einem Staate, nämlich dem benachbarten Bayern, war durch einen Vertrag diese gegenseitige Besteuerung der Untertanen aufgehoben. Als im Jahr 1599 Tiroler eine Erbschaft in Rosenheim antreten sollten, verlangte zwar der herzogliche Pfleger dortselbst 10 und der Rat der Stadt 4 vom Hundert der gesamten Erbsumme als „Abzuggelt oder Nachschlaip“. Die tirolische Regierung erklärte dies aber den „vorlängst“ aufgerichteten Verträgen und dem faktischen Gebrauche zuwider und bat den Kaiser, die Einhaltung derselben bei Bayern zu urgieren[1]). Was damit für ein Vertrag gemeint war, konnte ich nicht feststellen; meines Wissens wurde der letzte, die interterritorialen Rechtsbeziehungen zwischen Tirol und Bayern regelnde Vertrag im Jahre 1535 geschlossen[2]); in demselben findet sich aber nur eine allgemeine Bestimmung betreffs der gleichen rechtlichen Behandlung der Bayern in Österreich und der Österreicher in Bayern.

In demselben Jahre 1599 griff auch die Regierung des Erzstiftes Salzburg zur Neuerung, von den tirolischen Untertanen den zehnten Pfennig zu verlangen[3]). Kaiser Rudolf II., damals unmittelbarer Landesherr von Tirol, richtete zwar an Bayern und Salzburg die Mahnung, diese Beschwerungen wieder einzustellen, aber vorläufig ohne Erfolg, und er sah sich somit genötigt, die angedrohte Gegenmaßregel durchzuführen. Am 12. März 1601 erließ er das Mandat[4]): „daß wir nun hinfürbaß von den Salzburgischen und Bayrischen, wie auch anderer Fürsten, Graffen, Herrn, Stand und Stetten Underthanen, die sich des Abzuggelts oder Nachsteuer gegen den unsrigen anmaßen oder gebrauchen, von denjenigen Gütern, so sy in unserm Land der Grafschaft Tyrol alberait haben oder ins künftig durch Erbfäll, Vermechtnus, Kauff oder andere gebürliche Weg bekommen werden und selbige ins Salzburgisch, Bayrisch oder andere Gebiet ausser Lands transferieren und ziehen wöllen, das Abzuggelt oder Nachsteuer, als von jedem Hundert zehen Gulden, oder aufs wenigst sovil als von den unserigen jedes Orts begert und abgefordert würdet, unnachläßlich auch einziehen lassen wöllen“. Der so geschaffene Zustand[5]) wurde

1) A. a. O. An die kais. Majestät 1599 f. 520.
2) A. a. O. Grenzakten 18, 5.
3) A. a. O. An die kais. Mt. 1599 f. 350.
4) A. a. O. Cameral-Cattanea Nr. 303 Druck.
5) Das unten zit. Mandat vom 6. Sept. 1606 gibt Aufschluß über die faktische Anwendung des Mandats von 1601 folgendermaßen: „Wann in diser Grafschaft Tirol und in Eurer (d. h. der Gerichte und Städte) Inhabung und Verwaltung des Erzbischofen zu Salzburg und Herzogen in Bayern oder andern außer Lands gesessnen Underthanen Erbschaften oder andere Fäll ansterben und gelangen und selbige Underthanen solche Erbschaften oder andere in Tyrol habende Güter verwenden, versilbern, verkauffen und außer Lands in

keineswegs von den Untertanen begrüßt, vielmehr richteten Unterbehörden und schließlich auch der tirolische Landtag an den Landesfürsten das Ersuchen, das „verhaßt Ding" des Abzuggeldes, wenigstens von und nach Bayern, das mit Tirol lebhafte wirtschaftliche Wechselbeziehungen unterhielt, wieder abzustellen[1]). Wirklich hatten die Verhandlungen, die in dieser Sache zwischen Tirol und Bayern eröffnet wurden, alsbald vollen Erfolg. Ein Dekret Erzherzog Maximilians, des Gubernators von Tirol, vom 6. Sept. 1606[2]) befahl die Einstellung aller Abzugsgelder nach Bayern, nachdem dortselbst Herzog Maximilian dasselbe angeordnet habe; diese Gegenseitigkeit solle so lange bestehen, als sie von Bayern beobachtet werde.

Aus diesem Tatsachenbestande können wir folgendes abstrahieren: das Abzugsgeld wurde bei allen Übertragungen von Gütern, die sich im Inlande befinden, ins Ausland erhoben, sofern bei diesen Übertragungen die Intervention der Gerichtsbehörde erforderlich war. Freihändige Verkäufe beweglicher Güter, insbesondere im Handels- und Marktverkehre, unterlagen jedenfalls nicht dieser Abgabe. Hingegen trat dieselbe vorzüglich bei Beerbung von Inländern durch Ausländer ein, sei es, daß das Erbgut von vornherein in Geld bestand, das nun die Erben außer Landes brachten, oder daß es in Realitäten bestand, die jene im Lande verkauften und deren Erlös sie ebenfalls außer Landes führten. Von den Verlassenschaften Fremder, die bei vorübergehendem Aufenthalt im Lande vom Tode ereilt werden — ein naturgemäß viel seltenerer Fall — ist ausdrücklich in den mitgeteilten Akten nicht die Rede, aber dieselben schließen nach ihrer allgemeinen Fassung nicht aus, vielmehr ein, daß auch bei Übertragung solcher Verlassenschaften der Abzug erhoben wurde. Weder die Abgabe an sich noch die ihr zugrunde liegenden Rechtsauffassungen können für das 16. und 17. Jahrhundert als neu oder ursprünglich gelten. Wohl aber tritt klar zutage, daß sie in jener Zeit in viel größerem Umfange angewendet wurde als früher. Der Antrieb hierzu lag wohl mehr in staats- und volkswirtschaftlichen als in unmittelbar fiskalischen Erwägungen. Die Abwanderung des inländischen Kapitals ins Ausland möglichst zu erschweren, war ja ein Hauptsatz der merkantilistischen Epoche, deren Theorie und Praxis, obwohl in gewisser Hinsicht auch früher nicht unbekannt, doch erst seit dem 16. Jahrhundert in den deutschen Territorien zur Herrschaft und immer strengerer Durchführung gelangten. Herzog (Kurfürst) Maximilian von Bayern, der, wie erwähnt, zuerst das Abzugsgeld nach Österreich verlangte und dadurch dessen Gegen-

---

das Salzburgisch, Bayrisch oder anderer Fürsten Gepiet oder Stött transferieren wolten, daß Ihr alles fleiß, acht und auffmerken halten und die gewisse Bestellung thuen sollet, damit ihnen außländigen Underthanen solliche Erbschafften, Angefell oder Kaufschilling ehe auß Eurer Inhabung und Verwaltung wegzubringen nit zugelassen werden, sy haben dann zuvor von denselben ihren ererbten oder andern in disem Land habenden Gütern das Abzuggelt etz. zu Euren Handen richtig und bar bezalt."

1) Staatsarchiv Innsbruck, Kopialbuch „An die fürstl. Durchlaucht 1606" f. 173.

2) A. a. O. Cameral-Cattanea 303 Druck.

maßregel hervorrief, betätigte sich auch sonst als überzeugter und eifriger Vertreter merkantilistischer Grundsätze[1]). Hingegen meldet die Spezialgeschichte des Erzherzogs Ferdinand II. von Tirol keine auffallende Wirksamkeit nach dieser Richtung[2]).

Als im Jahre 1676 eine nach Nürnberg verheiratete Innsbruckerin dorthin ihre Erbschaft übertragen wollte, forderte die o.ö. Regierung vom Nürnberger Magistrat die Ausstellung einer Gegenseitigkeitserklärung. Dieselbe[3]) erfolgte mit den Worten: „Wann wir (Bürgermeister und Rat von Nürnberg) dann wie bisher also auch in künftig mehr eraignenden Fällen, da die Unserigen sich von hier an andere Orte oder auch in besagte (oberösterreichische) Lande begeben haben, oder auch andern Ausländischen, denen in unserer Stadt und Gebiet einige Erbschaft angefallen, nichts aufgehalten haben, sondern nach Erstattung des gewöhnlichen Abzuggelts ohne Ansehung der Person oder Religion in kraft des heilsamen Religionsfriedens das ihrige völlig abfolgen lassen, auch ferners also zu thun gewillt seyn." Das Abzuggeld erscheint da überhaupt nicht mehr als eine Minderung des Erbrechtes aufgefaßt oder empfunden, sondern als eine mit demselben selbstverständlich verknüpfte Abgabe. Andererseits zeigt uns dieser Fall, daß völlige Verhinderung des Erbganges im Sinne des ius albinagii damals auch zwischen einzelnen Ländern des deutschen Reiches nicht als ganz außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegend angesehen wurde.

Während die früheren Akten als Anlaß der Vermögensausfuhr in der Regel Beerbung eines im Inlande Verstorbenen durch einen Ausländer annehmen, wird im 17. Jahrhundert daneben auch die Auswanderung eines Inländers ins Ausland in diesem Sinne angeführt. Der Auswandernde pflegte eben seinen nicht transportablen Besitz im Inlande zu verkaufen, und indem er mit dem Erlös der Heimat den Rücken kehrte, war der Fall einer Kapitalsausfuhr gegeben, die gemäß den bereits erörterten Ansichten möglichst verhütet oder wenigstens in ihren Folgen auf die Staatseinnahmen durch eine gehörige einmalige Besteuerung ausgeglichen werden sollte. Für Tirol und das Land vor dem Arl wurde das Abfahrtsgeld bei Auswanderung zum erstenmale, soweit ich sehe, durch ein Edikt des Erzherzogs Ferdinand Karl vom 14. März 1650[4]) einheitlich geregelt. Danach darf kein Untertan der genannten Länder ohne obrigkeitliche Erlaubnis in die Fremde, insbesondere nach Schwaben, auswandern. Diejenigen, welche sich in einem österreichischen Lande niederlassen wollen, haben überhaupt kein Abzugsgeld zu leisten, ebenso diejenigen, die in ein Land auswandern, dessen Behörde von seinen nach Österreich ziehenden Untertanen keine Nachsteuer verlangt und darüber authentische Erklärungen auszufertigen bereit ist. In allen anderen Fällen ist das Abzugsgeld zu entrichten. Also auch hier sehen wir wieder seitens der o.ö. Regierung eine vollkommene Geneigtheit zur Reziprozität, die

1) Riezler, Gesch. Bayerns 6, 186.
2) Hirn, Erzh. Ferdinand II. von Tirol 2, 410 ff.
3) Staatsarchiv Innsbruck, Schatzarchiv 8664.
4) Staatsarchiv Innsbruck, Kopialbuch „Tirol" 1649—59 f. 75.

allein zu internationaler Freizügigkeit führen konnte, eingehalten. Die intensivere Wanderbewegung, welche zum Erlaß dieses Ediktes Anlaß gegeben, war jedenfalls eine Folge der Entvölkerung und Verödung des oberen Deutschland durch den dreißigjährigen Krieg, von dem Tirol selbst fast ganz unberührt geblieben war. Die juristische Terminologie stellt dieses Abfahrtsgeld der Auswanderer als „detractus personalis oder gabella emigrationis" dem Abfahrtsgeld der Erbschaften, das sie als „detractus realis oder gabella hereditaria" bezeichnet, gegenüber. Soweit aber unser Gebiet in Betracht kommt, trifft diese Scheidung die Sachlage nicht mit voller Klarheit. Hier wurde nämlich zwischen Abfahrtsgeld und Emigrationstaxe genau unterschieden und diese nicht als ein und dieselbe Abgabe behandelt. Eine Verordnung des o.ö. Guberniums vom 22. April 1785 sagt diesbezüglich: „Bei den mit gehöriger Einwilligung außer Land ziehenden Parteien ist die Emigrationsgebühr nicht von dem ganzen mitgehenden Vermögen, sondern nur von jenem Quantum, welches nach Abzug des Abfahrtsgeldes zu 10 vom 100 noch übrig bleibt zu berechnen und abzunehmen; daß also z. B., wenn eine Partei mit 100 fl. auswandert, hievon 10 fl. als Abfahrtgeld und von den übrigen 90 fl. die Emigrationstaxe mit 2 fl. 42 kr. zu entrichten komme." Ebenso schärft eine weitere Gubernialverordnung vom 27. Sept. 1785 ein, daß das „Abfahrtgeld mit der Emigrationsgebühr nicht vermischt, sondern ein jeder Betrag besonders angesetzet werde"[1]). Neben dem Abfahrtsgeld von 10% war also bei jeder Auswanderung eine Emigrationsgebühr von 3% zu entrichten.

In Bayern gab es neben dem landesfürstlichen Abzugsgeld zu 10% noch ein solches einzelner Städte zu 4%, und einen ähnlichen Zustand gewahrten wir auch in einigen vorderösterreichischen Herrschaften. In Unterösterreich waren ebenfalls neben dem landesfürstlichen ein städtisches und grundobrigkeitliches Abzugsgeld gebräuchlich, die bei Vermögensübertragungen im Lande, von einer Stadt bzw. Herrschaft in eine andere erhoben wurden[2]). In Tirol gab es jedoch kein internes Abfahrtsgeld, sondern nur ein externes und dieses wurde nur vom Landesfürsten und nicht von den Stadtmagistraten oder den Inhabern der Gerichtsherrschaften erhoben. Letzteren wurde dann allerdings seit dem 17. Jahrhundert das landesfürstliche Abfahrtsgeld mitunter in Pfand gegeben[3]). 1647 erklärte die oberösterreichische Regierung gegenüber dem Richter und der Stadt Bozen, daß das Abzugsgeld nicht ihnen, sondern nur der erzfürstlichen Kammer zustehe[4]) und 1659 dekretierte Erzherzog Karl Ferdinand[5]): „das ius detractionis oder Nachsteuer wird als ein hohes Regale principis den Inhabern der Herrschaften (Gerichte) in der Grafschaft Tirol quocunque titulo keineswegs verstattet, sondern solche iura werden jederzeit in die erz-

1) Staatsarchiv Innsbruck, Cameral-Cattanea 303.

2) Mischler-Ulbrich, Österreichisches Staatswörterbuch 1, 2; Codex austriacus V, 777 und 880.

3) Ein Verzeichnis dieser Gerichtsherrschaften siehe Ferdinandeum Innsbruck, Dipauliana 1195, II.

4) Staatsarchiv Innsbruck, Kopialbuch „Tirol" 16[illegible]114.

5) A. a. O. V. d. fürstl. Durchlaucht 1659 f. 228.

fürstliche Kammergefälle angenommen und verraitet". In der Tat finden wir in den jährlichen Hauptabrechnungen des landesfürstlichen Kammermeisters regelmäßig die Eingänge aus dem Abzugsgelde als eigene Rubrik gebucht[1]). Auch ein Regierungsakt vom Jahr 1630[2]) und insbesondere ein Vergleich des theresianischen Abzugsgeldpatents von 1754 für Tirol mit dem gleichzeitigen für Unterösterreich[3]) lassen ersehen, daß es in Tirol kein städtisches oder herrschaftliches Abzugsrecht gegeben hat. Als infolge des josephinischen Abzugspatentes vom Jahr 1785 für ganz Österreich das inländische Abzugsgeld der Städte und Herrschaften aufgehoben und die auf dem Bezug desselben haftende Steuer abgeschrieben werden sollte, liefen beim tirolischen Gubernium von sämtlichen Kreisämtern Tirols Berichte ein[4]), daß in ihrem Gebiete ein solches inländisches Abfahrtsgeld niemals bestanden habe. Diese Gestaltung des Abzugsrechtes in Tirol steht in einleuchtender Parallele zur sonstigen Entwicklung der Verfassung dieses Landes: hier haben nur wenige Grundherren öffentlich-rechtliche Befugnisse, insbesondere hinsichtlich Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt, erworben, die Patrimonialgewalt kam hier nur selten zur Ausbildung[5]). Das Abzugsgeld zwischen den einzelnen Patrimonialherrschaften eines Landes ist aber eine Nachwirkung jener Abgaben, welche der Grund- und Leibherr von seinen Untertanen beim Verlassen ihrer Scholle erheben konnte, und die sich auch weiter erhielten, nachdem der Grundherr Eigentümer der Gerichtsgewalt in einem bestimmten Umkreise geworden war.

Die Einwirkung staatswirtschaftlicher Grundsätze der oben angedeuteten Art auf die Entwicklung des Abzugsgeldes wird namentlich illustriert durch das Verhältnis, das hinsichtlich dieser Abgabe zwischen den einzelnen habsburgischen Ländern Platz gegriffen hat. Gleichzeitig liefert dasselbe einen nicht uninteressanten Beitrag zur Geschichte der Gesamtstaatsidee innerhalb des habsburgischen Ländergebietes. Während noch im Jahre 1606 die oberösterreichische Regierung das Abzugsgeld von Tirol nach Kärnten einfordern ließ[6]), resolvierte Erzherzog Ferdinand Karl im Jahre 1647, als der Richter von Bozen von einer aus Bozen nach Mähren zu übertragenden Erbschaft den Abzug forderte: „Da ein österreichisches Erbland gegen ein anderes kein Auf- und Abzug nicht zu fordern in Brauch hat, also soll es auch in diesem Falle erlassen sein[7])". Und gleicherweise bewilligte derselbe Erzherzog 1656 die abzuglose Transferierung einer Erbschaft von Taufers in Tirol nach Baden bei Wien, „weil in den österreichischen Erblanden bisher

---

1) Siehe z. B. a. a. O. Raitbuch 1619 f. 95; 1622 f. 171; 1645 f. 155.
2) A. a. O. Buch Tirol 1625—30 f. 675.
3) Siehe unten S. 231 f.
4) Wie oben S. 229, Anm. 1.
5) Über diese Besonderheiten der tirolischen Verfassung habe ich eingehender im unlängst erschienenen 102. Bd. des Archivs für österreichische Geschichte in einer „Geschichte der Gerichte Deutschtirols" (S. 1221 u. 1247 ff.) gehandelt.
6) Staatsarchiv Innsbruck, Kopialbuch Causa domini 1605—08 f. 400.
7) A. a. O. Buch Tirol 1643—48 f. 444.

eine solche Observanz reciproce erfolgt und hinfüro continiert wird“ [1]). Herrschte also schon in jener Zeit, da Tirol noch unter einer eigenen Sekundogenitur des Hauses Habsburg stand und überhaupt keine Verwaltungsgemeinschaft mit dem österreichischen Hauptlande hatte, die Ansicht, daß zwischen diesen beiden Gebieten wechselnde Vermögen noch innerhalb eines einheitlichen Wirtschaftsbereiches und von diesem genährten fiskalischen Ertragsbereiches verblieben, so mußte sich dieser Standpunkt befestigen, als seit 1665 Tirol und die Vorlande wieder mit dem übrigen Österreich vereinigt wurden. Demgemäß verfügte im Jahre 1685 Kaiser Leopold I. allgemein, daß Vermögen und Verlassenschaften, die von Tirol nach dem Erzherzogtum Österreich und umgekehrt zu übertragen sind, kein Abzuggeld zu leisten haben, weil ja beide Länder „unmittelbar der römischen kaiserlichen Majestät als einem Landsfürsten in beiden Orten zugehörig sein, auch hierüber in ein oder anderen derlei transferierenden Fällen kein Abfahrtgeld entrichtet wird“ [2]). Mit derselben Begründung hob ein weiteres Mandat Leopolds I. vom Jahr 1696 das „ius detractionis oder Abfahrtsteuer bei Geld- und Erbschaftstransferierungen“ zwischen Tirol und den Ländern der böhmischen Krone, Böhmen, Mähren und Schlesien auf [3]). Den Schlußpunkt dieser Entwicklung bildet dann das ziemlich ausführliche Gesetz, das Kaiserin Maria Theresia unter dem 8. Nov. 1754 zur Regulierung des „ius detractus oder Abfahrtgeldes“ in Tirol erlassen hat [4]). Danach soll „ein Vermögen nicht allein, wann selbes in dieser Grafschaft Tyrol von einem Ort oder Gericht in das andere übertragen, sondern auch an auswärtige von Uns besitzende Erblande gezogen werden will, und zwar ohne einzigen Unterschied mithin nicht nur in Unsere sogenannte teutsche Erblande Böhmen, Mähren, Schlesien, Niederösterreich ob und unter der Enns, Steyer, Kärnten, Crain und was zu denen innerösterreichischen Landen gehöret, sondern auch in Hungarn, Slavonien, Siebenbürgen, das Banat, Temesvar etz wie auch die Italiänische und Niederländische von Uns innhabende Lande vollkommen freyzügig seyn und bleiben“. Damit war also die vollständige Aufhebung des Abzugsgeldes sowohl innerhalb Tirols (wo es faktisch nie bestanden hat) und zwischen Tirol und allen andern Ländern der habsburgischen Monarchie ausgesprochen, und ein ergänzender Absatz desselben Gesetzes fügte auch noch die lothringischen Länder (jedoch außer Lothringen selbst, das ja damals bereits französisch war) hinzu.

Im Gegensatze hierzu verfügte jenes Gesetz weiter: wenn „dergleichen Vermögenheiten in ein vollkommen auswärtiges Land mittelst Emigration des Eigentümers, wan er hiezu den landsfürstlichen Consens erhalten hat, oder in Erbschaftsfällen zu kommen hätten, solle hiervon Unserem Ärario das Abfahrtsgeld a 10 pro Cento, das ist 6 Kr. vom Gulden, baar verabfolget werden; für vollkommen auswärtige

1) A. a. O. Causa domini 1656—58 f. 8.
2) A. a. O. 1685 f. 90 und 120; von der kaiserlichen Majestät 1685 f. 87.
3) A. a. O. Causa domini 1696 f. 678.
4) A. a. O. Resolutionen 1754 f. 452; Causa Domini 1754 f. 295.

Länder aber sind all jene zu halten, welche Wir nicht würklich der Zeit innhaben, obeschon vorhin von Uns oder Unsern Vorfahren selbe besessen worden, jedoch mit Ausnahm des Lands Bayern mit welchem sich des landsherrschaftlichen Abzugs halber schon vor Zeiten vereinbahrt und die reciprocirliche Freyzugigkeit zwischen Tyrol und Bayern zugesichert worden ist, wie denn auch ein gleiches von denen dem Bischof zu Freysingen zuständigen Ortschaften zu verstehen, da selber sich ebenfalls unterm 8. Martii 1684[1]) zu Eingestehung des freyen Abzuges gegen Unseren V. Ö. Stellen die Zusicherung gegeben hat." Gegen das ganze Ausland außer Bayern und Freising wurde also seitens Österreichs der Abzug erhoben. Der wechselseitige Verzicht auf diese Abgabe, hier auch „Freigelt" genannt, war, wie bereits oben erwähnt, mit Bayern im Jahre 1606 vereinbart und trotz einzelner Rückfälle[2]) im Jahr 1667 durch Vertrag erneuert worden[3]).

Die gleichzeitig von Maria Theresia für die niederösterreichischen Länder erlassenen Abzugpatente[4]) zeigen nur hinsichtlich des landesfürstlichen Abzugsgeldes den fortgeschrittenen Standpunkt des tirolischen Patents und beließen das inländische Abzugsgeld der Herrschaften und Städte. Erst K. Joseph hat 1785 letzteres in einem für ganz Österreich berechneten Patente aufgehoben; für Tirol wurde aber, wie wir gesehen haben, hierdurch nichts Neues geschaffen. Hingegen mehren sich seit dieser Zeit die Verträge mit fremden Staaten, insbesondere solchen des Deutschen Reiches, zwecks wechselseitigen Verzichtes auf das Abzugsgeld[5]). Nachdem so diese Reziprozität auf dem Wege interterritorialer und internationaler Verträge im weitesten Umfange sich Eingang geschaffen hatte, fand dieselbe auch in den Verfassungsurkunden der einzelnen Staaten selbst ihr Unterkommen.

Mit dem „ius detractus" und daraus resultierenden Abzugsgeld war dem Wesen nach nahe verwandt das „ius albinagii"; es stellte die Steigerung des Gedankens, der auch jenem zugrunde liegt, bis zu den äußersten Konsequenzen dar, denn es verbot überhaupt, Vermögen auf erbrechtlichem Wege ins Ausland zu übertragen, und bestimmte, daß dieselben entweder den nächsten Verwandten im Inlande oder in Ermangelung solcher dem Fiskus anheimfielen. Wir können die Anwendung dieses Rechtes in unserem Gebiete noch im 18. Jahrhundert verfolgen, doch muß auch hier betont werden, daß die diesseitige Regierung hierzu nicht aus freier Initiative, sondern in der Absicht, ebensolche Maßnahmen fremder Regierungen zu vergelten und abzuwehren, also aus Retorsionsrücksichten, gelangt ist. Das Land, in dem

---

1) Vgl. dazu a. a. O. Causa domini 1684 f. 43 und 171.

2) A. a. O. Buch Tirol 1625—30 f. 675 und 1631—1636 f. 229; Causa domini 1652—53 f. 221, 1681 f. 295, 1682 f. 7.

3) Vertrag vom 12. Sept. 1667 zwischen K. Leopold I. und Kurfürst Ferdinand Maria von Bayern Art. 7 (Staatsarchiv Innsbruck Grenzakten 19, 7).

4) Wie oben S. 229, Anm. 2.

5) Siehe Repertorium zu den „Gesetzen Josefs II. und Franz' I. im Justizfache" (1822), S. 275 ff. Solche Verträge wurden geschlossen mit Osnabrück 1783, Cöln und Münster 1785, Preußen 1787 und 1798, Bayern 1804, Schweiz 1804, Baden 1804, Salzburg 1806 usw.

das ius albinagii oder droit d'aubaine in jener Zeit besonders strenge durchgeführt wurde, war Frankreich und dieses veranlaßte auch Österreich zu gleichem Verhalten.

Darüber belehren uns mehrere Fälle aus den Jahren 1706—1754[1]), in welchen die Übertragung von Vermögen aus Tirol und den österreichischen Vorlanden nach dem französischen Elsaß und Burgund durch kaiserliche Verordnungen untersagt wurde. Ein zusammenfassender Bericht der oberösterreichischen Regierung an den Hof vom Jahre 1746[2]) sagt, daß „bekanntermaßen wegen der in Frankreich ganz genau observierenden legis albinagii (auch) bey Friedenszeiten, denen außer Frankreich und in frembden teutschen Königreichen und Ländern vorhandenen Erben von denen in Frankreich verstorbenen nächsten Befreundten verlassenen Vermögen nichts ausgefolget, sondern ohne weiters dem königlichen Fisco zugeeignet werden, folgsam dises ob ius reciprocum talionis et repressaliorum billich dargegen zu observieren komme, wie dann destwegen auch kaiserliche landesfürstliche resoluta und Verordnungen vorhanden seien". Eine solche ergieng z. B. seitens K. Karls VI. am 16. Sept. 1727 an die Stände des Breisgau: „daß in puncto des iuris albinagii den vorhin ergangenen Befehlen gemäß, das reciprocum gegen Frankreich und unter andern auch gegen dem angränzenden Elsaß beobachtet werden solle"[3]). Im Jahr 1751 schlug die oberösterreichische Regierung neuerdings der Kaiserin vor[4]), „weil Frankreich das ius albinagii indistictim auch in den unterelsässischen Orten herwärts exerziere, das reciprocum dahin zu observieren". Der Syndikus von Altbreisach habe die Regierung unterrichtet, „daß das ius albinagii vermög königlicher Verordnung wider alle, die nit würklich königliche Unterthanen und in der französischen Souverainité angesessen oder naturalisiret seyen, zu exerzieren anbefohlen (sei); folglich daß bey anfallenden Erb, wo sich keine innheimisch gebohrne, angesessene oder naturalisirte Stollen einfinden, der königliche Fiskus oder besser zu sagen die general fermiers sich der Succession anmassen, wo aber innheimische Freunde vorhanden, wenn sie auch in fünff sechs und mehreren gradibus weiter in der Freundschaft als der fremde Erb stehen, solche bey vorfallender Erbschaft alle nächere Freund des Abgestorbenen tam ab intestato quam ex testamento" aus ihrem Rechte verdrängen. Die Kaiserin resolvierte[5]), man solle bei der französischen Intendantschaft doch noch anfragen, ob sie auf der Anwendung des droit d'aubaine in den reichsritterschaftlichen Territorien des Unterelsaß bestehe und wenn eine gegenteilige Erklärung erfolge, auch diesseits Reziprozität um so mehr wahren, als Österreich in der Anwendung dieses Rechtes nie weiter als Frankreich gegangen sei. Zur selben Zeit wollte die oberösterreichische Regierung eine Erbschaft,

1) Die Akten gesammelt im Staatsarchiv Innsbruck, Vorarlberger Akten 698—708.

2) A. a. O. 702.

3) A. a. O.

4) A. a. O. Kopialbuch ad Imperatricem 1751 f. 249.

5) A. a. O. Resolutionen 1751 f. 163.

die aus Tirol nach Lothringen fällig gewesen wäre, den in Tirol lebenden entfernteren Verwandten des Erblassers zuwenden, da gegen Lothringen als einem mit Frankreich verbundenen Lande das ius albinagii gelte. Die Kaiserin untersagte aber dies, denn soviel wissentlich, habe Frankreich in Lothringen dieses Recht noch nie angewendet und Österreich solle mit Rücksicht auf die vielen Offiziere lothringischer Herkunft, die sich in seiner Armee befänden, nicht den Anfang machen[1]).

In offenbarer Unkenntnis der oben angeführten Tatsachen und aus vorwiegend theoretischen Erwägungen hat am 9. Juni 1752 der niederösterreichische „Conseß in causis principis" über die das ius albinagii zwischen Österreich und dem Elsaß betreffenden Beziehungen ein Gutachten abgegeben[2]). Dasselbe geht von einer Erklärung der Stadt Straßburg aus, daß dieselbe gegen Österreich niemals das „ius albinagii", sondern nur das „ius detractus" in der gebräuchlichen Höhe von 10 vom Hundert gehandhabt habe. Also solle, fährt jenes Gutachten fort, auch seitens der österreichischen Behörden gegen Straßburg das ius albinagii nicht ausgeübt werden, weil dieses in Österreich überhaupt „nur per modum retorsionis vel iure reciproci" üblich sei. In Frankreich und in den von ihm eroberten Niederlanden ziehe die Krone auf Grund der „alten leges Salicae" alle den Ausländern zufallenden Erbschaften ein, und daher beobachte Österreich ein gleiches Verhalten gegen diese Länder. Hingegen sei dieses Recht auf die von Frankreich unterworfenen deutschen Länder, als Sundgau, Elsaß, Landau und Lothringen, niemals angewendet worden; deshalb und weil diese Länder „ohnerachtet der erlittenen Trennung als ein appertinents zum römischen Reich anzusehen seynd", solle auch künftighin gegen sie seitens der Erblande das ius albinagii nicht Platz greifen. Diese Grundsätze fanden aber vorläufig keine gesetzliche Anerkennung und faktische Geltung. Denn als 1754 ein im Elsaß seßhaft gewordener Lechtaler eine Erbschaft aus seiner Heimat dahin übertragen wollte, wurde dies durch eine Hofresolution[3]) rundweg verboten, da Frankreich in diesem Falle das ius albinagi anwenden würde und es nicht zu erwarten wäre, daß die schon früher verlangte Reziprozitätserklärung seitens der französischen Behörde wirklich abgegeben werde. Das fragliche Vermögen solle den nächsten in Tirol wohnenden Verwandten des Erblassers zufallen. Erst im Jahre 1766 (Juni 24) wurde zwischen Österreich und Frankreich ein Vertrag geschlossen, der die Erbrechte der beiderseitigen Untertanen sicherstellte, ja sogar sie vom Abzugsgelde befreite[4]).

Auch mit Piemont stand Österreich damals auf dem Standpunkte des ius albinagii. Im Jahre 1751 verweigerte die sardinische Behörde einem Tiroler den Antritt einer ihm in Piemont zugefallenen Erbschaft, wenn er nicht eine Reziprozitätserklärung seiner Regierung beibringe, und umgekehrt erging es einem Piemontesen, der das Vermögen eines

1) A. a. O. f. 491 und Ad Imp. 1751 f. 491.
2) A. a. O. 705.
3) A. a. O. Resolutiones 1754 f. 5.
4) Bittner, Verzeichnis der österreichischen Staatsverträge 2 Nr. 1141.

in Innsbruck verstorbenen Landsmannes beanspruchte[1]). Bald darauf trat aber die sardinische an die österreichische Regierung mit dem Projekt heran: „es sollen hinkünftig das in den kgl. sardinischen Staten eingeführte, auch seit etwelchen Jahren in den österreichischen Erblanden dargegen observierte ius albinagii und die disfals ergangenen Gesätze und Verordnungen dergestalten abgetan und aufgehebt sein, daß, wann einem österreichischen Unterthan eine Erbschaft von einem kgl. sardinischen Untertanen zufallete, derselbe ohne allen Ausnam und Hinternus succedieren und damit disponieren könne und solle, als wäre er ein würklich naturalisierter, in den sardinischen Landen angesessener Untertan" und umgekehrt. Die oberösterreichische Regierung äußerte sich dazu in einem Gutachten, das sie über dieses Projekt an Hof abzugeben hatte[2]): es befänden sich zwar viel mehr Savoyarden als Handelsleute in deutschen Landen als umgekehrt und so sei ein Abfließen von inländischen Vermögenswerten nach Savoyen zu erwarten. Allein die Savoyarden würden sich eher im Inlande ansiedeln und verheiraten, wenn ihnen der Bezug ihrer Erbschaften aus ihrer Heimat offenstehe. So würden sich die Wirkungen der gegenseitigen Aufhebung des ius albinagii ausgleichen. Die Bevölkerung wünsche jedenfalls diese, denn das ius albinagii sei „per se odiosum und a iure comuni alienum". Doch solle auch nach Beseitigung dieses Rechtes ein gegenseitiges Abzugsrecht im Betrage von 10 vom Hundert weiterhin vorbehalten sein. Im Jahre 1763 wurde in der Tat der Vertrag geschlossen, der das Heimfallsrecht nach ius albinagii zwischen Österreich und Sardinien aufgehoben hat[3]) und im Jahre 1770 folgte in demselben Sinne Toskana[4]).

---

1) Staatsarchiv Innsbruck, Kopialbuch Ad Imperatricem 1751 f. 220 und Resolutiones 1751 f. 116.

2) A. a. O. Gutachten 1756 f. 58.

3) Bittner a. a. O. Nr. 1125.

4) A. a. O. 1166.

Literatur.

FRANCHET, L., *Céramique primitive.* Introduction à l'étude de la technologie. Mit Abbildungen. 160 S. 8°. Paris 1911. Verlag von Paul Geuthner.

In vorliegendem Buch veröffentlicht der Verfasser seine 1911 an der École d'Anthropologie in Paris gehaltenen Vorlesungen. Er behandelt in fünf Kapiteln die Tecknik der primitiven Keramik und zwar die Erdarten, die zur Töpferei verwandt werden, und ihre chemische Zusammensetzung, die Herstellung der Tonmasse, das Formen der Gefäße vor und nach Erfindung der Drehscheibe, die Entwicklung der letzteren, die Ziermittel und ihre Anwendung, endlich das Brennen. Er stellt dabei fest, daß zu allen Zeiten und überall bei den primitiven Völkern eine vollkommene Gleichheit in der Technik der Fabrikation und in der Technik der Dekoration zu beobachten ist. Die Abbildungen veranschaulichen die Herstellung eines Gefässes aus freier Hand, die Entwicklung der Drehscheibe, die einzelnen Phasen der Verfertigung eines Gefäßes auf letzterer, die verschiedenen Arten des Brennens in offenem Feuer und im Ofen.

P. GÄHTGENS.

KARL SCHWARZE, Beiträge zur Geschichte altrömischer Agrarprobleme (bis 367 v. Chr.), Halle 1912.

Mit gespannter Erwartung greift man nach einem neuen Buche über die ältere Agrargeschichte Roms, da durch die Kritik der letzten Jahrzehnte die traditionelle Darstellung vollständig unhaltbar geworden ist und namentlich seit den positiven Anregungen, die von K. J. NEUMANN ausgegangen sind, das Problem, welches der eigentliche wirtschaftliche Inhalt der Entwicklung in der Zeit nach der Bauernbefreiung gewesen ist, aktuell wurde. Der Verfasser des vorliegenden Buches aber geht mit zu großer Naivität an diese Fragen heran, wie man sich leider schon überzeugt, wenn man die ersten Zeilen liest: „Es ist allgemein anerkannt, daß für die Geschichte Roms von Anfang an die wirtschaftlichen Fragen eine große Bedeutung gehabt haben. Sicherlich ist für die Geschichte die politische Gestaltung das Wichtigere; aber der Zusammenhang mit dem Wirtschaftsleben ist stets dadurch vor-

handen, daß die politischen Verhältnisse wirtschaftlich gestaltend wirken.“ Die gleiche Naivität zeigt sich in der Quellenbehandlung und in der Darstellung, die im wesentlichen nur ältere oder veraltete Ansichten ohne Originalität und ohne auf den Kern der Sache einzugehen, wiederholt. Insbesondere aber über seine wirtschaftsgeschichtliche Naivität kann der Verfasser auch durch das Zitieren bewährter Handbücher nicht hinwegtäuschen; man sollte doch heute nicht mehr vom „Uebergang von der Natural- zur Geldwirtschaft“ (S. 38) in dem Rom der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts v. Chr. reden. Noch toller aber ist es, wenn, um das zahlenmäßige Verhältnis der Großbauern zu den Kleinbauern in der sogenannten servianischen Verfassung zu ermitteln, die Statistik Deutschlands von 1905 und Norwegens von 1896 herangezogen wird (S. 46 f.). Fast ebenso verkehrt ist es, wenn der Verfasser auf Grund der Annahme Belochs, daß das römische Staatsgebiet um 500 v. Chr. 1000 qkm umfaßt habe, und der „Voraussetzung“, daß die 21 Tribus etwa 750 qkm einnahmen, daß aber 250 qkm freies Staatsland waren, und der weiteren Annahme, daß die Vermehrung des Staatsgebietes bis 367 v. Chr. etwa 2000 qkm betrug, daß die assignationes etwa 800, die coloniae 350 qkm umfaßten, die vier neuen Tribus aber 140 qkm — zu dem Schlusse kommt, daß 367 v. Chr. rund 1000 qkm zur Okkupation zur Verfügung standen (S. 63). Dies Verfahren ist methodisch absolut unzulässig, da jede einzelne Ziffer einen außerordentlich großen Fehlerkoeffizienten enthält und bei einer Kombination solcher Ziffern die Fehlerquelle schon 100 % beträgt. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß die Verlockung zu derlei Schlüssen in direkter Linie aus Belochs Bevölkerungsbuche herstammt. — Das Buch Schwarzes gipfelt in einem Versuche, das licinisch-sextische Agrargesetz zu retten, der schon deshalb verfehlt ist, weil er mit untauglichen Mitteln unternommen wurde. — Zum Schlusse möchte ich bemerken, daß derartige unkritische Bücher nicht schmackhafter werden, wenn sogenannte historische Analogien — wie es wieder Mode zu werden scheint —, mögen sie sich nun auf die Garderegimenter oder auf die Sozialdemokratie beziehen, an den Haaren herbeigezogen werden, da der Leser in keiner Weise berechtigt ist, sich für die politischen Ansichten des Verfassers zu interessieren; H. St. Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ im Literaturverzeichnisse eines Buches über römische Agrargeschichte anzuführen, gehört auch zu den Absonderlichkeiten des Verfassers.

Ludo M. Hartmann.

Richard Karcher, Das deutsche Goldschmiedehandwerk bis ins 15. Jahrhundert. Beiträge zur Kunstgesch. N. F. XXXVII. Leipzig, E. A. Seemann, 1911.

Karchers sehr übersichtlich gegliederte A[illegible] behandelt in vier Hauptabschnitten „die Urzeit und die Zeit [illegible] die Edel-

schmiedekunst in der Zeit der Stämme", „das Goldschmiedehandwerk in der Zeit der Klöster und Großgrundherrschaften" und schließlich „das städtische Goldschmiedehandwerk (bis ins 15. Jahrhundert)". Der einleitende erste Teil beruht im großen und ganzen auf SOPHUS MÜLLER, MUCH, LINDENSCHMITT und anderen und gibt alles Einschlägige der bisherigen Forschungen der germanischen Altertumskunde. Um so selbständiger ist der Verfasser im eigentlichen Hauptteil seiner Arbeit. Mit gewandter Methode ist das gesamte schriftliche Quellenmaterial, soweit es gedruckt vorliegt, zu einer Entwicklungsgeschichte des Goldschmiedehandwerks benutzt. In wesentlichen Momenten wird die ältere Einzelforschung über dieses Gewerbe berichtigt und damit zugleich die neuere gewerbegeschichtliche Allgemeinforschung bestätigt.

Für die Zeit der Stämme z. B. darf der Nachweis freier Goldschmiede neben einem unfreien Handwerk, das freilich nicht allein im „Hauswerk", sondern auch für Hausfremde arbeitet, gegenüber der älteren Forschung für gelungen gelten. Ob indes der Romane Eligius als Beleg gelten kann, möchte ich bezweifeln. Die Klöster beschäftigten ihre eigenen mönchischen Meister, z. B. Tutilo in St. Gallen und Theophilus (Rogerus von Helmertshausen). Karcher bekämpft aber auch hier die herkömmliche Ansicht, wonach im 10. und 11. Jahrhundert die klösterliche Goldschmiedekunst ausschließlich geherrscht habe, ob wir nun unter den Ausübern Mönche verstehen oder, weitergehend, auch die Unfreien des Klosters einbegreifen. Auch damals gab es Laiengoldschmiede, und sogar die Mehrzahl derselben scheinen in unserem Gewerbe Freie gewesen zu sein. Sichere Zeugnisse existieren schon aus dem 11. Jahrhundert. Damit erledigt sich auch hier BÜCHERS Theorie von der „Selbstgenügsamkeit des Hauses", ebenso die von H. MEYER (SCHMOLLERS Forschungen Bd. III) auf das Goldschmiedehandwerk übertragene hofrechtliche Theorie.

Die Anfänge eines städtischen Goldschmiedehandwerks lassen sich zuerst in den Bergwerks- und alten Römerstädten verfolgen, z. B. in Salzburg, Brixen, Regensburg, Wien mit Zeugnissen aus dem 12. Jahrhundert. Die meisten Nachrichten bietet Cöln. Hier finden sich um 1200 die ersten urkundlichen Andeutungen einer Goldschmiedezunft. Die früheste Zunfturkunde des Gewerbes stammt jedoch aus Braunschweig (1231). Außer in diesen beiden Städten treffen wir im 13. Jahrhundert eine zünftige Organisation nur noch in Breslau, obwohl die Goldschmiede zu den frühesten Handwerkern der Städte gehören. Der Grund liegt in der meist geringen Zahl der Meister. Die von Inama-Sternegg in seine Wirtschaftsgeschichte übernommene Behauptung H. MEYERS von einer alten, gemeinschaftlichen Organisation der Goldschmiede mit der Münze, die gleichbedeutend mit einer vorzünftlerischen, herrschaftlichen wäre und das späte Auftreten der Zunft erklären könnte, wird von KARCHER an der Hand der Nachrichten aus Erfurt, Wien, Basel und Augsburg gründlich widerlegt. Jene Beziehungen zur Münze entwickeln sich überall erst nachträglich entweder auf Grund der Gleichheit des Materials oder der Personen oder auf Grund der öffentlichen Rechte des Münzherrn und seines Stellvertreters, des Münzmeisters.

Als für die Zunftforschung bemerkenswert notiere ich die Feststellung, daß der Anstoß zur Gründung von den Goldschmieden selbst ausging, die Konstatierung des Zunftzwangs als wesentlich für den Zunftbegriff, die große Selbständigkeit gerade der Goldschmiedeorganisation. Eine weit ausgedehnte Gerichtsbarkeit, die sich auf zivilrechtliche Klagen und selbst eine gewisse polizeiliche Strafgerichtsbarkeit erstreckt, ist dafür charakteristisch. Die Erklärung hierfür findet sich in dem vornehmen Charakter des Handwerks und den Beziehungen seiner Angehörigen zu den Patriziern. Interessant ist auch die starke Tendenz zur Abschließung gerade der Goldschmiedezünfte und zur Bildung korporativer Ausschüsse für die gesetzgebenden und richterlichen Befugnisse innerhalb der Zunft. Und zwar gilt dies praktisch schon für das 14. Jahrhundert, formell und rechtlich allerdings nur für Lübeck aus dieser Zeit bezeugt.

Bezüglich der Betriebsart sei zum Schlusse noch erwähnt, daß Büchers Lohnwerkstheorie Karchers Kritik nicht standhält, sondern daß auch hier G. von Belows Forschungen, aus dessen Schule die Arbeit hervorging, bestätigt werden.

Freiburg. Dr. K. Vogel.

Fritz Kiener, Studien zur Verfassung des Territoriums der Bischöfe von Straßburg. Erster Teil: Die Entstehung der Gebietsherrschaft. Quelle und Meyer, Leipzig 1912. 5 Mk.

Eine Übersicht über den mittelalterlichen Bestand des Territoriums der Bischöfe von Straßburg liegt in der Arbeit von Fritz vor. Auf ihr konnte Kiener fußen, wenn er die Entstehung der Landeshoheit in diesem Territorium untersuchen wollte, und sich auf die Fragen der inneren Rechtsentwicklung beschränken. Er spricht dabei von der Gebietsherrschaft, als der obersten Gebietsgewalt, im Gegensatze zur Gerichtsherrschaft, von der sie zwar begrifflich zu scheiden, in Wirklichkeit aber nur selten zu trennen ist. Die Gebietsherrschaft tritt im Mittelalter unter dem Namen von „twing und ban“ auf. Über dessen Herkunft spricht sich K. nicht deutlich aus; mir scheint aber, daß gerade das von ihm herangezogene (S. 6) bischöfliche Urbar erkennen läßt, wie sich der Begriff erst im 14. Jh. klar von dem der Gerichtshoheit sondert, in welcher er ursprünglich enthalten war. Trotzdem und trotz Kieners eigener Einschränkung wird man an der Unterscheidung von Gebiets- und Gerichtsherrschaft festhalten müssen. Sie entspringt bei K. einer richtigen Erkenntnis, daß bei der Verkümmerung oberster Gerichtsrechte vor der Ausbreitung der Untergerichte Besitz der hohen Gerichtsbarkeit und Landeshoheit nicht immer zusammenfallen, letztere vielmehr auf der aus einem Teile der Gerichtsherrschaft entwickelten Gebietsherrschaft beruht. Und diese Erkenntnis ist notwendig zum Verständnis nicht nur in der Straßburger Entwicklung. Denn in noch stärkerem Maße ist jene Inkongruenz der Blutgerichtsbarkeit mit der

Landeshoheit in anderen Gebieten, besonders in Franken[1]), zu beobachten.

Gebietsherrschaft kann aus zwei Quellen stammen: Aus der Grafschaft und aus der Immunität; aus letzterer wiederum in zweifacher Weise, die beide für das Straßburger Territorium in Betracht kommen: Der Bischof wird Landesherr entweder als Immunitätsherr unter Zurückdrängung des Vogtes oder als Vogt unter Zurückdrängung des Immunitätsherrn. Bei der Grafschaft aber ist zu beachten, daß sie nirgends als Ganzes in das bischöfliche Territorium eingegliedert worden ist, sondern schon vorher eine weittragende innere Zersetzung erlitten hat. Am Oberrhein treten seit dem 12. Jh. Gerichte vom Umfang eines oder weniger Orte als Unterbezirke der Hundertschaftsgerichte auf, welch letztere die gesamte gräfliche Jurisdiktion an sich ziehen, so daß die Grafengerichte eingehen oder, so im Elsaß, nur als Adelsgerichte fortleben. Man wird sagen können, daß diese Zerlegung der Grafengerichtsbarkeit, welche einem auch sonst auftretenden Bedürfnis nach schnellerer Rechtspflege in beschränkteren Kreisen entsprungen ist, die Grafschaft als nutzbares Recht in einer Weise mobilgemacht hat, die den Bestrebungen der entstehenden Territorialstaaten sehr entgegenkam. So hat denn auch der der Straßburger Bischöfe solche Unterbezirke der Grafschaft, Hundertschaften und Ortsgerichte, in sich aufgenommen. Letztere blieben anfangs unter ihren übergeordneten Hundertschaftsgerichten. Da sich aber dadurch ein Widerstreit von Gerichtshoheit, die noch bei den Hundertschaften lag, und der Gebietshoheit ergab, welche sich die Herren der Ortsgerichte, denen nur noch die peinliche Kriminalgerichtsbarkeit fehlte, vindizierten, sind viele bischöfliche Ortsgerichte später losgelöst und verselbständigt worden. Bei aller Einheitlichkeit der Grundlagen für die Gebietshoheit zeigt sich im einzelnen die buntscheckige Verschiedenheit in der Gestaltung der Verfassung und der Gerichtsorganisation, die das Kennzeichen des deutschen Territorialstaates bildet.

K. begnügt sich nicht, seine Nachrichten in der selbstgewählten zeitlichen Begrenzung bis 1680, dem Beginn der französischen Herrschaft, zu einem Bilde zu vereinigen, sondern sucht noch darüber hinaus das Seine zu den Problemen der allgemeinen deutschen Verfassungsgeschichte beizutragen. In prinzipieller Art sind diese zuletzt (1903, 1904 und 1909) von SEELIGER angeschnitten worden. Man kann nicht behaupten, daß dessen Aufstellungen einen lauten Nachhall gefunden hätten; man erkannte seine Tendenz und die Energie in der Betonung einzelner Punkte an, registrierte aber vieles als alten Besitz der Wissenschaft und wies anderes ab. SEELIGER hatte selbst Spezialarbeiten gefordert zur Prüfung und Erhärtung seiner Ansichten. Zwei, welche von Tübingen ausgingen[2]), haben gegen ihn gesprochen, zwei

1) Vgl. G. KILLINGER, Ländl. Verfassung der Grafschaft Erbach usw. Straßburger Staatswissensch. Abh. 29, 1912, S. 17 ff., bes. 26 und Lit. daselbst S. 25 Anm.

2) A. PISCHEK, Vogteigerichtsbarkeit süddeutscher Klöster usw., Dissert. Tübingen 1907, und A. HEILMANN, Klostervogtei im rechtsrhein. Teil d. Diözese Konstanz (Görresgesellschaft, Sektion f. Rechts- und Sozialwissensch. 3), 1908.

andere aus Leipzig[1]) sich ihm mehr angeschlossen; es erscheint daher geboten, eine neue Spezialuntersuchung auf dem Gebiete der mittelalterlichen Verfassungsgeschichte mit Rücksicht auf den von SEELIGER entfachten Streit der Meinungen zu prüfen, besonders, wenn sie so stark von SEELIGERS Aufstellungen beeinflußt ist, wie KIENERS. Sie tritt keiner der kontroversen Ansichten direkt bei (bes. S. 57), steht aber doch in Fragen der Immunität sichtlich auf SEELIGERS Standpunkt (S. 54 ff.). Die von KIENER gebotene Formulierung desselben halte ich freilich nicht für glücklich. In der Immunität sieht er m. E. zu sehr schöpferische politische Gedanken (S. 75 ff., bes. S. 78), während sie doch vielmehr Schöpfung einer zurückweichenden Macht ist. (So K. selbst S. 54, nach SEELIGER, aber nur für die ältere Zeit.) Was er über ihre Gestaltung aus seinem Gebiete beibringt, ist ferner nicht geeignet, SEELIGERS Auffassung zu stützen, sondern erhärtet die ältere Ansicht von einer im weiten Maße erfolgten Steigerung der Immunitätsgerichtsbarkeit[2]) und schließt somit an die Resultate der erwähnten Tübinger Untersuchungen für das rechtsrheinische Alamannien an. Ein zu starker Ton wird auch auf das privatherrschaftliche Element, das in der Immunität enthalten sein konnte, gelegt (bes. S. 128). Gebietsherrschaft hat ja auch überall da entstehen können, wo keine Privatherrschaft vorhanden war.

Die fruchtbarste Anregung, welche von SEELIGERS Arbeiten ausgegangen ist, ist der erneute und nachdrückliche Hinweis auf die Bildung von Bannbezirken. Er hat damit darauf aufmerksam gemacht, daß die Frage nach der Entstehung der Landeshoheit nicht mit dem Nachweis von Grafschaft und Vogtei, resp. Immunität als den bildenden Elementen erledigt ist, sondern, daß erst die Vorfrage beantwortet werden muß, wie die Immunitäten geschlossene Bezirke geworden sind. KIENER hat diese Frage stets vor Augen (s. S. 57, 68, 77, 84, 102 f., 103 Anm. 2, 114), aber er bringt sie der Lösung nicht näher. Es scheinen ihm die Arbeiten von RÖRIG[3]) und WOHLTMANN[3]) über Trier und Prüm entgangen zu sein, in denen die Bildung der Bannbezirke näher ins Auge gefaßt worden ist, wobei besonders WOHLTMANN tiefer eindringen konnte. Zwar versucht K. eine generelle Erklärung (S. 77) durch die Annahme, daß das Immunitätsgericht in seinem engeren Rahmen wohl eine intensivere Wirksamkeit entfalten konnte

---

1) F. RÖRIG, Die Entstehung der Landeshoheit des Trierer Erzbischofs u. s. w. 13. Erg.Heft der westdeutschen Zeitschr., 1905. H. WOHLTMANN, Die Entstehung und Entwicklung der Landeshoheit des Abtes von Prüm. Westdeutsche Zeitschr. 28.

2) S. 59: „Jedes Immunitätsrevier war Grafschaft und Hundertschaft zugleich". S. 68: „Getreu ihrem grafschaftlichem Charakter besitzt die Immunität..." S. 73: „Die Immunitätsreviere... bildeten jedes für sich eine Grafschaft".

3) S. Anm. 1. Hier und für das Folgende sei auch auf die von einem anderen Punkte ausgehenden Arbeiten von W. FABRIZIUS hingewiesen: Über das Hochgericht Rhaunen (Erläuterungen zum hist. Atlas der Rheinprovinz III) 1901, über das Gericht auf der Heide (Westdeutsche Zeitschr. 24), 1905, und über das Oberamt Simmern (ebenda 28) 1909.

als das des Gaues. Doch er verwirft sie sogleich als unbefriedigend, „weil sie auf persönliche Willkür und Initiative eine Erscheinung ... zurückführt, die sich wohl allenthalben und offenbar mit der Selbstverständlichkeit eines verfassungsmäßigen Instituts vollzogen hat". Diese Beobachtung ist ohne Zweifel insofern wichtig, als sie das Resultat: die Territorialität der Immunitätsbezirke, im Auge hat. Dennoch hat K. mit seiner ersten Erklärung das Rechte getroffen. Die sichere Erkenntnis hat er sich vielleicht dadurch versperrt, daß er den Grundherrschaften, als der Keimzelle der Immunitäten, nicht die genügende Aufmerksamkeit schenkt[1]). Das Nebeneinander mehrerer Grundherrschaften, von deren Besitzern endlich nur einer Herr des geschlossenen Immunitätsbezirkes geworden ist, ohne daß für die Auswahl des einen durchgreifende verfassungsmäßige Gesichtspunkte aufgefunden werden können, beweist zur Genüge, daß bei der Bildung der Bannbezirke „persönliche Willkür und Initiative", wenn man dabei nur nicht an die Persönlichkeit von Einzelindividuen, sondern an die Reihen von jeweilig sukzedierenden Rechtsträgern denkt, eine große, wohl die ausschlaggebende Rolle gespielt haben. K. ist freilich von vornherein durch die notwendige Beschränkung seines Gebietes auf das eine Territorium, wie es geworden war, in ungünstigerer Lage. Seiner Betrachtung entzogen sich die Stellen, an denen Ansätze zur territorialen Entwicklung zugunsten der Straßburger Bischöfe gegeben waren, die aber durch das erfolgreichere, man möchte sagen energischere, Auftreten von Konkurrenten nicht zur Entfaltung kamen, ein Vorgang, den SEELIGER als den Ausgleich der Immunitäten bezeichnet und der auf die „persönlichen" Momente bei der Bildung der Bannbezirke hinweist. Für das betrachtete Gebiet bedeutet K.s Untersuchung allerdings einen sehr instruktiven Beitrag zur Verfassungsgeschichte, dessen Fortsetzung mit Erwartung entgegengesehen werden darf.

Düsseldorf. HERMANN AUBIN.

HERMANN AUBIN, Die Verwaltungsorganisation des Fürstbistums Paderborn im Mittelalter. Berlin und Leipzig, W. Rothschild, 1911. 152 S. (Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, herausgegeben von BELOW, FINKE, MEINECKE.)

Die mittelalterliche Verwaltungsorganisation eines geistlichen Fürstentums ist, soweit mir bekannt, noch niemals so eingehend behandelt worden, als in H. AUBINS Erstlingsschrift, einer Freiburger Dissertation. Die Wahl des Ausgangspunktes, die eingehende Berücksichtigung der Ministerialität, ihrer rechtlichen und sozialen Stellung, ihrer Umbildung

1) Bei der Besprechung der Mundat- (d. i. Immunitäts-) Gerichte geht KIENER immer von deren öffentl. Kompetenzen aus, nicht von dem Hofesgericht als der Grundlage, so daß es z. B. S. 66/67 nicht deutlich wird, ob er beim Mundat Börsch ein solches als Ausgangspunkt überhaupt annimmt.

zur Ritterschaft usw. ist gerechtfertigt durch die Bedeutung, welche die unfreie Dienstmannschaft für die Verwaltung der deutschen Territorien gehabt hat. Dem einleitenden Kapitel folgen fünf Abschnitte über die Hofämter, den Rat, die Kanzlei, die Vogtei und endlich die lokale Ämterverfassung. Die Grundlagen der lokalen Verwaltungsorganisation haben sich, wie A. ausführt, in der neueren Zeit so wenig verändert, daß der Zustand von 1800 „den Führer für die unklaren Verhältnisse des Mittelalters abgeben kann".

Die meist verkannte Tatsache, daß ein engerer Rat seit dem Ende des 13. Jahrhunderts in den deutschen Landschaften als Organ der Zentralverwaltung bestanden hat, wird von A. auch für das Paderborner Bistum bestätigt. Unrichtig erscheint es mir, die Entstehung des Rates mit dem „Verfall der Hofämter" in ursächliche Verbindung zu bringen, auch darum, weil dieselbe Entwicklung, wie in Paderborn, gleichzeitig in zahlreichen deutschen Territorien eingetreten ist, in denen ein Verfall der Hofämter nicht stattgefunden hat. Der Rat des 13. Jahrhunderts darf ferner nicht als Behörde bezeichnet werden. Selbst am Ende des 15. Jahrhunderts ist es in Paderborn noch keineswegs „zur Bildung einer geschlossenen Behörde in der Form des geschworenen Rates" gekommen. Die kollegialische Zentralbehörde ist in Paderborn, wie es scheint, erst am Ende des 16. Jahrhunderts entstanden. J. Böhmer (Das geheime Ratskollegium, die oberste Landesbehörde des Hochstifts Paderborn 1723 bis 1802, Hildesheim 1910 S. 9) erwähnt Entwürfe zur Neuformation aus den Jahren 1569 und 1578. Der späte Zeitpunkt ist nicht auffällig; denn der Rat hat auch im Bistum Münster erst 1573 und noch später im Hochstift Osnabrück den Charakter einer Behörde, die Gestalt eines ständigen collegium formatum erhalten. Das Bestehen eines „gestalten Rates der Stände" neben dem bischöflichen consilium iuratum (um 1491) ist jedenfalls ein Ausnahmezustand gewesen (vgl. S. 67).

H. Spangenberg.

Quellen zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte der rheinischen Städte. (Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde XXIX.) Bergische Städte II: Blankenberg, bearbeitet von Dr. E. Kæber. Deutz, bearbeitet von Dr. B. Hirschfeld, XXV u. 285 S. Kurkölnische Städte I: Neuß, bearbeitet von Dr. Friedrich Lau, Archivar, XXIII, 183* u. 509 S. Bonn, Hanstein, 1911. 8°.

Im Jahre 1907 trat der erste, Siegburg behandelnde, Band der Quellen zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte der rheinischen Städte an die Öffentlichkeit und erfuhr in dieser Zeitschrift eine Besprechung (vgl. Jahrg. 1908, S. 303 ff.). Nun sind nach [illegible]iger Pause zwei weitere Bände gefolgt und haben den Beweis [illegible] der Plan

des Unternehmens sowohl für ganz kleine wie größere städtische Gemeinwesen sich bewährt. Denn während Blankenberg nie über den Rang eines kleinen ummauerten Burgfleckens hinausgewachsen ist, während Deutz durch die Rivalität Kölns von jeher niedergehalten wurde und sich überhaupt nur kurze Zeit der Mauern erfreuen konnte, tritt uns in Neuß ein kraftvolles selbständiges Gemeinwesen entgegen, das wiederholt dem erzbischöflichen Landesherren Trotz geboten und seine Angelegenheiten im wesentlichen selbständig geregelt hat. Dementsprechend ist das Blankenberger Material ziemlich dürftig; auf das übrigens recht interessante Stadtprivileg von 1245 folgen nur noch 18 weitere Urkunden und Akten, sowie die Amtleuteliste. Stattlicher ist schon das Deutzer Material, das der Herausgeber in Stadtrechte, Gerichts- und Polizeiordnungen (7 Nummern, überwiegend recht wertvolle Stücke) und in sonstige Urkunden und Akten (103 Nummern) teilt, und denen er unter 5 Nummern die Amtslisten und ein Verzeichnis der Deutzer Straßen bis 1610 folgen läßt. Viel reicher ist das ähnlich disponierte Neußer Material. Stadtrechte und Gerichtsordnungen umfassen allerdings auch hier nur 7 Nummern, von sonstigen Urkunden und Akten sind dagegen nicht weniger als 250 Nummern vorhanden, und der dritte Teil enthält unter 8 Nummern nicht nur 5 Amtslisten, sondern auch die älteste Stadtrechnung von 1501/02 und statistische Bearbeitungen zweier späterer Stadtrechnungen. Mit der Anordnung des Quellenstoffes kann man im ganzen zufrieden sein. Nur hätten m. E. die beiden Weistümer der Neußer Schöffen für Rees (II. 94) und Xanten (II. 125) und wohl auch das Schöffenweistum über die Rechte des Erzbischofs (II. 79) in den ersten Teil (Stadtrechte) gehört, wo ja auch die Sammlung der Neußer Weistümer für beide Städte (I. 2) abgedruckt ist. Bei der jetzigen Anordnung verschwinden diese Stücke völlig in der Fülle der übrigen Urkunden, zumal auch die sonst außerordentlich dankenswerten Ausführungen in der Einleitung über die Neußer Oberhoftätigkeit (S. 5* ff.) keinen Hinweis auf die beiden Weistümer enthalten. Auch sonst wären manche Äußerlichkeiten zu beanstanden. Während z. B. das Inhaltsverzeichnis für Blankenberg die abgedruckten Stücke einzeln mit ihren Überschriften verzeichnet, fehlt ein derartiges detailliertes Inhaltsverzeichnis für Deutz und Neuß, obwohl der ungleich reichere Stoff hier in noch höherem Grade eine solche Erleichterung der Übersicht wünschenswert machte. Warum sind ferner die Notizen über Überlieferung, Druck, Datierung etc. bei Blankenberg und den beiden ersten Neußer Stücken den Urkunden vorausgeschickt, bei Deutz und den übrigen Neußer Quellen an den Schluß der Urkunden gestellt? Warum bietet Deutz ein Verzeichnis der abgekürzt zitierten Werke, während bei Blankenberg und Neuß der Leser ein solches Verzeichnis schmerzlich vermißt? Warum endlich enthält der Band Blankenberg und Deutz neben dem Orts- und Personenregister nicht wie Neuß ein ausführliches Sachregister, sondern ein wenig über eine Seite langes Glossar? Gewiß, das sind Äußerlichkeiten, die der wissenschaftlichen Güte der Edition keinen Eintrag tun und die auch für den lokalen Forscher nicht erheblich von Belang sind; aber wer universellere Studien treibt und genötigt ist, Hunderte

von Quellenwerken nachzuschlagen, ist dankbar für jede Einrichtung, die ihm die Orientierung erleichtert.

Sieht man von diesen Äußerlichkeiten ab, so kann man den Publikationen volles Lob spenden und sich des neuerschlossenen wichtigen Materials von Herzen freuen. Und das gleiche Lob gebührt auch den gut disponierten, klar und anschaulich geschriebenen Einleitungen, die der Geschichte der drei Städte gewidmet sind. Daß ich derartige Einleitungen für erwünscht halte, habe ich schon wiederholt ausgesprochen; nur sie ermöglichen die Mitteilung des zahlreichen archivalischen Materials, das der Herausgeber durcharbeiten mußte, aber nicht selbständig publizieren konnte. Und wenn gelegentlich eine solche Einleitung auch um einige Seiten umfangreicher wird, als unbedingt nötig ist, wie das bei der Einleitung zu Blankenberg von KÆBER der Fall ist, so ist das wirklich kein Unglück. Besonderes Lob gebührt der Einleitung, die LAU zu der Neußer Publikation geschrieben hat. Nur ein Problem ist etwas zu kurz weggekommen: das Neußer Schöffenkollegium und seine Oberhoftätigkeit, besonders in der späteren Zeit. So wäre es z. B. außerordentlich wertvoll gewesen, zu erfahren, wann und in welcher Weise das gelehrte Element im Neußer Schöffenkollegium Einzug gehalten hat; wir erfahren nur gelegentlich (S. 65*), daß am Ende des 18. Jahrhunderts das Kollegium ausschließlich aus Juristen bestand.

Leider fehlt bei allen drei Städten der Stadtplan. Daß man ihn bei Blankenberg und Deutz wegen „der Kleinheit der beiden Orte“ weggelassen hat (S. 1), will mir nicht recht einleuchten. Und auch für Neuß wäre man dankbar, wenn man statt der Verweisung auf den „Stadtplan der späteren Zeit“ in TÜCKINGS Geschichte der Stadt Neuß (S. XXI) einen Stadtplan erhalten hätte. Ich weiß ja, daß die Beigabe von Stadtplänen oft an technischen Schwierigkeiten oder an der Kostenfrage scheitert. Aber ich kann mich nicht ganz des Eindrucks erwehren, daß der wissenschaftlich so hoch verdiente Leiter dieses Zweiges der rheinischen Publikationen die Bedeutung des Stadtplanes als Geschichtsquelle etwas zu gering einschätzt.

Und noch eines habe ich vermißt: die archivalisch-diplomatische Einleitung, in der auf wenigen Seiten uns die Überlieferung und der Standort des Quellenmaterials geschildert wird, welche Einzelarchive vor allem in Betracht kommen, was an Stadtrechnungen, Ratsprotokollen, Bürgerbüchern, Schreinsbüchern etc. erhalten ist, und wie die einzelnen Sammelbände angelegt sind. Da für die rheinischen Archive gedruckte Inventare vorliegen, konnte die Einleitung sich relativ kurz fassen; aber ganz fehlen durfte sie m. E. nicht. Wenigstens ein Hinweis auf die gedruckten Verzeichnisse mußte gegeben werden. So ersieht der Leser aus der Neußer Publikation, daß einige Stücke im Ratsmemorialbuch, andere im Kopiar I, II oder III, wieder andere im Privilegienbuch oder Obligationsbuch enthalten sind, daß endlich viel aus den Ratsprotokollen stammt. Aber nirgends wird ihm gesagt, daß er die nähere Auskunft über diese Quellen und Quellensammlungen in BETTGENHÄUSERS Übersicht über das Stadtarchiv zu Neuß (Annalen d. hist. Ver. f. d. Niederrhein 64, S. 209 ff.) zu suchen h

Tübingen. † S[illegible]EL.

Die vorstehende Rezension fand sich fertig ausgearbeitet im Nachlaß RIETSCHELS, dessen Hinscheiden (am 20. September 1912) auch für unsere Zeitschrift ein überaus schmerzlicher Verlust ist. Wir haben den Vorzug gehabt, eine Reihe von wertvollen Veröffentlichungen von ihm bringen zu können. Vor allem rechnen wir es uns zur Ehre, daß seine Abhandlung, „Die älteren Stadtrechte von Freiburg im Breisgau" (Jahrgang 1905, S. 421 ff.), welche einem beträchtlichen Komplex städtegeschichtlicher Forschung neue Grundlagen gegeben hat, in unserer Zeitschrift publiziert werden konnte. Vgl. die Nekrologe auf RIETSCHEL von ALFRED SCHULTZE in der Ztschr. der Savigny-Stiftung, German. Abt., Bd. 33, S. VII ff. (s. auch S. 667) und von G. v. BELOW in der Histor. Ztschr., Bd. 110, S. 234 ff. Die Redaktion.

RUDOLF KÖTZSCHKE, Quellen zur Geschichte der ostdeutschen Kolonisation im 12. bis 14. Jahrhundert. Quellensammlung zur deutschen Geschichte, herausgegeben von E. BRANDENBURG und G. SEELIGER. B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1912.

Es ist sehr zu begrüßen, daß die wichtigsten Quellen zu einem so bedeutenden historischen Ereignis in übersichtlicher Weise zusammengestellt und bequem zugänglich gemacht worden sind. — Hauptsächlich die spärlichen Quellen über den Anfang der Bewegung sind zahlreich vertreten: außer geeigneten Stücken aus den Pegauer Annalen und Helmolds Chronik z. B. auch die Kolonisationsurkunden für Flamänder, besonders die Erzbischof Wichmanns, ferner die ältesten Markt- und und Stadtgründungen auf Kolonisationsgebiet. Aus der späteren Zeit werden u. a. die interessantesten Stellen des Heinrichauer Gründungsbuches wiedergegeben, was um so willkommener ist, da die einzige Ausgabe dieser wichtigen schlesischen Quelle recht selten ist. — Unter den fünf Zehntverträgen, die angeführt werden, ist auch die Papsturkunde v. 1210, worin die Verwendung brandenburgischer Zehnten zugunsten von Rittern bezeugt wird, und die Urkunde über die Zehnten der Deutschen im Lande Tribsees (Festland Rügen).

Die beigegebenen vier Flurkarten sind aus MEITZENS Werken entnommen. Für die wichtigste Kategorie von Flureinteilungen, die für Brandenburg und Pommern charakteristisch sind und die manche Gegenden ohne Ausnahme erfüllen, ist darum kein Beispiel vorhanden, weil sie auch bei Meitzen fehlen. Dagegen ist die Feldmark von Zedlitz in Schlesien abgebildet, die eine Ausnahme ist und an dieser Stelle keinen Wert hat. — Ein Einfluß MEITZENS ist wohl darin zu sehen, dass ein breiter Raum den holländischen Siedlungen in Nordwestdeutschland eingeräumt wird als „Vorläufer der Kolonisation".

Aber wie die Waldsiedlungen des Kolonisationsgebietes schon der Ausdehnung nach um ein vielfaches wichtiger sind als die spärlichen Holländerdörfer, so kommen als Vorläufer der Kolonisation viel, viel mehr die Waldsiedlungen Altdeutschlands in Betracht. Daß wir über

die Holländersiedlungen im alten und im neuen Deutschland so viele Urkunden haben, erklärt sich gerade daraus, daß sie die Ausnahmen gewesen sind. Deshalb ist es auch m. E. viel wichtiger und richtiger, daß der Herausgeber die ältesten Nachrichten über die Waldsiedlungen anführt, die bezeichnenderweise keine Lokationsurkunden sind.

Wenn aber auch das Gesamtbild, das sich der Benutzer von dem Gegenstande macht, in manchen Einzelheiten könnte beeinträchtigt werden, so ist doch die Auswahl der Quellen im allgemeinen vorzüglich. Dr. THAUSING.

OTTO KÖNNECKE, Rechtsgeschichte des Gesindes in West- und Süddeutschland. Marburg, Elwert, 1912. XXXVII und 938 S. 8°. (Arbeiten zum Handels-, Gewerbe- und Landwirtschaftsrecht, herausgegeben von ERNST HEYMANN Heft 12.)

Die vorliegende Arbeit gibt auf breiter Grundlage unter Verwendung eines reichen, zum erheblichen Teil noch ungedruckten Materials und unter Berücksichtigung der gesamten bisherigen Literatur eine umfassende geschichtliche Übersicht über die Rechtsverhältnisse des Gesindes; nur bleibt, was im Titel nicht zum Ausdruck kommt, das Recht des unfreien Gesindes ausgeschlossen. Im Gegensatz zu den meisten bisherigen Darstellungen legt der Verfasser dabei den Schwerpunkt auf den Westen und Süden Deutschlands, wo der Zwangsdienst eine seltenere Erscheinung und das Gesinderecht überhaupt milder ist als im Osten. Doch unterläßt er es nie, auf die dortigen entsprechenden Verhältnisse hinzuweisen.

Zum Ausgangspunkt nimmt der Verfasser die ehemals kurhessischen Länder und zeigt zunächst an ihrem Beispiel die verschiedenen Schwankungen des Rechts auf diesem Gebiete: Auf die kurze, dem Gesinde wohlwollende Regelung in den Rechtsbüchern folgt, durch die Reichspolizeiordnungen des 16. Jahrhunderts angeregt, im 17. und 18. Jahrhundert eine umfassende territoriale Gesetzgebung, welche im einseitigen Interesse der Herrschaft alle Nöten des Gesindewesens durch bis ins einzelne gehende, dem Gesinde im allgemeinen wenig günstige Vorschriften zu beheben versucht. Erst um die Wende des 18. Jahrhunderts wird nach französischem Vorbilde der freien Vereinbarung größerer Raum gewährt, dafür aber das polizeiliche Registerwesen mehr ausgebildet. Seitdem ist man in Hessen wie auch in den meisten übrigen Teilen Deutschlands über Versuche einer Neuregelung des Gesindewesens nicht hinausgekommen. Eine Übersicht über die Gesinderechtsquellen der außerhessischen Länder West- und Süddeutschlands bildet den Schluß des ersten Teils.

Im zweiten Teil behandelt der Verfasser an der Hand der Quellen eingehend die Einzelheiten des Gesindeverhältnisses. Den Begriff des Gesindes bestimmt er in § 1 sehr richtig nicht nach dem rein äußerlichen Merkmal der Hausangehörigkeit, sondern durch das patriarcha-

lische Aufsichts- und Vertrauensverhältnis, die Gemeinschaft kraft herrschaftlicher Gewalt, wie v. GIERKE es nennt. Mit HEYMANN bezeichnet der Verfasser das als Munt, doch kann man m. E. höchstens von einem muntähnlichen Verhältnis sprechen. Denn die zahlreichen, vom Verfasser als Belege seiner Ansicht beigebrachten Quellenstellen zeigen nur schwache Spuren einer rechtsgeschäftlichen, deliktischen und prozessualen Vertretung des Gesindes durch den Herrn, die der Munt eigentümlich ist; diese Spuren aber dürften m. E. darauf zurückzuführen sein, daß die Rechtsverhältnisse des natürlich unter der Munt seines Herrn stehenden unfreien Gesindes vielfach das Vorbild abgegeben haben für die Ausgestaltung des Gesindedienstes der Freien. Aber wie immer man das auch bezeichnen mag, die Erkenntnis, daß das Gesindeverhältnis nicht nur ein rein obligatorischer Dienstvertrag ist, ist wichtig und kann allein den Schlüssel bieten für manche Eigentümlichkeiten desselben. Verfasser hätte gut getan, das nicht nur hier, sondern auch im folgenden an manchen Stellen hervorzuheben, so bei dem Züchtigungsrecht und der Fürsorgepflicht der Herrschaft und bei der verschiedenartigen Behandlung des Vertragsbruchs, je nachdem dieser seitens des Gesindes oder der Herrschaft erfolgt. Im einzelnen gibt dieser Abschnitt Gelegenheit zur Darstellung der Wirkung des Gesindeverhältnisses gegenüber Dritten, wie die Haftung der Herrschaft für das Gesinde und die Erstreckung der Rechtsstellung der Herrschaft auf das Gesinde. Der Verfasser behandelt dann weiter in § 2 die verschiedenen Mittel, die angewandt wurden, um das Gesindeangebot zu vergrößern, wie den Zwangsdienst, das Vormieterecht, die Anhaltung von Arbeitslosen zum Dienste, das Verbot der Auswanderung und zugleich auch die interkonfessionellen Dienstbeschränkungen; ferner in § 3 die Bedeutung und Größe der Draufgabe im Gesinderecht und die übrigen beim Vertragsschluß vorkommenden Formalitäten, in § 4 den Dienstantritt, die Verbote des Rücktritts und des Doppelvermietens sowie die Ziehzeit, in § 5 den Umfang der vom Gesinde zu leistenden Arbeiten, speziell an Sonn- und Feiertagen, in § 6 die Vorschriften über das allgemeine Verhalten der Dienstboten, in § 7 die Pflicht zur Ehrlichkeit und die besondere Ausgestaltung des Gesindediebstahls, weiter in § 8 den Gesindelohn, seine Privilegierung, Zusammensetzung und Höhe, in § 9 den Unterhalt und die Wohnung der Dienstboten, in § 10 die Vorschriften über die Behandlung des Gesindes durch die Herrschaft, insbesondere das Züchtigungsrecht und die Erziehungspflicht, in § 11 die Fürsorge für das Gesinde in Krankheit und Alter, in § 12 die Kündigung des Gesindeverhältnisses und die besonderen Kündigungsgründe, in §§ 13 und 14 die verschiedene Behandlung des Vertragsbruches seitens des Gesindes und der Herrschaft, in § 15 das Verbot des Abspenstigmachens des Gesindes durch andere Herrschaften und schließlich in § 16 das Gesindezeugnis. Im Anhang sind dann noch die Rechtsverhältnisse einiger Sondergruppen des Gesindes, nämlich der Müllerknechte, der Hirten und des Hofgesindes, dargestellt, diese aber mit strenger Beschränkung auf Hessen.

Die Ausführungen bieten im einzelnen viel Interessantes. An manchen Stellen kommt bei der Kritik des einseitigen Standpunktes

der Quellen das warme Gefühl des Verfassers für das Gesinde mitunter vielleicht etwas zu stark zum Ausdruck. Doch vermag dies und andere kleine Ausstellungen, die gelegentlich zu machen sind, der Arbeit in keiner Weise ihren hohen Wert zu nehmen.

Münster i. W. Dr. E. Molitor.

Ulrich Beukemann, Die Geschichte des Hamburger Mäklerrechts. Mit einem Anhang von zum Teil ungedruckten Mäklerordnungen. Heidelberg, Winter, 1912. 188 S. 8°. (= Deutschrechtliche Beiträge, herausgegeben von Konrad Beyerle VII 5).

Der Verfasser hat sich die verdienstvolle Aufgabe gestellt, die Entwicklung des Mäklerrechts an dem Beispiele eines einzelnen Handelsplatzes vorzuführen. Doch beschränkt er sich m. E. allzu streng auf die Darstellung des Mäklerwesens in der von ihm gewählten Stadt Hamburg; dadurch nämlich, daß er es unterläßt, auf Parallelen in andern Plätzen, wenigstens an der Hand der bisherigen Literatur, namentlich des trefflichen und reiches Material bietenden Aufsatzes von Frensdorff in der Festschrift für Regelsberger, 1901, hinzuweisen, vermag die Arbeit kaum ein über die Ortsgeschichte hinausgehendes Interesse zu erwecken. Am meisten macht sich das bei der Darstellung der ältesten Entwicklung geltend, weil gerade hierfür die Quellen in Hamburg außerordentlich dürftig sind: Von einigen älteren Notizen und der aus dem Jahre 1589 überlieferten Formel des Mäklereides abgesehen, gibt erst die Mäklerordnung von 1642 Kunde über den Stand des Hamburger Mäklerwesens. Die Mäkler sind danach amtlich bestellte und beeidete Personen, die den Handelstreibenden bei Eingehung ihrer Geschäfte behilflich sein sollen und dafür von dem, in dessen Interesse sie tätig sind, bei dem Abschlusse des Vertrages durch Geben und Nehmen des Gottespfennigs eine Taxe beziehen, die anfänglich ebenfalls Gottespfennig, später Courtage genannt wurde. Als amtlich bestellte Organe haben die Mäkler ferner Versteigerungen und Schätzungen vorzunehmen. Daß sie daneben auch noch im Sinne des heutigen Kommissionärs tätig sein durften, wie der Verfasser S. 24 annimmt, halte ich dagegen nicht für bewiesen. Das strenge, 1654 nur vorübergehend gemilderte Verbot, selbst Handel zu treiben, scheint mir dem zu widersprechen. Die Mäklerordnung von 1642 bildete nun die Grundlage für die weitere Entwicklung. Sie wurde im 17. und 18. Jahrhundert wiederholt geändert und ergänzt, vornehmlich, um das immer wieder überhandnehmende Beiläuferunwesen zu beseitigen. Eine umfassendere Neuregelung des Mäklerwesens im Jahre 1792, die den ausgebildeteren Handels- und Zollverhältnissen gerecht wurde und die Mäkler noch mehr als bisher mit polizeilichen Funktionen betraute, trat praktisch erst in der revidierten Form von 1816 und 1817 in Geltung. In der Zwischenzeit war das Mäklergewerbe von jeder Fessel obrigkeitlicher Regelung tatsächlich frei. Der so entwickelte

Gedanke der Gewerbefreiheit auch auf diesem Gebiete brach sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts immer mehr Bahn und fand am 20. Dezember 1871 endlich auch gesetzliche Anerkennung.

Münster i. W. Dr. E. Molitor.

Geschichte der Familie Hoesch, von Justus Hashagen, unter Mitwirkung von Fritz Brüggemann. Erster Band: Die Anfänge 1397—1612, XXXVIII u. 732 S., 148 Tafeln, 20 Karten. Köln, Neubner, 1911. Dazu ein Atlas mit 11 Karten und erklärendem Text von Brüggemann, 1912. Zusammen 50 Mk.

Die Arbeitskräfte, die der Lokalpatriotismus mobilgemacht hat, sind zu einer Großmacht in der Organisation unserer Wissenschaft geworden. Es ist nicht einzusehen, warum noch viele Historiker die Achseln zucken, wenn es gilt, die reichen Hilfsmittel, die in dem familiengeschichtlichen Interesse gegeben sind, dem Fortschritt der Gesamthistorie nutzbar zu machen. Hashagen gibt seinem Werk das Programm mit auf den Weg: Mehr Zusammenarbeiten von Familiengeschichte und allgemeiner Geschichte! Und in der Tat, wer etwa einmal versucht hat, ein kompliziertes führendes Zentrum der allgemeingeschichtlichen Bewegung zu analysieren, hat auf Schritt und Tritt empfunden, wie grosse Dienste die Familiengeschichte der allgemeinen Geschichte würde leisten können. Bisher freilich steht, wenigstens nach meinen Erfahrungen, die weit überwiegende Masse der Familiengeschichten noch auf einer ungemein anspruchslosen wissenschaftlichen Stufe. Darum wünscht man, daß viele sich die Mühe nicht verdriessen lassen möchten, die wissenschaftliche Technik zu verfolgen, mit der das vorliegende Werk dem Problem beikommt, die Geschichte einer bürgerlichen Familie vor der Zeit erhaltener Kirchenbücher aus den Akten mittelalterlicher Behörden zu rekonstruieren.

Zunächst einmal ist das Werk rücksichtslos ehrlich, was sich auf diesem Gebiet leider noch längst nicht von selbst versteht. Es wird nachgewiesen, daß die Familientradition über die Herkunft des Geschlechts aus einer alten Züricher Patrizierfamilie „nichts weiter ist, als die ahnen- und wappentüchtige Erfindung eines frisch Geadelten“ im 18. Jahrhundert, daß die Quellen vielmehr zurückweisen auf eine Bauernfamilie im Limburgischen. Es wirkt drastisch, aber man freut sich des guten Beispiels, dass hier die Annalen der Familie mit einem Wäschediebstahl beginnen dürfen (S. 33). Die Wahrheit gibt schnell reichen Ersatz: Wir sehen ein weit verzweigtes Bauerngeschlecht von urwüchsiger Kraft, ein Aufsteigen zum dörflichen Schöffenamt, zum Sitz in der Mannkammer des Aachener Münsters, in der Haute Cour zu Limburg, zum Bürgermeisteramt in dieser Stadt, stetig zunehmenden Wohlstand, ein typisch sehr lehrreiches Hinaufwachsen in die Kreise des ländlichen Adels und des städtischen Patriziats. In der Reformationsgeschichte des limburgischen Landes spielt die Familie schon eine

führende Rolle; da wird sie plötzlich durch die Verfolgungen Albas in andere Bahnen geworfen. Die erste, gesondert gebundene Hälfte des vorliegenden Bandes behandelt die Geschichte vor, die zweite die Geschichte während der niederländischen Religionsunruhen. Demjenigen, der weniger an dem speziell Genealogischen und Lokalgeschichtlichen interessiert ist, kann empfohlen werden, die Lektüre mit diesem zweiten Teil zu beginnen. Der zweite Band soll in schnellerem Gang, da vom 17. Jahrhundert an die Quellen viel einfacher und durchsichtiger werden, die industrielle Periode der Familiengeschichte seit der Ansiedlung im Stolberger Tal darstellen.

Die so wichtige und bisher noch sehr vernachlässigte Quellenkunde mittelalterlicher Rechnungen wird hier ein gutes Stück gefördert. Der Leser kann sich ein genaues Bild machen von den Gudungsbüchern der Bank Walhorn, d. h. den Geschäftsbüchern dieser Gerichtsbank, in welche die Urkunden über Liegenschafts- und Rentenverkehr der dortigen Bauern eingetragen wurden, von den Büchern des Lehnhofs des Aachener Münsters, den sogenannten Mannkammerbüchern, von dem Buch des Hohen Gerichtshofes zu Limburg, das der Schöffe Bartholomäus Hoesch als Sekretär geführt hat (S. 478), von den Domänen- und Steuerrechnungen des Limburgischen Rentmeisters, von den verschiedenartigen Konfiskationsregistern aus der Zeit der Religionsverfolgungen. Die Reproduktion von fast 70, oft ganzseitigen Schriftproben aus dem 15. und 16. Jahrhundert hat ihren eigenen paläographischen und diplomatischen Wert.

Jede Gelegenheit zur Förderung allgemeiner Probleme wird benutzt. Besonders erwähne ich die Ausführungen über bäuerliche Abgaben, insbesondere das Mortement (S. 78—85), über das ländliche Schöffenamt im Herzogtum Limburg (S. 97—118, 121 ff.), über den Lehnhof des Aachener Münsters (S. 129—137), über die Haute Cour zu Limburg (S. 467—478), auch etwa über das Raerensche Kunstgewerbe (S. 343 f.). Vor allem wichtig aber sind die bedeutenden Beiträge zur niederländischen und speziell limburgischen Reformationsgeschichte.

Die Art der Quellen bringt es mit sich, daß etwa der dritte Teil des ganzen Raumes der Vermögensgeschichte gewidmet ist. Wenn auch die Quellen Zufallsquellen bleiben, und wir nirgends die Gewähr einer Vollständigkeit der Vermögensstatistik haben, so sind die Ergebnisse doch sehr reich. Das zeigt schon ein Blick etwa auf die Tafel, die am Schluß des ersten Halbbandes mehr als 50 Rentenkäufe des Hein Hoesch während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zusammenstellt; besonders aber das Studium des von Brüggemann bearbeiteten vermögensgeschichtlich-topographischen Familienatlasses, der die gesamte Bewegung des Grundbesitzes lehrreich zur Anschauung bringt. Nach der topographischen Seite hin ist die Interpretation des großen Materials bis zum äußersten durchgeführt worden; auch vermitteln zahlreiche beigegebene Photographien ein genaues Bild von dem Gelände. Freilich, „die agrar- und münzgeschichtliche Interpretation der Quellen mußte mangels brauchbarer, auf unsere Gegend bezüglicher Vorarbeiten leider unterbleiben“. Die zahllosen Geldangaben bleiben also ziemlich als Rohmaterial unausgenutzt stehen (übrigens

ein weiteres Beispiel dafür, wie nötig es ist, bei Veranschaulichung des Geldwertes sich von der Numismatik zu emanzipieren), und wir müssen uns meist begnügen mit den Schlüssen aus dem Gesamtbild, etwa daraus, daß bei dem einen Zweig der Familie der Rentenverkauf, bei einem anderen der Rentenkauf überwiegt, was auf Zurückgehen oder Aufsteigen deutet, usw. Leider hat auch die Größe des Morgens im damaligen Limburg nicht festgestellt werden können; so sind in den Besitzkarten die einzelnen Parzellen nur schematisch lokalisiert worden, ohne Rücksicht auf die verschiedene Größe, die jedoch in der Sprache der Quellen stets in die Karten eingetragen worden ist. Diese besitzgeschichtlichen Untersuchungen erwiesen sich als ein wichtiges Hilfsmittel zur Lösung genealogischer Fragen, insbesondere an einem entscheidenden Punkte, wo es galt, die Verbindung der späteren Jülicher mit der älteren Limburger Linie nachzuweisen; ein Triumph der Forscherausdauer, der nicht geringer wird dadurch, daß jener Zusammenhang durch eine nachträglich aufgefundene Kirchenbucheintragung bestätigt worden ist.

Dies alles ist nun dem genealogischen Schema mit Haupt- und Nebenlinien eingeordnet worden, und die genealogischen Fragen machen es nötig, weitere Einzeluntersuchungen über das Werk zu zerstreuen. Da geht dem Leser manchmal der Atem aus! Gleich am Anfang muß man sich durch eine große Anzahl unzusammenhängender Hoesche, Hoische, Huesche, Husche hindurcharbeiten. Irgendwo habe ich einmal gefunden, daß notorische Nebenlinien in kleinerem Druck behandelt wurden, was der Übersicht sehr zugute kam. Auch im übrigen scheint es mir ungünstig, Darstellung, Forschung und Edition so ganz auf einen Faden zu ziehen. Besonders das Herausheben des Vermögensgeschichtlichen dürfte für ähnliche Arbeiten sich empfehlen.

Berlin-Schmargendorf. ANDR. WALTHER.

WALTER HOBOHM, Der städtische Haushalt Quedlinburgs in den Jahren 1459 bis 1509. (Forschungen zur thüringisch-sächsischen Geschichte, 3. Heft.) Halle a. d. S., Gebauer-Schwetschke, 1912. VI u. 121 S.

In klarer Darstellung und mit Hilfe mehrerer übersichtlicher Tabellen führt uns der Verfasser den Haushalt einer deutschen Mittelstadt in der zweiten Hälfte des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts vor Augen. Die 50 Jahre, denen die Untersuchung gewidmet ist und für deren Wahl die Erhaltung der Rechnungen entscheidend war, fallen in die Regierungszeit einer Äbtissin. Quedlinburg mag damals etwa 5000 Einwohner gezählt haben. Das Jahr 1477, in welchem die Stadt ihre bis dahin behauptete Selbständigkeit verlor und auch für die Gestaltung ihres Haushalts der Wille der Äbtissin maßgebend wurde, bildet einen tiefen Einschnitt in ihrer Geschichte.

Der Verfasser erörtert nach einigen einleitenden Ausführungen über

die Entwicklung und Verwaltung der Stadt sowie ihr Rechnungs- und Münzwesen zuerst die Einnahmen, alsdann die Ausgaben und schließlich das Schulden- und Kreditwesen. Wenn für diese Anordnung die Ansicht maßgebend war, daß die Ausgaben sich nach der Höhe der jeweiligen Einnahmen gerichtet hätten, so dürfte dies doch nicht zutreffen. Die Einschränkung der Ausgaben seit dem Jahre 1477 war wohl mehr eine natürliche Folge der damaligen Ereignisse — vom Verfasser wird auf eine solche Wirkung auch hingewiesen — als eine zielbewußt herbeigeführte Anpassung der Ausgaben an die Einnahmen, und die alte Leibrentenschuld, deren Abwälzung als kennzeichnend für die Beschränkung der Ausgaben hervorgehoben ist, wurde ja ohne weiteres durch den Tod der Leibrentner getilgt.

Bis 1477 finden wir neben einem sitzenden und einem alten Rat als demokratisches Element Stadtgeschworene, Vertreter der Ackerbürger und Gewerbetreibenden. Später wurden die Mitglieder des Rates auf Lebenszeit gewählt und bildeten, in fester Reihenfolge abwechselnd, je zu einem Drittel den sitzenden Rat. Ständige Deputationen wurden teils dem sitzenden Rat, teils der Bürgerschaft entnommen; dem ersteren u. a. die vier (seit 1477 zwei) Kämmerer. Diese hatten lediglich die Ausgaben zu verwalten, während die Einnahmen- und Schuldenverwaltung vom gesamten (sitzenden) Rat besorgt wurde.

Die Rechnungen sind in Mark, Ferding und Lot aufgestellt; die bei weitem wichtigste Zahlmünze dagegen war der Groschen. Eine Tabelle auf Seite 19 veranschaulicht die wachsende Verschlechterung dieser Münze. Hinsichtlich der Kaufkraft des Geldes beschränkt sich der Verfasser auf die vorsichtige Feststellung, daß diese damals „jedenfalls mehrmals so hoch als heute“ war.

Die Höhe der jährlichen Ausgaben, soweit sie aus den, übrigens nur mit großen Lücken erhaltenen Hauptrechnungen der Stadt ersichtlich sind, schwankt zwischen 2300 und 6200 Mark. Vor 1477 machte die Rentenschuld die größten Ansprüche an die Stadtkasse, die jährlich gegen 700 Mark Leibrenten zu zahlen hatte. Die aufgenommenen Gelder wurden aber, wenigstens zu einem großen Teil, zu werbenden Ausgaben verwandt. So hatte die Stadt drei Kornmühlen an sich gebracht, die beträchtliche Erträge abwarfen; von 1396 bis 1477 war sie im Besitz ihrer eigenen Vogtei, und nicht minder war der Pfandbesitz des Gerichtes Hoym für sie nutzbringend. Alle diese Einkünfte verlor sie im Jahre 1477. Seitdem war die jährliche Zahlung von 500 Gulden an die Äbtissin die größte Last, welche die Stadtkasse zu tragen hatte. Nicht unbeträchtlich waren noch immer die Ausgaben für die Unterhaltung von Söldnern und Wächtern, verhältnismäßig sehr gering diejenigen für städtische Bauten (1485 nur 70, 1502 62 Mark). Hier vermißt man Angaben über den Inhalt der Sonderrechnungen der Baumeister, die von 1455 bis 1470 vorliegen.

Die bei weitem wichtigste ordentliche Einnahmequelle war der Schoß, der sich aus einem Vorschoß und einer Vermögenssteuer von etwa 1,3 v. H. zusammensetzte. Der Vorschoß wurde von jeder Haushaltung erhoben; wer zwei Häuser besaß, mußte das Doppelte zahlen.

Seit den siebziger Jahren wurde die Ausübung des Braurechts mit einer Abgabe, dem Braugeld, belegt; weniger bedeutende Einnahmen brachten die Weinabgaben. Unter den Strafen fallen die beträchtlichen Summen auf, welche für Übertretung von Hochzeitsvorschriften gezahlt wurden. Die Buße war hier, wie auch in anderen Fällen, zur Gebühr geworden.

Düsseldorf. M. Foltz.

Max Foltz, Geschichte des Danziger Stadthaushalts. Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens. 8. Herausgegeben vom Westpreußischen Geschichtsverein. Danzig, A. W. Kafemann, 1912. XI und 615 Seiten.

Ein für den Wirtschaftshistoriker in vieler Beziehung wichtiges und wertvolles Buch. Der Verfasser hat bereits vor ein paar Jahren einen Aufsatz über den Danziger Stadthaushalt am Ende des 16. Jahrhunderts veröffentlicht (Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins) und legt jetzt eine große und umfassende Darstellung des Haushaltes der Stadt vom Ende des Mittelalters bis zur Gegenwart vor. Das ganze Werk ist naturgemäß in drei Zeiträume gegliedert. Der erste Teil umfaßt wesentlich das anderthalbe Jahrhundert der Herrschaft des Deutschen Ordens (1308—1454); denn aus der vorhergehenden Zeit liegen nur spärliche Nachrichten über die Stadt vor (sie wurde 1308 vom Deutschen Orden erobert und zerstört). Der zweite und größte Teil des Buches erstreckt sich über den langen Zeitraum, in dem Danzig eine Stadt des Königreichs Polen war (1454—1793), und der dritte Teil behandelt das letzte Jahrhundert (1793—1910), die sieben Jahre der Republik Danzig (1807—1814) einbegriffen. Innerhalb jedes einzelnen Teiles ist regelmäßig den beiden großen Hauptabschnitten, worin die Ausgaben und Einnahmen ausführlich dargelegt werden, ein kurzer Überblick über die Geschichte der Stadt und ein Abschnitt über die Finanzverwaltung, das Kassenwesen und das Münzwesen vorausgeschickt. Das Buch ist ganz überwiegend darstellender Natur. Ein paar Urkunden werden in einem Anhange mitgeteilt und einige andere in die Darstellung eingeschoben. Eine große Reihe von Tabellen, die das 16. bis 19. Jahrhundert betreffen, ist beigegeben (S. 462—581).

Das vorliegende Buch verfolgt den Haushalt der Stadt durch viele Jahrhunderte bis zur Gegenwart. Die finanzgeschichtlichen Quellen werden in Danzig, soweit man dies aus dem Buche erkennen kann, erst vom 16. Jahrhundert ab reichlicher und zusammenhängender, noch keineswegs lückenlos (vgl. etwa die Zusammenstellung der Kämmereibücher des 16. Jahrhunderts, S. 109, Anm. 2), während aus dem vorangehenden Jahrhundert, wie es scheint, nur verhältnismäßig wenige und vereinzelte Stücke übrig geblieben sind.

Es ist schade, daß der Verfasser nicht jedem einzelnen Teile seines Buches eine zusammenfassende und systematisch geordnete Übersicht

über die Quellen, also besonders über die vorhandenen Finanzbücher u. dgl. vorangestellt hat. Einzelne Bemerkungen finden sich an verschiedenen Stellen; aber leider versagt gerade hier das sonst anscheinend sorgsame Sach-, Namen- und Wortverzeichnis, worin die Stichwörter Buch, Kämmereibuch, Schoßbuch, Kassenbuch, Tagebuch usw. fehlen. S. 12 f. ist die Rede von dem einzigen und wichtigen Kämmereibuch (1379/80 bis 1381/82), das aus der Ordenszeit vorliegt, S. 45 von dem ältesten erhaltenen Steuerbuch (liber exaccionum 1377/78); S. 46 f. wird von zwei Büchern gesprochen, die bei einem Schoß 1416 benutzt worden sind. Ein paar Schoßbücher von dem Anfang des 16. Jahrhunderts werden S. 238 f. erwähnt; die Kämmereibücher und andere Finanzbücher des 16./17. Jahrhunderts werden S. 107 ff. beschrieben (im 17. Jahrhundert sind darin die arabischen Ziffern durchgedrungen). Beinahe überall bleibt eine Reihe von Fragen unbeantwortet. Jenes Kämmereibuch aus der Ordenszeit nimmt Bezug auf ein älteres Buch (antiquus liber), das heute nicht mehr vorhanden ist. Der Verfasser bezeichnet das Kämmereibuch als „Papierheft (Bl. 1 bis 227) in Pergamentumschlag, in Folio"; indessen nachher spricht er von dem Heft von 1380/81 und demjenigen von 1381/82. Man weiß nicht, was hier mit dem Ausdruck „Heft" gemeint ist. Vermutlich einzelne Lagen des ganzen Buches[1]). Wenn dies zutrifft, so müßte hervorgehoben werden, daß das ganze Buch aus mehreren Lagen besteht und jede Lage für sich ein einzelnes Rechnungsjahr umfaßt. — Das Steuerbuch von 1377/78 ist anscheinend vollständig erhalten (der Verfasser sagt nichts Gegenteiliges): ein pergamentenes Buch, Schmalfolio, 35 Blätter. Dies Steuerbuch hat, wenn ich den Verfasser recht verstehe, die Besonderheit, daß darin nicht die einzelnen eingegangenen Steuerbeträge gebucht sind, sondern in der Regel „über jedem Namen" lediglich der Vermerk dedit eingetragen ist. — Eigenartig sind die beiden Bücher, die über den Schoß von 1416 geführt worden sind. Der Verfasser unterläßt es hier, die Handschriften zu beschreiben, und vermittelt nur eine ungenügende Vorstellung von der Anlage und der Führung der Bücher. Man erfährt etwa dies: die beiden Bücher sind in der gleichen Weise angeordnet und eingeteilt. In dem „zweiten" Buche werden nur die bis zu einem gewissen Zeitpunkte eingegangenen Steuerbeträge gebucht. „Dabei ist geschieden zwischen denen, die «quit» und die «nicht quit» sind." Das „erste" Buch teilt die steuerpflichtigen Personen in drei große Gruppen ein: a) die Brauer, geordnet nach Straßen; — b) „die anderen Gewerke", geordnet „nach Berufen";

1) Man wird ruhig von einem papiernen Buche sprechen können, auch wenn es keinen festen (nur einen pergamentenen) Einband hat. Die Rostocker Schoßbücher der Zeit um 1400, die mit dem Ausdruck liber collecte oder schotbok (im Gegensatz zu der „Rolle") bezeichnet werden, sind Papierhandschriften, durchschnittlich 40 Blätter, 22—23 cm hoch, 15—16 cm breit, in der Regel versehen mit einem pergamentenen Umschlage. — Es ist anschaulicher, die Maße eines Buches (Höhe und Breite) in cm anzugeben, als von Folio, Schmalfolio usw. zu sprechen. Vgl. überhaupt die vorbildliche Art, wie P. Rehme in seinen mannigfaltigen Arbeiten Stadtbücher beschreibt.

— c) „die übrigen Bürger", geordnet nach Straßen. In der Regel ist sowohl vor dem Namen wie hinter dem Namen jedesmal eine Summe eingetragen: die eine drückt, wie der Verfasser vermutet, den veranlagten Steuerbetrag, die andere den tatsächlich gezahlten Steuerbetrag aus. Von anderer Art ist die Buchführung in der ganzen Gruppe c und in einer einzelnen Untergruppe (Schmiede) der Gruppe b. Hier werden jedesmal drei verschiedene Summen eingetragen, und zwar vor dem Namen eine Summe, die vermutlich das steuerpflichtige Gut in Geldeswert ausdrückt[1]), hinter dem Namen zwei andere Summen, die den veranlagten und den tatsächlich gezahlten Steuerbetrag ausdrücken. Soviel wird mitgeteilt, keineswegs genug für denjenigen, der an dem Buchwesen Interesse hat. Wie sind die einzelnen Gruppen und Untergruppen voneinander geschieden? Welche Überschriften? In welcher Weise sind die vielen einzelnen Summen, die der Verfasser S. 48 f. tabellenmäßig zusammenstellt, in die Bücher eingetragen? Wie ist das „zweite" Buch geführt? Wie ist das gegenseitige Verhältnis beider Bücher? Vielleicht würden sich noch eine Reihe weiterer Fragen ergeben, wenn man die Handschriften gründlich durchforscht. Wer die Finanzbücher einer Stadt bearbeitet, ist berufen, soviel er kann, zu der Geschichte des Stadtbuchwesens beizutragen[2]).

Die Stadt Danzig hat von 1454 ab, zumal in den folgenden Jahrhunderten, eine große Reihe von Steuern regelmäßig erhoben und insbesondere ein ganzes System von Aufwandsteuern (Bierakzise, Branntweinakzise, Weinakzise u. a., worüber der Verfasser viel Interessantes mitteilen kann) ausgebildet. In dem Zeitraum von 1308 bis 1454 hingegen kommt keine ordentliche Steuer vor — abgesehen von dem sog. Fenster- und Stangengeld (S. 43 f.), d. i. einer Steuer, welche von den Gewerbetreibenden, die einen offenen Laden haben, gegeben wird —, gleichwie der Staat des Deutschen Ordens keine ordentliche direkte Steuer, keine Bede erhoben hat (S. 43). Die ordentlichen Einnahmen der Stadt sind von anderer Art: Grundeigentum, Pfahlgeld, d. i. eine Gebühr, welche von allen auf der Weichsel eingeführten oder ausgeführten Gütern erhoben wird (es ist eine besonders wichtige Einnahme der Stadt), u. a. Eine direkte Steuer kommt lediglich als außerordentliche Steuer von Zeit zu Zeit vor. Der Anlaß der einzelnen außerordentlichen Steuern ist ein dreifach verschiedener: a) In der Stadt

---

1) Ein Steuerbuch aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, worin das steuerpflichtige Gut der einzelnen Personen in Mark angegeben wird (satisfecit pro ... marcis), liegt bruchstückweise in Rostock vor. Es unterscheidet sich allerdings von dem Danziger Buche, indem neben den einzelnen Namen entweder ein Vermerk (satisfecit) pro ... marcis oder ein anderer (dedit) ... marcas — hier also der gezahlte Steuerbetrag —, höchst selten beides zugleich eingezeichnet wird.

2) Vgl. die Bemerkung B. Kuskes, S. 222 des vorliegenden Bandes dieser Zeitschrift, welcher bedauert, daß Bernh. Harms eine Beschreibung der Baseler Wochen- und Vierteljahrsrechnungen unterläßt. Man vergleiche übrigens die Beschreibung der Kölner Stadtrechnungen, die R. Knipping seinem großen Werke vorausgeschickt hat (Mitteilungen aus dem Kölner Stadtarchiv, Bd. 23).

wird eine außerordentliche Steuer erhoben, weil eine außerordentliche Landessteuer (Landesschoß) durch den Orden gefordert wird; einmal (1416) wird der Stadt durch den Orden ein Schoß als Strafe auferlegt. — b) Eine außerordentliche Steuer ist von der Gesamtheit der preußischen Städte (z. B. 1395 Unternehmen der Hanse gegen die Seeräuber) oder von dem preußischen Bunde (1453) beschlossen worden. — c) Bei besonderen Gelegenheiten erhebt die Stadt für ihre eigenen Zwecke (z. B. Hafenarbeiten, Mauerbau, Wiederherstellung des niedergebrannten Krans) eine außerordentliche Steuer. Nicht jede dieser außerordentlichen Steuern ist von der gleichen Art: eine Sonderstellung nimmt z. B. die Steuer von 1419 ein. Sonst wird in der Regel ein Schoß erhoben, bestehend aus einem Vorschoß und einer Anzahl Pfennige von der Mark (des steuerpflichtigen Gutes)[1]). Der Verfasser kennzeichnet den Vorschoß als eine Kopfsteuer und die Pfennige von der Mark als eine Vermögenssteuer. Aus den ihm vorliegenden Quellen kann dafür leider, wie es scheint, kein zwingender Beweis erbracht werden. Die Art dieser zusammengesetzten Steuer (Schoß) wird man nur einigermaßen zu erkennen vermögen, wenn etwa (wie z. B. in Rostock) eine größere Reihe vollständiger Schoßbücher aus dem Mittelalter übrig geblieben ist. — Der Verfasser meint (S. 52): wenn mehrmals ein sonderlich hoher Vorschoß erhoben wurde, so „traten jedenfalls viele Befreiungen ein". Wenn die Vermutung zutrifft, daß gewisse (wenig leistungsfähige) Personen gar keinen oder einen geringeren Vorschoß als die große Mehrzahl zu geben brauchten[2]) — dies ist keineswegs ausgeschlossen —, so darf man nicht sagen: sie wurden von der Steuer befreit. Damit würde man sie in einen Gegensatz zu den steuerpflichtigen Personen stellen. Indessen ein rechtlicher Unterschied in bezug auf die Steuer ist zwischen ihnen und den übrigen Bürgern nicht vorhanden. Dies spricht sich (z. B. in Rostock) darin aus, daß ihre Namen genau wie diejenigen der übrigen steuerpflichtigen Bürger in das Schoßbuch eingetragen wurden, nur mit einem entsprechenden Vermerk, wie nihil (dedit) oder dgl. Jener Unterschied ist vielmehr ein tatsächlicher: sie wurden von dem Schoß nicht getroffen. Es ist gut denkbar, daß sie unter anderen Umständen (bei größerer Leistungsfähigkeit) von dem Schoß getroffen würden.

Soviel über dies Buch, das im übrigen für sich selber wird sprechen können.

Göttingen. WILHELM STAUDE.

---

1) Was der Verfasser über den Schoß von 1416 bemerkt (S. 47), erscheint mir zu wenig begründet. Das größte steuerpflichtige Gut, das in das Buch eingetragen ist, hat einen Geldwert von 6000 Mark. Die geringe Höhe dieser Summe läßt den Verfasser vermuten, daß „die Kaufleute etwa ihr auf See schwimmendes Gut mit Rücksicht auf dessen stete Gefährdung äußerst gering eingeschätzt haben". Hier ist doch aus einer Zahl zuviel geschlossen; und zudem bleibt es eine Frage, ob 6000 Mark eine „geringe Summe" sind.

2) Ich denke, an der Hand der Rostocker Schoßbücher (gegen 1400) zeigen zu können, daß, wer keinen Vorschoß gibt, auch keine Pfennige von der Mark, also überhaupt keinen Schoß gibt.

Franz Freiherr v. Mensi, Geschichte der direkten Steuern in Steiermark bis zum Regierungsantritt Maria Theresias. II. Band. (Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark, herausgeg. von der Historischen Landeskommission für Steiermark, IX. Band.) Graz und Wien, Verlagsbuchhandlung „Styria", 1912. XIV u. 403 S.

Gestützt auf eine umfangreiche Quellenforschung und gründlichste Sachkunde führt der Verfasser die im ersten Bande (vgl. Jahrgang 1911 dieser Zeitschrift, S. 267 ff.) begonnene Behandlung der auf das ganze Land bezüglichen Besteuerungsmaßregeln zu Ende. Von den Landessteuern trafen nur die „Gebäudesteuern" (im weitesten Sinne des Wortes) unmittelbar auch die Bewohner der landesfürstlichen Städte und Märkte. Die Darstellung des Steuerwesens dieser Orte ist einem dritten Bande vorbehalten.

Auch der vorliegende Band ist im wesentlichen der Steuergeschichte der Neuzeit gewidmet; für den Schluß des ganzen Werkes werden jedoch Nachträge zum ersten Bande in Aussicht gestellt, und zwar insbesondere eine wesentliche Ergänzung der Einleitung über die mittelalterliche Steuergeschichte des Landes.

Eine allgemeine Vermögenssteuer wurde, abgesehen vom gemeinen Pfennig vom Jahre 1496, nur einmal, jedoch erfolglos, in Vorschlag gebracht. Seit 1682 wurden Vermögenssteuern auch ohne Befragen der Landtage durch den Landesherrn ausgeschrieben. Schon 1276 findet sich vereinzelt eine Besteuerung der Mühlen; doch blieben diese bis 1633 größtenteils unbesteuert, und überhaupt war die Besteuerung der Erträge aus Handel und Gewerbe für das Land nur von sehr geringer Bedeutung. Die Mühlensteuer ward 1633 eine ordentliche Abgabe.

Seit dem 16. Jahrhundert galten auch außer den Besitzern von Grundstücken und Gülten alle, welche ihren Lebensunterhalt im Lande suchten, als verpflichtet, zu Steuern und Zwangsanleihen beizutragen. Den außerordentlichen Steuern wurde schon früh das Vermögen und Einkommen der Geistlichen unterworfen. Hinsichtlich der Gültenbesteuerung stellte Ferdinand I. die Geistlichkeit den übrigen Gültenbesitzern gleich. Die Juden waren bis zum Jahre 1496 steuerpflichtig; dann mußten alle Juden bis ins 19. Jahrhundert hinein das Land meiden.

Dem Bande beigefügt sind Sach-, Orts- und Personenregister, ein Verzeichnis der benutzten Archivalien, Werke und Abhandlungen sowie eine Anzahl wertvoller Tabellen, unter diesen eine Übersicht über die von 1500 bis 1740 nicht auf Grundlage der Gült ausgeschriebenen Steuern.

Düsseldorf. M. Foltz.

Die Getreidehandelspolitik in der ehemaligen Grafschaft Mark während des 18. Jahrhunderts. (Ein Beitrag zur Landeskultur der brandenburg-preußischen Herrscher.) Von Dr. Friedrich Lampp. — Münstersche Beiträge zur Geschichtsforschung. Neue Folge XXVIII. Münster, Franz Coppenrath, 1912. 191 S.

Die Abhandlung bietet mehr, als ihr Titel, der in Anlehnung an die Publikation der „Getreidehandelspolitik" in den Acta Borussica gewählt ist, erkennen läßt. Sie besteht zur Hälfte in einer Schilderung der Landeskultur, wie sie sich darstellt in den Zuständen der Domänen, den bäuerlichen Verhältnissen und in der Verwaltung der städtischen Akzisen, Kapitel, die doch nur zum Teil als zum Hauptthema gehörig betrachtet werden dürfen. Dafür besitzen sie jedoch selbständigen Wert, so daß man dem Verfasser gerade auch für diese Seite seiner Arbeit Dank wissen wird. Besonders verdienen die zahlreichen Tabellen über Kornpreise und Aussaat als willkommenes Anschauungsmaterial hervorgehoben zu werden.

Die wirtschaftliche Situation der Mark wird beherrscht durch den Gegensatz zwischen dem Hellweg, dem fruchtbaren und getreidereichen Teil nördlich der Ruhr und dem an landwirtschaftlichen Produkten armen Sauerland im Süden. Der Ausgleich zwischen diesen beiden Landeshälften kann als das wichtigste Problem der märkischen Getreidehandelspolitik bezeichnet werden. Mancherlei Schwierigkeiten standen seiner Lösung entgegen. Einmal die mangelhaften Wegeverhältnisse, die erst am Ende des 18. Jahrhunderts durch Straßenbauten großen Stils gebessert wurden. Hier entsprach die Lage der Kornmärkte, von denen Herdeke und Witten an Bedeutung Hattingen, Langschede und Schwerte bei weitem übertrafen, an der Ruhr in der Mitte zwischen Produzenten und Konsumenten den Bedürfnissen beider. Wenn aber, wie es immer wieder geschah, das Getreide gar nicht auf die heimischen Märkte kam, sondern en gros aufgekauft und ohne Rücksicht auf Teuerungen im eigenen Lande nach auswärts geführt wurde? Hier konnte nur eine energische Sperrpolitik des Landesherrn Wandel schaffen. Lampp befindet sich im Irrtum, wenn er (S. 117) von „dem Prinzip der Handelsfreiheit der Territorialstaaten des 16. und 17. Jahrhunderts" spricht, in dem Sinn, als ob sie keine Getreideausfuhrverbote gekannt hätten. Tatsächlich sind solche gerade bei den westlichen Territorien, beispielsweise in Jülich-Berg oder Kurköln, im 16. Jahrhundert durchaus üblich gewesen. Auch die Hohenzollern haben dieses altbewährte Mittel, zu dem selbst der Freiherr v. Stein, nachdem er mit der Einführung der Getreidehandelsfreiheit Fiasko erlitten hatte, zurückkehren mußte, fleißig für die Mark gehandhabt. Oft freilich nicht rechtzeitig genug, um den zahlreichen Teuerungen, von denen die Mark bei dem gänzlichen Fehlen von Magazinen nur allzu oft heimgesucht wurde, vorzubeugen. Man war eben immer wieder geneigt, an die durchaus eigenartigen ländlichen Verhältnisse der Mark östliche Maßstäbe anzulegen. Aber trotz vereinzelter Mißgriffe haben sich Preußens Könige doch große Verdienste auf dem in Rede stehenden Gebiet um die Mark erworben, besonders auch in

der Bodenkultur. So erwies sich in der Domänenverwaltung die Beseitigung der Administration durch die Admodiation als durchaus zweckentsprechend. Es bildeten sich hier scheinbar nach dem Vorbild bäuerlicher Abhängigkeitsformen mehr und mehr Erbpachtsverhältnisse heraus, ohne daß allerdings die mehrfach geplante offizielle Einführung der Erbpacht gelang. Eine Landeskultur großen Stils begann unter Friedrich dem Großen. Freilich, die Einführung der sogenannten englischen Wirtschaft scheiterte an der Streulage des märkischen Grundbesitzes. Um so segensreicher wirkte dafür die energisch durchgeführte Aufteilung der Gemeinheiten und eine weitgehende, nach den schlimmen Folgen des 7jährigen Krieges dringend erforderliche kolonisatorische Tätigkeit. Auch in der Eintreibung der Akzise waren die Herrscher nichts weniger als rigoros. Als schwierigste Aufgabe erwies sich die Sanierung der durch schlechte Wirtschaft arg verschuldeten märkischen Städte. Es blieb den Landesherren nichts anderes übrig, als hier die Akziseverwaltung selbst in die Hand zu nehmen und zwischen den widerstrebenden Interessen von Stadt und Land, wie sie in Bannmeile und Stadtzwang einerseits und den ländlichen Fixationen anderseits zum Ausdruck kam, nach Möglichkeit zu vermitteln. Hier bedurfte es eines wahren Gewirres von Bestimmungen, bis mit der 1791 eingeführten Handelsfreiheit vollständig neue Bedingungen in Kraft traten.

Köln. H. Thimme.

Dr. Otto Warschauer, Lotteriestudien. Mit Benutzung amtlicher Quellen für Volkswirte, Historiker und Juristen. Berlin, Karl Curtius, 1912. 125 S. 8°.

Aus diesem Buch geht hervor: Die Lotterie kann eine bedeutende Einnahmequelle für den Staat sein, aber nur, wenn er die moralischen Bedenken, d. h. den Schutz der minderbemittelten Klassen, beiseite läßt. Und hat der Staat erst einmal mit der Lotterie als Einnahme zu rechnen begonnen, so kann er sie kaum je wieder entbehren. In vier Aufsätzen, die ursprünglich getrennt erschienen sind, gibt W. einen Überblick über die Geschichte der in Preußen versuchten Lotteriesysteme und über ihre Bedeutung für die preußischen Staatsfinanzen. Die Geldnot nach dem Siebenjährigen Kriege veranlaßte Friedrich den Großen, dem Lotteriewesen einen weiten Spielraum in seiner Monarchie zu gestatten und seine Verbreitung möglichst zu begünstigen. Neben der schon bestehenden Klassenlotterie, die damals keine wesentliche Rolle für die Staatseinnahme spielte, wurde die Zahlenlotterie eingeführt. Durch die Freiheit, die sie für Zahlenkombinationen gewährte, mußte sie einen starken Reiz auf die Spieler ausüben. Nach anfänglichem Mißerfolg, an dem unlautere Manipulationen des Pächters Calzabigi die Schuld trugen, entwickelte sich die Zahlenlotterie zu einer glänzenden Staats-

einnahme erst unter Verpachtung, dann in eigener Regie. Es ist bezeichnend für die Ideenrichtung im merkantilistischen Staat, daß der Pächter sich anfangs verpflichten mußte, auch für 6000 Tlr. Porzellan, das nur im Ausland verkauft werden durfte, von der Königlichen Porzellanmanufaktur zu übernehmen, um „dem guten Fortgang der Manufakturen zu dienen". Trotzdem die beiden Nachfolger Friedrichs II. aus moralischen Gründen die Zahlenlotterie aufheben wollten, war dies unausführbar, da die staatliche Einnahme aus ihr so groß geworden war (z. B. 1796/97 467040 Tlr.), daß ihr Ausfall nur durch Erhöhung der Akzise und Zölle hätte ausgeglichen werden können. Erst der allgemeine Zusammenbruch des preußischen Staats 1806 ermöglichte es, die durch ungeschickte Eingriffe der Franzosen ohnehin ruinierte Zahlenlotterie aufzugeben. Man setzte an ihre Stelle die Quinenlotterie, welche zwar durch hohe Einsätze und ein kompliziertes System die besitzlosen Klassen vom Spiel ausschaltete, aber für den Staat den Charakter einer aus Spekulation resultierenden Einnahme hatte; denn beim Verkauf weniger Lose konnte der Staat auf einen Überschuss nur rechnen, wenn das Gewinnlos unter den unverkauften war. Sie ergab nur Verluste; ebenso die Güterlotterie, mit der man durch das Ausspielen ganzer Güter den Gesamtinteressen einer Berufsklasse, den in Not geratenen Landwirten, helfen wollte.

Der Staat nahm deshalb die Klassenlotterie wieder auf, die bisher nicht gegen die Zahlenlotterie aufgekommen und schliesslich zugleich mit dieser aufgehoben worden war. Sie war nicht so geeignet, die Spielleidenschaft anzufachen wie die Zahlenlotterie, da die Zahlenkombinationen fortfielen, aber sie wurde doch Staat und Spieler gerechter als die Quinen- und die Güterlotterie. Da ihr alter Konkurrent beseitigt blieb, erhielt der Staat aus der Klassenlotterie eine sich noch heute ständig steigernde Einnahme. Alle Bedenken, die besonders von den Volksvertretungen bis in die jüngste Zeit aus moralischen Gründen gegen sie erhoben wurden, blieben, trotzdem die Regierung sie prinzipiell als berechtigt anerkannte, ohne weitere Folgen, weil kein gleichwertiger Ersatz für den Ausfall geboten werden konnte. W. verteidigt die Nutzbarmachung der Lotterie für den Staat mit der Begründung, daß hier dem Staat eine Einnahmequelle geboten wird, zu der beizutragen dem armen Mann freisteht. Es liegt kein Zwang vor, wie ihn der Staat bei der Erschließung anderer Einnahmequellen anwenden muß, um sie ergiebig zu gestalten. Nicht sehr beweiskräftig scheint es mir, wenn W. für die Heranziehung der unteren Volksklassen anführt, der Arme kaufe sich mit dem Lose „eine Hoffnung, die so lange währt, als das Los Gültigkeit hat, und man möge gerade demjenigen, der wenig hat, was ihm Freude bereitet, nicht die Zukunftsperspektive, daß auch für ihn einmal ein überraschender materieller Glückszufall eine durchgängige Veränderung der bisherigen Lebensverhältnisse herbeiführen könne, völlig verdunkeln".

Freiburg i. B. HANS GOLDSCHMIDT.

Agrarlehre und Agrarpolitik der deutschen Romantik. Von Dr. FRIEDRICH LENZ. Berlin, Paul Parey, 1912. VIII und 191 S.

Die „romantische" Einkleidung der ersten Opposition gegen den wirtschaftlichen Individualismus in Deutschland hat dazu geführt, daß diese lange Zeit nicht die Beachtung gefunden hat, welche sie verdient. Das scheint sich jetzt zu ändern; die Zahl der Schriften, die sich mit den „Romantikern" und vor allem dem bedeutendsten unter ihnen, ADAM MÜLLER, beschäftigen, wächst. Zu den interessantesten Arbeiten dieser Art gehört das vorliegende Buch, das sich mit einem zentralen Teil der Anschauungen der Romantiker, nämlich ihrer Agraranschauung, befaßt. In zwei großen Hauptabschnitten behandelt Lenz zuerst den bekannten Kampf zwischen den „rationellen Landwirten" in Preußen, d. h. eigentlichst THAER, und den Romantikern, deren Führer ADAM MÜLLER und v. d. MARWITZ waren. In einem zweiten Teil versucht er dann die Konstruktion der Agrarlehre der deutschen Romantik.

Seit KNAPP ist die HARDENBERGsche Agrarreform des verklärenden Schimmers entkleidet, mit dem sie früher gesehen wurde. Wir wissen jetzt, daß sie nichts ist als ein Kompromiß zwischen den Forderungen eines überspannten Rationalismus auf der einen und der Gegenwehr ständisch gesinnter Gutsherren auf der anderen Seite. Ich habe nachzuweisen versucht (in der SCHMOLLERfestschrift über die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre im 19. Jahrhundert, Leipzig 1908), daß THAERs Standpunkt kein anderer war als ein rein kapitalistischer, der nur gelegentlich durch seine blinde Bewunderung der Technik modifiziert wurde. Schon seine unmittelbaren Zeitgenossen, wie KOPPE und THÜNEN, sahen viel klarer. LENZ legt dar, wie THAER in gleicher Weise sich über die Wirkung der Trennung des rechtlichen Bandes zwischen Grundbesitzer und Bauern für letzteren unklar war. „Auf seiten der Opposition, ungeachtet ihrer romantischen Einkleidung und der feudalistischen Velleitäten, war in der Tat die größere wirtschaftliche Voraussicht, weil intimere Kenntnis des eigenen Betriebes; bei diesen adligen Großgrundbesitzern fand die preußische, erst unseren Tagen wieder vertraut gewordene Tradition des Bauernschutzes damals ihre letzten Vertreter" (S. 62). Nur in dem einen Punkte kann ich LENZ nicht ohne weiteres zustimmen, daß auch STEIN das tatsächlich sich vollziehende „Heruntereigentümern" der damaligen Lassiten nicht vorausgesehen habe. Es sei nur an die Bemerkungen vom 8. Oktober 1807 zu dem Bericht der Immediatkommission über die Aufhebung der Erbuntertänigkeit erinnert, in dem er ausdrücklich erklärt, es müsse eine Einschränkung der freien Disposition über das Eigentum bleiben, diejenige nämlich, welche dem Eigennutz der Reicheren und Gebildeteren Grenzen setze und das Einziehen des Bauernlands zum Vorwerksland verhindere. (PERTZ, Das Leben des Ministers Freiherrn von Stein, 2. Bd., 2. Aufl., Berlin 1851, S. 19/20). LENZ macht mit vollem Recht darauf aufmerksam, daß die Romantiker zu den ersten gehören, die — aus der Gegensätzlichkeit zu der rein rationalistischen Geld- und Kreditwirtschaft heraus — für das Proletariat eintreten

(S. 78). Neuerdings hat v. BELOW auf Berührungspunkte zwischen Romantik und Marxismus hingewiesen (im Maiheft 1912 der Jahrbücher für Nationalökonomie). Es müßte sich lohnen, noch allgemeiner der Begründung jener Weltanschauung nachzugehen, die in der traditionellen organischen Verbindung zwischen erblich Berechteten und Abhängigen eine bessere Gewähr der allgemeinen wie der individuellen Wohlfahrt sieht als in dem ungehemmten Gegensatz der sozialen Klassen. Es sei darauf verwiesen, wie auffällig einzelne der Gedanken, mit denen ADAM MÜLLER seine ständischen Auffassungen begründet, mit solchen GOETHES parallel gehen. „Daß die ganze Würde und der ganze Stolz der Menschheit in freier Dienstbarkeit bestehe" (S. 107), sagt MÜLLER; von freiwilliger Dienstbarkeit als dem schönsten Zustande spricht GOETHE. Wenn MÜLLER gegen den Einwand, daß Verdienst und nicht der Glückszufall der Geburt entscheiden müsse, erwidert, daß alles irdische Wohlsein auf einer Vereinigung von Glück und Verdienst beruhe (S. 100), so denken wir sofort an GOETHES „Wie sich Verdienst und Glück verketten, das fällt den Toren selten ein". Es ist sehr wohl möglich bei den engen Beziehungen zwischen den beiden Männern, daß in diesen Formulierungen der eine von dem anderen abhängig ist; wesentlich ist aber jedenfalls die gleiche Stimmung zwischen beiden. Schließlich ist auch die Möglichkeit vorhanden, daß beide von einem Dritten abhängig sind, der unter den Denkern der älteren Romantik zu suchen wäre. HAYM weist einmal auf den Einfluß von NOVALIS auf die politischen Anschauungen der Jüngeren hin; LENZ selbst erwähnt in einem Falle den Zusammenhang mit FRIEDRICH SCHLEGEL (S. 82). Hier hat die Forschung noch kaum eingesetzt.

Von Interesse sind die Ausführungen über das Albertsche Wirtschaftssystem, eine Art Anteilswirtschaft, in der ADAM MÜLLER die Lösung der Landarbeiterfrage zu finden glaubt. Welchen Wert MÜLLER darauf legte, zeigt eine Bemerkung in einem Briefe an GENTZ vom 6. Januar 1827 (vermutlich ungedruckt, in meinem Besitz); er nennt darin das „ALBERTsche Wirtschaftswesen" das „Herzblatt" seiner politischen Gedanken und erklärt seine Absicht, eine kurze aber möglichst umfassende Darstellung dieser Sache in Form eines Sendschreibens an GENTZ auszuarbeiten.

Hoffentlich führt LENZ, wie er andeutet, seine Forschungen fort; sie erweitern unsere Kenntnisse auf diesem noch wenig angebauten Gebiete in erfreulicher Weise.

M. WYGODZINSKI.

Briefe des Generals Leopold von Gerlach an Otto von Bismarck. Herausgegeben von HORST KOHL. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta, 1912. XXXIV und 264 S. 8°.

Der Briefwechsel Bismarcks mit Leopold von Gerlach wurde bekanntlich zuerst 1893 von einem ungenannten Herausgeber in einer

höchst unvollkommenen Gestalt veröffentlicht, die den ästhetischen Genuß und den Quellenwert in gleichem Maß beeinträchtigte. Bereits 1896 hat HORST KOHL dann die Briefe Bismarcks an Gerlach auf Veranlassung des Fürsten selbst sachkundig neu herausgegeben. Für Gerlachs Briefe blieb man auf die alte Edition angewiesen; nur veröffentlichte KOHL die dort überhaupt fehlenden in verschiedenen Bänden des Bismarckjahrbuchs. Und das waren vor allem sämtliche Briefe von 1855—60, in denen Gerlach im Anschluß an die Erörterungen über Preußens Stellung im Krimkrieg seine politischen Anschauungen überhaupt darlegte, und mit denen er Bismarck bekanntlich veranlaßte, gewissermaßen ein politisches Glaubensbekenntnis abzulegen. Im vorliegenden Werke erhalten wir nun Gerlachs sämtliche Briefe an Bismarck sorgsam bearbeitet, soweit sie noch vorhanden waren. Eine Vergleichstabelle am Anfang des Buchs zeigt, in wie sinnentstellender Form die Mehrzahl von ihnen infolge von Verschmelzung verschiedener Briefe, Auslassungen und falschen Datierungen in der ersten Ausgabe vorlag.

Die äußere Politik, das Verhältnis zu Österreich und Frankreich und die Kritik der Handlungen des Ministeriums Manteuffel nehmen den meisten Raum in den Briefen ein. Probleme, die in das Gebiet dieser Zeitschrift schlagen, werden nur wenig berührt. Der Zollverein und der Handelsvertrag mit Österreich werden erwähnt (S. 20 u. 42), die holsteinische und die Neuenburger verfassungsrechtlichen Fragen gestreift, und mehrfach wird auch die Stellung des Ministeriums zur Wochenblattspartei berührt. Am häufigsten taucht die hamburgische Verfassungsfrage auf. Die konservativen Elemente von Hamburgs Bürgerschaft und Senat wünschten das Einschreiten Preußens und des Bundes gegen die neue Hamburger Verfassung. Gerlach unterstützte sie lebhaft in ihrem Bemühen und ersuchte Bismarck immer wieder, beim Bundestag in dem Sinne vorzugehen. Die im Anhang abgedruckten Briefe Ludwig von Gerlachs [und des Hamburger Wasserbaudirektors Hübbe an diesen] beschäftigen sich ebenfalls, und zwar fast ausschließlich mit dieser Frage. Leopold von Gerlachs Auffassung charakterisieren seine Worte [Brief Nr. 76]: „Der König hat bereits die alte Mecklenburger Verfassung gerettet; gelingt ihm das auch mit der Hamburger, so verdanken ihm die einzigen beiden Verfassungen, die älter sind als die französische Revolution, ihre Fortexistenz."

S. 230 Anm. 1 handelt es sich bei dem Vergleich Cavours mit einem Rheinbundminister offenbar nicht um den bayerischen Ministerresidenten in Hannover, Grafen Ludwig Montgelas, sondern um den bayerischen Minister Grafen Maximilian Joseph von Montgelas.

Freiburg i. B. HANS GOLDSCHMIDT.

DRÖLL, H., Dr. phil., Sechzig Jahre hessischer Eisenbahnpolitik. 1836—1896. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Eisenbahnwesens. — Leipzig, Duncker & Humblot, 1912.

Von der Darstellung der Entwicklung des Eisenbahnwesens im Großherzogtum Hessen (1836—1854) geht die Arbeit des Verfassers über zur Entstehung der Eisenbahnverbände (1854—1868) und zur Konzentrationsbewegung im deutschen Eisenbahnwesen (1868—1880), die zu den Kämpfen zwischen den preußischen Staatsbahnen und den hessischen Bahnen in den Jahren 1880—1896 führte. In diesem Kampfe mußte das buntscheckige hessische Eisenbahnsystem, in dem als selbständige Staatsbahnen nur die kaum über die Bedeutung von Sekundärbahnen hinausgehenden oberhessischen Bahnen bestanden, dem konsolidierten preußischen Staatsbahnsystem unterliegen. Durch den Vertrag von 1896 wurde die auf hessischem Gebiet verfolgte Eisenbahnpolitik ein Bestandteil der preußischen Politik.

Mit dem Verfasser kann man es nicht bedauern, daß durch das energische Zugreifen Preußens die Entstehung eines selbständigen hessischen Staatsbahnnetzes verhindert wurde, denn Hessen erlangte durch die Verschiebung des preußischen Staatsbahnnetzes nach Süden alle Vorteile einer Lage an der Grenze; für die preußische Staatsbahnverwaltung war aber die Beseitigung der hessischen Privatbahnen, namentlich der Ludwigsbahn, und die Beherrschung des hessischen Eisenbahnnetzes von größter Bedeutung. Die Verschmelzung des hessischen mit dem preußischen Bahnnetz brachte beiden Staaten gleichen wirtschaftlichen Vorteil.

Die neuere Entwicklung — so führt der Verfasser leider nur in einer Anmerkung aus — hat für die süddeutschen Staatsbahnen ähnliche Probleme geschaffen, wie sie vor 1896 für Hessen bestanden. Eine der süddeutschen Industrie die Aufnahme des Wettbewerbs mit der norddeutschen Industrie sichernde Eisenbahntarifpolitik ist nur durchzusetzen bei einem einheitlichen, wirtschaftlich und finanziell ausgleichungsfähigen, leistungskräftigen Eisenbahnnetz mit einer durch keinerlei partikulare Pflichten behinderten, für das Gedeihen aller Landesteile gleich verantwortlichen Verwaltung. Die Zukunft muß darüber entscheiden, ob das in Deutschland möglich ist, ob sich nach dem Scheitern des Bismarckschen Reichseisenbahnprojekts wenigstens ein Zusammenschluß sämtlicher Staatsbahnen ähnlich der preußisch-hessischen Gemeinschaft wird erreichen lassen.

So führt uns der Verfasser in seinem bedeutungsvollen Werke durch sechs Jahrzehnte hessischer Eisenbahnpolitik zu Fragen von eminenter wirtschaftlicher Bedeutung für die Gesamtheit unseres Volkes in der Gegenwart. Für den Volkswirt nicht weniger interessant als für den Wirtschaftshistoriker, kann die Arbeit eine weit über die Grenzen ihres eigentlichen Gebiets reichende Bedeutung für sich beanspruchen, weil der Verfasser es verstanden hat, stets die Fühlung mit den wirtschaftlichen und politischen Fragen zu bewahren, welche die hessische Eisenbahnpolitik jener Zeit beeinflußten.

Dr. jur. e[illegible]ANN.

FRIEDERICI, GEORG, Beiträge zur Völker- und Sprachenkunde von Deutsch-Neuguinea. Wissenschaftliche Ergebnisse einer amtlichen Forschungsreise nach dem Bismarck-Archipel im Jahre 1908, II. 2°, 324 S. mit 33 Abbild. auf 4 Tafeln und 1 Karte. Ergänzungsheft Nr. 5 der Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten. Berlin 1912. Verlag von E. S. Mittler und Sohn.

Der erste Beitrag, entdeckungsgeschichtlichen Inhalts, kommt für diese Zeitschrift nicht in Betracht. Der zweite, umfangreichste Abschnitt des Buches ist ein Beitrag zur Kenntnis des westlichen Neu-Pommerns mit vergleichenden Ausblicken auf das übrige Melanesien, vornehmlich innerhalb des deutschen Schutzgebietes. Das westliche Neu-Pommern ist bisher sehr wenig bekannt wegen der durch Riffbildung und Meeresströmung hervorgerufenen Gefährlichkeit des Fahrwassers und wegen der Häufigkeit vulkanischer Erscheinungen am Westende der Insel, durch die oft gewaltige Flutwellen verursacht werden. Nord- und Südküste von Neu-Pommern sind in bezug auf Klima, Fahrwasser und geologischen Aufbau durchaus verschieden.

An der Nordküste des westlichen Neu-Pommerns wohnen die vier Stämme der Kilenge, Barriai, Talasea und Kobe, die unter sich und mit den weiter östlich wohnenden Küstenstämmen bis zu den Nakanai im Dorfe Tongan somatisch, kulturell und sprachlich eng verwandt sind. Die Nakanai stehen sprachlich schon erheblich abseits. Die Longa, die Bergbewohner, die sich unmittelbar südlich an die Barriai anschließen, mit denen sie in Feindschaft, aber doch in Handelsverkehr stehen, gehören sprachlich schon der Südküste zu. Die manchmal großen körperlichen Unterschiede bei den Bewohnern der Nordküste Neu-Pommerns führt FRIEDERICI auf drei Umstände zurück: Abstammung, Blutmischung und dauernd ungleichwertige Ernährung. So gibt es unter den Barriai, Kilenge und Kobe, die im allgemeinen in naher verwandtschaftlicher Beziehung zu Neu-Guineas melanesischen Papuas mit polynesischem oder protopolynesischem Einschlag stehen, eine Reihe von Individuen, die etwas Bainingartiges an sich haben, was wohl zweifellos auf eine Mischung der von Westen kommenden Einwanderer mit der bainingartigen Urbevölkerung Neu-Pommerns zurückzuführen sein dürfte. Solche Mischungsverhältnisse zeigen sich in Melanesien und der ganzen Südsee auch in der Farbe der Haut. Nur die Baining von Ost-Neu-Pommern zeigen eine verhältnismäßig große Gleichmäßigkeit der Hautfarbe.

Nach Mitteilung seiner Beobachtungen über Körperverzierungen und -verunstaltungen wendet sich FRIEDERICI dem geistigen und seelischen Leben zu, und zwar zunächst der Vorstellung der Melanesier von der Befruchtung des Weibes durch den Mann, wobei er feststellt, daß die Melanesier ebenso wie alle von ihm besuchten Völker in Amerika, Asien und der Südsee den Zusammenhang von Kohabitation und Konzeption genau kennen. Wenn er aber einer Bemerkung R. THURNWALDS gegenüber sagt, er könne sich nicht entsinnen, irgendwo etwas von einem Volk gelesen zu haben, das diesen Zusammenhang nicht kenne, so darf ich den verehrten Verfasser vielleicht auf

den Aufsatz von P. W. SCHMIDT über „Die Stellung der Aranda unter den australischen Stämmen“ (Zeitschrift f. Ethnologie 1908) aufmerksam machen, in dem S. 879—889 diese Frage eingehend behandelt und zu den Ansichten verschiedener Ethnologen (v. GENNEP, SPENCER und GILLEN, STREHLOW) über diesen Punkt Stellung genommen wird.

Viele Erscheinungen im Leben und Verhalten der Melanesier geben dem Verfasser Anlaß zu Vergleichen mit Amerika, so der Gebrauch der Knotenschnur, das Zählen nach Nächten, der Gänsemarsch, der Fußsatz, das wurfweise Essen und Trinken, das Abschiedsweinen und der Tränengruß, dessen Vorkommen bei den Indianern der Verfasser bekanntlich eine besondere Abhandlung gewidmet hat. Im ornamentalen Zeichnen sind die Melanesier Meister, legen ihren Zeichnungen jedoch keinen Sinn bei, weshalb FRIEDERICI vor Ornamenterklärungen warnt. In dem Abschnitt „Äußere Kultur“ wird die Frage der Herkunft der Melanesier zunächst nur kurz gestreift. Seit der Zeit der Entdeckung haben jedenfalls keine größeren Völkerverschiebungen stattgefunden, während kleinere durch die geographischen Verhältnisse und die davon abhängige Lebensmittelfrage bis in die neueste Zeit bedingt worden sind. Eine starke Personenverschiebung ist im südlichen Neu-Mecklenburg auch durch die Anwerbung hervorgerufen worden, die auf den Tabar-Inseln nach den vom Verfasser angeführten Zahlen fast genau ein Drittel (nicht ein Viertel, wie es im Texte heißt) der männlichen Bevölkerung betroffen hat.

Eine genaue Untersuchung und Beschreibung erfahren dann die Hausformen Melanesiens, auf die hier jedoch nicht näher eingegangen werden kann. Der Verfasser glaubt in dem Giebelhaus Nord-Neu-Guineas, dessen Giebelvorsprung die Gestalt eines mehr oder weniger gebogenen Augen- oder Mützenschirms hat, den Schlüssel für die Entstehung einer nicht kleinen Zahl von Haustypen in Deutsch-Neu-Guinea zu finden, weist darauf hin, daß die wichtigsten Hausformen Melanesiens auch in Amerika nachzuweisen sind, und zeigt an der Art des „Türverschlusses“, wie dieselben Verhältnisse und Forderungen hüben und drüben des Großen Ozeans dieselben Lösungen schaffen, ohne daß man an Kulturübertragung zu denken braucht. Eine große Menge von Skizzen melanesischer Häuser und ein paar Pläne von Dorfanlagen veranschaulichen das in diesem Abschnitt Gesagte. Dann geht der Verfasser zu einer Schilderung des häuslichen und dörflichen Lebens über und wendet sich zunächst dem Liebesleben der Melanesier zu, das, wie er mit Recht bemerkt, nicht nach unsern moralischen Begriffen beurteilt werden darf. Heirat, Ehe, Behandlung der Neugeborenen werden eingehend geschildert. Die geringe Kinderzahl (gewöhnlich 2—3) wird nicht auf die viel verschrieene Inzucht, sondern auf das unverhältnismäßig lange Säugen des Kindes durch die Mutter (2—3 Jahre) und auf die absolute geschlechtliche Enthaltsamkeit des Mannes gegenüber seiner Frau bis zur Entwöhnung des Kindes zurückgeführt und auf die gleichen Erscheinungen in Amerika hingewiesen. In Neu-Mecklenburg und auf der Gazelle-Halbinsel herrscht Mutterfolge, während wir bei den Völk[illegible] der Nordküste von West-Neu-Pommern die Vaterfolge finden. [illegible] hat sich

aber nicht durch Aufgabe des Mutterrechts, sondern durch Vernachlässigung des exogamen Heiratssystems, durch das man sich in seinen Söhnen Feinde zu erziehen glaubte, durchgesetzt, „was die Abstammungsrechnung in der Linie des Vaters als notwendige Folge haben mußte". Ganz Ähnliches findet FRIEDERICI bei den Küsten-Tupí in Ost-Brasilien vor 300 Jahren. Ganz allgemein ist in Melanesien die Sitte, den eigenen Namen nicht zu nennen, eine Sitte, die auch von den Indianern an den kanadischen Seen und an der Nordwestküste berichtet wird. FRIEDERICI meint diese Sitte aus dem Glauben der Melanesier ableiten zu können, daß man durch Aussprache des eigenen Namens einen Teil seinen eigenen Ichs aus dem Munde von sich gebe, dessen sich ein anderer zwecks Zauberei bemächtigen könne, wie seiner abgeschnittenen Fingernägel, seiner Exkremente, der Speisereste und ähnlicher Dinge, die alle deshalb auch heimlich beiseite geschafft werden. Unter den Spielen der Kinder nimmt das über die ganze Erde verbreitete Fadenspiel eine hervorragende Stelle ein. Die Besprechung der körperlichen Spiele gibt ihm Veranlassung, sich gegen die Tätigkeit der Mission auszusprechen, die in den Zeiten ihrer Herrschaft auf den polynesischen Inseln radikal gegen fast alle Eingeborenenspiele vorgegangen ist. Er macht den Wegfall dieser Spiele, der infolge der Tätigkeit der Mission eintrat, mitverantwortlich für den beklagenswerten Niedergang der polynesischen Bevölkerung. Von den Tänzen der Stämme der Nordküste von West-Neu-Pommern beschreibt er den Duk-Duk-Tanz. Das Vorkommen der öfters beobachteten unverständlichen Texte von Liedern erklärt er dadurch, daß sie von anderssprachigen Stämmen übernommen seien. „Eine vermehrte Kenntnis der Südseesprachen würde für den einen oder andern dieser Texte eines Tages den Schlüssel für seinen Inhalt und damit auch für seine Herkunft liefern."

Eine überaus sorgfältige linguistische Untersuchung über Speer, Blasrohr, Schleuder, Bogen und Pfeil führt zu dem Ergebnis, daß die Bewohner der Nordküste von West-Neu-Pommern aus einer Gegend, die zwischen Philippinen, Nordost-Celebes und Molukken liegt, im wesentlichen in einem Zuge in südöstlicher Richtung in ihre jetzige Heimat eingewandert sind, und zwar in ethnologisch neuer Zeit.

Nach dieser Feststellung geht FRIEDERICI zur friedlichen Beschäftigung der Melanesier über. Überall besteht Arbeitsteilung zwischen männlichem und weiblichem Geschlecht, und obwohl auch für die Melanesier Essen, Weiber, Tanzen, Schlafen und früher der Krieg das Hauptvergnügen sind, so haben sie doch Sinn für Erwerb und Ökonomie und sind eigentlich nie ohne Beschäftigung. Aber dieser Erwerbs- und Sparsinn ist im Schwinden begriffen, seitdem das kleine Muschelgeld, mit dem früher gerechnet und geschachert wurde, im Verkehr mit den Europäern durch die Mark als kleinste Scheidemünze verdrängt worden ist; denn Nickelgeld ist den Melanesiern so gut wie unbekannt, im Verkehr der Kolonie kaum zu sehen. Und so verarmt der Eingeborene in demselben Maße, wie sein Muschelgeld im Kurse sinkt, verliert die Freude am Geld, am Erwerb und schließlich am Leben und damit die moralische Widerstandsfähigkeit. Hierin also

und nicht in der Inzucht ist ein weiterer Grund für den Niedergang der Eingeborenen-Bevölkerung zu suchen. Die Außenstationen, in die noch kein Steuereinnehmer kommt, werden jedoch noch völlig vom Tauschhandel beherrscht. Sehr lebhaft ist der Handel zu Wasser zwischen Ost-Neuguinea und West-Neu-Pommern, wohin besonders Töpfe gebracht werden. Von besonderer Wichtigkeit ist auch der Obsidianhandel in West-Neu-Pommern, der Waffen-, besonders Bogenhandel in Nord-Neuguinea. Als Zahlungsmittel dienen noch vielfach Opossumzähne und rote Farbe. Auch der Austausch von Agrikultur- und Plantagenprodukten spielt im primitiven Handel Melanesiens eine erhebliche Rolle, da nicht alle Produkte der Tropen an allen Orten derselben Beschaffenheit und Lage gleichmäßig gedeihen. So gibt es z. B. in Süd-Neu-Mecklenburg keine Sagopalmen. Außer den pflanzlichen Produkten sind Fleisch aller Art, Schildkröteneier und Fische beliebte Nahrungsmittel der Melanesier. Gerühmt wird der Sinn für Ordnung und Sauberkeit, den die Melanesier beim Essen bekunden, und der wohl seinen Grund in der schon oben erwähnten abergläubischen Vorstellung über Abfälle, Speisereste etc. hat. Die bösen Geister, die man fürchtet, sucht man nachts durch das in der Hütte unterhaltene Feuer zu bannen. Wetter- und Regenzauber gibt es in Melanesien wie in Polynesien und Indonesien und wie bei den Inselkaraiben in Amerika. Von Kleidungsstücken besitzen die Barriari und Kilenge nur die für Polynesien, Mikronesien und erhebliche Teile Melanesiens charakteristische T-förmige Hüftbinde (malo), während die Kobe und Nakanai völlig nackt gehen. Die Art des Tragens und Befestigens des Malo wird eingehend beschrieben und gibt Anlaß zu weitgehenden ethnologischen Vergleichen der Penis-Verhüllung. Die Ursache dieser Bekleidung ist, wie gewiß mit Recht betont wird, nicht das Schamgefühl, sondern die Eitelkeit, ebenso wie Bemalung und Tätowierung dem Wunsche, sich zu schmücken, entspringen. Nichtsdestoweniger besitzen auch diese Völker ein Schamgefühl, aber es ist ein anderes als das des weißen Mannes. Gegenstand des Schamgefühls bei den Barriai und anderen Südsee-Völkern sowie manchen Indianerstämmen ist z. B. der After. Zum Vergleiche zieht FRIEDERICI auch die alten Ägypter heran und veranschaulicht dies durch einige nach ägyptischen Monumenten angefertigte Zeichnungen. Nach kurzer Mitteilung seiner Beobachtungen über Krankheiten und Behandlung der Toten schließt er diesen Teil seiner Beiträge mit beherzigenswerten Bemerkungen über Parallelerscheinungen auf ethnologischem Gebiet und bezeichnet die Sprache als den Leitstern, der uns bei der Suche nach Kulturzusammenhängen vorausleuchten sollte. Daß sprachliche Untersuchungen zu schönen und einwandfreien Ergebnissen führen können, dafür ist die vorliegende Arbeit wieder ein deutlicher Beweis. Und wie befähigt gerade FRIEDERICI für solche Untersuchungen ist, davon gibt die nun folgende Skizze der Grammatik der Barriai-Sprache von neuem Zeugnis. Bewundernswert ist zunächst die große Masse sprachlichen Materials, die er auf seinen beschwerlichen und immer nur für kurze Zeit unterbrochenen Märschen und Fahrten zusammengebracht hat, sodann die Feinheit und Genauigkeit, mit der dieses

Material geordnet und verarbeitet worden ist. Diesen rein sprachlichen Teil kritisch zu würdigen, muß Referent Fachgelehrten überlassen. Hier soll nur hervorgehoben werden, daß die Untersuchung des Wortschatzes Licht auf die Stellung der Barriai-Sprache und auf die ehemalige Zugehörigkeit dieses nach Osten gewanderten Volkes wirft. Es wird, wie schon bei der Untersuchung über die Waffen, nochmals der sprachliche Beweis für die Herkunft der Barriai geliefert. Und zwar sind es „in der Hauptsache die Alfuren der Molukken und von Nordost-Celebes, die in einer ethnologisch nicht fernen Zeit dem heutigen Melanesien seine Bevölkerung melanesischer Sprache gaben; die mit ihrer Sprache auch ihre Kulturgüter in die Südsee brachten und die dann von der hier vorgefundenen Bevölkerung mit Papua-Idiomen mehr oder weniger linguistisch und kulturell beeinflußt wurden". Den Schluß der sprachlichen Arbeit bilden Wörterverzeichnisse von zwölf melanesischen Stämmen.

Der letzte größere Beitrag: „Zur Kenntnis der malaio-polynesischen Schiffahrt", für den dem Verfasser durch seine Abhandlung über die Schiffahrt der Indianer eine reiche Erfahrung zu Gebote stand, beginnt mit einer Betrachtung der Auslegerboote Indonesiens, einer genauen Beschreibung der einzelnen Teile und ihrer Verbindung untereinander, wobei das Gesagte wiederum durch zahlreiche Skizzen veranschaulicht wird, sowie Mitteilung der technischen Ausdrücke für dieselben auf den einzelnen Inseln. FRIEDERICI unterscheidet zwei verschiedene Verbindungen zwischen Auslegerbalken und Auslegerstangen, die Molukken-Verbindung und die Halmaheira-Verbindung. Erstere fand er im Osten nur bei den Kilenge, Barriai, Kobe, Nakanai und auf den Vitu-Inseln wieder, die letztere überhaupt nicht östlich der Geelvink-Bai. Die sprachliche Untersuchung zeigt, daß die Mehrzahl der in Ost-Indonesien für „Boot" gefundenen und viele andere schiffstechnische Ausdrücke bis nach Melanesien hinein verfolgt werden können. Nach diesen Feststellungen wird die Beschreibung der Eingeborenen-Fahrzeuge nach Osten hin fortgesetzt. Es mag die Bemerkung hervorgehoben werden, daß, obwohl sich der Bootstypus der Humboldt-Bai mit nur einem Ausleger an der Neuguinea-Küste nach Osten bis Leitere fortsetzt, diese Fortsetzung linguistisch keineswegs stattfindet, daß sich also hier die Tatsache bestätigt, daß Sprachen viel beständiger und viel weniger leicht übertragbar und ausgleichbar sind als Kulturgüter. An der Nordküste von West-Neu-Pommern und der Vitu-Inseln gibt es neben den Neuguinea-Booten, die auch von dort eingeführt werden, noch selbstgemachte Boote der Eingeborenen; und bei diesen finden wir zum erstenmal seit Verlassen der Molukken die Molukken-Verbindung wieder — eine auffallende Bestätigung des sprachlichen Nachweises über die Herkunft der Eingeborenen dieser Gegenden. Es kann nicht die Aufgabe dieser Besprechung sein, dem Verfasser in alle Einzelheiten seiner gelehrten Untersuchung zu folgen, deshalb sei nur kurz bemerkt, daß sie sich auf die Nord-Neuguineaküste nebst angrenzenden Inseln erstreckt und dann auf West-Neu-Pommern, Vitu- und Admiralitätsinseln und von hier nach St. Matthias, Neu-Hannover und Neu-Mecklenburg, endlich auf die Salomonen und Neu-Hebriden

hinübergeht. Die Boote all dieser Gebiete werden auf das genaueste beschrieben und die schiffstechnischen Ausdrücke der verschiedenen Gegenden auf ihre Verwandtschaft hin geprüft. In Neu-Guinea zeigt sich dabei eine weitgehende Durchsetzung der Papuasprachen mit malaio-polynesischen Elementen, die als die bleibenden Spuren früherer Anwesenheit malaio-polynesischer Wanderer und Kolonisten aufzufassen sind. Zum Schluß werden noch vergleichende sprachliche Verzeichnisse der Gruppen von Fidschi, Tonga, Samoa, Niué und Cook-Inseln gegeben. — So liefert auch dieser Beitrag zur Kenntnis der malaio-polynesischen Schiffahrt schöne ethnologische und kulturhistorische Ergebnisse, die zum großen Teil durch die vergleichende Sprachforschung erzielt sind. Und doch ist der Verfasser weit davon entfernt, die Linguistik für die alleinseligmachende Wissenschaft zu erklären, vielmehr müssen — so schließt er diesen Beitrag — Sprachenkunde, Völkerkunde, Anthropologie, Genealogie und Geographie in der Südsee Hand in Hand gehen, um die Wissenschaft vom Menschen zu fördern.

In den zusammenfassenden Bemerkungen zu den Beiträgen II bis IV wendet sich FRIEDERICI, wie schon des öfteren im Verlaufe der Arbeit, noch einmal gegen die Kölner kulturhistorische Schule, deren Methode er durchaus ablehnt, und legt seine Ansichten über ethnologische Parallelerscheinungen und Kulturzusammenhänge dar. Den ganzen inhaltreichen Band beschließen neun Tabellen mit anthropologischen Messungen der Baining-, Tumuip-, Palau-Bewohner, Mittel-, Ost- und Süd-Neu-Mecklenburger und Nukumana (Tasman-Ato!l), ferner vier Tafeln mit wohlgelungenen Abbildungen und eine Sprachenkarte von Neu-Mecklenburg.

Straßburg-Schiltigheim. P. GÄHTGENS.

R. N. SAUVAGE, *L'abbaye de Saint-Martin de Troarn au diocèse de Bayeux des origines au seizième siècle.* (*Mémoires de la société des Antiquaires de Normandie,* 4e Serie, 4e Volume, XXXIVe volume de la collection, Caen, Delesques, 1911, in-4°. Thèse fac. lettres Caen.)

Dans ce livre, qui est d'ailleurs un modèle de monographie d'abbaye, je ne veux insister que sur la partie économique. J'ai deja dit ailleurs les enseignements qu'en pouvaient tirer les historiens du droit[1]). Une bonne moitié de l'ouvrage est consacrée en effet au développement économique de l'abbaye de Troarn (p. 126 à 281).

Dans l'étude du temporel du monastère la première question qui se pose, est celle de ses modes de formation. Le plus simple est la donation pure, mais qui prend souvent figure de contrat bilatéral, quand elle est faite pour obtenir l'association au bénéfice des prières de l'abbaye,

1) Nouvelle revue historique de droit, 1912, p.

la *fraternitas*. S. ne veut pas cependant[1]) qu'il y ait là une „mise en valeur des espérances religieuses[2])". Il objecte que ces contrats sont basés sur une profonde et très orthodoxe croyance à la réversibilité des mérites. Je n'en doute pas; mais il n'en est pas moins vrai que les donateurs achètent à beaux deniers comptants les mérites des moines et qu'une pareille opération est pour le monastère, sinon pour le donateur, une opération de caractère et de but économique. Le contrat est mieux caractérisé encore, comme le montre l'auteur, quand la donation est faite sous condition de prières spécialisées; quand elle est une fondation d'*obit*. S. croit à une apparition successive de ces types divers de donations; mais l'évolution qu'il indique, n'est que probable, car en fait les plus anciens exemples de chaque contrat datent tous du début du XII^{e} s. Enfin l'on rencontre les donations payées, vraies donations tant que le prix n'est pas l'équivalent du bien donné; ce qui paraît le cas général dans les textes anciens. Plus tard elles se rapprochent de plus en plus de la vente.

Je ne suivrai pas l'auteur dans la description minutieuse qu'il donne de tous les biens et prieurés de son abbaye. Mais on lira avec fruit les pages sur l'explication du temporel. Au XIII^{e} s., époque pour laquelle les renseignements commencent d'être abondants, le *dominicum* a déjà bien diminué; les vassaux nobles sont peu nombreux; l'étude porte donc surtout sur les tenanciers, leurs redevances et services. Les redevances coutumières sont peu de chose, mais les services encore importants au début du XIV^{e} s., les banalités sont aussi d'un bon revenu. La *ferme muable (firma mobilis)* apparaît dès le début du XIV^{e} siècle. Mais, chose curieuse, elle ne se développe pas. Bien des terres revinrent au domaine de l'abbaye pendant les guerres des XIV^{e} et XV^{e} siècles; elles furent fieffées de nouveau. S. trouve la raison de ce système économique: 1^{0} dans le respect traditionnel et permanent des longues habitudes sociales; 2^{0} dans le sentiment qu'avaient les moines que les contrats perpétuels sont éminemment favorables à l'agriculture.

Tous ces revenus n'étaient pas absorbés par la consommation de l'abbaye. Le surplus des revenus en argent ou de la vente des revenus en nature formait des capitaux nouveaux, qu'il fallait employer. Le chapitre consacré à la gestion des capitaux a plus encore que tout autre attiré mon attention, car S. a repris là un sujet dont mon collégue Allix et moi même avons jadis traité une partie dans cette même revue[3]). Il l'a fait avec un dépouillement de pièces beaucoup plus étendu, puisqu'il a procédé au lassement du fonds de l'abbaye de Troarn aux archives départementales du Calvados; il a pu ainsi compléter ou rectifier certaines de nos assertions.

Le plus ancien mode de placement est, outre l'achat d'immeubles,

1) p. 127.

2) Allix et Génestal, Les opérations financières de l'abbaye de Troarn du XI^{e} au XIV^{e} siècle. *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgesch.*, 1904, p. 616—640.

3) Supra n. 3.

le mort-gage. S. en indique un bon nombre, qu'on peut accroître encore d'après les textes mêmes qu'il cite et qu'une prudence excessive ne lui a pas permis d'interpréter sûrement en ce sens. Ainsi, l'acte le plus ancien du fonds de l'abbaye (1069—82) doit contenir mention d'un mort gage. En effet si le débiteur de l'abbaye se décide à lui rendre la terre engagée, c'est assurément faute de pouvoir la dégager. Or, un vif-gage se dégage automatiquement. Il doit y avoir encore moins de doute sur l'interprétation de l'acte de 1120 (p. 224). R. donne en gage (*misit in vadium*) tonte sa terre pour 20 marcs d'argent et pour cinq ans à dater de la purification prochaine. Si la somme n'est pas rendue à ce terme les moines garderont le gage (*terram semper habeant*) jusqu'au même terme de l'année suivante et ainsi de suite jusqu'au remboursement. C'est un mort gage d'un type fréquent avec minimum de durée de jouissance[1]).

Le fonds de Troarn fournit par un heureux hasard le seul acte connu qui puisse permettre un calcul du taux de l'interêt de ces gages immobiliers. Et de l'examen du texte nous avions conclu que l'abbaye de Troarn prêtait à 50 %. S. conteste notre interprétation et ramène le taux au chiffre plus modeste mais encore rémunerateur de 25 %. Voici les faits: Lancelin, partant pour la croisade, avait engagé pour 10 livres la dîme d'Airan. A son retour il rembourса la moitié de la somme et reprit la moitié de son gage. La moitié de la dîme restait donc engagée à mort gage pour 5 livres. Pous fournir ces 5 livres à l'abbaye et dégager complètement sa dîme, L. conclut avec les moines un nouveau contrat, un vif-gage cette fois. L'abbaye devait garder non plus seulement la moitié de la dîme, qu'elle tenait déjà, mais toute la dîme pendant deux ans. Après quoi, la dette étant compensée par les revenus perçus, L. reprendrait tout son gage.

Nous avions interpreté ces faits de la manière suivante: L., pour dégager sa demi-dîme, doit payer à l'abbaye 5 livres. Les moines se considèrent comme payés, si L. leur remet pendant deux ans la part de dîme qu'il avait dégagée. C'est donc que cette demi-dîme rapporte 2 livres 10 sous par an. Et par conséquent le mort gage primitif était au taux de 50 % (5 livres par an pour un prêt de 10 livres).

S'appuyant sur les termes mêmes du texte, S. raisonne au contraire ainsi: L. remet à l'abbaye toute la dîme (*omnem decimam concessit*) pour deux ans, c'est donc toute la dîme, qui rapporte 5 livres en deux ans. Le taux n'est que de 25 %.

Mais comment L. concède-t-il toute la dîme puisqu'il n'en a que la moitié? L'abbaye lui a donc rendu la moitié qu'elle détenait en mort gage et dont elle avait droit de jouir jusqu'au remboursement? Elle a donc renoncé bénévolement au bénéfice qu'elle en pouvait attendre? S. le pense, et il croit avoir découvert à la fin de l'acte la raison de cette attitude libérale des moines, dans une donation que L. fait ensuite à l'abbaye de 3 acres de terre „pro animabus fratrum suorum

1) GÉNESTAL, *Rôle des monastères comme établissements de crédit*, Paris, 1901, p. 40.

qui defuncti erant in via Dei" plus une vergée de jardin et la coutume d'une acre de vigne.

Cette explication est ingénieuse et vraisemblable; je ne crois pas cependant qu'elle s'impose. On peut hésiter dans l'interprétation économique de l'acte entre 25 et 50 %.

La prohibition d'Alexandre III fit cesser les engagements. C'est l'achat de rentes qui est le grand placement des moines aux XIII^e^ et XIV^e^ s.; rentes en argent et surtout en nature, dont S. relève minutieusement les conditions et les prix.

Enfin il donne une intéressante étude des contrats d'oblature et de pension, en s'efforçant de distinguer, ce qui n'est pas toujours facile, la part des considérations religieuses et celle des considérations économiques.

Le dernier chapitre de cette partie est consacré aux „résultats économiques": L'auteur y passe en revue les différents biens de l'abbaye: le grand revenu c'est le marais, dont les assèchements naturels fournissent des prés, et d'où les moines tirent encore bien d'autres ressources, roseaux, tourbe, salines, chasse et pêche, moulins. Les bois sont suffisants, les cultures peu nombreuses.

En somme beaucoup de détails intéressants et rigoureusement contrôlés, une interprétation très fine, une langue élégante (quelque fois même un peu trop). Cette thèse fait honneur à l'auteur et à ses maîtres.

K. Génestal.

Les Compagnies de Corail. Etude historique sur le Commerce de Marseille au XVI^e^ siècle et les Origines de la Colonisation française en Algérie-Tunisie, par Paul Masson. Paris, Fontemoing; Marseille, Barlatier, 1908, in-8 de 254 p., 4 planches.

A différentes reprises, l'histoire des établissements et du commerce français dans l'Afrique barbaresque a retenu l'attention de M. Paul Masson, professeur à l'Université d'Aix-Marseille; amené par ses études sur le commerce français dans le Levant au cours des temps modernes, — ces études dont vient enfin de paraître le second tome — à traiter cette question jusqu'alors fort mal connue, il lui a d'abord consacré un excellent volume dont nous avons naguère rendu compte ici même (*Vierteljahrschrift,* 1907, t. V, p. 578—82); puis il a repris incidemment le sujet dans ses grandes lignes, dans un bel ouvrage sur *Marseille et la Colonisation française*[1]); il en a enfin approfondi les origines dans un autre livre, plein de faits nouveaux et de renseignements inédits. Voici bientôt cinq ans qu'ont paru *les Compagnies de Corail;* mais il n'est pas trop tard pour en parler, car c'est là une „étude

1) *Marseille et la Colonisation française.* Essai d'histoire coloniale. Marseille, Barlatier, 1906, in-8 de 592 p., cartes et illustrations (Publications de l'Explosition coloniale de Marseille de 1906).

historique" dont le temps n'a pu que consacrer la valeur et mieux faire apprécier l'intérêt.

C'est à une importante collection de précieux registres et cahiers conservés dans les Archives départementales de l'Isère (série E II, numéros 944—959, et sans cote) que M. MASSON a surtout recouru pour étudier le commerce marseillais du corail au XVI^e siècle et les origines de la colonisation française en Algérie-Tunisie. Personne, jusqu'à lui, ne s'était avisé de consulter ces livres de comptes qui se rapportent aux années 1559—1618 et qui fournissent des indications ininterrompues sur la période s'étendant de 1566 à 1594; si leur examen, et même parfois leur déchiffrement a parfois donné beaucoup de peine au savant historien marseillais, du moins cette peine n'a-t-elle pas été sans récompense; et M. MASSON en a-t-il dégagé des données que personne n'avait soupçonnées avant lui.

Jusqu'alors, en effet, on ne savait presque rien des premiers établissements français fondés au XVI^e siècle sur la côte barbaresque de la Méditerranée, ni de ceux qui les avaient créés; l'*Histoire* publiée par M. MASSON lui-même en 1903 est là pour en témoigner de manière irrécusable. Voici que maintenant est démontrée, pour la période dont nous avons indiqué tout à l'heure les dates extrêmes, l'existence de plusieurs Compagnies marseillaises (de là le titre de ce nouveau volume) dont les deux plus importantes sont indubitablement: 1° celle qui fut fondée au milieu du XVI^e siècle par THOMAS LENCHE pour „peschier du courail ès pays de l'obéissance de haut [et] puissant prince et roi d'Arguiers", qui fut approuvée par des lettres royales en date du 17 août 1553 et qui porte les noms de „Compagnie de la pêche du Corail de Bône" et de „magnifique Compagnie du Corail", et 2° la „Compagnie du Courail du royaume de Thunis". Compagnies absolument privées, dont nous connaissons maintenant[1]) les vicissitudes historiques et les chefs, l'organisation et l'outillage, du commerce desquelles nous savons l'importance et la variété, si bien qu'à l'imprécision antérieure a succédé une précision suffisante pour satisfaire l'historien le plus exigeant. La prémière de ces compagnies surtout mérite de retenir l'attention, non seulement parce qu'à elle se rapportent la majeure partie des livres de comptes conservés aux Archives départementales de l'Isère, mais aussi parce que ces documents mettent en pleine lumière son importance économique et historique: en dépit des renouvellements fréquents de l'association, de la variation du nombre des *carats* (ou parts d'intérêt) et de l'admission de quelques nouveaux membres parmi ses „magnifiques seugneurs", c'est bien une seule et même Compagnie, en effet, qui a représenté la France en Barbarie durant toute la seconde moitié du XVI^e siècle. Cette société en nom collectif, à capital indéterminé, qui a pu se garder de toute ingérence officielle jusque vers la fin du siècle, a remporté au Maghreb des succès ininterrompus; en combinant très heureusement le commerce des épices avec la pêche du corail, en

1) C'est à elles en effet qu'est consacrée la majeure partie des *Compagnies de Corail*, dont les chapitres II à VI se rappor[illegible] la Compagnie algérienne, et le chapitre VII aux Compagnies de T[illegible]

allant vendre à Alexandrie non seulement le corail recueilli sur les côtes de la Barbarie, mais toutes sortes de marchandises, en faisant, là comme en Algérie, un négoce aussi étendu et aussi varié que la situation économique et politique du pays le permettait, elle y a effectué d'excellentes opérations; elle y a fondé, dans un but purement commercial, différents établissements parmi lesquels mention spéciale doit être faite du „Bastion de France au [lieu dit] Massacarès". Dès le début du XVII[e] siècle (26 novembre 1602), HENRI IV reconnaissait l'importance de ce point „pour le bien de notre service", en déclarait le gouvernement „une affaire d'état", et en confiait définitivement la direction à THOMAS DE LENCHE, un neveu de THOMAS LE VIEUX.

Comment cette décision, confirmant celle qu'avait déjà prise Henri IV en 1597, amena la dissolution de la Compagnie, il faut le lire dans l'ouvrage de M. PAUL MASSON, auquel il convient également de se reporter pour se rendre compte avec précision du détail des affaires comme de l'organisation de la „magnifique Compagnie marseillaise du Corail", pour saisir les preures de son activité, celles aussi de l'intelligence et de l'habileté de ses „magnifiques seigneurs". Nous n'avons voulu ici qu'en indiquer en quelques mots les principales conclusions, et faire comprendre en même temps quels sont l'attrait et la nouveauté des *Compagnies de Corail* pour ceux qui, au point de vue méditerranéen comme au point de vue exclusivement français, s'occupent de l'histoire économique du XVI[e] siècle[1]).

HENRI FROIDEVAUX.

Les actes de Sully, passés au nom du roi de 1600 à 1610 par-devant M[e] Simon Fournyer, notaire au châtelet de Paris, dont les minutes sont conservées en l'étude de M[e] Henri Motel, notaire à Paris, recueillis, publiés et annotés par M. F. DE MALLEVOÜE. [Collection de documents inédits sur l'histoire de France publiés par les soins du ministre de l'instruction publique.] Paris, imprimerie nationale, 1911 (Librairie Ernest Leroux). LXXII und 516 S. 4°.

Der vorliegende Band stellt ein schönes Zeugnis dar für die Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit der Maximilian von Bethune, Baron

1) Notons ici, comme utile complément à l'ouvrage de M. MASSON, que parmi les douze députés appelés à représenter le port de Marseille dans l'ambassade qui devait, en 1586, aller à Constantinople exposer au Grand seigneur les plaintes du Roi et du commerce provençal se trouvaient quatre des „magnifiques seigneurs" de la „magnifique" Compagnie du Corail: Jean Riqueti, seigneur de Mirabeau, Louis Cabre, seigneur de Roquevaire, Antoine Lenche, et Antoine-Nicolas Albertas, seigneur de Gémenos (Mireur: Ligue des Ports de Provence contre les pirates barbaresques en 1585—1586, dans la „Collection des Documents inédits", *Mélanges historiques*, t. V [1886], note 2 de la p. 606).

von Rosny und 1602 von Sully, 1606 Herzog und Pair, der bekannte Finanzminister (Oberfinanzintendant) König Heinrichs IV. von Frankreich, sich der Staatsverwaltung gewidmet hat. Die Ernennung zum Großmeister und Generalkapitän der Artillerie im November 1599, die ihm den Abschluss bedeutender Waffen- und Munitionserwerbungen zur Pflicht machte, veranlaßte ihn, von nun an alle Rechtsgeschäfte in authentischer Form vor einem Notar abzuschließen, und zwar sowohl die im Namen des Staats vollzogenen Verträge als auch die privaten Angelegenheiten. Ähnliches war bisher nur als ganz unregelmäßiger Brauch vorgekommen. Rosny-Sully wählte zu diesem Geschäft den Notar des Châtelet (d. h. des Pariser Landgerichts) Simon Fournyer, der die Originale seinen Notariatsakten einverleibte und seinen Nachfolgern überkommen ließ; der heutige Inhaber des Notariats und Besitzer dieser wichtigen Akten, die vom Beginn des Jahres 1600 bis ins Todesjahr Sullys 1641 reichen, ist Henri Motel. Im Jahre 1904 hat die französische Regierung beschlossen, sie durch eine Publikation für die Forschung fruchtbar zu machen. Der damit betraute Herausgeber DE MALLEVOÜE veröffentlicht nun die 278 Nummern, welche sich auf die Staatsgeschäfte beziehen, während er die Stücke privater Natur gleichfalls sorgfältig durchgesehen und für seine reiche Einleitung in ergiebiger Weise mit herangezogen hat. Die staatlichen Akten brechen mit dem 23. Mai 1610 ab, neun Tage nach der Ermordung Heinrichs IV., womit Sullys staatliche Laufbahn (schon vor seiner offiziellen Entlassung) abschloß.

Die Einleitung gibt uns nicht nur über die Geschichte und Anlage der Publikation sowie über die äußere Form der Akten Aufschluß, sondern sie verbreitet sich in dankenswerter Weise auch über Sullys Titel, Besitzungen und Ämter, worüber genaue Nachweisungen (mit Abdruck zahlreicher Belege) gegeben werden, und schließt mit einem besonderen Abschnitt über die Privatakten von 1610—41. Dann folgt der Druck der 278 Staatsakten von 1600—10, aber nicht in durchlaufender chronologischer Folge, sondern nach einer Einteilung in Gruppen, die den verschiedenen Funktionen Sullys entsprechen. Dieser war vornehmlich Staatsrat, Oberintendant der Finanzen, Bauten und Befestigungen, Oberaufseher über die öffentlichen Strassen *(grand voyer de France)* sowie Großmeister und Generalkapitän der Artillerie. Ein Stück, das mit keiner dieser Funktionen speziell zu tun hat, nämlich das Inventar, das Sully 1604 im Auftrag des Königs über den Nachlaß von dessen Schwester Katharina von Bar aufgenommen hat, macht den Anfang der Veröffentlichung. Dann folgen die Akten, die aus der Tätigkeit Sullys als Staatsrat geflossen sind (sie beziehen sich namentlich auf die königliche Domäne), hierauf die Akten über die Straßen, die Bauten (namentlich in Paris und anderen Residenzen des Königs), die Befestigungen und die Artillerie. Der Oberfinanzintendant hat keine besondere Abteilung; diese Funktion war so bedeutend, daß sie in fast allen Akten zum Ausdruck kommt. Den Schluß des Bandes bildet ein chronologisches Verzeichnis und ein gutes Register.

Daß die Akten eine reiche Quelle zur französischen Verwaltungsgeschichte bilden, bedarf kaum der ausdrücklichen Hervorhebung. Wir

gewinnen einen genauen Einblick in das System der Verträge, namentlich der Verpachtungen und sonstigen Vergabungen, durch welche die Verwaltung damals ihren Aufgaben gerecht wurde. Die Preise, die bei Käufen und Pachten bezahlt werden, geben ein gutes Bild der damaligen Wertberechnung. Wir erhalten Angaben über Erwerbungen und Veräußerungen in der Domäne, Bau von Wegen, Kanälen und anderen Erdarbeiten, Verpachtung des Straßenamts von Paris, Unterhaltung des Arsenals, Armeelieferungen der verschiedensten Art, Errichtung eines Geschwaders von sechs Galeeren, von Manufakturen an der Loire, Bestellung eines Chirurgen zum Unterricht über Blasensteinoperationen usw. Besonders ergiebig sind die Kaufverträge für die Topographie von Paris (zur Anlage der Place royale 1605—11 ist ein Plan beigegeben). Der Herausgeber ist übrigens mit Erfolg bemüht, durch Anmerkungen, gegebenenfalls auch durch Vorbemerkungen, die Akten zu erläutern. Von Bedeutung ist schließlich, daß das neue Materia luns mehrfach eine erwünschte Kontrolle bietet zur Beurteilung der *Oeconomies royales,* die Sully nach seiner Entlassung abfassen ließ, und die unsere Hauptquelle für seine ganze Wirksamkeit darstellen (vgl. die Einleitung S. 16, 54, 68 u. ö.). Ihre Glaubwürdigkeit wird im allgemeinen bestätigt, wie denn überhaupt das Bild des großen, auf so vielen Gebieten der Staatsverwaltung mit eifriger Hingabe und außerordentlichem Erfolg tätigen Ministers durch die Veröffentlichung DE MALLEVOÜES nur gewinnt.

Straßburg i. E. ROBERT HOLTZMANN.

ED. DEPITRE, *La toile peinte en France au XVII^e et au XVIII^e siècles, industrie, commerce, prohibitions.* Paris, librairie Rivière et c^ie, un vol. in 8° de XVII-271 p. avec gravures, dans la collection intitulée *Bibliothèque d'histoire économique.*

M. DEPITRE, professeur à la Faculté de droit de l'Université de Lille, est à la fois un juriste et un historien: il s'est fait connaître par des études sur le fonctionnement des banques allemandes au commencement du XX^e siècle et il a réédité, en les commentant, des traités des économistes du XVIII^e siècle; préparé ainsi à comprendre les théories à la lumière des faits et à exposer l'influence de ceux-ci sur celles-là, il vient d'aborder l'étude de la question des toiles peintes qui, au XVIII^e siècle, presque autant que celle des grains, a préoccupé l'autorité centrale et passionné l'opinion publique. Deux édits et près de quatre-vingts arrêts du Conseil marquent, de 1686 à 1785, les étapes d'une législation et d'une règlementation où se revèlent à plein l'incohérence et les contradictions d'une politique économique préoccupée de ménager à la fois les intérêts des manufactures menacés par une industrie nouvelle et ceux d'une Compagnie de commerce privilégiée, création ministérielle qui réclamait, elle aussi, la protection du pouvoir. Tous ces arrêts

successifs et souvent contradictoires, M. DEPITRE en explique la préparation et en commente — un peu longuement quelquefois — l'application, montrant la lutte des règlements contre la mode toute puissante, la faiblesse et la tolérance des autorités à l'égard des fabricants et pour le port et l'usage des toiles peintes, leur sévérité à l'égard des seuls contrebandiers; en résumé, une législation rigoureuse, mais capricieuse, plus dangereuse pour les manufactures que la simple liberté et dont le résultat inattendu fut certainement la sortie d'une plus grande quantité de numéraire. Ce n'est que pendant la seconde moitié du XVIII[e] siècle que la liberté de fabrication s'introduisit et cela grâce au développement de la technique en France même, à l'intérieur des lignes douanières: tant il est vrai — et sur ce point les économistes auront beaucoup à apprendre auprès de M. DEPITRE — que la législation douanière ne saurait être étudiée *in abstracto,* c'est-à-dire sans un constant souci de connaître le degré de développement de l'industrie.

CH. SCHMIDT.

DUPONT DE NEMOURS, *De l'exportation et de l'importation des grains.*
L. P. ABEILLE, *Premiers opuscules sur le commerce des grains.*
Publiés avec introduction et table analytique par E. DEPITRE. Collection des économistes et des réformateurs sociaux de la France. Paris, Librairie Paul Geuthner, 1911.

Daß die Werke älterer Ökonomisten neu herausgegeben werden und gegen billigen Preis zu haben sind, ist an sich nur erfreulich. Doch scheint mir der Nutzen einer Neuauflage von Werken wie die obengenannten fraglich. Es kann doch wohl nicht die Absicht der Herausgeber sein, die große Menge derjenigen, die Nationalökonomie studieren, zum eigenen Studium dieser Werke zu veranlassen. Dazu besitzen diese Werke heutzutage doch zu wenig wissenschaftlichen Wert. Bestenfalls werden sie durch den Widerspruch, den sie beim heutigen Ökonomen erregen werden, ihn zur abermaligen Prüfung und Vertiefung seiner eigenen Anschauungen leiten. Bedarf es für den heutigen Studenten also mehr einer guten Dogmengeschichte der nationalökonomischen Doktrin als einer Sammlung veralteter Autoren, so wird der weiter fortgeschrittene Gelehrte, der sich etwa aufmachen wollte, diese Dogmengeschichte zu schreiben, vielfach diese Neuauflage ebenso entbehren können. Denn auch, wenn er sich nicht mit den in die Collection des Principaux Economistes aufgenommenen Arbeiten der Physiokraten und der ihnen verwandten Autoren begnügen will, können doch sehr viele größere Bibliotheken seinem Wunsche nach umfangreicherer Orientierung auf diesem Gebiet entgegenkommen. Die Werke der Physiokraten sind keine rariora. Das Erscheinen in den letzten Jahrzehnten von manchen wertvollen Werken, gerade in Frankreich, die

sich mit der Geschichte der Physiokratie und der Physiokraten befassen, beweist das zur Genüge.

Wenn man aber im Interesse der Wissenschaftsgeschichte zu einer Herausgabe dieser Schriften kommt, so kann man sich nicht mit einem einfachen Abdruck des Textes begnügen. Vielmehr scheint es unbedingt erforderlich, daß in der Einleitung und in Noten die Bedeutung der Schrift für die allmähliche Ausgestaltung des wissenschaftlichen Systems und ihr Zusammenhang mit anderen, früheren oder späteren Arbeiten, es sei desselben Autors, es sei anderer, hervorgehoben wird. Dies wird aber von den Herausgebern dieser neuen Sammlung absichtlich vermieden. „De sobres notices contiendront tout ce qui est utile à la pleine intelligence de chaque *ouvrage,* mais elles ne viseront pas à être des études d'*auteurs* ou de *doctrines,* peu de doctrine et peu de biographie. A chaque jour suffit sa peine, autre chose est l'édition d'un texte, autre chose est l'histoire d'un auteur ou d'une doctrine, autre chose aussi la recherche biographique." Mit diesen Worten wird von den Herausgebern selbst ihre Auffassung charakterisiert. Allerdings wird dieses Programm vom Herausgeber der vorliegenden Publikation nicht strenge innegehalten. Ein großer Teil der Einleitung befaßt sich mit der Frage, ob man berechtigt ist, in dogmatischem Sinne einen prinzipiellen Unterschied zu machen zwischen den Ansichten Quesnays und denen seiner Jünger. An sich ist die Frage nicht ohne Interesse; aber als Einleitung zu einer Textausgabe eines der Werke Duponts ist sie doch wohl nicht am Platze.

Und auch wenn man am Ende diese Publikation vom Standpunkte der Herausgeber beurteilt, läßt sie zu wünschen übrig. Dupont hat nämlich, um nicht zu weitläufig zu sein, während des Druckes einen Teil des Textes und der Fußnoten gestrichen, teilt aber selbst mit, daß die gestrichenen Teile zu finden seien in den „Memoires non publiés de la Société Royale d'Agriculture de Soissons". Wäre es beim Neudruck, welcher bestrebt, Dupont selber ans Wort zu lassen, nicht erwünscht gewesen, diese gestrichenen Passagen wieder einzufügen? Der Herausgeber aber teilt nicht mit, ob diese Auslassungen nicht wieder eingefügt worden sind, weil sie nichts Wesentliches an den Beweisführungen Duponts zufügten, oder weil die obengenannten Memoires nicht mehr vorhanden sind. Es hat sogar den Anschein, als ob er sich nach dem Bestehen dieser Memoiren nicht einmal erkundigt hat.

Ein zweites Beispiel der wenig sorgfältigen Ausgabeweise bietet die Bemerkung in der Einleitung, daß der erste der drei, dem Aufsatz Duponts beigefügten, Briefen von Forbonnais verfaßt wurde. Es wird dem Herausgeber doch wohl bekannt sein, daß in der Collection des Principaux Economistes nicht dieser Brief, sondern dessen Wiederlegung — der zweite der beigefügten Briefe — Forbonnais zugeschrieben wird. In einer Publikation wie der vorliegenden hätte m. E. eine abweichende Meinung nicht geäußert werden sollen, ohne daß die Gründe, welche der Herausgeber dafür hat, mitgeteilt werden.

Amsterdam. S. van Brakel.

R. Broglio d' Ajano, *Lotte sociali in Italia nel secolo XIV.* Rom, Löscher, 1912. 79 S.

Bei den italienischen Städten scheint die neuere Geschichtsforschung einen anderen Weg als bei den deutschen bevorzugt zu haben. Schritt sie hier mehr vom Allgemeinen zum Besonderen vor, so ließ sie sich in Italien lange durch das Einzelproblem fesseln. Erst in jüngster Zeit hat man begonnen, die Spezialergebnisse auch südlich der Alpen zusammenzufassen. Zu diesen Versuchen gehört die vorliegende Arbeit, die den Kampf zwischen Kapital und Arbeit in den mittelitalienischen Kommunen während des 14. Jahrhunderts zum Thema gewählt hat. Die ersten Abschnitte bringen eine ansprechende, wenn auch nichts wesentlich Neues enthaltende Übersicht über die wirtschaftlichen Vorbedingungen, besonders über die Entwicklung der Kaufmannsverbände im Gegensatz zu den Handwerkszünften. Das nächste Kapitel streift die schwierige Frage nach dem Einfluß der religiösen Armutstheorien auf die sozialen Konflikte, denen sich der Verfasser dann zuwendet. Auch hier vermag er nicht mehr als eine Skizze zu bringen. Denn er hat seine früher in Siena und Perugia begonnenen Archivstudien nur auf Lucca ausgedehnt und die Ergebnisse fremder Forschung aus Florentiner Quellen einfach übernommen. Auch gereicht es seiner Darstellung zum Nachteil, daß er die äußeren und innerpolitischen Kämpfe der Gemeinden so gut wie gar nicht berücksichtigt und Parallelen, wie die gleichzeitige Erhebung des vierten Standes in Flandern, nicht heranzieht. Aber das wenige, was uns geboten wird, ist anschaulich und mit eindringendem Verständnis vorgetragen. Hoffentlich entschließt sich der Verfasser bald, die interessante Aufgabe erschöpfend zu lösen.

Straßburg i. E. A. Hessel.

Bei der Redaktion sind zur Besprechung eingelaufen:

A. Hennig, Boden und Siedelungen im Königreich Sachsen. Leipzig, S. Hirzel.

M. Foltz, Geschichte des Danziger Stadthaushalts. Danzig, A. W. Kafemann.

B. Bretholz, Geschichte Böhmens und Mährens bis zum Aussterben der Přemysliden (1306). München, Duncker & Humblot.

F. Lenz und **O. Unholtz,** Die Geschichte des Bankhauses Gebrüder Schickler. Festschrift zum 200jährigen Bestehen. Berlin, Verlag von Gebrüder Schickler.

Ad. Zycha, Prag. Ein Beitrag zur Rechtsgeschichte Böhmens im Beginn der Kolonisationszeit. Prag, Verlag des Vereins für Gesch. der Deutschen in Böhmen (J. G. Calve).

H. Maurer, Emmendingen vor und nach seiner Erhebung zur Stadt. Druck- und Verlagsgesellschaft vorm. Dölter.

Urkunden zur Geschichte des deutschen Privatrechts. Herausgegeben von **H. Lörsch** und **R. Schröder.** Dritte, neu bearbeitete Auflage. Von **R. Schröder** und **L. Perels.** Bonn, A. Marcus und E. Weber.

O. Peust, Mexiko und die Landarbeiterfrage. Mexiko, Druckerei des Fomento-Ministeriums.

G. Müller, Die ursprüngliche Rechtslage der Rumänen im Siebenbürger Sachsenlande. Hermannstadt, W. Krafft.

F. Kiener, Studien zur Verfassung des Territoriums der Bischöfe von Straßburg. I. Leipzig, Quelle & Meyer.

J. Cuvelier, Les Dénombrements de Foyers en Brabant. (XIV^{e}—XVI^{e} siècle.) Bruxelles, Kiessling et C^{ie}.

M. Buchner, Die Entstehung und Ausbildung der Kurfürstenfabel. Freiburg i. Br., Herder.

G. Croon, Die landständische Verfassung von Schweidnitz-Jauer. Breslau, Ferd. Hirt.

Karl Willgren, Bondefrigörelsen i mellersta och östra Europa (Die Bauernbefreiung in Mittel- und Osteuropa). Helsingfors, Keiserliga Senatens Tryckeri.

Franz Keller, Unternehmung und Mehrwert. Paderborn, Ferd. Schöningh.

A. Jegel, Die landständische Verfassung in den ehemaligen Fürstentümern Ansbach-Bayreuth. Ansbach, Fr. Seybold.

F. Tenckhoff, Die westfälischen Bischofswahlen bis zum Wormser Konkordat (1122). Paderborn, Ferd. Schöningh.

H. Glitsch, Untersuchungen zur mittelalterlichen Vogtgerichtsbarkeit. Bonn, A. Marcus und E. Weber (Alb. Ahn).

Fr. Nippold, Erinnerungen an Großherzog Friedrich I. von Baden. Konstanz, Reuß & Itta.

H. Rehm, Deutschlands politische Parteien. Jena, G. Fischer.

H. Spangenberg, Vom Lehnstaat zum Ständestaat. München und Berlin, R. Oldenbourg.

J. Krebs, Rat und Zünfte der Stadt Breslau in den schlimmsten Zeiten des 30jährigen Krieges. Breslau, Ferd. Hirt.

Der Werkdruck und seine Herstellung. Buchdruckerei W. Kohlhammer, Stuttgart.

W. Schöne, Die Anfänge des Dresdener Zeitungswesens im 18. Jahrhundert. Mitteilungen des Vereins für Geschichte Dresdens, 23. Heft. Dresden, Wilh. u. Berta v. Bänsch-Stiftung.

K. Wichmann, Die Metzer Bannrollen. Metz, Verlag der Gesellschaft für lothringische Geschichte.

G. Buch, Die Übertragbarkeit von Forderungen im deutschen mittelalterlichen Recht. Breslau, M. u. H. Marcus.

J. Marburg, Die sozialökonomischen Grundlagen der englischen Armenpolitik. Karlsruhe i. B., G. Braun.

J. Bornträger, Der Geburtenrückgang in Deutschland. Würzburg, C. Kabitzsch.

J. Poetsch, Die Reichsjustizreform von 1495. Münster i. W., Fr. Coppenrath.

F. Nigge, Die alten Gilden der Stadt Lünen. Ebenda.

A. Manes, Sozialversicherung. Berlin und Leipzig, G. J. Göschen.

M. Kowalewsky, Die ökonomische Entwicklung Europas. Bd. VI. Berlin, R. L. Prager.

L. Rieß, Historik. Bd. I. Berlin und Leipzig, G. J. Göschen.

A. Jorns, Studien über die Sozialpolitik der Quäker. Karlsruhe i. B., G. Braun.

K. Schiffmann, Die mittelalterlichen Stiftsurbare von Österreich ob der Enns. Wien und Leipzig, W. Braumüller.

M. Hennig, Quellenbuch zur Geschichte der inneren Mission. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses.

H. Dietzel, Lists Nationales System. Tübingen, J. C. B. Mohr.

B. v. Wiese, Wirtschaft und Recht der Gegenwart. 2 Bde. Ebenda.

H. Sieveking, G. H. Sieveking. Lebensbild eines hamburgischen Kaufmanns aus dem Zeitalter der französischen Revolution. Berlin W., K. Curtius.

K. Meyer, Blenio und Leventina. Luzern, E. Haag.

E. W. Mayer, Machiavellis Geschichtsauffassung und sein Begriff Virtu. München, R. Oldenbourg.

W. Hopf, August Vilmar. 1. Band. Marburg i. H., Elwert.

L. Bernhard, Unerwünschte Folgen der deutschen Sozialpolitik. Berlin, Julius Springer.

E. v. Meier, Die Reform der Verwaltungsorganisation unter Stein und Hardenberg. 2. Auflage, besorgt von F. Thimme. München, Duncker & Humblot.

Handbuch der Kirchengeschichte, herausgeg. von **G. Krüger.** 2. Teil: Das Mittelalter. Bearbeitet von **G. Ficker** und **H. Hermelink.** Tübingen, J. C. B. Mohr (P. Siebeck).

Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen. 34. Heft. Essen, Fredebeul & Könen.

Herwig, G. Schönerer und die Entwicklung des Alldeutschtums in der Ostmark. 1. Band: 1873—89. Wien, Alldeutscher Verein für die Ostmark.

E. Gebhart, Aus dem Irrgarten der Geschichte. Stuttgart, Jul. Hoffmann.

P. Herre, Deutsche Kultur des Mittelalters in Bild und Wort. Leipzig, Quelle & Meyer.

P. Maßlow, Die Theorie der Volkswirtschaft. Leipzig, A. Kade.

Hermann Hüffer, Lebenserinnerungen. Berlin, G. Reimer.

J. Haller, Die Marbacher Annalen. Berlin, Weidmann.

E. Meister, Ostfälische Gerichtsverfassung im Mittelalter. Stuttgart, Kohlhammer.

E. Fridrichowicz, Grundriß einer Geschichte der Volkswirtschaftslehre. München und Leipzig, Duncker & Humblot.

R. Brandt-Wyt, Hauswirtschaftliche Nahrungsmittel[illegible]tion und Frauenarbeit. Ebenda.

G. Berg, Die Milchversorgung der Stadt Karlsruhe. Ebenda.

F. Eulenburg, Preisbildung für gewerbliche Erzeugnisse. Ebenda.

L. Heyde, Urlaub für Arbeiter und Angestellte in Deutschland. Ebenda.

C. Ratzka-Ernst, Der Zucker, der Kaffee und die Baumwolle. Ebenda.

F. Schulte, Die Bodenkreditinstitute der Österreich-Ungarischen Monarchie. Ebenda.

W. Wolf, Die Säkularisierung und Verwendung der Stifts- und Klostergüter in Hessen-Kassel. Gotha, Perthes.

F. Salomon, Die deutschen Parteiprogramme. Band I. II. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

C. Francillon, Französisch-deutsches Geschäftsbuch. Berlin-Leipzig, Göschen.

C. Dunstan, Englische Phonetik mit Lesestücken. Ebenda.

R. Schröder, Deutsche Rechtsgeschichte. Band I. Ebenda.

O. Vitense, Mecklenburgische Geschichte. Ebenda.

J. Groß, Das Tierreich. Band V. Ebenda.

W. Sombart, Die gewerbliche Arbeiterfrage. Ebenda.

K. Lamprecht, Einführung in das historische Denken. Leipzig, Voigtländer.

K. Mende, Münchner jugendliche Ladnerinnen. Berlin und Stuttgart, Cotta.

W. Hausmann, Ein deutsch-englischer Krieg. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.

G. Sonnenberg, Deutschlands sozialpolitische Einrichtungen. Ebenda.

L. v. Winterfeld, Die kurrheinischen Bündnisse. Berlin, Weidmann.

E. Ladenthin, Entwicklung der nationalökonomischen Ansichten F. Lists von 1820—25. Wien, Konegen.

D. Meyer, Das öffentliche Leben in Berlin vor der Märzrevolution. Berlin, Mittler u. Sohn.

O. Vollenweider, Geschichte des Verkehrs auf der Wasserstraße Walenstad—Zürich—Basel. Zürich-Selnau, Leemann.

Zeitschrift des Vereins für lübeckische Geschichte. Band XIV, Heft 2. Lübeck, Lübcke & Nöhring.

W. Wygodzinski, Wandlungen der deutschen Volkswirtschaft im 19. Jahrh. 2. Aufl. Köln, M. du Mont-Schauberg.

Jastrow, Textbücher zu Studien über Wirtschaft und Staat. Band 2: Arbeiterschutz. Berlin, Georg Reimer.

H. Pirchegger, Die Pfarren als Grundlage der politisch-militärischen Einteilung der Steiermark. SA. aus dem Archiv für österreichische Geschichte. Band 102. Wien, Alfred Hölder.

Jos. Bayer, Köln um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Köln, J. P. Bachem.

St. Simon, Neues Christentum. Übersetzt von F. Muckle. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

G. Sehling, Die preußischen Wassergenossenschaften. Breslau, M. u. H. Marcus.

E. Molitor, Der Stand der Ministerialen. Ebenda.

Arturo Segre, Manuale di Storia del Commercio. Torino, S. Lattes u. C.

Grundriß der Geschichtswissenschaft, Band I, 2. Abteilung: Sphragistik, Heraldik, Deutsche Münzgeschichte, von **Ilgen, Gritzner, Friedensburg,** 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner.

O. Schneider, Bismarcks Finanz- und Wirtschaftspolitik. München und Leipzig, Duncker & Humblot.

F. Zizek, Soziologie und Statistik. Ebenda.

O. Gellert, Eisen und Alteisen. Ebenda.

L. Bartenburg, Die Preisgestaltung im Druckereigewerbe. Ebenda.

E. Herrmann, Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft in der Wollhutindustrie. Ebenda.

Schriften des Vereins für Sozialpolitik. 147. Band, 2. Teil. Die Ansiedelung von Europäern in den Tropen. Ebenda.

E. Sella, Der Wandel des Besitzes, übers. von Bluwstein. Ebenda.

Urkundenbuch der Benediktinerabtei St. Stephan in Würzburg. 1. Band. Bearbeitet von **Bendel.** Leipzig, Quelle & Meyer.

E. Rosenstock, Ostfalens Rechtsliteratur unter Friedrich II. Weimar, Böhlau.

J. Warnke, Handwerk und Zünfte in Lübeck. Lübeck, Borchers.

E. Elster und **R. Lück,** Die wissenschaftliche Vorbildung für den deutschen Unterricht. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Internationales Landwirtschaftliches Institut. Abteilung für volkswirtschaftliche und soziale Einrichtungen. Mitteilungen an die Presse. Rom 1912. Jahrg. II. Nr. 10.

F. Benary, Über die Erfurter Revolution von 1509 und ihren Einfluß auf die Erfurter Geschichtschreibung. SA. aus Heft 33 der Mitteilungen des Vereins für die Geschichte von Erfurt.

Beiträge zur Geschichte des westfälischen Bauernstandes. Herausgegeben von **E. Frhrn. v. Kerckerinck zur Borg.** Berlin, P. Parey.

A. Levenstein, Die Arbeiterfrage. München, E. Reinhardt.

K. Bücher, Hochschulfragen. Leipzig, J. Wörner.

Joh. Hohlfeld, Stadtrechnungen als historische Quellen. Leipzig, S. Hirzel.

Veröffentlichungen zur Geschichte der freien und Hansestadt Lübeck, Band I, 1. Heft: **Joh. Hansen,** Beiträge zur Geschichte des Getreidehandels und der Getreidepolitik Lübecks. 2. Heft: **A. Dreyer,** Die lübisch-livländischen Beziehungen zur Zeit des Unterganges livländischer Selbständigkeit 1551—63. Lübeck, M. Schmidt.

G. Schmoller, Charakterbilder. München, Duncker & Humblot.

D. Jakobi, Die gemeinnützige Bautätigkeit in Deutschland. Ebenda.

W. Sombart, Krieg und Kapitalismus. Ebenda.

Derselbe, Luxus und Kapitalismus. Ebenda.

Th. Plaut, Der Gewerkschaftskampf der deutschen Ärzte. Karlsruhe i. B., G. Braun.

Grönländer und Färinger Geschichten, übertragen v[illegible] **Mendelssohn.** Jena, E. Diederichs.

R. Hübner, Grundzüge des deutschen Privatrechts. 2. Aufl. I. Leipzig, A. Deichert.

J. Kühn, Das Bauerngut der alten Grundherrschaft. Leipzig, Quelle & Meyer.

R. Corso, Kalabresische Rechtssprichwörter. Stuttgart, Union.

Fr. J. Biehringer, Kaiser Friedrich II. Berlin, E. Ebering.

M. M. Fischel, Le Thaler de Marie-Thérèse. Paris, M. Giard et E. Brière.

Th. Neubauer, Die direkte Besteuerung in der mittelalterlichen Stadt Erfurt und die Verrechtsbücher. SA. aus Heft 33 der Mitteilungen des Vereins für die Geschichte von Erfurt.

R. v. Ihering in Briefen an seine Freunde. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

P. Dirr, Augsburg. Leipzig, Klinckhardt & Biermann.

Derselbe, Augsburger Textilindustrie im 18. Jahrhundert. SA. der histor. Zeitschrift für Schwaben und Neuburg. 1911.

Derselbe, Der Handelsvorstand Nürnberg. 1560—1910. Nürnberg, E. Nister, 1910.

O. Schmidt, Die Reichseinnahmen Ruprechts von der Pfalz. Leipzig, Quelle & Meyer.

F. Challaye, Revolutionärer Syndikalismus und reformistischer Syndikalismus. Tübingen, J. C. B. Mohr.

K. Gäbel, Die Lage der Heimarbeiterinnen. Berlin, Gewerkverein der Heimarbeiterinnen.

W. Thenius, Die Anfänge des stehenden Heerwesens in Kursachsen unter Johann Georg III. und Johann Georg IV. Leipzig, Quelle & Meyer.

J. Langhard, Das Niederlassungsrecht der Ausländer in der Schweiz. Zürich, Art. Institut Orell Füßli.

F. Fries, Die Lehre vom Staat bei den protestantischen Gottesgelehrten Deutschlands und der Niederlande in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. Berlin, E. Ebering.

Weltwirtschaftliches Archiv, herausgegeben von **B. Harms.** I. Band. 1. Heft. Jena, G. Fischer.

W. Roscher, Nationalökonomik des Ackerbaues. 14. verm. Aufl., bearbeitet von H. Dade. Stuttgart, J. G. Cotta.

Th. Vogelstein, Das Petroleummonopol. München, Duncker & Humblot.

C. Jirecek, Staat und Gesellschaft im mittelalterlichen Serbien. Studien zur Kulturgeschichte des 13.—15. Jahrhunderts. I. Wien, A. Hölder.

O. Neuburger, Die Mode, Wesen, Entstehen und Wirken. Berlin, Franz Siemenroth.

A. Luschin v. Ebengreuth, Wiener Münzwesen im Mittelalter. Wien und Leipzig, C. Fromme.

Regensburger Urkundenbuch. I. Band: Urkunden der Stadt bis 1350. München, G. Franz (J. Roth).

K. Leibl, Das Recht der Versicherungsunternehmungen. Berlin und Leipzig, Göschen.

W. Picht, Toynbee Hall und die englische Settlementbewegung. Tübingen, J. C. B. Mohr.

A. Salz, Geschichte der böhmischen Industrie in der Neuzeit. München und Leipzig, Duncker & Humblot.

W. Friedensburg, Kurmärkische Ständeakten. I. Ebenda.

M. Haß, Die kurmärkischen Stände. Ebenda.

O. A. Wolf, Das Recht der geschiedenen Mutter. Ebenda.

Bericht über die Verhandlungen der 32. Jahresversammlung des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit. Ebenda.

F. Beckmann, Die Futtermittelzölle. Ebenda.

B. Merkle, Arbeitslosigkeit. Ebenda.

H. Krabbo, Regesten der Markgrafen von Brandenburg. 3. Lieferung. Ebenda.

O. Ehrlich, Wie ist Geschichte als Wissenschaft möglich? Berlin, Dr. Basch u. Co.

O. Wagemann, Geist des deutschen Rechts. Jena, G. Fischer.

J. Heldwein, Die Klöster Bayerns am Ausgange des Mittelalters. München, J. Lindauer.

O. Fengler, Die Wirtschaftspolitik Turgots und seiner Zeitgenossen im Lichte der Wirtschaft des Ancien Régime. Leipzig, A. Deichert.

J. Dierauer, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft. 1. Band (bis 1415). 2. Aufl. Gotha, F. A. Perthes.

K. Eichhorn, Wirtschaftspolitik und Volkswirtschaft. Hildesheim und Leipzig, A. Lax.

M. San Nicolò, Ägyptisches Vereinswesen zur Zeit der Ptolemäer und Römer. 1. Band. München, O. Beck.

Verhandlungen des ersten Kongresses für Städtewesen. Düsseldorf 1912. 2 Bände. Düsseldorf, A. Bagel.

Niederländische Urkunden und Akten zur Geschichte der Hanse und zur deutschen Seegeschichte. Herausgegeben von **R. Häpke.** I. Band. 1531—1557. München und Leipzig, Duncker & Humblot.

Druck von W. Kohlhammer in Stu

Verlag von Duncker & Humblot, München u. Leipzig

Deutsche Wirtschaftsgeschichte. I.

Von Karl Theodor von Inama-Sternegg

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage

Preis: 20 Mark, gebunden 22 Mark 40 Pfg.

Hist.-pol. Blätter: Die obige Arbeit ist gewissermassen ein Standard-Werk. Ausgezeichnet durch die Klarheit der Darstellung und die Zuverlässigkeit in allen Angaben bildet es für einen jeden, der sich mit wirtschaftlichen Studien befasst, einen Ausgangspunkt und eine solide Grundlage und ersetzt ein Lehrbuch.

Gerichtshalle: Das Werk, das hier angezeigt wird, ist seit langem in der deutschen Literatur bekannt. Nun hat der Sohn des Verfassers Dr. Johann Paul von Inama-Sternegg, nach einem Manuskript seines Vaters die zweite Auflage des ersten Bandes herausgegeben. Damit ist ein Werk, welches für zwei Gebiete der Wissenschaft — Geschichte und Nationalökonomie — von grösster Bedeutung ist, der Vergessenheit entzogen worden. — . . . Sein Sohn erfüllt nicht bloss eine Pflicht der Pietät gegen seinen Vater, sondern er erntet den Dank der Wissenschaft, wenn er für die Erhaltung dieser grossartigen Arbeit Sorge trägt.

Neue Probleme des modernen Kulturlebens

Von Karl Theodor von Inama-Sternegg

Preis 6 Mark, gebunden 7 Mark 20 Pfg.

Soziale Revue: Es ist für den national-ökonomisch gebildeten Leser ein Genuss, sich in die geistreichen Essays des vorliegenden Buches zu vertiefen. Der Leser findet Aufsätze über aktuelle Probleme, welche für die Wissenschaft, Volkswirtschaft und Politik von grösster Bedeutung sind. . . . Man wird dem interessanten Buche sehr viele Anregungen und Belehrungen abgewinnen können.

Die Stetigkeit im Kulturwandel

Eine soziologische Studie von Alfred Vierkandt

Preis: 5 Mark

Allg. Literaturblatt: Wir haben es hier mit den Anfängen einer fruchtbringenden Beschäftigung mit der Geschichte und den Lebensbedingungen der menschlichen Gesellschaft zu tun . . . doppelt fruchtbar, weil hier ein philosophisch und naturwissenschaftlich geschulter Kopf an der Hand dieser Tatsachen eine Auffassung anbahnt, die wohl zu einer Philosophie des sozialen Konservatismus ausgebaut werden könnte.

Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie (Josef Kohler): Diese inhaltsreiche und scharfsinnige Schrift sucht darzutun, dass die menschliche Entwicklung sich nie spontan vollzieht, sondern stets von lange an vorbereitet ist. . . . Durch derartige Forschungen wird auch die Geschichte des Rechts wesentlich gefördert.

Dantes Gesellschaftslehre.

Vortrag, gehalten auf dem III. Internationalen Kongreß für Historische Wissenschaften in London am 17. April 1913

von

Fritz Kern.

Inhalt:

I. Das Problem des Verhältnisses von Einzelmensch und Gemeinschaft.
II. Die Gemeinschaft als Frucht der Einzelseele (Kultur. Unsichtbare Kirche).
III. Die Gemeinschaft als Bedingung der Einzelseele (Staat. Sichtbare Kirche).

Die mittelalterliche Staats- und Gesellschaftslehre ist zu Beginn des vorigen Jahrhunderts auf dreifachem Weg wieder entdeckt und zu Ehren gebracht worden: durch die geschichtliche Forschung der historischen Rechtsschule, durch die christlich-konservative Restauration der Politik und durch die Philosophie. In Deutschland war es der nachkantische Idealismus, den, besonders in HEGEL, innere Verwandtschaft mit dem Rationalismus des Mittelalters verknüpfte; in Frankreich hat der Begründer der neueren Gesellschaftslehre, AUGUSTE COMTE, seiner Bewunderung für das mittelalterliche Sozialsystem kraftvollen wissenschaftlichen Ausdruck verliehen.

Auf der Spur dieser anregenden Erkenntnisse hat die Forschung eines Jahrhunderts den verschütteten Lehren der Patristik und Scholastik ihren Glanz zurückgegeben. Für die rechtsgeschichtliche Forschung bildet GIERKES Meisterwerk — in MAITLANDS Übersetzung von der englischen Wissenschaft mit dem Ehrenbürgerrecht ausgestattet — Abschluß und neue Anregung

zugleich. Seit Leo XIII. ist die katholische Kirche bemüht, die thomistische Sozialphilosophie wieder zu alter Herrlichkeit zu bringen; hieraus hat auch die Wissenschaft gelegentlich Nutzen gezogen. Trotzdem fehlt es zurzeit noch an tieferdringenden Monographien für die einzelnen großen Denker der Scholastik. Diese Lücke habe ich für DANTE in einer besonderen Schrift auszufüllen gesucht[1]). Aus seiner Lehre möchte ich Ihnen einige Grundgedanken im Umriß vorführen; ich erbitte im voraus Nachsicht, wenn ich dabei notwendig etwas abstrakt werden muß.

Die drei Fragen, die ich unter Beiseitesetzung aller Einzelprobleme stelle und im Sinne DANTES beantworte, sind

1. welche Aufgabe hat die Gesellschaftswissenschaft zu lösen?
2. wie entsteht Gemeinschaft und Kultur?
3. wie verhalten sich die zwei universalen Kulturgemeinschaften, Staat und Kirche, zum Individuum?

I.

Die mittelalterliche Gesellschaftslehre erwächst auf dem Boden der Ethik, nicht aus volkswirtschaftlichen, rechtlichen oder geschichtlichen Voraussetzungen. Sie stellt zwei Typen der Gemeinschaft einander gegenüber, die materielle Gesellschaft und die geistige Gemeinschaft, *civitas terrena* und *civitas Dei,* Babylon und Jerusalem. Die Gesetze beider Verbände aber lassen sich nur aus denen der Einzelseele finden. Aus der Seele, je nachdem sie ihre Befriedigung in irdischen Begierden oder in ihrem Gott sucht, steigt die eine oder die andere Gemeinschaftsform empor.

Wie kommt man aber von der ethischen Voraussetzung zu sozialen Ergebnissen herüber? Zwei Wege boten sich dem Mittelalter: die Lehre von der Gemeinschaft der Heiligen und die aristotelische Staatslehre. Keiner dieser Wege allein vermochte jedoch zum Ziele zu führen.

Die Gemeinschaft der Heiligen ist kein organisch gegliederter

---

1) *Humana Civilitas.* (Staat, Kirche und Kultur.) Eine DANTE-Untersuchung. Mittelalterliche Studien, Band 1, erstes Heft. Leipzig, Köhler, 1913.

Organismus, sondern ein bloßes Aggregat: ein Nebeneinander gleichgerichteter Einheiten, wie die Augen, welche die Sonne sehen. Jedes Auge ist für sich: Auge und Auge bilden eine passive, keine aktive Gemeinschaft. Dies Sonnengleichnis PLATONS veranschaulicht die Gemeinschaft der Heiligen.

Es ist nun nicht einzusehen, wie aus der losen, ungegliederten Vielheit vergotteter Subjekte eine wirkende Genossenschaft werden könne. Was die theologische Überlieferung der alten Kirche mit der grandiosen *communio sanctorum*, der Himmel und Erde festlich erfüllenden, menschheitumspannenden Versammlung bot, blieb zu sehr in der innerlich-religiösen Sphäre, um zur Erklärung der sozialen Erscheinungen unmittelbar verwendbar zu sein.

Hier tritt mit der Entdeckung des aristotelischen Systems, begierig aufgenommen von der Wissenschaft des 13. Jahrhunderts, die organische Korporationslehre hilfreich in die Lücke. Für sie ist bezeichnend das aristotelische Gleichnis von der Harmonie, die nicht Wiederholung eines Tones, sondern Zusammenwirken vieler zu einem Klang ist. Jeder Einzelmensch wird hier durch Arbeitsteilung und Arbeitsgliederung zum Organ eines übergeordneten Ganzen. Ebenso fügen sich die Teilgemeinschaften, Haus, Gemeinde, Berufsstand, Stadt, Staat, in- und übereinander zu immer umfassenderen Körperschaften. Die ganze Menschheit wird zur tätigen *civilitas*, ein Gedanke, der, obzwar aus ARISTOTELES deduziert, doch dessen eigenen Polisstandpunkt weit übertrifft. Und die Menschheit ihrerseits wird, in kühner kosmischer Analogie, wieder zur wirkenden Teilkraft, zum Organ des Weltalls. Kein Denker des 13. und 14. Jahrhunderts hat diesen Gliederbau von Sonderzwecken bis hinauf zur letzten umfassendsten Gemeinschaft klarer und kräftiger durchgeführt als DANTE [1]).

Wo aber bleibt hier die Freiheit, die Endzwecklichkeit der Einzelseele, die unumstößliche Grundlage der christlichen Weltanschauung? Notwendig führt dieser ebenbezeichnete Weg, auch bei DANTE selbst an einem bestimmten Punkt seiner Denkent-

1) Im 15. Jahrhundert wird er darin noch von NIKOLAUS VON CUES übertroffen.

wicklung, zum Pantheismus. Der Mensch, das Ebenbild Gottes, der Endzweck der Schöpfung, wird zum Atomteilchen der Weltvernunft. ARISTOTELES, von seinen scholastischen Schülern zu Ende gedacht, wird ihnen unversehens gefährlich: der Punkt, wo seine früh-antike Denkweise hinter der stoisch-christlichen Erkenntnis am entschiedensten zurückblieb, die Mißachtung der Freiheit des Individuums, zieht als blinder Fahrgast mit in die Soziallehre der Scholastik ein. DANTE selbst sieht sich hier an die Seite von averroistischen Ketzereien gedrängt: triumphierend konnte wenige Jahre nach seinem Tod sein erster literarischer Gegner, der Dominikaner VERNANI, diesen seinen *pessimus error* aufdecken, vor dessen Folgerungen DANTE zurückschaudern mußte, wenn er sie zog.

Keiner der beiden Wege für sich allein führt also ins Klare, und der Versuch einer christlichen Gesellschaftslehre scheint zu scheitern. Dort droht die Scylla eines zusammenhangslosen Nebeneinanders freier Einzelseelen, hier die Charybdis eines allsouveränen Verbandes mit unfreien, zu Werkzeugen erniedrigten Einzelgliedern. Dort treibt die Lehre von der Freiheit des Subjekts unzählige christliche Asketen zur Flucht aus allen sozialen Verbänden, um in Wüste und Einsiedelei frei und allein mit Gott zu sein. Hier spannt der antike Polisgedanke den Einzelnen ins Joch eines Staatszweckes, der die Menschenwürde verkennt, die Sklaverei philosophisch rechtfertigt, den Menschen nur als Organ, nicht mehr als Selbstzweck wertet.

Es müßte eine Lehre geben, welche den Einzelnen zwar Gemeinschaftszwecken einordnet, zugleich ihm aber seine Selbstzwecklichkeit läßt. Ein paradoxes Ziel! Es ist die kulturerneuernde Größe des patristisch-mittelalterlichen Denkens, gerade dieses Ziel sich gesetzt zu haben.

Jene beiden Ansichten zu verbinden, die aristotelische Staatslehre durch die Lehre von der Gemeinschaft der Heiligen zu adeln und zu berichtigen, Freiheit und Unterordnung zu versöhnen, ist die Aufgabe auch der Danteschen Gesellschaftslehre. In der *Commedia* hat sie jene pantheisierende Unvollkommenheit abgestreift, welcher die Sonderschrift *de Monarchia* noch nicht hatte ganz entgehen können.

Dies ist aber, auf einer neuen Stufe des soziologischen Denkens, dasselbe Bestreben, das in AUGUSTIN, ja schon in PAULUS die großen Symbole des *corpus mysticum Christi* oder der *civitas Dei* gefunden hatte. Die Heilslehre — für die Einzelseele — galt es so auszulegen, daß das Bestehen der Kultur durch sie nicht eremitisch verneint, sondern geradezu gefordert werde. Da AUGUSTIN, freilich ohne sich an der Formkraft aristotelischer Überlieferung schulen zu können, dieselben Spannungen zwischen Einzelseele und Welt auszugleichen sich bemüht hatte, so ist es kein Wunder, daß sein Geist noch über den scholastischen, auch den Danteschen Forschungen waltete.

Das Individuum also, das sich auf den Weg zur Heiligung begibt, erbaut eben dadurch die Gemeinschaft und die Kultur. Andererseits aber bedarf das Individuum, um zum Heil zu gelangen, der Umhüllung und Erziehung durch die Gemeinschaft und Kultur. Das ist die Doppelthese. Die Knechtung des Einzelnen durch die Gesamtheit und die Flucht des Einzelnen aus ihr, diese beiden entgegengesetzten, aber einander herausfordernden Lösungen der Antike werden vermieden; die feindliche Spaltung zwischen Individuum und Verband, die in der Renaissance so eigentümlich wieder auflebt, wird vom mittelalterlichen Denken beigelegt. Das Individuum ist nur in und für die Gesamtheit, die Gesamtheit nur in und für das Individuum. Dies begreiflich zu machen, ist die vornehmste Aufgabe der christlichen Gesellschaftswissenschaft.

Damit ist unsere erste Frage beantwortet. Zugleich sehen wir, in welchem notwendigen Zusammenhang die beiden andern Fragen stehen. Wie bildet sich Gemeinschaft und Kultur? Das heißt nichts anderes als: wie kommt es, daß die Kulturgemeinschaft ein notwendiges Ergebnis der Einzelseele ist, die ihren eigenen Endzweck erfüllt? Und die letzte Frage: wie verhalten sich Staat und Kirche zum Individuum? bedeutet nichts anderes als: wie kommt es, daß die Kulturgemeinschaft eine notwendige Voraussetzung für den Heilsweg der Einzelseele ist[1])?

1) Drei Dinge sind bei der Entwicklung der Gesellschaftslehre in *Commedia* bzw. *Monarchia* als einfach gegeben, d. h. durch unergründliche Schöpferwillkür gesetzt, anerkannt: 1. die Tatsache der Mehrheit von Menschen, 2. die

II.

Wenn die Einzelseele nach Stofflichem trachtet, stößt die ins Unbegrenzte schweifende Begierde wegen der Begrenztheit der Güter hart mit den Bedürfnissen der Nebenmenschen zusammen. Was der eine braucht, das eben hat der andere. So ist das Verhältnis der Menschen zueinander unter der Herrschaft der *cupiditas* ein Kampf aller gegen alle.

Nun treibt der Instinkt die Menschen nicht nur feindlich gegeneinander, sondern kettet sie auch zur Befriedigung ihrer Interessen aneinander. So entsteht die Gesellschaft der Materialisten. Die Höllenstadt Dite ist ihr Ort.

Ein zerrissenes Scheingemeinwesen! Denn unter der Herrschaft des Instinkts sind die Menschen wohl aufeinander angewiesen, aber es fehlt der Gemeingeist. Der Naturtrieb gründet äußerlich Verbände und reißt sie innerlich auseinander. Geschlechtstrieb, Familientrieb, politischer Trieb gesellen; sie zerstören aber auch Gesellschaft in Ehebruch, Herrschsucht, Parteisucht. Der Erwerbstrieb schafft das infernalische „freie Spiel der Kräfte", die wirtschaftliche Organisation des Kampfs aller gegen alle.

Der Instinkt erzeugt also Leidenschaften, welche die Menschen im Wirbelwind zusammenführen und wieder auseinanderwehen. Das ist die Amphibolie des Naturtriebs. Diese notdürftig zusammengehaltene, fluktuierende Gesellschaft ist aber noch der bessere Teil der Sozialbeziehungen unter Materialisten: tiefer unten im Inferno wird der Instinkt zur bewußten Bosheit; der Einzelne lebt vom Schaden des Nebenmenschen. Die drei absteigenden Stufen dieser widergeselligen Entwicklung sind Gewalt, Betrug und Verrat.

Verschiedenheit ihrer Anlagen und endlich 3. die zwiefache Bestimmtheit jedes Einzelmenschen durch die Erbsünde, mit welcher er beladen, die Gnade, zu welcher er berufen ist. In der *Monarchia* finden sich noch Ansätze, die Mehrheit der Menschen aus Vernunftgründen abzuleiten. In der entsprechenden Stelle der *Commedia* aber (*Par.* 8, 97—148) ist dies so geschildert, daß nur die Verschiedenheit der menschlichen Anlagen (unter der axiomatischen Voraussetzung der Menschenmehrheit) als vernunftnotwendig eingesehen werden soll.

An der Grenze zwischen Gewalttat und Betrug steht der Kapitalist. Denn nach mittelalterlicher Anschauung arbeitet das Geld nicht, und es ist widernatürlich, die Vermehrung des Geldes als Selbstzweck zu behandeln. Die Erstlinge der modernen Zinswirtschaft, DANTES toskanisch-lombardische Landsleute, hängen ihre Firmenschilder in seiner Hölle zur Schau.

Tiefer als die Geldleute sitzen die Betrüger. Sie erkennen das Band der menschlichen Gemeinschaft noch heuchlerisch an, indem sie es mißbrauchen. Die Verräter verneinen es völlig. Sie stoßen sich selbst aus der menschlichen Gesellschaft aus.

Hier endet Natur in Unnatur: das *compagnevole animale,* als das DANTE den Menschen nach ARISTOTELES bezeichnet, wird zur Bestie, wenn es sich gegen das Vertrauen selbst seiner engeren Genossenschaft vergeht. Den höchsten Grad der Verworfenheit erreicht aber, wer das Dasein von Kirche und Staat in der Person ihrer Lenker verrät. Ischarioth und die Cäsarenmörder verkörpern die endgiltige Verneinung der sozialen Werte, zugleich aber die völlige Auflösung der sittlichen Persönlichkeit. Der absolut böse und der absolut isolierte Mensch fallen zusammen.

Nun kann die Seele aber von jenem Naturtrieb, in welchem Gemeinschaftsbildendes und -zerstörendes sich streitet, den Weg auch aufwärts nehmen zur sittlichen Freiheit, indem sie die *cupiditas* in sich überwindet. Dann streift sie mit der Liebe zu materiellen Gütern zugleich die gemeinschaftszerstörenden Leidenschaften *superbia, invidia* und *ira* ab, wird friedlich und gesellig.

Mehr noch. Indem sie nach geistigen Gütern strebt, wächst sie mit den anderen Seelen zusammen. Das materielle Gut entzweit, wie wir sahen. Die geistigen Güter aber sind unerschöpflich und mehren sich nur, je mehr Menschen daran teilhaben. So entsteht unter den danach Strebenden ein Wetteifer der Liebe, das allgemeine Gut durch Mitteilung an den Nebenmenschen zu steigern.

Wir überschauen jetzt das Bildungsgesetz, nach welchem Gemeinschaft entsteht. In der Mitte liegt die natürliche gesellige Anlage: von hier geht es abwärts zur materialistischen Genuß- und Interessengesellschaft, die sich selbst sprengt durch Leiden-

schaft, Bosheit, Bestialität. Von hier geht es aber auch aufwärts zur geistigen Strebegemeinschaft in das Reich der Kultur, die *civitas Dei.*

Nicht unmittelbar in die Gemeinschaft der Heiligen! Diese ist reine Idee, Anschauung, *vita contemplativa.* Sondern in die Gemeinschaft der Strebenden, der noch Unvollendeten, noch mit Natur behafteten, aber von der Idee ergriffenen Seelen; diese *vita activa* oder *civilis* ist das organisch tätige Reich der Kultur.

Als Vorstufe oder als Außenseite der ganz im reinen Geist aufgelösten *communio sanctorum* entsteht also aus den idealistischen Inhalten der Welt eine wirkliche *civitas,* und zwar, im Gegensatz zu den antiken Staatsidealen, *Dei.* Auf diese Formel hat sich in der Tat, seit den Anfängen christlicher Spekulation über das Gemeindeleben, die Entwicklung des Sozialgedankens zubewegt. Indes, da sich dem Kirchenbegriff alsbald Metaphysisch-Sakramentales auf der einen Seite, Rechtliches auf der andern beimischte, konnte die *ecclesia invisibilis* als *humana civilitas,* als Reich der Gemeinschaftskultur, als tätige Organisation der Menschheit niemals für sich allein in klaren Umrissen hervortreten.

Dante hat dies Reich in den sieben Planetenhimmeln des Paradiso aufgebaut. Es erinnert in manchen Zügen unbewußt an den Platonischen Staat. Denn da, wie wir sahen, zwischen dem geistigen Streben der einen Seele und dem der andern notwendiger Einklang herrscht, so entsteht aus den verschiedenen ein natürlicher, wohlgegliederter Berufsstaat. Beruf ist nichts anderes als die Naturbesonderheit des Einzelnen, in den Dienst der geistigen Güter getaucht.

Fünf Kulturberufe zweigen sich in der Danteschen *civitas Dei* ab. Zuunterst, noch vom Schatten der Erde gestreift, schwebt der Stand derer, die noch mit dem Vorbehalt irdischen Lohns ihre Individualität dem Ganzen weihen: der ehrgeizige, wenn auch groß gesinnte Staatsmann, der mit irdischer Sorge beladene, wenn auch getreue Ministeriale. Höher, kulturfördernder, heiliger ist das Gelübde, das die vier oberen Gottesberufe, Lehrstand, Wehrstand, Herrscher(oder Richter)stand und Asketenstand dazu treibt, ihre Einzelinteressen über dem Gemeinwesen zu vergessen.

Da breitet sich nun die schimmernde Fülle der Kultur, der geistigen Heimat des Menschen aus, in ihren Höhen und Tiefen erfüllt von Bürgersinn, Familienzucht, Entsagung, Wissenschaft und gutem Regiment. Von den Lichthöfen des Himmels donnert der Fluch hernieder auf die Träger jener Berufe, die aus ihnen ein Geschäft und ein Interesse machen.

Jeder dieser Stände bildet unter sich eine Körperschaft und alle zusammen das Triumphheer christlicher Weltgeschichte. Im historischen Gesamtverlauf erscheint die Kultur der Welt als ein Zusammenhang von Offenbarungen des Geistes. Die Planetenhimmel Dantes ertönen in lauter vielstimmigen, doch auf einen Grundton abgestimmten Gemeinschaftssphären: das hohe Lied der tätigen, nach ihrer Läuterung strebenden, die Menschen zur Menschheit und Menschlichkeit einenden Einzelseele.

Wo aber ließen wir die Gemeinschaft der Heiligen, die ruhende Versammlung der Vollendeten? Sie ist und bleibt das Ziel. Aber dies Ziel ist jenseitig. Nicht in der Zelle, nicht in der Wüste kann es erzwungen werden. Solange der Mensch Fleisch und Blut ist, gehört er zur Gemeinschaft der Kultur. Auch der Asketenstand ist mit in der strebend verbundenen Arbeitsgemeinschaft der Danteschen Planetenhimmel.

Aber die Asketen sind freilich der erste, oberste Stand, die führende Stimmung der *humana civilitas*. Das heißt: Kultur ist nichts Ewiges, sondern nur ein Durchgangsort für die Einzelseele auf dem Weg zu ihrem Heil. Ist ihr Streben vollendet, schaut sie Gott von Angesicht zu Angesicht, dann hat die Organisation der Menschen ihren Wert für sie verloren: dann tritt die reine schauende Gemeinschaft der Heiligen an die Stelle der Kultur. Im Empyreum, dem zehnten, letzten Himmel, eröffnet sich für Dante dieser Ausblick in die jenseitige Welt, die Anschauung Gottes, die eigentliche, ewige *vita contemplativa*, die wahre *communio sanctorum*.

Weil also die Asketen die Kultur, die sie krönen und mit lebendigen Antrieben leiten, zugleich am stärksten als einen bloßen Übergang zur Ewigkeit empfinden; weil ihre zeitliche *vita civilis* der ewigen *vita contemplativa* am nächsten steht:

deshalb besitzen sie auch bei DANTE die Himmelsleiter zum Empyreum. Aber, ist ihr Stand auch der verdienstlichste, allgemeinverbindlich ist ihr Lebensideal doch nicht: im Empyreum, in der Gemeinde der Seligen, reiht sich der Laie hernach mit gleichem Recht neben den Mönch. Wenn auch die Gnade Gottes die verschiedenen Ämter verschieden hell bestrahlt: „ein jeder Ort im Himmel ist Paradies".

Hat die Seele den Heilsweg zurückgelegt, so ist sie aus der engbeschränkten Vereinzelung des Natur-Ichs, durch die Berufsbesonderung in der geistigen Gemeinschaft hindurch, zurückgekehrt in sich selber: aber ihr persönliches Ich hat sich inzwischen erfüllt durch die Menschheit und zuletzt durch Gott. Sie hat sich selbst ins Grenzenlose erweitert, indem sie Früchte für die Allgemeinheit trug. Aus endgültig freien Seelen erwächst kein sozialer Körper mehr, sondern nur eine ruhende Gemeinschaft der Heiligen; aber aus den nach Freiheit strebenden Seelen erblühte von selber und notwendig die Kultur.

Die tätige *civitas* der Strebenden und die ruhende *communio* der Vollendeten bilden zusammen die unsichtbare Kirche. Es triumphiert der Geist über die Materie, zuerst, indem er sie vergeistigt, zuletzt, indem er sie vergißt.

Unsere zweite Frage: wie entsteht Gemeinschaft und Kultur? ist beantwortet. Dieselbe entsteht aus der Einzelseele, die mit der Materie siegreich kämpft, nicht aus der geknechteten, auch nicht aus der vollendeten, sondern aus der, die nach dem eigenen Heile ringt.

III.

Aber wie gelangt die Einzelseele aus dem Zwielicht des Naturinstinkts in diese Klarheit der Selbstvergeistigung, worin sie die Kulturgemeinschaft aus sich erzeugt? Sie braucht Erziehung, sie braucht Gnade, die ihr den Weg zur Freiheit weist. Damit erhebt sich die dritte und letzte Frage. Das Individuum ist vor der Gemeinschaft, denn es bringt sie aus sich hervor; nun aber ist auch die Gemeinschaft vor dem Individuum; denn sie bildet es heran. Im Stand der Erbsünde geboren, wird der Mensch zum geistigen Wesen nur mit Hilfe der Güter, die ihm

die menschliche Gemeinschaft spendet oder vermittelt. Wie ist aber diese Übermittelung möglich?

Der Mensch besteht aus zwei Sphären: Gesinnung und Handlung, Innerem und Äußerem, *vita contemplativa* und *vita activa*. Man kann auf seine Gesinnung einwirken, um die Handlungen zu bessern, man kann aber auch die Handlungen regeln, um die Gesinnung zu beeinflussen.

Auf die Gesinnung ohne Vermittlung äußerer Handlungen zu wirken, ist nur Gott möglich und in gewissem Sinne dem von ihm gestifteten Gnadenwunder, dem Sakrament der sichtbaren Kirche.

In der sichtbaren Kirche ist nicht, wie in der unsichtbaren, die Gemeinde selbst ein wirkendes Prinzip, sondern nur die Kraft von oben, die die Gemeinde zu sich emporzieht. Die Gemeinde der sichtbaren Kirche besteht aus den Seelen, die erst empfangend, noch nicht tätig im Hause Gottes sind: sie bilden nicht die Kirche, sondern sie werden von ihr herangebildet, sind ihr Erziehungsgegenstand. Auf übernatürlichem Weg, nämlich durch unmittelbare Erleuchtung der Gesinnung, werden sie von ihr erzogen.

Soll dagegen Mensch auf Menschen einwirken, so bleibt nur der Weg, die Handlungen und vermittels ihrer die Gesinnung zu überwachen. Die Seele ist von Natur schwach und neigt zu kultur- und gemeinschaftswidriger *cupiditas*; wie ein Mägdlein, das in Torheit weint und lacht, kommt das junge Seelchen aus des Schöpfers Hand, nichts weiter von sich wissend, als daß es sein Ergötzen suche:

„Geschmack an mindrem Gut zuerst erwacht;
Da täuscht es sich und wird nach solchem jagen,
Bis Führer oder Zaum es stutzen macht."

Die sichtbare Kirche genügt mit ihren stillen, innerlichen Gaben nicht, die Törin klugzumachen:

„Drum muß sie Zügel des Gesetzes tragen;
Ein Fürst muß sein, der wenigstens erkennt,
Wo in der wahren Stadt die Türme ragen."

Der Staat ist die Gemeinschaft, gegründet, um die unreifen Seelen zur Kultur zu bilden, soweit Mensch durch Menschen er-

zogen werden kann und muß. Das ist der einzige, aber in seinen Wirkungen vielseitige Rechtsgrund der Obrigkeit.

Kirche und Staat stehen also nebeneinander mit demselben Ziel, die Einzelseele zu ihrer Würde zu erheben, aber mit gänzlich verschiedenen Mitteln und mehr noch, mit getrennten Sphären der Arbeit.

Die Sakramentsanstalt wirkt durch übernatürliche Gnadeneinflößung auf die Gesinnung. Sie schändet ihr Amt, wenn sie Gewalt und Politik anwendet statt der reinen *caritas*.

Die staatliche Obrigkeit wirkt durch Rechtszwang und Gesetz auf die Handlungen. Die Hoffnung dabei ist, daß Legalität zur Moralität führe, daß aus der sittlichen Heteronomie Autonomie erwachse, daß Rechthandeln Rechtgesinntsein nach sich ziehe. Der Staat erreicht dies Ziel zwar nicht bei allen Schutzbefohlenen. Aber indem er auch das verlorene Volk äußerlich in Ordnung hält, wacht er wenigstens über den Rechtsfrieden der Welt, der die rein äußerliche Vorbedingung ist, damit die Guten ihr eigenes Leben rein betätigen können. Seine Kulturaufgabe ist zweiseitig: er hindert böse Triebe mechanisch an ihrer unsozialen Wirkung, und er verhilft guten Trieben organisch zu ihrer Entfaltung.

Der Staat ist insofern niedriger als die Kirche, als er nur mittelbar, auf dem Umweg über die Handlungen, erzieht, und es ihm ohne die Erleuchtung durch die sichtbare Kirche unmöglich wäre, Bürger der *civitas Dei* heranzubilden. Aber er ist durchaus unabhängig in seinem Pflichtbereich; die Kirche soll ihm nicht übergreifen. Er ist rechtlich niemandem verantwortlich als Gott, der ihn nicht minder selbständig geschaffen hat als die Kirche. Seine Aufgabe ist auch unvergleichlich höher als die des antiken Machtstaates oder des bloßen Ordnungsstaates der Manchesterschule. Er ist das Abbild der väterlichen Erziehungsgewalt Gottes auf Erden: „seine Quelle ist das Mitleid“; er geleitet durch Strafe zur Schwelle der Seligkeit, dem „Irdischen Paradies“, durch Zwang zur Freiheit.

Hier liegt der tragische Punkt der mittelalterlichen Staatslehre: der Widerspruch von Zwang und Freiheit, Drill und Sittlichkeit, Ketzerrichterei und Gewissensnot. Dante schweigt über

diesen Punkt, an dem sich der Gedanke des mittelalterlichen Kulturstaates verblutet hat.

Er schweigt nicht aus Feigheit, sondern weil auch ihm, dem tiefsinnigsten Menschen des Zeitalters, der offenbarte Kirchenglaube so vernunfteinleuchtend ist, daß ihm Ketzer nur für Unerzogene oder gar Böswillige gelten. Das unselige Los der vor geoffenbarter Wahrheit geborenen unschuldigen Heiden hat ihn tief bedrückt: Zwang gegen Ketzer empört ihn nicht.

Von den Verwaltungsmaßregeln, mit denen der mittelalterliche Staat seine Schutzbefohlenen zu ihrem Heil betreut, wie Wuchergesetzen, Preistaxen, Luxusverboten, redet Dante gleichfalls nicht. Aber auch sein Schweigen ist beredt. Nirgends fordert er volkswirtschaftliche Reformen, stets nur Erneuerung der Gesinnung, aus welcher die bessere Ordnung der Dinge von selbst fließen muß. Was würde eine andere Güterverteilung nützen, solange die Wurzel der Unzufriedenheit und Uneinigkeit, die *cupiditas*, nicht ausgereutet ist? Wir sahen schon: die bürgerliche Gesellschaft als organisierter Kampf aller mit allen um die bestmögliche Befriedigung der Bedürfnisse gehört ins Inferno. Dort, nicht im Reich der Kultur, lebt das wirtschaftliche Subjekt, das nichts ist als dies und vorwiegend sich mit Weltgütern beschäftigt. Es erhellt, daß die Aufgabe des Staates nicht sein kann, eine abstrakte Gleichheit des Genusses und Besitzes anzubahnen. Er soll vielmehr seine Angehörigen dazu erziehen, daß ihnen der materielle Genuß zum Adiaphoron werde im Vergleich zu den Gütern des Geistes.

Indes — der Staat hat auch nicht die Aufgabe, die Welt zum Kloster umzuwandeln. Die Gesinnung der Bereicherungskunst soll er mit Schärfe unterdrücken, freie Verwendung des Privateigentums zu allen sittlichen Zwecken aber schützen. Freiwillige Armut kann verdienstlich sein als Zeichen geistigen Strebens, ist aber keine allgemeingültige Pflicht; Besitz und Eigentum soll nicht weggeworfen, sondern zu Gottes Zwecken verwaltet werden. Der getreue Haushalter gehört ins Reich der Kultur so gut wie der Bettelmönch.

Rechtspflicht der Obrigkeit ist, „ein angemessenes dingliches und persönliches Verhältnis“ zwischen Mensch und Mensch auf-

rechtzuerhalten. Das ist nun im Sinn der mittelalterlichen Rechtslehre naturrechtlich, nicht technisch-juristisch, nämlich so zu verstehen: daß eine persönliche Gleichheit aller hinsichtlich der Gesinnung, aber keine dingliche Gleichheit aller hinsichtlich der subjektiven Rechte erstrebt werde. Nach der einen Seite wird also der Staat tätig, ja gewalttätig in das freie Leben der Gesellschaft eingreifen, nach der andern wird er sie sich wesentlich selbst überlassen. Er wird z. B. im wirtschaftlichen Subjekt den reinen Bereicherungswillen unterdrücken und den getreuen Haushalter fördern. Aber er wird im übrigen Reichtum Reichtum und Armut Armut sein lassen, ohne rechtliche Gleichheit, Kommunismus, allgemeine Freiheit u. dgl. anzustreben. —

In Dantes Staatsbegriff liegt die Universalität. Alle Menschen unterstehen seiner Zwangsgewalt, auch der oberste Kirchenleiter, insofern er handelnder Mensch ist. Umgekehrt erweist der Staatsleiter der Kirche die Ehrerbietung des Sohns. Als *curator orbis*, Zwingherr zum Guten, soll der Kaiser auch den Papst zum rechten Handeln zwingen, wie umgekehrt der Papst des Kaisers Gesinnung erleuchte.

Ich habe eben in Dantes Sinne statt Staat und Kirche Kaiser und Papst gesagt. Denn es bezeichnet die mittelalterliche, genauer die ducentistische Grenze von Dantes Anschauung, daß er sich die zwei Gewalten nur verkörpert denken kann in unfehlbaren monarchischen Herrschern. Er ist von allen mittelalterlichen Denkern derjenige, der die geistlich-weltliche Dyarchie am schärfsten durchgedacht hat.

Daß die Kirche Weltkirche ist, da Gott einerlei Gnade für alle Menschen gestiftet hat, leidet überall keinen Zweifel. Ebenso hat man, trotz Aristoteles, zu Dantes Zeit in apriorischer Weise an das monarchische Regierungsprinzip geglaubt. Auch daß die oberste Autorität, um diesen Namen zu verdienen, unfehlbar sein müsse, ist die notwendige Folgerung des allgemein mittelalterlichen Herrschaftsprinzips. Nicht im Einzelgewissen und auch nicht in Gesetzen, sondern in einer lebenden Herrscherpersönlichkeit, oder vielmehr in zweien, die zugleich und nebeneinander walten, sah Dante die letzte Entscheidungsinstanz für die Seele

— vorausgesetzt, daß die Herrscher ihr Amt im Geist und in der Wahrheit versehen.

Weltkirche, monarchisches Prinzip und Unfehlbarkeitsgrundsatz waren also Axiome: nur für den Weltstaat vermißte Dante in der älteren Literatur den zwingenden Beweis. Er hat ihn darum selbst geliefert. Er fordert nicht Auflösung der bestehenden Staaten, sondern eine oberste weltrichterliche Macht, welche nach Maßgabe des Naturrechts die einzelnen Teilregierungen überwache und unterweise.

So gipfelt seine Kulturpolitik in Kirchenreform und in Staatsreform. Die Kirche soll sich durch Verzicht auf das päpstliche Weltrichteramt, das sie dem Kaiser anheimgibt, zur reinen Gnadenkirche zurückbilden. Das Wirrsal der Staatenwelt soll durch Achtung des Kaisertums sich zum friedlichen Kosmos klären. Da diese Reform die Oberleitung der Christenheit auf den Kaiser übertragen und der Kirche nur die Verwaltung des Wunders, die innere Beseligung der Menschheit überantwortet hätte, kam sie einer Pfändung von Kurienrechten gleich, wie sie die franziskanischen Spiritualen nicht energischer wünschen konnten. Bis vor kurzem hat darum das politische Papsttum Dantes ‚Monarchia' auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt. Vergeblich empfahl es aber den größten Dichter der Kirche dem Mißtrauen der Gläubigen. Wie die Hexe Johanna d'Arc, nachdem sie zur Nationalheiligen geworden, im Begriff ist, zur Kirchenheiligen aufzusteigen, so wird sehr wahrscheinlich der Vater Italiens und Prophet der Scholastik einmal zum Lehrer der Kirche erklärt werden[1]). An seiner tatsächlichen Rechtgläubigkeit nach den Maßstäben der Kirche zweifelt heute kein katholischer Theologe mehr. —

Staat und sichtbare Kirche streben beide ihrer Auflösung zu. Soweit die Seelen eingegangen sind in die unsichtbare Kirche,

---

1) Die negative Voraussetzung schuf Leo XIII. durch Freigebung der *Monarchia*, nachdem das Buch von ca. 1327 bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Mißbilligung der kirchlichen Obrigkeit getragen hatte. Schließlich aber schadete die Mißbilligung mehr dem Index als der *Monarchia*, und die Theorien, um derenwillen dieselbe „verfänglich" schien, gehören nicht zu denen, die heute im Vordergrund kurialer Sorgen stehen.

entwachsen sie der Zucht der beiden Obrigkeiten: denn Staat und Sakramentskirche sind nötig nur als „Heilmittel wider die Krankheit der Sünde". Im Drama der Weltgeschichte von Adam bis zum Jüngsten Tag sind sie die beiden Schutzengel der Menschheit: sie verschwinden, nachdem ihr Schützling gerettet ist. —

So ist Kultur, so sind Staat und Kirche aufgewachsen auf dem Heilsweg der Einzelseele: deren Heil bleibt der Endzweck, aber Gemeinschaft ist für jede Einzelseele und für alle zusammen ein notwendiger Durchgang. Die unsichtbare Kirche oder die Kultur ist die wahre geistige Allgemeinheit. Sie entsendet aus ihrem Schoß, in den Kampf mit der Materie hinab, die Kulturmächte Staat und sichtbare Kirche; diese „gabeln sich" nach den verschiedenen Mitteln, die sie zum gleichen Zweck anwenden müssen, da der Mensch ein sinnlich-geistiges Doppelwesen ist. Die Doppelheit bedeutet aber zugleich Getrenntheit der Funktionen: alle Verderbnis des gemeinen Wesens führt DANTE letztlich zurück auf die Vermischung beider Regimente, wodurch die Kirche sich selber in ihrem Gnadenberuf und den Staat in seinem Rechtsberuf lähmt. Bleiben sie getrennt, so bleiben sie zugleich verbunden: in verbundener Getrenntheit, wie die Glieder eines Organismus. Denn ein *corpus mysticum* ist die Menschheit in dem tiefen Sinn, daß auch die höchsten Mächte der Erde, *Sacerdotium* und *Imperium*, nur ihre Organe, die „Diener aller", sind. —

Ich bin am Ende. Die Synthese des christlich-individuellen Heilsgedankens mit der organischen Gesellschaftslehre galt es aufzuzeigen. Die sozialtheoretische Literatur des Mittelalters hat einen außerordentlichen Reichtum charaktervoller Schriftsteller: aber reiner und klassischer dürften die Grundlinien des Verhältnisses von Individuum und Welt nirgends gezogen sein als in der *Divina Commedia*, die gerade dieses Thema mit unerschütterlichem Ernst erschöpft.

Der absolute Egoist wie der absolut Selige haben keine Gemeinschaft mehr, der eine ist reine Materie, der andere reines Gotteslicht geworden. Aber diese beiden sind unmenschlich-

übermenschlich. In allen menschlichen Zuständen ist der Einzelne ein Stück Gemeinschaft in allen Abschattungen, die zwischen brutalem Sinnenleben und vergeistigter Askese liegen.

Das Ziel der Weltgeschichte ist die individuelle Seligkeit. Nein! die Auswirkung der überindividuellen Weltvernunft. Diese beiden Lehren sahen wir zu Anfang einander unversöhnlich gegenübertreten und einen Kampf um die Gestaltung des Gemeinwesens eröffnen, der nicht allein in den Schranken der Theorie blieb. Wir bezeichneten den christlichen Kulturbegriff als den Versuch, die Willkür des Individuums und die Leviathansnatur des Gemeinwesens gleicherweise zu vermeiden, und zwar nicht durch einen bloß praktischen Ausgleich, sondern durch gedankliche Überwindung. Die Freiheit des Subjekts sollte mit der objektiven Vernunft sich verbinden. Das Individuum verschwinde, indem es sich selbst vollendet, im Gemeinwesen; das Gemeinwesen gehe, indem es sich selbst behauptet, im Individuum auf: die kulturverneinende Weltflucht der Seele und die freiheitvernichtende Gewalt der Welt sollen ihre furchtbare Spannung in der Einheit einer höheren Wechselseitigkeit lösen.

Von den verschiedenen Sozialtheorien enthält darum die Dantesche je ein Wahrheitsmoment dialektisch eingebaut.

Man kann sie individualistisch nennen, denn Gemeinschaft ist nur Mittel für das Seligkeitsendziel der Seele, oder kollektivistisch, denn das Ziel verwirklicht sich doch nur durch das völlige Aufgehen des Einzelnen und aller Einzelnen im Allgemeinen. Das sind Teilwahrheiten.

Tiefer geht es, wenn man das asketische Moment hervorhebt: die Gemeinschaft als etwas, was der Vollendete mit allem andern Weltinhalt zu überwinden hat; oder umgekehrt die sozialeudämonistische Wirkung: die „rechte Polizei" der zwei Kulturmächte als Beglückungsmittel der Einzelseelen [1]).

---

1) Oder: die weltbejahende Form des Individualismus ist darin anerkannt, daß der Einzelne seine besondere Naturanlage voll entfalten soll; die weltverneinende in dem transszendenten Ziel; der Gemeinschaftsabsolutismus in dem Verlangen, daß sich der Einzelne ihr aus bloßem Pflichtgefühl hingebe; der Sozialeudämonismus in der jeden Einzelnen beseligenden Wirkung solchen Dienens.

Das Ganze aber trifft man nur, wenn man in der christlichen Kulturlehre die weltbewegende Paradoxie erkennt: sie bildet aus freien Seelen, die sich selbst Zweck sind, einen Organismus, die Menschheit. Sie begreift die Einzelseele als Organ der Weltgeschichte. So gibt sie dem Begriff des Organischen im Sozialdenken einen ganz neuen Sinn und entdeckt die beiden sozialphilosophischen Grundbegriffe, in denen sich Freiheit und Gemeinschaft verbinden: die Menschheit und die Weltgeschichte. Wie diese Begriffe die Weltanschauung und durch sie das Reich der wirklichen Dinge befruchten, darüber wird anderwärts zu reden sein.

Dies System geschichtsphilosophischer Gedanken aber verknüpft Dante und die Wissenschaft seiner Zeit nach rückwärts aufs Entschiedenste mit Augustin, nach vorwärts mit der nachkantischen Philosophie, die ihrerseits nur wieder ein Aufleuchten von Gedanken war, welche die Menschheit nie müde werden wird, in immer neuen Formen zu suchen.

The Assessment of Wages in England by the Justices of the Peace[1]).

By

R. H. Tawney.

I. Introductory.

The Authoritative Assessment of Wages in England is a subject which extends from the first Statute of Labourers passed in 1349 to the repeal of the wage clauses of the Statute of Artificers in 1813. In the present essay I shall deal with a strictly limited portion of this wide field. I shall consider only the assessment of wages as it was carried out under the Statute of Artificers of 1563, which superseded the earlier legislation and reorganised on a wider basis and in a more elastic shape the system which it had introduced, and I shall confine myself mainly to the operation of that Statute in the century and a half after it was passed. I shall therefore leave on one side both the regulation of wages by the State in the 14th, 15th and early 16th centuries and the rules with regard to the remuneration of labour made independently of Statute Law by Gilds and Municipal Authorities, except in so far as it may be necessary to consider these in order to interpret the Elizabethan legislation. Nor shall I deal with the attempts to revive that legislation as a means of protecting the wage-earner against exploitation which were made both by philanthropists and by bodies of organised workers at the end of the 18th and at the beginning of the 19th cen-

1) I desire to acknowledge the assistance of Mr. J. G. Newlove of Ruskin College and of Miss Drucker, who have kindly helped me to collect materials for this article.

turies. The latter topic is an extremely interesting one, but it involves considerations peculiar to the rise of modern industrial conditions and quite foreign to the circumstances in which the assessment of wages was administered as a working system. A discussion of the earlier Statutes of Labourers prior to 1563 would take us into fields which, except for Miss PUTNAM's admirable work, have been scarcely explored, and the political conditions of which are so remote from those of the Tudor age as to require a separate dissertation.

The industrial code of Elizabeth is a topic which has received considerable attention from English economic historians, and with regard to which there has been in the last few years both an increase of material and a change of standpoint. On the one hand a good deal of new evidence has come to light. When THOROLD ROGERS called attention to the subject in his history of Agriculture & Prices, he could print only 12 assessments of wages made by the Justices. This number of assessments has been increased by subsequent historians, notably Dr. CUNNINGHAM [1]), Miss MCARTHUR [2]) and Professor HEWINS [3]). But even the latter, whose list of assessments was more complete than that of any other writer, tells us that he knows only of 47. Since these authors made their contributions the anticipation that other assessments were only waiting to be discovered has been substantiated both by the explorations of private investigators among Quarter Sessions records and by the work of the Historical Manuscripts Commission and of the Victoria County History. As will be seen from the tables given below, I calculate that the number of distinct and complete assessments at present available for analysis is 73, and that when their reissues and references to other assessments are included the total number known with certainty to have been made is not less than 112. Moreover the assessments are only part of the new material which calls for treatment. Mere tables of wages by themselves

1) CUNNINGHAM, Growth of English Industry and Commerce. Modern Times, Part. I, pp. 37—44, and Part. II, appendix A.

2) MCARTHUR, E. H. R., vol. XIII and vol. XV.

3) HEWINS, Economic Journal, vol. VIII.

tell us little except that the Justices were administering the law. They require to be related to the general social conditions of the age, and to be viewed as a piece of regulation as characteristic of the economic environment of the 16th and 17th centuries as, in a widely different sphere, factory legislation is of modern industry. The view which we take of them must clearly depend upon our view of the part which the wage-worker played in the economy of the period when the Statute of Artificers was passed; and the work of recent investigators of industrial and agrarian conditions has done something to supply us with the background which is essential to the interpretation of economic legislation, and which, in the days of THOROLD ROGERS, was almost entirely lacking.

On the other hand not only have materials been increased, but standpoints and canons of criticism have been considerably modified since attention first began to be paid to the subject. The change of opinion among historians as to the objects and merits of the economic legislation of the old régime is a curious illustration of the influence of contemporary problems upon historical judgments. The naive and selfconfident Philistinism of the Committees of the House of Commons which pronounced judgment in the early 19th century both upon the authoritative regulation of wages and the statutory system of apprenticeship ("The age of Elizabeth" reported one of them, "was indeed glorious, but it was one in which the true principles of commerce were not rightly understood") may perhaps be regarded as so obviously the outcome of immediate and pressing material considerations as to fall below the horizon of serious history. It is, however, instructive to compare the views of THOROLD ROGERS with those of subsequent writers. The greater part of ROGERS' work was done during a period when, though the Combination Laws had long been repealed, the legal status of trade unions was still precarious, and when the distrust of the interference of the State with questions of work and wages which (in spite of occasional agitations for factory legislation) characterized their leaders down to about 1889, was still extremely strong. That distrust ROGERS, himself a mid-nineteenth century radical, shared

to the full, and it is no injustice to his services as a pioneer among English economic historians to say that it coloured his estimate of Elizabethan legislation. He condemned the apprenticeship clauses in the Statute of Artificers for the reasons long ago advanced by ADAM SMITH, that they were a bar to the mobility of labour from one occupation to another, and created a monopoly of skilled workers at the expense of an unprivileged residuum. He condemned with far greater vehemence the wage clauses in the same Act, dismissed the allusion in its opening words to the need of making wages keep pace with advancing prices as "the hypocrisy which the Preamble of an Act of Parliament habitually contains" and described the whole system as "a conspiracy concocted by the law and carried out by parties interested in its success . . . to cheat the English workman of his wages" [1]) Clearly there lies behind these full-blooded denunciations the assumption that the intervention of the State in matters of wages was an object of detestation to the workers concerned, that it invariably operated to prevent wages from being as high as they would have been under a régime of free competition, and that, in short, the prescribing of rates of payment in the 16th century was open to the same objections as would fairly be adduced against a similar policy in the 19th century.

ROGERS' criticism of the Statute of Artificers, though it has passed into the text books and has been repeated in some works of a more serious order [2]), has been considerably modified both by subsequent research, and by the different point of view from which more recent writers have approached the subject. The latest study [3]) of apprenticeship in England by no means endorses the verdict of the early 19th century as to the inutility or harmfulness of a compulsory system. The exploration of town records shows the assessment of wages to have been a policy to which the word "conspiracy" is peculiarly inappropriate, since it was carried ont independently of any national enactment by a large

1) ROGERS, Six Centuries of Work and Wages, pp. 398—399.

2) G. STEFFEN, Studien zur Geschichte der englischen Lohnarbeiter, Band I, p. 389.

3) DUNLOP and DENMAN, English Apprenticeship and Child Labour.

number of town authorities. A comparison of the Act of 1563 with the legislation of earlier periods, which ROGERS did not bring into relation with it, shows that his view that it was the grand beginning of the English workman's troubles, is quite unjustified, and that there is some evidence to suggest that on occasion it was used not to lower but to raise wages. Moreover a fuller appreciation of the objects and conceptions of the statesmen of the Sixteenth and early Seventeenth Centuries has modified the standpoint from which their economic policy is regarded. The age of "Tudor despotism" is no longer contrasted with that of constitutional government as darkness with light. Its tendencies are seen to have been in some respects popular, and its attention to the administrative supervision of economic conditions is congenial to modern historians, who are constantly confronted in their own age with the task of securing what Tudor Statesmen called "good order" in industrial matters. In particular it is realized that the assessment of wages cannot be treated, in the manner of ROGERS, as though it were something unique, instead of being, what it really was, one part of the absolute monarchy's general system of economic regulation. It requires to be related to the Poor Laws, to the attempts made to check enclosures and to prevent evictions, to the fixing of prices and the limitation of the rate of interest, the three last of which measures might, if ROGERS' canons of criticism were adopted, be described as a conspiracy to cheat the English landlord, employer, and money-lender of their profits. Miss LEONARD's [1]) description of the personal Government of Charles I from 1629—1640 (a period in which several attempts were made by the Central Government to enforce the assessment of wages), as "remarkable for more continuous efforts to enforce socialistic measures than have been made by the Central Government of any other Great European Country", is an exaggeration which errs almost as much in one direction as THOROLD ROGERS did in an-other. The policy of "Thorough" was at best, as its two advocates are constantly reminding us, a sadly slipshod affair. But she does well to

1) LEONARD, The Early History of English Poor Relief, p. 164.

emphasize the fact that the assessment of wages was part of a general system of Government intervention in economic matters, which was on the whole endorsed by the public opinion of the age, and that it must be judged in relation to that system, not as an isolated freak of arbitrary despotism.

II. The Act of 1563 and its Antecedents.

The Statute[1]) of Artificers was passed in January 1563. After reciting in the preamble that the existing statutes affecting Apprentices, servants, and Labourers are both mutually contradictory and unsatisfactory on the ground that the rise in money prices has made the rates of wages paid to them out of date, so that "the said laws cannot conveniently, without the greatest grief and burden of the poor labourer and hired man, be put in due execution", it proceeds to repeal such legislation as concerns "the hiring, keeping, departing, working, wages or order of servants, workmen, artificers, apprentices, and labourers", and to lay down a large number of provisions which may be grouped under five heads. First there are a series of clauses designed to secure stable and regular employment. A list of 30 occupations is set out in which contracts of services are to stand for not less than one year at a time, and in which a quarter's notice is to be given before either party can terminate the contract. All persons who are unmarried or under the age of thirty years, who have been engaged 3 years in either of the above occupations, and who neither have a certain minimum of real or personal property, nor are employed by any gentleman or nobleman, nor are working on a farm of their own, may be compelled by the Justices to work for any employer in any of these industries who desires their services. Second, an attempt is made to secure a sufficient supply of labour for agriculture. All persons between the ages of 12 and 60 who are not otherwise employed, and who have not a certain minimum of real or personal property laid down in the Act, may be compelled to serve as labourers in husbandry

1) 5 Eliz. c 4.

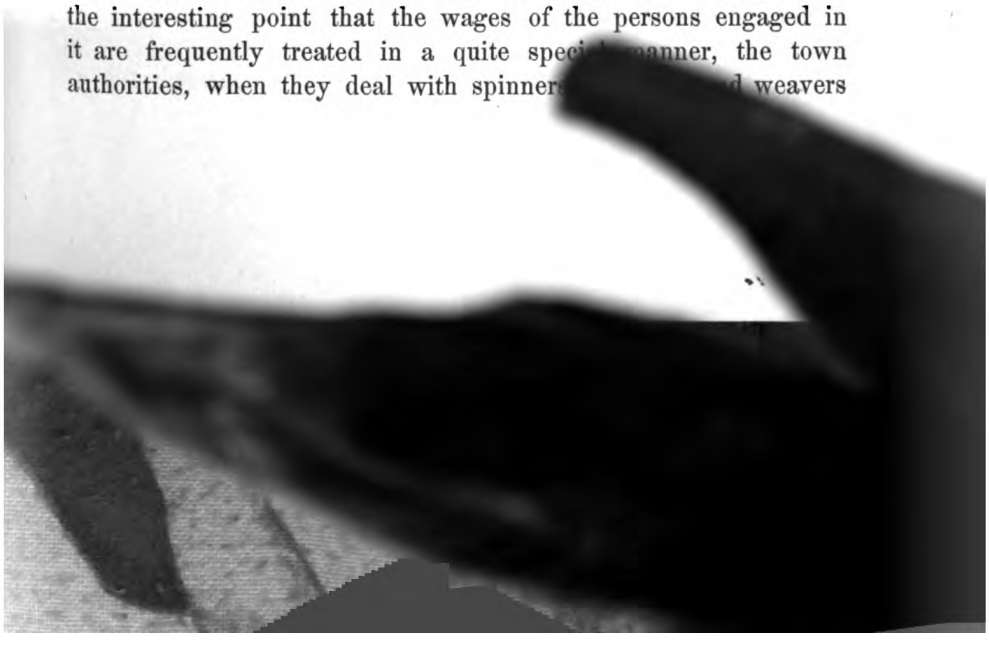
in times of hay or corn harvest. Justices and Constables may require "all such artificers and persons as be meet to labour" to serve by the day for the mowing or inning of corn, grain and hay; and youths between the age of ten and eighteen may be bound as apprentices to husbandry. Thirdly, there are certain provisions as to apprenticeship, the object of which is partly to secure that youths are adequately trained, partly to prevent the overstocking of industries with juvenile workers, partly to secure an adequate supply of labour for employers, partly to preserve social distinctions by preventing free movement from one grade into another. After the first of May following the passage of the Act, no one may practice "any art, mistery or manual occupation" without first serving a seven years apprenticeship. In certain industries there must be at least one journeyman to the first three apprentices employed and an extra journeyman for every apprentice beyond that number. In cities, towns corporate, and market towns, merchants engaged in the export trade, mercers, drapers, goldsmiths, ironmongers, embroiderers or clothiers may take as apprentices only either their own children or else the children of parents with a certain minimum property qualification. Fourth, provision is made for the assessment of wages. Justices of the Peace in counties, and Mayors, Bailiffs, or other head officers in cities, are, at their first general sessions after Easter in every year, after taking the advice of "discrete and grave persons", and "conferring together respecting the plenty or scarcity of the time or other circumstances necessary to be considered" to "rate and appoint the wages as well of such of the said artificers . . . or any other labourers, servants or workmen whose wages in time past hath been by any law rated and appointed, as also the wages of all other labourers, artificers . . . which have not been rated". They are to make a return of their assessments into Chancery; whereupon the Lord Chancellor or Lord Keeper, after submitting them to the Privy Council, may cause them to be printed and despatched to the respective counties concerned before the following September 1st, in the form of a proclamation. Masters giving more than the rates fixed are liable to a fine of £ 5 and 10 days imprisonment,

servants taking more to twenty-one days imprisonment, The hours of labour are to be as follows: In summer not less than from 5 a. m. to between 7 & 8 p. m. with 2½ hours interval for meals; in winter from dawn to night with the same break. Finally an attempt is made to facilitate the working of the whole system of regulation by restricting the mobility of labour. No one who is employed in agriculture or in any other of the occupations mentioned in the Statute may leave the City, town, parish, hundred or county where he was last employed, unless he obtains a "testimonial with the seal of the said City or of the Constable or other head Officer and of two other honest householders of the City, Town, or parish where he last served, declaring his lawful departure . . ., which testimonial shall be delivered unto the said servant and also registered by the parson of the parish". Anyone having a servant who has not got such a testimonial is to be fined £ 5, and the servant who migrates without one is to be imprisoned and whipped.

In the following pages we shall be concerned only with the wage clauses of this famous Act. But they cannot be treated in isolation from the general system of which they were a part. To understand their significance it is necessary to give a short account of the type of intervention which preceded the Statute of Artificers, and which to some extent it replaced. It was closely related on the one hand to the economic activity of town authorities, and on the other hand to the attempts which had been made to regulate wages by Statute. A characteristic common to all Tudor legislation upon economic matters, and accounting for the readiness with which its very drastic provisions were accepted by the classes concerned, was that so far from being an original departure, it almost invariably proceeded by erecting into a national system regulations which had long been the common property of minor authorities. Thus the Statutes against depopulation, which forbad the conversion of arable land to pasture and limited the number of sheep which a man might keep, did little more than aim at constructing a universal customary out of the local customs of thousands of manors all over England. The famous Elizabethan Poor Law was based on the experiments made for

nearly a century by the most enterprising, or the most unfortunate, localities. The Statute of 1563 was no exception to the rule. In drawing up its great industrial code, the State only applied on a national scale what had long been the practice of a large number of Towns.

That this was so in the matter of apprenticeship, of the restrictions imposed on the mobility of labour, of the compulsion to work which was to be brought to bear upon the unemployed requires no proof. The municipal records of the fifteenth and sixteenth centuries are full of regulations limiting the entry into occupations, providing for the expulsion of "foreign" immigrants, requiring the workless man to stand every morning with his tools in the market-place and hire himself to the first person demanding his services. And the clauses in the Act relating to the assessment of wages were to almost an equal extent grounded in the industrial practice of the towns. True, rules on the latter subject are not so common in municipal records as are rules on the former. Outside the larger towns the number of permanent wage workers was small; the typical "workman" even in the 16th century was still a master craftsman; and the public was sufficiently protected against exploitation by the regulations fixing the price of goods. Nevertheless, as far as the more important boroughs are concerned, there is ample evidence to show that from very early times it was the practice for corporations to fix, quite independently of any national legislation on the subject, the wages of journeymen, and to punish those by whom their ruling was broken. The records of London, Leicester, Norwich, Beverley, Coventry, Gloucester, Chester, Bury St. Edmunds, Southampton, Reading, and Nottingham all offer examples of the practice. The crafts which are most commonly the object of regulation are those connected with building (carpenters, tilers, sawyers, masons, etc.) but the wages of porters, bowyers, bakers, and several different classes of workers in the woollen industry are often fixed as well. The mention of the latter industry raises the interesting point that the wages of the persons engaged in it are frequently treated in a quite spec[illegible]anner, the town authorities, when they deal with spinner[illegible]d weavers



being frequently concerned with establishing not a maximum but a minimum wage. I shall return to this matter later in speaking of the assessment of the wages of woollen workers under the Act of 1563. I mention it now in order to enter a *caveat* against the conclusion that Gilds and Town Authorities, as a rule, fixed a minimum, while the State fixed a maximum, wage, which one writer[1]) has drawn from the instances of minimum wage regulations which undoubtedly are to be found in municipal records. The distinction which should be based upon them is not a distinction between the action of the State and the action of local bodies, but between the policy of both types of authority towards workers in the woollen industry and their policy to all other classes of wage earners; for the State itself treated wages in the woollen industry in a special way. Apart from this particular industry there is no doubt that towns, like the national government, were concerned with establishing maximum rates of payment and minimum hours of labour. In a few — a very few — cases, gilds direct that workers are not to accept less than a certain price. But in almost every instance which I have examined Gilds and Town authorities act together to fix the terms of the contract between employer and employed, and it is hardly to be doubted that the masters who governed the gilds were frequently the rulers of the town. When journeymen's associations are mentioned they are either denounced, and threatened with proceedings under 3 & 4 Ed VI c. 3, or are bound over not to inconvenience masters by raising wages. Two documents will illustrate with sufficient clearness the type of municipal regulations of which I am speaking. The first comes from Coventry[2]) in 1553:

"(Enacted) That no master carpenter or sawyer shall take for his wages from Candelmas to Allhallentyd above VIIId a day, and for a journeyman or a sufficient servant above 6d a day, and also that no master Tyler or rough mason during the said time shall take above 7d a day, and for their sufficient servant

1) HUTCHINS, Economic Journal, vol. X.

2) HARRIS, Coventry Leet. Book, vol. III (under the year 1553).

not above 5 d a day, and no dauber during the said time shall take above VI d a day, nor his servant above v d; nor no common labourer during the said term above v d a day."

The second comes from Chester[1]) in 1576. It will be noticed in the first place, that though at this time the Statute of Artificers has been passed for 23 years a town goes on regulating wages quite independently of it; and in the second place, that though the woollen industry is the object of regulation, the wage fixed is a maximum, not a minimum.

"It was then and there ordered by the said Mayor, Alderman Sheriffs and Common Council that the rate, price, and weight, of spinning, carding and weaving, walking, fulling and dyeing of wool hereafter following shall be from henceforth observed and kept, and that no manner of persons or person within the city shall take or receive for spinning and handcarding of one weight of wool above 6 d, nor for stock carding of every stone of wool above 6 d, nor for weaving any piece of woollen cloth containing XXII yards in length above 12 d, nor for walking any such piece of cloth above 8 d, nor the shearman for dressing any such piece of cloth above 10 d, nor for the dyeing of any stone of wool above 16 d."

Rules of this kind, entering sometimes into greater, sometimes into less, detail, are typical. The establishment of a maximum wage was in fact a settled part of municipal policy from the 13th to at least the 17th century. Since the earliest example comes from the year 1264[2]), nearly a century before the first Statute of Labourers, and the latest which I have noticed from 1634, a period when the personal government of Charles I was making exceptional efforts to get the Statute of Artificers successfully administered, municipal action must be regarded as having anticipated that of the State, and having run parallel to, and continued independently of, the intervention of the Justices. To the small oligarchies of master craftsmen and traders who governed most 16th century towns the wage clauses of the Statute

1) MORRIS, Records of Chester, p. 409.

2) BATESON, Records of Leicester, III, 105; see also III, 186.

of Artificers must have come as an extremely welcome enforcement of their traditional policy.

If the assessment of wages was in accordance with the ideas of the town bourgeoisie it was equally in line with those of all the rural classes, great and small, who were interested in the employment of labour. Of the labour problem in the rural districts I shall have something to say later, when I come to speak of the economic aspects of the assessment of wages. The establishment of a maximum wage by the State had been in origin an attempt to help those classes out of the difficulty created by the Great Plague of 1348—49. The Act which set the precedent, however, for subsequent legislation was not the first Statute of Labourers, but an Act of 1389 [1]), which placed the assessment of wages in the hands of the Justices of the Peace subject to a Statutory maximum imposed by Parliament. It was this Act, reenacted in 1445 [2]), 1496 [3]), and 1514 [4]), which Elizabethan statesmen found ready to hand as the embodiment of traditional wisdom on the subject of state interference with wages; which they examined, partially preserved, and partially improved upon.

They improved upon both it and the experiments of the towns in two ways. In the first place, though the main ideas of the Statute of Artificers had been applied for centuries to particular trades, particular localities, or particular problems, the Statute of 1563 made a new departure by dealing in one comprehensive measure with all the principle relationships surrounding the contract between employer and employed. In the second place, it abolished the statutory maximum which had hitherto limited the Justices' discretion in the assessment of wages, and thus made it possible for them, in the not very probable contingency of their thinking wages too low, to make the scales which they drew up slide freely in both directions. The former innovation was one which was peculiarly congenial to the ideas of the age. Both political reasons — a worship of the State amounting to

1) 13 Richard II, c. 8.
2) 23 Henry VI, c. 13.
3) 11 Henry VII, c. 22.
4) 6 Henry VIII, c. 3.

idolatry — and economic reasons — the destruction of customary relationships by the swift changes of the preceding half century — caused the establishment of a great industrial code to be an expedient foreshadowed by several writers in the first half of the 16th century. To many of the better minds of the generation which grew up between 1530 and 1540 the world seemed to have experienced within their memory a complete collapse of the forces making for stability in economic life. Whether politicians who noted the absence of "good order" in industry, or moralists denouncing the exploitation of the weak by the powerful, or municipal authorities lamenting that "the wretched life of ociosite or idleness is the rote of all vice and engendreth slothe, poverty, miserie and other inconveniences as voluptuositie and all other vayne things", what struck them most was the fact that the dislocation of traditional standards seemed to be general, all-pervading and increasing. It was this universal disorganization which explains why it is that scientific economic thought really begins in England about the middle of the sixteenth century. What supplied the stimulus to it then was what gave it its impetus both in the 18th century and in our own day, namely the existence of grave practical evils. People had been accustomed from time immemorial to ascribe a rise in prices to the covetousness of brewers and bakers and the uncharitableness of artificers and merchants. Now they saw all prices rising together, and to attribute price movements to the exorbitant demands of some particular monopolist was no longer a satisfactory explanation. They had seen groups of peasants evicted by a tyrannous landlord. Now there was a complete alteration in the balance between the life of the country and the life of the towns. They had grumbled often enough that the justices did not do their duty in fixing wages. Now the disturbance of customary levels of remuneration had brought with it an upward movement in wages, which, though it did not correspond with the upward movement in prices, carried them well beyond the statutory maximum by which the Justices' discretion had been limited. The bewilderment which the collapse of traditional standards produced is expressed very clearly by one of the few contemporary writers

who understood it, in the Dialogue composed probably about 1549, and called "The Commonweal of this Realm of England", where husbandman blames landlord, and landlord artificer, and artificer merchant, and merchant foreign exporter, for a movement for which neither of them is primarily responsible, but which occurs, in the words of the writer, "as in a press where the foremost is driven by him that is next him, and the next by him that follows him, and the third by some violent and strong thing which drives him forward" [1]), The demand for a measure of economic reorganisation as comprehensive as these changes themselves was expressed in several works, of which the Dialogue [2]) between Cardinal Pole and Thomas Lupset, composed by Starkey, Henry VIII's chaplain, about 1536, may be taken as typical. Starkey's programme, though in some respects more drastic than the Statute of Artificers, is in others a most remarkable anticipation of its main provisions, and shows that the sort of regulation which it contained was such as political thought found congenial. He proposed to compel parents either to apprentice their children, when they reached the age of seven, to a craft, or to send them to school; to empower the authorities of cities and the curate in every village, together with "the gentleman chefe lord of the same" to inquire into the characters of all persons who have no settled occupation, and to appoint officers "to see that there be no idle persons without craft or means to get a living", suggestions which anticipate both the compulsory apprenticeship of the Act of 1563, and the clauses which authorized the Justices of the Peace to compel persons who had practised certain occupations for three years to work in them for any master requiring their services. Equally illuminating as a comment upon the Statute of Artificers is his lamentation over the growth in the number of beggars, over the tendency of one craft to encroach upon the province of another, and over the emigration from the country districts. These were precisely the evils which the Act tried to meet by giving Justices power to

1) The Commonweal of this Realm of England, ed. LAMOND, p. 100.
2) E. E. T. S. England in the reign of King Henry VIII.

compel unemployed persons to labour in husbandry, and by stratifying social classes by means of the clauses providing that no parent who had not a certain property qualification should apprentice his child to certain occupations. The belief in the necessity of an all-comprehensive system of regulation was, in fact, a commonplace. When the Act of 1563 was passed, it was welcomed as meeting an urgent need. "In times passed" ran a memorial [1]) addressed to the Government in 1573, and urging the better administration of the Act, "while order was observed among artificers, they found their trades and occupations such a stay of living that by means thereof they might maintain themselves in all things necessary for their calling ... But since disorder hath entered among them and increase of offences grown, they have found their trades and occupations so uncertain and their earnings and gettings so abated that they want to maintain themselves with things necessary ... Wherefore to stay the further increase of such offences, they do become suitors and earnestly desire to have the said Statute executed and observed".

But what of the other new departure in the Act of 1563, the removal of the statutory maximum to wages? This was a policy which was not so readily accepted. It is a curious illustration of the tyranny of an established idea that the proposals first made by the Government should have apparently aimed simply at re-enacting a maximum wage by Act of Parliament, and that the decision to leave the assessment of actual rates to the Justices for their yearly revision, which was the only original [2]) feature in the Elizabethan wage policy, should have been adopted as an afterthought, probably as the result of debate in Parliament. That this was so is suggested by a document which a fortunate chance

---

1) S. P. D. Eliz., vol. 93, No. 27. "The causes whie bothe lawfull artificers and unlawefull artificers do desyer to have the statute towchinge them to be put in execution and obs'vid."

2) I am aware that Miss McArthur (E. H. R. vol. IX) infers (a) from Fitzherberts book, "The Boke for a Justyce of the Peace", and (b) from the Rot. Part. III, 268 b and 269, that the sliding scale was not first introduced in 1563. This is correct. But before 1563 its mo[illegible] was limited by a statutory maximum.

has preserved, and which appears to be an outline of the Bill[1]) before its introduction, and of certain other measures as well, drafted by Cecil, in accordance with his usual practice, for preliminary consideration. It throws such an extremely interesting light upon the ideas of the statesman who was principally responsible both for the Act of 1563 and for the other economic legislation of Elizabeth's reign, that I may be pardoned for quoting it at some length.

"Considerations delivered to the Parliament 1559.

1. Vagabonds — That the Statute 1 Ed. VI cap 3, concerning idle persons and vagabonds being made slaves, now repealed, be revived with additions.
2. Labourers and servants — That the statutes Richard II cap 3 that no servant or labourer at the end of his term depart out of the hundred where he dwells, etc. and 13 Richard II cap 8, ordering the Justices to appoint by proclamation the wages of artificers, be confirmed, with the addition that no man hereafter receive into service any servant without a testimonial from the master he last dwelt with, sealed with a Parish seal kept by the Constable or Churchwarden witnessing he left with the free license of his master, penalty £ 10. So, by the need of the masters servants may be reduced to obedience, which shall reduce obedience to the prince and to God also; by the looseness of the time, no other remedy is left but by awe of the law to acquaint men with virtue again; whereby the Reformation of religion may be brought in credit, with the amendement of manners, the want whereof has been as a thing grown by the liberty of the Gospel.
3. Husbandry — That the statutes of 4 Henry VII cap 9 for reedifying houses of husbandry to avoid the decay of towns and villages, and 5 Ed. V cap 5 for maintenance of husbandry and tillage be put in execution.

---

1) Hist M. S. S. Com. Mss of Marquis of Salisbury, Part. I, pp. 162—165. I have to thank Professor G. Unwin for referring me to this document.

4. Purchase of lands — No husbandman, yeoman, or artificer to purchase above £ 5 by the year of inheritance, save in cities, towns and boroughs, for their better repair; one mansion house only to be purchased over and above the said yearly value. The common purchasing thereof is the ground of dearth of victuals, raising of rents etc.

5. Merchants — No Merchant to purchase above £ 50 a year of inheritance, except aldermen and Sheriffs of London, who, because they approach to the degree of knighthood, may purchase to the value of £ 200.

6. Apprentices — None to be received apprentice except his father may spend 40/- a year of freehold, none to be apprenticed to a Merchant except his father spend £ 10 a year of freehold, or be descended from a gentleman or merchant. Through the idleness of these professions so many embrace them that they are only a cloak for vagabonds and thieves, and there is such a decay of husbandry that masters cannot get skilful servants to till the ground without unreasonable wages."

The document then goes on to matters into which we need not follow it, such as the education of the nobility, the necessity of securing a supply of bullion and the erection of tariffs against imported articles. The important point for us is to compare Cecil's draft with the shape which legislation finally took in the hands of Parliament. It will be seen that while a considerable part of it was actually embodied either in the Statute of Artificers or in other Acts, its general tendency is at once more conservative and more repressive than the Statutes which actually became law. It proposes for example to reenact an extremely brutal Act of 1547 providing that a vagrant should after the third conviction become the slave of anyone arresting him, which had been repealed only two years after it was passed. The suggestion was quite in accordance with the legislation of the first half of the 16th century, when the economic causes of unemployment were not understood. But, as a matter of fact, the Elizabethan Poor Law legislation proceeded upon the quite

different principle of distinguishing between the man unemployed for personal reasons, who was to be punished, and the man unemployed for economic reasons, who was to be "set on work"; and forty years later Cecil's own son, then secretary of State in his father's place, penned a memorandum [1]) preliminary to the introduction of the Poor Relief measure of 1597, which altogether threw overboard his father's earlier ideas. The impracticable rigour of Cecil's views with regard to the suppression of vagrancy should be remembered in considering his proposals for the regulation of wages. It will be noticed that while he makes the object of the enforcement of maximum wages perfectly clear by his allusion to the "unreasonable wages" demanded by servants in husbandry, what he actually recommends is simply the re-enactment of the second Statute of Labourers passed 170 years before. What can only be called the unreasoning conservatism of this suggestion is doubly noteworthy in view of the extreme improbability that the Act which Cecil wished to see re-enacted was ever successfully enforced. Our information about the assessment of wages in the 15th century is, it is true, very meagre. The Justices were not required, as under the Act of 1563, to make returns to Chancery of the rates fixed, and it is not until the organization of the Tudor bureaucracy that a close supervision of local authorities by the Council begins to supply us with masses of material in the shape of letters to Justices, Orders, and Proclamations. We have only two assessments made under the Act of 1389, one from Coventry [2]) in 1420, and one from Norfolk [3]) in 1431, a proclamation [4]) issued in 1452 directing that labourers and artificers should take such wages as were fixed by the Statutes, one or two cases of men being brought before the Courts for taking excessive wages [5]), and a few records of attempts on the part of town authorities to insist that labourers should

1) ibid. Part. VII under Nov. 1597. "Notes for the present Parliament."

2) HARRIS, Coventry Leet. Book, I, 21.

3) MCARTHUR, E. H. R. vol. XIII 'A fifteenth Century assessment of wages.

4) Hist M. S. S. Com. Cd 3218, p. 201.

5) MORRIS, Records of Chester, p. 366.

"offer themselves to be hired to labour for their living according to the King's laws and Statutes provided for labourers"[1]). While, however, researches into the administration of the Act in the fifteenth century similar to those which Miss Putnam has made for the years 1349—1359, may possibly show the Justices to have been more active than our scanty evidence suggests, they are not likely substantially to modify the picture of the general inefficiency of the Acts in the fifteenth century, and still more in the sixteenth century, which we get from other sources. The Rolls of Parliament[2]) are full of complaints that the Justices are not doing their duty, that masters who refuse to pay more than the legal maximum find themselves without workmen, that men escape service by pretending to be living upon their own holdings. The passage of subsequent Acts raising the maximum suggests that economic forces were too strong for the law. And of course the depreciation of money which took place with increasing rapidity from the accession of Henry VIII intensified all difficulties. In the very year after the last Act of the old model was passed, in 1515, it was found necessary to allow workers connected with the building trades in London to take the higher rates[3]) which had been customary before it. The fearful hardships which spasmodic attempts to enforce the legal maximum involved were described in burning words by More[4]). Ten years before Cecil drafted his Bill, Hales pointed out that in a time of rising prices servingmen could not possibly live on "their old stinted wages". That sad precocious child, Edward VI, in a catalogue of the signs of the evil days in which his lot was cast, had set down that

1) ibid. p. 356. See also McArthur, E. H. R., vol. xv, for rules made in the city of London in 1514, 1521, and 1538 in pursuance of the act of 1514 assessing wages, and Coventry Leet. Book III, p. 653, where rough masons and daubers are directed "to take such wages as is limited them by the statutes hereupon made".

2) Rot. Part. III, 269, 330, 352; IV, 330—331, 352; V, 110.

3) McArthur, E. H. R., vol. xx.

4) More's Utopia, Pitt Press edition, p. 162. "They invent and devise all meanes and crafts ... how to hire and abuse the worke and labour of the poor for as little money as may be". The [illegible] that the reference is to legislation.

"labourers have enhanced their wages and artificers the price of their workmanship"[1]). It is not surprising, therefore, that Cecil's proposal to re-establish a fixed statutory maximum, a maximum which, if his proposals are to be taken literally, was to stand at the figures settled when the purchasing power of money had been at least from three to four times what it was in the middle of the 16th century, should have roused bitter resentment. "The business", writes one of Cecil's agents to him "touching what wages workmen should take, was much cried out upon"[2]). The remarkable thing is that the re-enactment of the old maximum rates should ever have been thought possible for a moment. The episode is a comment upon the views of those writers who speak as though the Tudor régime were that of an enlightened bureaucracy using the resources of scientific administration to pursue a farsighted and clearly conceived economic policy. The whole economic environment had been revolutionised by the fall in the value of money, and here is the ablest statesman of the Elizabethan age on his knees before mediaeval precedents, till (apparently) the country gentlemen in the House of Commons bring him up to date! Clearly in the early years of Elizabeth economic rationalism was not a mighty force.

III. Was the Act carried out?

The first question to be considered in relation to the wage clauses of the Statute of Artificers concerns their administration. To what extent did the Justices of the Peace fulfil the obligations to "rate and appoint wages" once a year, which was imposed upon them by the Act of 1563? An answer to this question must be based, in the first instance, on a statistical survey of the evidence at our disposal, and such a survey I attempt to give in the two tables set out below. The second table groups assessments according to their dates, the first according to the districts

1) King Edward's Remains; "a discourse about the Reformation of many abuses".

2) Hewins, Economic Journal, vol. viii.

— counties or boroughs — for which they were made. It will be seen from the first two columns of Table II that the total number of complete and different assessments which are at present known to exist is 73, and that, in addition to these, we have 24 assessments which appear to be mere reissues or repetitions of Assessments already made. The total number of wage lists, therefore, which are at present known to be extant is 97.

Seventy-three original and independent assessments, twenty-four re-issues of assessments already made, though representing a considerable increase over the documents known to exist when Professor HEWINS and Dr. CUNNINGHAM treated the subject, is not a large number to be produced by an Act which applied to the whole of England and Wales, and which was nominally in force for a period of exactly two hundred and fifty years. It is not surprising, therefore, that most economic historians, with the exception of THOROLD ROGERS (who expressed the opinion that the actual course of wages did follow the Justices' Assessments down to 1813, but who did not produce any satisfactory evidence for his statement, and, indeed, could no do so, owing to the extremely small number of assessments which he had before him) should have held that the wage clauses of the Act of 1563 were largely inoperative; inoperative not merely in the sense that assessments, when made, were not enforced, but in the sense that it was only on quite exceptional occasions that they were made at all, except, perhaps, during a limited period after the passage of Cecil's Bill into law. Professor HEWINS [1]) and Dr. CUNNINGHAM [2]) agree in thinking that, though the Act may possibly have been administered fairly frequently during the first eigthy years or so after its enactment, the fall of the Stuart monarchy, which involved the weakening, and later almost the complete cessation, of interference by the Central Government in local economic conditions, brought anything like the regular assessment of wages to an end. Such opinions seem to me, however, to be considerably over-stated. The view that the constitutional

1) HEWINS, Economic Journal, vol. VIII.

2) CUNNINGHAM, op. cit. Part. I, pp. 43—44.

	Buckinghamshire	Cambridgeshire	Cheshire	Devonshire	Derbyshire	Essex	Gloucestershire	Hertfordshire	Kent	Lancashire	Lincolnshire	Middlesex	Norfolk	Northamptonshire	Nottinghamshire	Rutlandshire	Shropshire	Somersetshire
Number of complete assessments exclusive of re-issues	4	—	—	3	2	2	3	1	1	1	5	1	1	2	1	2	1	9
Number of re-issues	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	5	—
Orders continuing assessments already made . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—
Assessments referred to, but not included above . . .	—	—	1	—	1	1	1	—	—	—	1	1	—	—	1	—	1	1
Action ordered by Privy Council	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—

	1560—69	70—79	80—89	90—99	1600—09	10—19	20—29	30—39
Number of complete assessments including re-issues which can be dated	5	2	1	11	3	3	1	6

Suffolk	Warwickshire	Wiltshire	Worcestershire	Yorkshire, E.R.	Yorkshire, N.R.	Yorkshire, W.R.	Cardigan	Chester	Kingston upon Hull	Lancaster	Leicester	Lincoln	London	New Sarum	Norwich	Reading	St. Albans	Sandwich	Southampton	Warwick	Colchester	Total
2	5	6	1	1	2	1	1	5	1	1	—	1	3	1	—	—	1	1	—	1	—	73
—	4	—	—	—	—	6	—	1	—	—	—	—	8	—	—	—	—	—	—	—	—	24
—	1	82	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4	—	—	—	—	—	—	—	—	87
—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	1	—	1	—	—	1	—	1	15
1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	5

1640—49	50—59	60—69	70—79	80—89	90—99	1700—09	10—19	20—29	30—39	40—49	50—59	60—69	70—79	Total
4	12	3	3	7	1	6	5	3	10	—	1	3	—	90

changes brought about by the destruction of the old régime were such as to make it improbable that the Act was ever carried out subsequently with the same regularity as during the reign of Elizabeth and of the first two Stuarts appears to be based on reasoning of an *a priori* character which requires several qualifications. It is not easily reconciled with the actual records of assessments which we possess. A glance at Table 2 will show that, as a matter of fact, the reigns of James I and Charles I are not a period for which we possess many assessments, and that assessments do not by any means cease with the years 1640 or 1642. On the contrary there are twenty five assessments for the 40 years from 1650 to 1689, as against thirteen for the years 1600 to 1639. After 1660 the century-long rise in prices came to an end. Prices began to fall, and the downward movement in prices was naturally an opportunity for trying to force a similar movement in wages. This was avowedly the reason for the assessment of wages by the authorities of the City of London [1]) in 1655, and it is probable that the operation of the same motive elsewhere is the explanation of the comparatively numerous assessments of the Restoration period. Moreover the analogies which may be adduced — and the argument is admittedly one from analogy — to suggest that with the decline in the administrative activity of the Privy Council the assessment of wages declined also will not bear examination. It is, of course, perfectly true that the victory of Parliamentary Government, which carried with it as a corollary the abolition of "administrative law", did involve a laxity in the control of local affairs which, in the course of time, and in certain departments of administration, produced something like complete anarchy. The attempts for example, which had been fitfully made under James & Charles, to protect the peasantry by checking enclosures involving depopulation, came to an end with the restoration of Parliamentary

1) Hutchins, Economic Journal, vol. x. "Wee, the Mr. and Wardens of the Company of Carpenters, in pursuance of your lordships desire for the reducing of the excessive wages of Labourers and Workmen in these times of great plenty, we humbly conceive to be sufficient that Labourers take for wages but 16 d a day only etc."

Government in 1640, and Laud lived to be reminded in the day of his ruin of the sharp words with which he had barbed the fine imposed by the Commission for Depopulation upon an enclosing landlord[1]). The effective enforcement upon parochial authorities of their statutory obligations to relieve the aged and infirm and to set unemployed persons to work, was replaced, when the pressure of the Council upon the Justices was removed, by a neglect which resulted in each Board becoming a law to itself, so that, by the middle of the eighteenth century, there were in England almost as many Poor Law systems as there were counties. But the analogy between these types of intervention and the assessment of wages is an extremely superficial one. Interference in disputes between landlord and tenants over commons and copyholds, insistence on the efficient administration of the Elizabethan Poor Law, these things came to an end in 1640, not because there was any general prejudice in favour of Laisser faire — of any general economic policy Parliament was quite innocent — but because these were just the matters to which the interests of the triumphant landed gentry, who wanted to be free to increase their rent rolls and to escape the Poor Rates, were opposed. The fixing of maximum wages by the action of the Justices stood upon a quite different footing. The system had been originally introduced, and had been reenacted in 1563, in order to protect not the wage-earners but the wage-payers, and though this object was not incompatible with occasional attempts by the Privy Council to use the Act to fix in certain industries a minimum, there is no reason whatever to suppose that the policy of fixing a maximum wage was other than highly popular with the employers of agricultural labour, whose complaints of the "unreasonableness" of the workers demands are quite common in the latter part of the 17th century. The Commonwealth[2]) Government in April 1649 directed Justices to assess wages,

1) S. P. D. CHARLES I, vol. I, p. 499, No. 10.

2) GARDINER, History of the Commonwealth and Protectorate, vol. I, pp. 39—40.

and PETTY[1]), one of the few writers who suggests that assessments were regarded as a grievance by the poor, writes in 1662 as though they were a not uncommon practice. Hence, while the use of the wage clauses of the Statute of Artificers to fix a *minimum* certainly was bound up with the administrative intervention of the Privy Council, and thus terminated in 1640, the use of them to enforce a maximum — the normal object of assessing wages — certainly was not; and to suggest that the latter policy must have disappeared with the former when the period of Absolutism came to an end, is to confuse the general purpose of the Act with an occasional deviation from it. The probabilities of the case are at one, in fact, with the direct evidence of documents, in suggesting that the assessment of wages was carried out as regularly in the 40 years after the outbreak of the Civil War as in the 40 years before it.

To say this, it may be answered, is not to say much. The question remains whether the 97 assessments, which are all that have as yet been unearthed, can be taken as in any way representing the full activity of the Justices, or whether there is reason to suppose that the Act was more regularly administered than this small number of detailed tables would indicate. To this question the answer must be given that the scantiness of the specimens available for analysis must certainly not be taken as implying that for the years and places for which no assessments exist, no action was taken by the Justices in pursuance of the law. It is not merely that new assessments are constantly being discovered, though this, indeed, is striking enough; I estimate that since the third edition of Dr. CUNNINGHAM'S volume appeared in 1903, evidence showing the existence of at least thirty-two assessments not mentioned by him has come to light. Nor can much weight be allowed to the utterances of contemporary writers, which imply that assessments were habitually

1) PETTY, A Treatise of Taxes and Contributions, chapter I. "Besides, it is unjust to let any starve, when we think it just to limit the wages of the poor, so as they can lay up nothing against the time of their impotency and want of work."

made. SMITH [1]) and LAMBARD [2]) in the 16th century, SHEPPERD [3]) in the 17th, certainly speak of the assessment of wages as being one of the ordinary duties of a Justice of the Peace. But then so does FITZHERBERT [4]) at an earlier date, when there is little doubt that the acts fixing wages were not administered; and, in any case, little reliance can be placed on the general statements of authors of legal textbooks. What suggests that the assessments in our possession must not be taken as representing anything like the full activity of the Justices is, first, the existence of references in official documents which show that numerous assessments were made that have not come down to us, and secondly the fact, which is apparent from the Quarter Session records, that in some counties and cities it was the custom to continue existing assessments by order from year to year, so that the administration of the law was receiving attention from the Justices, even when no new assessments were made.

The first point may be illustrated by the examples of Derbyshire, Essex, the North Riding of Yorkshire, Reading and Leicester. The earliest assessment which we possess from the first county is one of 1634, and, in default of further information, the absence of others might be taken as evidence that the administration of the Act of 1563 was neglected in Derbyshire till that date. That this would be an error is proved by the fact that a document [5]) of the year 1618 mentions the delivery to the Clerk of the Peace (probably by a servant of one of the Justices) of "three several rolls of parchments containing the rates of servants wages". The only full assessment known to exist for Essex was made in 1651. But there remains the Preamble [6])

1) SMITH, De Republica anglorum, Lib. III, chap. 19. "The Justices of the Peace doe meete also ... sometimes to take order for the excessive wages of servants and labourers."

2) LAMBARD, Eirenarcha.

3) SHEPPARD, Whole office of the County Justice of the Peace.

4) FITZHERBERT, The Boke longyng to a Justice of the Peace: see also MCARTHUR, E. H. R., vol. IX.

5) Victoria County History of Derbyshire, vol. II, pp. 182—183.

6) Hist M. S. S. Com. M. S. S. of Custos Rot. and [illegible] of the County of Essex, p. 491. "23. April 1612. Roll and schedule of [illegible] Wages

of an Assessment drawn up in 1612. There is no complete assessment for the North Riding of Yorkshire before the year 1658. But presentments [1]) of offenders for breaches of the wage clauses of the Statute of Artificers, made at intervals between the years 1608 and 1647, showed that a least one assessment, and probably more than one, had been issued by the Justices before that date. The Quarter Sessions records of the same county show no assessment under the year 1691. But since an order made in 1692 [2]) directs "the same rates of wages ... to stand this year as they were appointed and settled by order of this Court last year", an assessment must have been made in the preceding year. For Reading and Leicester no assessments at all have survived. But in 1598 offenders against the Act were being tried in the Court of the Mayor of Reading [3]), while from Leicester there is conclusive evidence that the Act received attention regularly from 1564 down to at least 1603 and possibly longer. The records [4]) of that Borough show that in every year of that period a certificate was forwarded by the Borough Authorities to Chancery, setting out the wages of servants, labourers, and artificers. Similar evidence of the enforcement of the Act at a time for which few assessments are known to exist is supplied by the Registers [5]) of the Privy Council, which prove that assessments were issued by the authorities in London on at least 11 occasions between 1563 and 1596. This source of information is, it is true, disappointing. It comes to an end with the passage of the Act of 1598 [6]) relieving Justices of the duty of making returns of their assessments to Chancery. Further, there is no reason to suppose that a formal letter was always or

for all manner of artificers and servants; set forth by the Justices of the Peace for the Co. Essex; ander the seals and signatures of the same Justices."

1) ATKINSON, Quarter Sessions of the North Riding of Yorkshire, I, p. 148; II, pp. 114, 141, 202, 220; IV, p. 270.

2) ibid. vol. II, p. 218.

3) Records of the Borough of Reading, vol. I, p. 445.

4) BATESON, Records of Leicester, vol. III, p. 114.

5) MCARTHUR, E. H. R., vol. XV.

6) 39 Eliz. c. 12.

usually written by the Council to the Lord Keeper directing him to print the assessments which had been made, and it would, therefore, be quite erroneous to regard the small number of entries in the Privy Council Registers as implying that no assessments were made upon other occasions. What these entries, and other references of the kind mentioned above, do prove, is that wages were assessed in many years and places for which no assessments have yet been discovered, and that it would, therefore, be quite erroneous to use the absence of assessments as proof that the Act was administered with laxity. They show that the assessments in our possession are a mere residuum of a much larger number which have perished. In each of the instances mentioned above the absence of assessments might have led us to argue that the Act was a dead letter, and in each instance the inference would be wrong. From these and similar miscellaneous references I estimate that we know that at least 15 assessments were made of which we have no particulars. That is a minimum figure; but it brings up the number of assessments of whose existence we have proof from 97 to 112. More important, it suggests that a very large number of assessments must have perished, without leaving any trace whatever behind them.

In the second place, when the regularity of the administration of the Act is being considered, due weight must be given to the practice of continuing existing assessments by order of Quarter Sessions in years in which no full assessment was made. Such orders are of course, evidence for the practice of assessment as complete as the issue of actual rates, and prove conclusively that an omission on the part of the Justices to publish fresh rates did not necessarily imply a failure upon their part to comply with the law. Miss McArthur [1]) has shown, for example, that during twenty-one out of the twenty-eight years immediately following the passage of the Act of 1563 the authorities of the City of London either issued assessments or issued orders continuing existing assessments. My own investigations have led

1) McArthur, E. H. R., vol. xv.

me to believe that this continuous activity was by no means exceptional. The practice of the Wiltshire[1]) Justices supplies a case in point. In that County new assessments were made at various dates in the 17th century, 1602, 1603, 1605, 1635, 1655, 1685. But the fact that assessments were made in this county only at long intervals does not prove that the administration of the Act was at a standstill in the intervening years. As far as the letter of the law went the Justices were discharging their statutory duties if they renewed the old rates without a change. This they did in Wiltshire every year from 1603 to 1696, with the exception of an interval of eleven out of the whole ninety-three years, four out of the eleven being those from 1642—3 to 1645—6, when country gentlemen had sterner work in hand than the routine business of Quarter Sessions. The question whether the regular confirmation of rates fixed many years before was due to mere carelessness, or was justified by the fact that conditions had not altered, is of course, quite another matter. When the Clerk of the Peace read out a schedule containing, like that drawn up for Wiltshire in 1603, some 200 separate items, and asked whether it was to be continued or revised, somnolent Justices meeting in a bar parlour were probably disposed to have a high opinion of the wisdom of their predecessors. On the other hand it would certainly be wrong to assume that the frequent reissue of old assessments necessarily implied negligence. On the economic objects and effects of the policy something will be said later. But one may point out here that the assessment of wages in the 16th and 17th centuries did not involve the problem of readjusting them in accordance with constantly fluctuating economic conditions, which confronts any authority interfering with wages at the present day. The practice with regard not only to wages but to prices and the rate of interest was based on the idea that values were objective realities, which could, as it were, be held in position, irrespective of the higgling of the market. In the slowly moving life of the time, with its almost stationary population, and its absence of rapidly gro-

1) Hist M. S. S. Com. Cd. 784, pp. 161—175.

wing industries, there was, in general, not the same reason for changes in the rates of remuneration as exist to-day. One such reason there was. Food prices fluctuated violently, far more violently than they do in modern industrial communities. If movements in wages had been adjusted with any accuracy to movements in prices, it would have been necessary for them to take place not only from year to year, but from month to month, and, indeed, almost from day to day. The machinery for dealing with such temporary oscillations was not so much, however, the Statute of Artificers, as the regulation of markets and the fixing of the prices of food supplies. It cannot therefore be assumed that the admitted omission of the Justices to make wages correspond with the short period fluctuations necessarily implies that they failed to carry out the intentions of the Act.

To sum up this part of my discussion: The view taken by most economic historians that the wage assessment clauses of the Act of 1563 were, except on special occasions, a dead letter, and that whatever vitality they had under Elizabeth and the first two Stuarts disappeared after the Civil War, must be regarded as, to say the least, not proven. In the first place, neither was there any reason why the rise of Parliamentary Government should have had the effect of making the Justices of the Peace less disposed to fix maximum wages, nor does the actual distribution of assessments over different periods bear out the conclusion that it had. In the second place, the discoveries recently made of new assessments and the considerable number of references proving that assessments were made which have not come down to us, show that those which we possess are a remnant of a much larger number. In the third place, the fact that in years when no new assessments were made, the Justices nevertheless attended to the duties imposed upon them by the law, suggests that the mere absence of assessments cannot in itself be taken as an indication of laxity of administration.

(Schluß folgt.)

Das Judentum und die Anfänge der modernen Kolonisation.

Von

Hermann Wätjen.

Wer sich die Aufgabe stellt, die wirtschaftliche Entwicklung des jüdischen Volkes in der Neuzeit zu ergründen, wird gar bald die merkwürdige Entdeckung machen, daß eigentliche Vorarbeiten — von lokalgeschichtlichen Untersuchungen abgesehen — auf diesem Gebiet fast vollständig fehlen. „Soviel über das Judenvolk geschrieben ist," bemerkt WERNER SOMBART im Vorwort zu seinem Judenbuch [1]), „über das wichtigste Problem: seine Stellung im Wirtschaftsleben, ist kaum etwas von grundlegender Bedeutung gesagt worden. Was wir an sogenannten jüdischen Wirtschaftsgeschichten oder Wirtschaftsgeschichten der Juden besitzen, verdient diese Namen meist gar nicht, denn es sind immer nur Rechtsgeschichten oder gar nur Rechtschroniken, die überdies die neuere Zeit ganz und gar unberücksichtigt lassen." Daß SOMBART es trotzdem gewagt hat, auf Grund seiner außerordentlichen Kenntnisse in der einschlägigen Literatur die Lösung des judaistischen Problems zu versuchen und jede, auch die schwierigste Frage, zu beantworten, legt von dem Forschermut des Berliner Gelehrten ein glänzendes Zeugnis ab und drückt zugleich seinem Werke, mag man im einzelnen darüber denken, wie man will, den Stempel einer ungewöhnlichen wissenschaftlichen Leistung auf. Dieses gedankenreiche, klar disponierte und im blendenden Stil geschriebene Buch darf trotz seiner großen Schwächen den Titel eines standard work für die Judenfrage

1) Die Juden und das Wirtschaftsleben, Leipzig 1911.

beanspruchen. Ja, es macht, wie LUDWIG FEUCHTWANGER mit Recht betont, durch seine „überaus scharfsinnige und vielseitige Fragestellung die Einzelforschung über jüdisches Wirtschaften und jüdische Wirtschaftslehre erst möglich und fruchtbar“ [1]).

Es ist nicht meine Absicht, im folgenden eine ausführliche Analyse der SOMBARTschen Arbeit zu geben. Das Werk hat so viele Besprechungen erhalten, so lebhaftes Aufsehen erregt und so große Meinungsverschiedenheiten hervorgerufen, daß sein Gedankengang dem wissenschaftlichen Leser nicht noch einmal dargelegt zu werden braucht. Ebensowenig kann ich daran denken, zu allen von SOMBART angeschnittenen Fragen Stellung zu nehmen. Dazu müßte man nach einem Ausspruch OPPENHEIMERS „nicht nur Nationalökonom und Wirtschaftshistoriker, sondern auch jüdischer Theologe, Anthropologe, Völkerpsychologe usw. sein“ [2]). Bei der Unmöglichkeit, das so zahlreiche Wissensgebiete streifende Buch „auf seinen Tatsachengehalt hin“ zu prüfen, haben sich die meisten Kritiker SOMBARTS darauf beschränkt, die in ihr Fach schlagenden Fragen eingehend zu erörtern und dem Wunsche des Verfassers gemäß seine Darlegungen zu berichtigen oder zu ergänzen.

Daß die Geschichtsforscher so energisch Front gegen SOMBART gemacht haben, erklärt sich einmal aus der breiten Angriffsfläche, die gerade die historischen Rückblicke des Autors bieten, sodann aus dem geringschätzigen Ton, den SOMBART diesen Gelehrten gegenüber anzuschlagen beliebt. Zwei hervorragende Sachkenner, GEORG v. BELOW und FELIX RACHFAHL, sind den Geschichtskonstruktionen des Verfassers mit größter Schärfe entgegengetreten und haben in lehrreichen Abhandlungen die starke Überschätzung des jüdischen Anteils am Aufbau der kapitalistischen Wirtschaftsordnung gezeichnet [3]). Da ich nicht den gleichen Weg einschlagen und bereits Gesagtes mit anderen Worten wiederholen wollte, griff ich aus der Fülle der Probleme die koloniale Frage heraus,

1) Besprechung SOMBARTS in SCHMOLLERS Jahrbuch, N. F. 35, p. 398.

2) Die Juden und das Wirtschaftsleben in der Neuen Rundschau, 7. Heft, p. 889 ff. (Juli 1911).

3) BELOW in der Histor. Zeitschr., Bd. 108, p. 614 ff. RACHFAHL in den Preuß. Jahrb., Bd. 147, 1. Heft, p. 13 ff.

um auf einem mir vertrauten Gebiet die Richtigkeit der historischen Ausführungen SOMBARTS nachzuprüfen und an Hand des zur Verfügung stehenden gedruckten und ungedruckten Materials den „Wirklichkeiten" des Verfassers die Tatsachen gegenüberzustellen. Die Resultate meiner Untersuchungen sind in den folgenden Blättern enthalten.

Es kann nach SOMBART gar nicht zweifelhaft sein, daß die Juden auf die Entwicklung des modernen Kapitalismus den größten Einfluß ausgeübt haben, ja, daß sie als seine Hauptträger anzusehen sind. Ohne ihr Erscheinen in den Ländern des Nordens, ohne die Wanderungen des heißen jüdischen Volkes zu den „wesensverschiedenen, naßkalten, schwerblütigen und bodenständigen Völkern wäre es niemals zu dem Knalleffekt der modernen Kultur: dem modernen Kapitalismus gekommen"[1]). Und begeistert erklärt SOMBART: „Wie die Sonne geht Israel über Europa: wo es hinkommt, sprießt neues Leben empor, von wo es wegzieht, da modert alles, was bisher geblüht hatte"[2]). Durch die koloniale Expansion hat der Kapitalismus eine gewaltige Förderung erfahren, folglich müssen die Juden auch daran stark beteiligt gewesen sein. Sie haben, wie SOMBART meint, bei allen kolonialen Gründungen „eine hervorragende, um nicht zu sagen: die entscheidende Rolle gespielt. Das gilt für den Osten ebenso wie für den Westen und für den Süden der Erde." Sehen wir zu, wie es sich in Wahrheit damit verhält.

Daß schon im Mittelalter Juden an der Westküste Vorderindiens lebten, wird durch spärliche Nachrichten bezeugt. Der Venezianer Marco Polo traf sie in Cochin[3]) an, das stets ein Sammelpunkt der Söhne Israels in Indien blieb. Auch an den Entdeckungen der Portugiesen, an der Auffindung des indischen Seeweges haben Angehörige des jüdischen Volkes teilgenommen. Der Astrologe Abraham Zacuto, ein Jude, machte sich um die Ausarbeitung von Vasco da Gamas Segelplan sehr verdient. Viel größere Bedeutung aber hatte für den kühnen Seefahrer die Bekanntschaft mit einem Glaubensgenossen Zacutos, mit dem

1) Vorwort, p. VII f.
2) SOMBART, p. 15.
3) Artikel „Cochin" in der Jewish Encyclopedia.

aus Posen(?) oder Alexandria gebürtigen Juden Gaspar. Nach abenteuerlicher Vergangenheit war dieser weitgereiste Mann eine Vertrauensperson des Herrschers von Goa geworden, und Vasco konnte dem Geschick nicht dankbar genug sein, das ihm den in Handelssachen so vielerfahrenen Juden zuführte. Man weiß, die erste Expedition der Portugiesen nach Indien befriedigte in keiner Weise die materiellen Hoffnungen ihres Königs. „Aber diesen Mangel," sagt WILHELM HEYD in seiner berühmten Geschichte des Levantehandels [1]), „machte der eine deutsche Jude gut, den Vasco da Gama von Indien nach Portugal mitbrachte. Bei seiner durch langjährigen Aufenthalt im Orient erworbenen Landeskunde" konnte Gaspar „eine treffliche Übersicht über all die verschiedenen indischen Gebiete geben, welche durch ihre Produkte für den Handel in Betracht kamen. Von vielen dieser Produkte kannte er die Originalpreise, zu denen sie am Erzeugungsort selbst zu haben waren, von den meisten die Marktpreise, die im Orient galten, und als geborener Alexandriner konnte er damit zusammenhalten, was die abendländischen Kaufleute in Alexandria für dieselben Waren zu geben pflegten." Auch vermochte er den Portugiesen die europäischen Handelsartikel zu nennen, die „in Indien gesucht und zu Tauschobjekten geeignet" waren. Den Wert eines solchen Ratgebers wußte König Manuel wohl zu schätzen. Er sorgte in freigebigster Weise für seinen Unterhalt und verstand es, ihn dauernd an Portugal zu fesseln. Als Pilot und Dolmetscher hat Gaspar den Nachfolgern Vascos noch außerordentliche Dienste leisten können.

Ich bin bei dieser eigenartigen Persönlichkeit einen Augenblick stehen geblieben, weil es sich hier um einen Juden handelt, der im Sinne SOMBARTS eine wirklich hervorragende Rolle in der Anfangsperiode der kolonialen Gründungen gespielt hat.

Wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß die portugiesischen Indienflotten im 16. Jahrhundert wiederholt jüdische Passagiere nach dem Osten befördert haben. Wenn SOMBART schreibt, genaue Ermittlungen seien noch nicht angestellt, so ist das

1) Bd. II, p. 508. Vgl. über Gaspar auch M. KAYSERLING, Christoph Colombus und der Anteil der Juden an den spanischen und portugiesischen Entdeckungen (Berlin 1894), p. 100 ff.

durchaus zutreffend. Wahrscheinlich hat die von Spanien nach Portugal übergreifende Inquisition den Hauptanstoß zur jüdischen Auswanderung nach den Kolonien gegeben. Welchen Umfang jedoch diese Emigrationen im Lauf der Zeit erreichten, darüber wissen wir so gut wie nichts und werden auch nicht eher Aufklärung erhalten, als bis die Bestände des „Real Archivo da Torre do Tombo" und vielleicht auch jüdische Privatarchive von der historischen Forschung gründlich daraufhin durchsucht sind.

Soviel steht fest, von einer verzweifelten Lage der Juden in Indien kann zur Zeit der portugiesischen Vorherrschaft trotz Intoleranz und Inquisition gar keine Rede sein. Das beweist uns der Reisebericht des Holländers Jan Huygen van Linschoten, eine glaubwürdige Quelle, die sehr interessante Einblicke in die Zustände des ostindischen Kolonialreichs gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts gestattet. Von 1583—1588 war Linschoten als Sekretär des Erzbischofs von Goa in Vorderindien tätig und lernte in diesen Jahren Land und Leute kennen. Nicht nur in Cochin, auch in Goa und vielen anderen Handelsplätzen, selbst tief im Inland begegnete er Anhängern des jüdischen Glaubens. Ihr Zentrum war Cochin, dessen Radscha den Juden sogar freie Religionsübung gestattete. Im 43. Kapitel seines Werkes erzählt uns Linschoten Näheres von ihnen. „Sie haben", heißt es da[1]), „schöne, aus Stein gebaute Häuser, sie sind vortreffliche Kaufleute und Ratgeber des Fürsten, sie besitzen Synagogen und gebrauchen beim Gottesdienst eine in hebräischer Sprache abgefaßte Bibel sowie das von Moses erlassene Gesetz. Beide Gegenstände habe ich in meiner Hand gehabt. Die Hautfarbe der Juden ist weiß wie die ihrer europäischen Glaubensgenossen, und es gibt unter ihnen schöne Frauen. Viele dieser Israeliten sind aus Palästina und Jerusalem nach Indien gekommen, aber fast alle sprechen gut spanisch. Sabbath und andere jüdische

1) Itinerario ... van Jan Huygen van Linschoten naer Oost ofte Portugaels Indien 1579—1592. Im Auftrage der Linschoten-Vereeniging herausgegeben von Professor Dr. H. Kern. s' Gravenhage 1910, Bd. I, p. 186 f. Vgl. auch Hakluytus Posthumus or Purchas His Pilgrimes, Vol. X, p. 272 f. Hakluyt Society, Extra Series. Glasgow 1906.

Feste werden streng eingehalten, und man hofft noch immer auf die Ankunft des Messias[1])."

Als Linschoten den indischen Boden betrat, war Portugal bereits eine spanische Provinz und das portugiesische Kolonialgebiet mit Spaniens überseeischem Besitz zu einem unermeßlichen Weltreich verschmolzen. Gleichwohl blieben die Kolonialverwaltungen Iberiens gesondert, die spanische Krone hatte genug mit der Administration der Gold- und Silberländer in der Neuen Welt zu tun. So waren die portugiesischen Kolonien auf sich selbst angewiesen, aber gerade diese Selbständigkeit wurde, wie SUPAN richtig betont, ihr Verhängnis. „Spanien betrachtete sie als fremdes Besitztum, für das es nicht seine volle Kraft einzusetzen brauchte." Portugal dagegen mußte zusehen, wie Ostindien und Brasilien in „die spanischen Welthändel verwickelt" und Hauptangriffspunkte der Gegner Philipps wurden. Die Kosten des großen Kolonialkrieges, den Spanien heraufbeschworen hatte, fielen in erster Linie den Portugiesen zur Last[2]).

Um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts erschienen Engländer und Niederländer in den ostindischen Gewässern. Die materiellen Erfolge ihrer Expeditionen riefen 1600 und 1602 die englisch-ostindische und die holländisch-ostindische Kompagnie ins Leben, die den Kampf um die politische und kommerzielle Vormachtstellung im Osten aufnahmen. Es glückte der viel kräftigeren und besser fundierten niederländischen Gesellschaft, die Briten aus dem Sundaarchipel zu verdrängen und den Ausschluß aller europäischen Konkurrenten aus diesem heiß umstrittenen Gebiet durchzusetzen. Schon in den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts waren die Holländer am Ziel, während in Vorderindien die englische Kompagnie Faktoreien von dauerndem Wert zu gründen vermochte.

Haben an diesen Umwälzungen und den sich aus ihnen ergebenden Handelsverschiebungen die Juden aktiven Anteil gehabt? Wollten wir SOMBARTS Darlegungen unbedingten Glauben schenken, müßte die Antwort bejahend lauten, soweit wenigstens die Hol-

1) Frei aus dem Holländischen übertragen.

2) SUPAN, Die koloniale Entwicklung der europäischen Kolonien, p. 46.

länder in Frage kommen. Der Verfasser des Judenbuchs ist der Meinung, daß die von der pyrenäischen Halbinsel vertriebenen und sich seit den neunziger Jahren des 16. Jahrhunderts in Amsterdam niederlassenden Marranen[1]) die stärkste Einwirkung auf den „plötzlichen" Aufschwung Hollands gehabt haben. Es kann daher für ihn ihre lebhafte Teilnahme an den niederländischen Kolonialgründungen im Osten — auf den Westen werden wir in anderem Zusammenhange zurückkommen — und ihre große Beteiligung am Aktienkapital der holländisch-ostindischen Kompagnie nicht weiter zweifelhaft sein. Ohne das jüdische Element hätte diese Gesellschaft nie eine so hervorragende Rolle in der Geschichte spielen können, ohne Israels Geld nie eine solche Machtstellung erlangt[2]). SOMBART folgt hier getreu den Spuren von GRÄTZ. Auch dieser verdienstvolle Geschichtschreiber des Judentums ist felsenfest davon überzeugt, daß die Holländer durch den Reichtum der zu ihnen geflüchteten Marranen instand gesetzt wurden, „den Grund zu ihrer Größe zu legen, indem sie den indischen Handel den mit Spanien in einer Mischehe verbundenen Portugiesen entrissen", und daß die Stiftung von überseeischen Handelsgesellschaften, die Ausrüstung von Expeditionen nach Indien in erster Linie dem jüdischen Kapital zu verdanken gewesen ist[3]).

Sehen wir von der starken Überschätzung des Indienhandels für die Entfaltung der wirtschaftlichen Blüte Hollands ab — nicht die Kolonien, sondern Ostseefahrt und Heringsfang waren im 17. Jahrhundert die Goldminen der nördlichen Niederlande —, so erhebt sich die Frage, haben die Juden in der Tat den ihnen von GRÄTZ und SOMBART zugeschriebenen Einfluß auf die ostindische Kompagnie gehabt? Da die bisherigen Feststellungen keine genügende Auskunft gaben, entschloß ich mich, die im Haager Reichsarchiv bewahrten Aktienbücher der Gesellschaft einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Das Resultat über-

1) Ein spanischer Schimpfname für die getauften, im stillen aber ihrer Religion treu anhängenden iberischen Juden.

2) SOMBART, p. 222.

3) Geschichte der Juden, Bd. IX, p. 518.

traf meine kühnsten Erwartungen. Nach Ausweis der Quellen haben die Juden an der Stiftung und am raschen Emporkommen der Kompagnie in den ersten Jahren nur in sehr bescheidenem Maße teilgenommen.

Die ostindische Gesellschaft entstand „aus dem Bedürfnisse, große Kapitalmassen auf einen einzigen Zweck, auf den Betrieb des ostindischen Handels, zu konzentrieren“ [1]). Um das dafür erforderliche Geld aus den Taschen zahlungsfähiger Bürger zu locken, wurde im Jahre 1602 jedem Bewohner der vereinigten Niederlande gestattet, eine beliebige Summe zu zeichnen. Das der Kompagnie verliehene Monopol tat das Seinige, die Hoffnung auf hohe Verzinsung der eingezahlten Beträge zu verstärken. Wenn wir vielfach der Meinung begegnen, die stets auf Namen ausgefertigten Aktien seien zu der „festen Einheit“ von 3000 fl. ausgegeben worden [2]), so belehren uns die Rechnungsbücher der Gesellschaft, daß die Aktien durchaus nicht den gleichen Nominalwert besaßen [3]). Gab es doch selbst 50 fl.-Aktien, die, wie Klerk de Reus bemerkt, „darum nicht weniger gesucht waren“. Auf dem Wege der Subskription kamen 1602 in Amsterdam, Middelburg, Delft, Rotterdam, Hoorn und Enkhuizen im ganzen etwa 6½ Millionen fl. zusammen. Von dieser Summe entfielen nach den Aktienbüchern:

3 674 915 fl. auf Amsterdam,
1 333 882 fl. auf Middelburg [4]).

Den Rest von ca. 1⅓ Millionen brachten die übrigen Kammern auf. In Amsterdam betrug der jüdische Anteil nicht mehr als 4800 fl., während sich unter den seeländischen Subskribenten überhaupt kein Jude befand. Leider sind die ersten Aktienbücher der Kammern Delft, Rotterdam, Hoorn und Enkhuizen

---

1) Ehrenberg, Das Zeitalter der Fugger, Bd. II, p. 292.

2) Ebenda p. 294; Zimmermann, Die europäischen Kolonien, B. V, p. 5.

3) Klerk de Reus, Geschichtl. Überblick der administrativen, rechtlichen und finanziellen Entwicklung der niederl.-ostind. Kompagnie, p. 176.

4) Vgl. Grootboek van de O. I. Actien (1602—1607?), Archiv d. Kammer Amsterdam, Nr. 10670; Capitaelboeck van actien (1602), Archiv d. Kammer Seeland, Nr. 10191. Nach Klerk de Reus ergab die Subskription in Middelburg nur 1 300 405 : 4 fl.

verloren gegangen, und wir kennen nur die Höhe der dort im Jahre 1602 gebildeten Kapitalfonds. Sie beliefen sich in

Enkhuizen auf . . .	540 000 fl.
Delft auf	469 400 fl.
Hoorn auf	266 868 fl.[1])
Rotterdam auf . . .	173 000 fl.

Was zu diesen Beträgen die Juden beigesteuert haben, ist nicht mehr festzustellen. Uns fehlt jede Nachricht darüber, und wir wissen nicht einmal, ob die genannten Städte damals schon jüdische Bewohner hatten. Ich halte es für unwahrscheinlich, weil sich der Strom der jüdischen Einwanderer in der ersten Zeit wohl ausschließlich Amsterdam zuwandte. Somit kann allein als feststehende Tatsache gelten, daß die Juden an den in Amsterdam und Middelburg veranstalteten Subskriptionen im Gesamtbetrage von ca. 5 Mill. fl. mit nur 4800 fl., also kaum 1/10 %, beteiligt gewesen sind. In diese 4800 fl. teilten sich Stephano Cardozo, der am 2. August 1602 1800 fl. zeichnete, und Elisabeth Pinto, für die 3000 fl. gebucht wurden. Weitere jüdische Namen habe ich in der umfangreichen Amsterdamer Liste nicht finden können, und es gibt mir eine gewisse Beruhigung, daß der holländische Forscher M. Wolff zum gleichen Ergebnis gelangt ist[2]). Die Behauptung von Grätz, wir hätten es bei der O.I.C. — so wird die Kompagnie in Holland gewöhnlich bezeichnet — mit einer Art von jüdischer Unternehmung zu tun, fällt in nichts zusammen. Wäre die Gesellschaft im Jahre 1602 in erster Linie auf das Kapital der Marranen angewiesen gewesen, sie wäre gar nicht zustandegekommen. Nun waren ja 3000 fl. für die damalige Zeit eine ansehnliche Summe. Aber was wollte sie gegenüber Beträgen von 10-, 20-, 30-, ja 60 000 fl. bedeuten, die wiederholt von nichtjüdischen Kapitalisten eingezahlt wurden? Eröffnen doch 24 christliche Namen die Liste mit Zeichnungen von je

1) Velius, Chronyk van Hoorn (Ausgabe von 1740), gibt andere Summen an: Hoorn 268 430 fl., Enkhuizen 568 562 fl.

2) M. Wolff, De eerste vestiging der Joden in Amsterdam, hun politieke en economische toestand. Bijdr. voor Vaderl. Geschiedenis en Oudheidkunde, IV. Reeks, Deel X, p. 141, Anm.

12000 fl.! Zusammen also 288000 fl., eine Ziffer, die das Resultat der ganzen Hoorner Subskription bereits übertrifft.

Auch im Jahre 1603 war von einer Teilnahme der Juden an der O.I.C. kaum etwas zu bemerken, obwohl die Spekulation in ostindischen Aktien lebhaft eingesetzt hatte. Stephano Cardozo legte weitere 450 fl., Elisabeth Pinto 750 fl. ein. Erst 1604 ändert sich das Bild. Neue jüdische Namen tauchen in der Liste auf, die ich mit ihrem Aktienbesitz hier zusammengestellt habe:

Melchior Mendes	13500 fl.
Manuel Tomas [1])	3600 fl.
Michiel Lopez Fernandez (für Simon Henriques aus Florenz)	2875 fl.
Manuel Carvalho	1900 fl.
Diego Dias Guerido	

Imponierend können auch diese Zahlen nicht genannt werden. Sie offenbaren jedoch, daß die Juden begonnen hatten, am Aktienhandel aktiv teilzunehmen.

Mit dem 2. März 1605 brechen die Eintragungen in unserer Liste plötzlich ab [2]). Da die folgenden Kapitalbücher der Kammer Amsterdam bis 1678 leider nicht mehr vorhanden sind, ist es unmöglich, über die Zunahme des jüdischen Interesses an der O.I.C. bis zu den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts sichere Angaben zu machen. Wohl sind uns zwei seeländische Aktenbücher, von denen unten die Rede sein wird, aus der 1. Hälfte des 17. Säkulums erhalten geblieben. Aber sie bieten für die Beurteilung der Vermehrung des jüdischen Anteils in diesem Zeitraum keinen geeigneten Maßstab, weil Amsterdam, und nicht Middelburg, das israelitische Zentrum in Holland war. Man wird gut tun, sich das Wachstum des jüdischen Aktienbesitzes nicht in rapider, sondern in ganz allmählicher Steigerung vorzustellen. Mancherlei Anzeichen deuten darauf hin. Ein Blick in das Amsterdamer Aktienjournal von 1607—1613 [3]) belehrt uns, daß

1) In der Liste ausdrücklich als „portugiesischer Kaufmann" bezeichnet.

2) Vereinzelte Nachträge aus den Jahren 1606, 1607 und 1608 betreffen nur nichtjüdische Aktionäre.

3) Journaal van de O.I.C. Actien van 1607 to[illegible]1613. Archiv d. Kammer Amsterdam, Nr. 10577.

auch in diesen Jahren sehr selten Aktien auf Juden übertragen wurden. Ich fand folgende Registrierungen: 1607 kauften Melchior und Francisco Mendes Aktien im Werte von 3000 fl. Am 31. Oktober 1608 veräußerte Melchior mehr als ein Drittel der erworbenen Papiere (1200 fl.) an Michiel de Castro. Weitere Verkäufe von seiten der Brüder Mendes fanden im Jahre 1609 statt (3000 fl.). Zur selben Zeit aber legte Garcia Gomes Victoria 2400 fl. in Aktien der Kompagnie an.

Sehr gering dürfte auch die Teilnahme der Juden, trotzdem ihre Kopfstärke in Amsterdam schon 1609 200 betrug[1]), am Handel der O.I.C. bis 1613 gewesen sein. Wir erfahren aus dem Journal, daß Israeliten nur im Jahre 1611 etwas Pfeffer, Muskatnüsse und Mastix[2]) einkauften, während 1612 kaum nennenswerte Partien von Muskatnüssen jüdische Abnehmer fanden. Dabei gingen große Mengen dieser Handelsartikel in den Besitz christlicher Käufer über.

In Seeland war während der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts wahrscheinlich kein Jude Aktionär der Gesellschaft. Das Kapitalbuch von 1615[3]) enthält lediglich christliche Namen, und im folgenden Register, das die Jahre 1629—1659 umfaßt[4]), trifft man erst 1653 auf jüdische Eintragungen mit auffallend niedrigen Beträgen:

Anthonio Lopez Suasso . . .	1400 fl.
Abraham und David de Pinto .	800 fl.
Jacob Osorio	500 fl.

Ihnen schließt sich 1659 noch Jacob de Pinto mit 3333 : 6 : 8 fl. an. In den nächsten beiden Jahrzehnten sind die Juden mehr und mehr aus ihrer Reserviertheit herausgetreten, aber die Höhe der Einlagen blieb in Middelburg verhältnismäßig gering. Die nachstehende Tabelle gibt einen Überblick über den im seeländischen Kapitalbuch von 1659—1682[5]) verzeichneten jüdischen Aktienerwerb, und wir sehen, daß trotz der glänzenden politischen

1) Bijdr. voor Vaderl. Gesch., Deel IX, p. 377.
2) Über Mastix vgl. Heyd, Levantehandel II, p. 616 f.
3) Capitael-Bouck van actien, 1615. Archiv d. Kammer Seeland, Nr. 10192.
4) Archiv d. Kammer Seeland, Nr. 10193.
5) Ebenda Nr. 10194.

und kommerziellen Erfolge der Kompagnie nur ein einziger „Portugiese“ mehr als 10000 fl. in ihren Aktien anlegte.

Name des Aktionärs:	Kaufte von: bis:	Wert der nach und nach erworbenen Aktien:
Abraham und David de Pinto	1659—1666	2600 fl.
Anthonio Lopez Suasso . .	1659—1672	6125 fl.
Jacob Osorio	1660	1500 fl.
Abraham Cardozo	1666—1679	4800 fl.
Jacob de Pinto	1668	500 fl.
Isaack de Pinto	1668—1681	6750 fl.
Abraham Gomes de Aranjo .	1671	150 fl.
Isaack Agillaer	1671	466 : 13 : 4 fl.
Jehosua de Fonseca	1671	50 fl.
Die portugies. Judengemeinde	1671	500 fl.
Jacob Nunez Henriques . .	1675—1681	10326 : 17 fl.
Moyses Perrera	1678	500 fl.
Antony Alvarez Marchado . .	1679—1680	1200 fl.
Athias Elevy	1680	5000 fl.
Abraham de David Abandana	1680	500 fl.
Emanuel Mendes Floris . .	1681	1500 fl.
Jacob und Moyses de Pinto .	1681	750 fl.
Rodrigo Dias Henriques . .	1681	1000 fl.
David de Pinto	1681—1682	5958 : 6 : 8 fl.
Miguel Osorio d'Almeyda . .	1682	500 fl.

Gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts nahm die Zahl der jüdischen „Participanten“ gewaltig zu. Die seeländischen Listen aus dieser Zeit sowie die mit dem Jahre 1679 wieder einsetzenden Amsterdamer Kapitalbücher wimmeln von deutsch-polnischen und vor allem von portugiesischen Judennamen. Immer mehr Geld investierten die Israeliten in O.I.C.-Aktien, bis im 18. Jahrhundert ein Viertel der Amsterdamer Aktionäre aus Mitgliedern der jüdischen Gemeinden bestand[1]). Auch in Seeland, in Delft,

1) Vgl. die alphabetischen Indices zu den Kapitalbüchern von 1679 bis 1812. Archiv d. Kammer Amsterdam, Nr. 10574, [illegible] 10578, 10594 und 10569 (in dieser Reihenfolge).

Hoorn und Enkhuizen wuchs die Teilnahme der Juden außerordentlich [1]). Eine Ausnahme machte allein Rotterdam, wo sich die Zahl der jüdischen Interessenten stets in bescheidenen Grenzen hielt [2]).

Es wäre vielleicht eine lohnende Aufgabe, den Phasen dieser Entwicklung näher nachzugehen. Dem steht nur eins im Wege: das monströse Format der Kapitalbücher aus der späteren Zeit. Wer diese Ungetüme, deren Transport schon die Kraft starker Männer verlangt, einmal gesehen hat, begreift, warum bisher alle Versuche, die Finanzgeschichte der O.I.C. zu bearbeiten, im Sande verlaufen sind. Sie scheiterten an der physischen Unmöglichkeit, solcher Bände und solch riesenhaften Materials Herr zu werden.

Wie ist die starke Zurückhaltung des jüdischen Kapitals in der Entwicklungsepoche der Kompagnie zu erklären? Wie kam es, daß die nach SOMBART zum Kapitalismus so besonders befähigten Juden mit diesem großartigen kapitalistischen Unternehmen erst enge Fühlung gewannen, als es den Gipfel seines Ruhmes bereits erklommen hatte? War der viel gepriesene Reichtum der Marranen, von dem uns glaubwürdige Berichterstatter erzählen, nur ein Phantasiegebilde?

Um diese Fragen richtig zu beantworten, müssen wir uns über die politische Lage der Juden klar werden. GRÄTZ hat — von seinem Standpunkte aus begreiflich — die Zulassung der „Portugiesen" in den vereinigten Provinzen als das „erste zitternde Aufdämmern eines hellen Tages aus dem nächtlichen Dunkel" bezeichnet [3]). Die Juden nannten Amsterdam ihr neues großes Jerusalem, und mit der Zeit ward die Stadt für das jüdische Volk „eine feste Arche in der neuen Sintflut". Jeder Inquisitionsprozeß, jeder Scheiterhaufen in Iberien vermehrte die Mitgliederzahl der portugiesischen Judengemeinde im nordischen Venedig. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts schätzte Manasseh ben Israel die Gesamtziffer der in Amsterdam lebenden jüdischen Familien auf 400. Schon damals sollen sie 300 Häuser besessen

1) Vgl. die Kapitalbücher Nr. 10195, 10404, 10656, 10657, 10659 und 10660.

2) Kapitalbuch Nr. 10658.

3) Geschichte der Juden, Bd. X, p. 2.

haben [1]). Mag den aus Portugal vertriebenen und seit dem Beginn des 30jährigen Krieges aus Deutschland geflüchteten Israeliten [2]) die holländische Metropole im Vergleich zur Heimat als Dorado erschienen sein, die Nachforschungen WOLFFS offenbaren, daß die Stellung der Juden in Holland durchaus nicht so frei und ungebunden war, wie man bisher angenommen hatte. Zwar ließ sie der Amsterdamer Magistrat in Ruhe und störte ihre Glaubensübung nicht, aber die Kalvinisten begegneten ihnen mit unverhohlenem Mißtrauen. Sie duldeten die jüdischen Einwanderer, weil sie sich geschäftliche Vorteile von ihnen versprachen. So blieb der Jude ein Fremdling in den Niederlanden und ward immer wieder daran erinnert, daß die ihm erwiesene Gastfreundschaft nichts anderes als ein Gnadenbeweis war. Nur in Ausnahmefällen konnte ein Israelite „Poorter", d. h. Bürger, in Holland werden [3]). Kam er aber nach harten Mühen in den Besitz des Bürgerrechtes, so leistete ihm niemand Garantie, daß es auch auf seine Kinder übergehen würde. Der Ausschluß vom Poortersrecht isolierte das jüdische Element in den sieben Provinzen vollkommen und unterwarf die Söhne Israels einer Reihe von Ausnahmebestimmungen, denen sie sich wohl oder übel fügen mußten. Wer kein Bürger war, durfte kein Gewerbe betreiben. Keine Gilde nahm ihn auf, und sogar das Studium der Medizin blieb ihm verschlossen. Auch konnte er sich nicht in die Listen einer Handelsgesellschaft, wie z. B. der O.I.C. einschreiben lassen. Wären diese Anordnungen mit unerbitterlicher Strenge gehandhabt und auch auf den Handel ausgedehnt worden, die Juden hätten den Niederlanden Valet sagen müssen. So weit kam es aber nicht, denn auf kommerziellem Gebiete fanden auch jüdische Groß- und Kleinhändler Schutz und Unterstützung. Im Jahre

1) Denkschrift des Manasseh ben Israel an Oliver Cromwell im Jahrbuch für die Geschichte der Juden, 1861, Bd. II, p. 153.

2) Es ist nicht mehr nachzuweisen, wann die ersten deutschen Juden nach Holland gekommen sind. KOENEN meint in seiner Geschiedenis der Joden in Nederland (Utrecht 1843), daß schon 1615 oder 1616 deutsche Israeliten in den Niederlanden aufgetaucht seien. Wahrscheinlich hat erst der 30jährige Krieg ihnen das Signal zur Emigration nach Amsterdam gegeben.

3) WOLFF in den Bijdr. voor Vaderl. Gesch., Deel IX, p. 382 ff.

1657 erhob ein Beschluß der Generalstaaten die „Fremdlinge“ zu „Untertanen und Einwohnern“ (ingezetene). Ihre Lage ward dadurch ein wenig gebessert, und sie gewannen trotz Fortdauer der Schikanen größere Ellbogenfreiheit im internationalen Handel.

Der Verweigerung des Bürgerrechts ist die geringe Teilnahme des Judentums am O.I.C.-Aktienhandel bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts wohl in erster Linie zuzuschreiben. Dazu kam, daß infolge der wüsten Spekulation, die bald nach der Ausgabe der Aktien einsetzte, der Wert derselben rapide in die Höhe schnellte, und deswegen bedeutende Summen erforderlich waren, um Stücke des vielbegehrten Papiers noch in die Hand zu bekommen. Nach und nach ist es einzelnen Juden doch gelungen, und als 1657 die Fesseln gelockert wurden, holten die jüdischen Kapitalisten sehr bald das Versäumte wieder ein. Das beweisen die mitgeteilten Ziffern aus den seeländischen Kapitalbüchern, und wären die Amsterdamer Register von 1658—1678 noch vorhanden, so würden sie unsere Wahrnehmung nur bestätigen.

Aus dem Gesagten ergibt sich von selbst, daß die Behauptung Sombarts, es habe jüdische Kompagniedirektoren gegeben, für die Periode bis 1657 unmöglich richtig sein kann. Auch nachher blieb den Juden die Erlangung dieser Würde versagt, und nicht einmal im 18. Jahrhundert ward einem Israeliten der „Bewindhebber“posten eingeräumt. Die sog. „Heerenboekjes“, die wichtigen, Jahr für Jahr gedruckten Staatsalmanache des 18. Säkulums, in denen alle hohen und niederen Würdenträger der vereinigten Provinzen mit Namen und Datum ihres Amtsantritts verzeichnet stehen [1]), führen bis zur Auflösung der Kompagnie nur christliche Direktoren an. Trotzdem ist es Sombart geglückt, den Juden Francis Salvador als Bewindhebber der O.I.C. festzustellen, und diese Entdeckung genügte ihm vollständig, an dem Vorhandensein weiterer jüdischer Direktoren nicht zu zweifeln. Sombarts Quellen für den in den Heerenboekjes nicht erwähnten Mann sind: A. M. Hyamsons History of the Jews in England und der Artikel Francis Salvador in der amerikanischen Jewish Encyclo-

1) Das Haager Reichsarchiv bewahrt eine ziemlich vollständige Sammlung der Heerenboekjes von 1737 ab. Die dort fehlenden Bände habe ich in verschiedenen holländischen Bibliotheken eingesehen.

pedia. Das Buch von HYAMSON ist mir leider nicht zugänglich gewesen. In der Encyclopedia aber habe ich vergebens nach dem O.I.C.-Direktor Francis Salvador gesucht. Der betreffende Artikel, für den ein Aufsatz LEON HÜHNERS in den Publications of the American Jewish Historical Society [1]) die Unterlage geliefert hat, spricht nur von starken Geldverlusten der Familie Salvador beim Niedergang der holländisch-ostindischen Kompagnie im 18. Jahrhundert. Francis Salvador war als Jude in England geboren, wurde später Mitglied der General Assembly von South Carolina und tat sich im nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege hervor. Wann er Kompagniedirektor in Holland gewesen sein soll, gibt SOMBART vorsichtigerweise nicht an. Es dürfte ihm auch schwer genug werden, dafür den Schatten eines Beweises zu erbringen. Nun führt aber die Encyclopedia noch einen andern Salvador an, der den Vornamen Joseph trägt, und den SOMBART zweifellos im Auge gehabt hat. Er gehörte der gleichen Familie an und lebte in England, wo er sich um 1753 großen Ansehens erfreute. „The magnitude of his operations in the world of finance and commerce," sagt die Encyclopedia, „was such that he was elected to the directorate of the Dutch East India Company, being the first Jew thus honoured" [2]). Sollte hier nicht ein Druckfehler vorliegen und die englisch-ostindische Kompagnie gemeint sein? Es wäre doch sehr merkwürdig gewesen, wenn die holländische Gesellschaft einen Mann zum Direktor gewählt hätte, der in London wohnte, Präsident der dortigen portugiesischen Kongregation war und mit seinen ganzen Interessen in England wurzelte. Überdies hätte es einem Ausländer unsägliche Mühen gekostet, in den Besitz eines Bewindhebberpostens in der niederländischen Republik zu gelangen. Diese Stellung vererbte sich im 18. Jahrhundert in den holländischen Patrizierfamilien, und eifersüchtig wachte man darüber, daß nur der Kaste angehörige Elemente Aufnahme fanden. Und wäre Salvador wirklich als erster Jude in die Leitung der O.I.C. berufen worden, dann hätten die mit peinlichster Genauigkeit

1) L. HÜHNER, Francis Salvador, a Prominent Patriot of the Revolutionary War. Publications, Bd. IX, p. 107 ff.

2) Artikel: Joseph Salvador.

bearbeiteten „Heerenboekjes“ das große Ereignis nicht unerwähnt gelassen [1]).

Mit Recht hat die Kritik SOMBART vorgeworfen, daß er überall Juden wittere, wo gar keine vorhanden seien. So dürfen wir uns nicht wundern, wenn er auch die niederländischen Kolonien in Ostindien von ihnen angefüllt sieht und sogar in den höchsten Verwaltungsstellen Vertreter des alten Volkes zu erblicken glaubt. „Wir wissen,“ schreibt SOMBART, „daß derjenige Generalgouverneur der holländisch-ostindischen Kompagnie, der, wenn man ihn auch nicht als Gründer der niederländischen Macht auf Java bezeichnen kann, doch sicher am meisten zur Befestigung derselben beigetragen hat, Cohn (Coen) hieß. Und können uns leicht davon überzeugen, daß er nicht der einzige jüdische Gouverneur der holländisch-ostindischen Besitzungen war, wenn wir etwa die Porträts dieser Beamten einer Musterung unterziehen.“ FELIX RACHFAHL hat diese Ausführungen mit beißendem Spott gegeißelt. „Das hätte sich Jan Pieterszoon Coen, der Bürgerssohn aus Hoorn, schwerlich träumen lassen, daß ein ‚Forscher‘ nach 300 Jahren seinen guten germanischen Familiennamen ‚Konrad‘ für einen semitischen ‚Cohn‘ ansprechen würde“ [2]). Wie mir der beste Kenner der holländischen Kolonialgeschichte, Professor J. E. HEERES in Leiden, mitteilt, ist „Coen“ nicht als Abkürzung von „Koenrad“ (Konrad) aufzufassen. Es handelt sich hier wahrscheinlich um einen Beinamen, den der Stifter von Batavia selbst angenommen oder von anderer Seite erhalten haben mag, und der so viel als „der Kühne“ bedeutet [3]). Jan Pieterszoons Vater hieß nicht Coen, sondern Pieter Willemsz van Twisk. Er hat den ihm am 8. Januar 1587 geborenen Sohn ins Taufbuch der reformierten Gemeinde zu Hoorn eintragen lassen [4]). Damit sind der auch von der Jewish Encyclopedia geteilten Annahme, daß der berühmte Gouverneur jüdischer Ab-

1) In den Heerenboekjes sind die jüdischen Kaufleute und Makler Amsterdams meist in gesonderten Listen aufgeführt.

2) RACHFAHL a. a. O. p. 56.

3) Zuweilen wird der Name geradezu „de Coene“ geschrieben.

4) Siehe den Aufsatz von HEERES in der Prachtausgabe von H. COLIJN, Neerlands Indië, Teil I, p. 331.

kunft gewesen sei, die Grundlagen entzogen. Gleichwohl ist diese Behauptung nicht völlig aus der Luft gegriffen. Schlechte Abbildungen von Coen weisen in der Tat Züge auf, die man als jüdisch bezeichnen könnte[1]), und außerdem haben verschiedene Stämme der Familie Cohn ihr Geschlecht von Jan Pieterszoon hergeleitet. Die Unrichtigkeit dieser und ähnlicher[2]) Genealogien ergibt sich aus der Feststellung von HEERES, daß Coens Gattin, die Amsterdamerin Eva Menten, ihrem Gemahl nur ein Töchterchen schenkte, das schon in früher Jugend starb.

So wenig wie Coen gehörte irgendeiner seiner Nachfolger in Indien dem Judentum an. Die Hypothese SOMBARTS, daß Jan Pieterszoon nicht der einzige jüdische Gouverneur Hollands im Sundaarchipel gewesen sei, stützt sich allein auf die minderwertigen Vignetten, mit denen J. P. J. DU BOIS sein Buch „Vie des Gouverneurs Généraux ... aux Indes Orientales“ [3]) ausgestattet hat. Da andere Beweise nicht zu erbringen waren, die Juden aber nach SOMBARTS Meinung unbedingt dabei gewesen sein mußten, kamen diese mangelhaften Bildchen zu der unverdienten Ehre, als historische Belege gelten zu dürfen. An der christlichen Abstammung sämtlicher Statthalter, die bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die Interessen der O.I.C. draußen wahrgenommen haben, ist, wie gesagt, kein Zweifel möglich, mag auch die Nase des einen Gouverneurs länger und krümmer als die des anderen gewesen sein. Glaubt denn SOMBART wirklich, daß die holländischen Kalvinisten freiwillig einem Juden diese viel beneidete Machtstellung überlassen hätten? Gönnte man doch dem Israeliten nicht das kleinste öffentliche Amt. Jede Stellung, selbst das Bürgerrecht, mußte er sich mühsam erst erkämpfen. Als im Jahre 1646 in dem damals noch holländischen Pernambuco der portugiesische Jude Cardozo die Zulassung zur Advo-

1) Z. B. der Kupferstich von M. Balen in P. L. MULLERS, Onze Gouden Eeuw, Bd. I, p. 333. Dagegen zeigen das ja nicht schöne, aber charakteristische Denkmal Coens in Hoorn und vor allem das Porträt im Besitze der indischen Gesellschaft im Haag, daß der Gouverneur mit dem Stamme Juda nicht das Geringste zu tun hatte.

2) Auch Koenens, von Koenens, von Köhnes haben nach HEERES ihren Stammbaum auf Coen zurückgeführt.

3) Im Haag 1763 erschienen.

katur erbat und auf das Einverständnis der westindischen Kompagnie hinwies, erklärte der dortige Justizrat, an keinem Gerichtshofe Europas würde das einem Anhänger des jüdischen Glaubens gestattet, daher müsse Cardozo seine „Promotion" auf betrügerische Weise erlangt haben [1]). Und 27 Jahre vorher (1619) soll der „Jude Coen" bereits Generalgouverneur von Niederländisch-Indien geworden sein!

Alle zuverlässigen Berichte stimmen darin überein, daß die Zahl der Israeliten in Hollands ostindischen Besitzungen stets sehr gering gewesen ist. KOENEN glaubt diese Erscheinung „auf die gefährliche Konkurrenz der Chinesen — der Juden des fernen Ostens" zurückführen zu können [2]). Ein Gedanke, den ich nicht unbedingt von der Hand weisen möchte. Da die Ziffer der europäischen Ansiedler im Sundagebiete nur sehr langsam wuchs, war die Regierung schon früh darauf bedacht gewesen, das Land auf andere Weise zu bevölkern. Coen hatte der Kompagnie den richtigen Weg gezeigt und nachdrücklichst die Brauchbarkeit des chinesischen Arbeiters hervorgehoben. „Es gibt kein Volk in der Welt," schrieb er nach Holland, „das uns größere Dienste leisten kann als die Chinesen. Wir können in Batavia gar nicht genug von ihnen bekommen [3])." Die fleißigen und sparsamen Söhne des himmlischen Reiches tauchten alsbald in allen Plätzen Javas auf, sie produzierten überaus billig und wußten sich durch ihre Anpassungsfähigkeit und zähe Energie allmählich den ersten Platz im Landbau, Gewerbe und Kleinhandel zu erobern. Schon der Mangel an europäischen Abnehmern machte es den jüdischen Händlern unmöglich, den geriebenen chinesischen Kaufleuten die Spitze zu bieten, und dazu kam, daß man in Holland den Juden die Auswanderung nach Indien erschwerte. Jüdische Emigranten wurden nämlich gezwungen, sich mit einem Geleitsbrief von ihrer Heimatsbehörde zu versehen, damit ihnen Schutz und Hilfe in Batavia zuteil würde [4]). Daß die Erlangung eines solchen Do-

1) Notulen van Brazilië, Westindische Compagnie (Oude Compagnie), Nr. 71. Reichsarchiv im Haag.

2) Gesch. der Joden, p. 275.

3) VAN REES, Geschiedenis der Staathuishoudkunde, Bd. II, p. 266.

4) WOLFF in Bijdr. voor Vaderl. Gesch., Deel X, p. 142.

kuments mit einer Art von Spießrutenlauf für den unglücklichen Hebräer verbunden war und eine willkommene Gelegenheit zu Schikanen bot, liegt auf der Hand. Auch im 18. Jahrhundert, als das jüdische Element sich so rege am Aktienhandel beteiligte, wollte die Ziffer der holländischen Juden in Indien nicht steigen. Unter den kaufmännischen Angestellten begegnen uns nach Angabe der „Heerenboekjes" bisweilen jüdische Namen. Der eine oder andere Arzt gehörte zu Judas Stamm, und die Vorsteher, Übersetzer, Küster und Totengräber der „portugiesischen" Gemeinde waren durchweg israelitisch. Damit ist aber auch die Reihe der von Juden in Ostindien eingenommenen Posten erschöpft. Hier wie in der Heimat blieb ihnen der Eintritt in die höhere Beamtenlaufbahn versagt.

Noch schwächer als im Sundaarchipel scheint die Beteiligung des jüdischen Volkes an der Entstehung der britischen Herrschaft in Indien gewesen zu sein. Seit 1615 hatten die Engländer auf der vorderindischen Halbinsel festen Fuß gefaßt und im Laufe des 17. Jahrhunderts in Madras, Bombay und Kalkutta sichere Stützpunkte gewonnen. Aber die britisch-ostindische Kompagnie, die hier ihre Haupttätigkeit entfaltete, stand, was Organisation und Kraftfülle anging, noch weit hinter ihrer niederländischen Schwester zurück. Das lag wohl vor allem an den inneren Wirren in England, an den unaufhörlichen Bürgerkriegen, wodurch eine „Neubildung von Kapitalien" immer wieder vereitelt wurde. In den ersten Zeiten ihres Bestehens besaß die britische Gesellschaft keinen eigentlichen Aktienfonds, und so kamen die für die Expeditionen erforderlichen Summen „auf dem Wege der Subskription" zusammen [1]). Nach einer Reihe von ungünstigen Jahren besserten sich die finanziellen Resultate der Kompagnie in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts beständig, und infolgedessen fanden auch ihre Aktien lebhaftere Nachfrage. Ein regelrechter Handel scheint aber in diesem Papier damals noch nicht getrieben zu sein, denn von 1677—81 wurden wiederholt Klagen laut, „der gewaltig steigende Nutzen des ostindischen

1) Roscher, Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung (3. Aufl.), p. 254 f.

Handels käme nur einer kleinen Zahl von Personen zugute“ [1]). In einer sehr interessanten Eingabe, welche die „ablest merchants on the Exchange of London“ 1681 an Karl II. richteten, ward die Ziffer der Aktionäre auf 550 angegeben, und die Bemerkung hinzugefügt, daß sich die Hauptmenge der Aktien in der Hand von etwa 40 Leuten befände. Konnte in früheren Zeiten niemand mehr als 4000 £ Aktien sein eigen nennen, so hatten 1681 einzelne Personen bereits 50 000 £ in ihren Händen, während der Aktienbesitz eines nicht weiter genannten Kapitalisten sogar 100 000 £ überstieg. Immer seltener erschien infolgedessen das ostindische Papier auf dem Londoner Markte. Da die Kompagnie die Richtigkeit der von den Kaufleuten erhobenen Vorstellungen nicht zu bestreiten vermochte, dürfen wir mit Ehrenberg „als feststehend annehmen“, daß im Jahre 1681 noch kein regelmäßiger Verkehr in diesen Werten stattgefunden hat, wenn auch „ein lebhaftes Verlangen nach dem Kaufe von ostindischen Aktien offenbar vorhanden war“.

Über die jüdische Anteilnahme hüllen sich die Quellen in Stillschweigen. „It is not easy to say“, schreibt Cunningham, „how far the Jews, and other aliens resident in London at this period, were prevented from taking a part in foreign trade. They seem to have been excluded from the regulated Companies, and therefore from commerce with the Levant, the Baltic and Hamburg; but the trade to France, Spain and Portugal was apparently open to them, and they could take shares in joint-stock Companies, if they desired it. The Navigation Act rendered it impossible for them to take up the business of shipping, but they would have considerable opportunities as interlopers and for illicit trade, if they were inclined for maritime ventures. Under Charles II. they were relieved from the burden of paying additional customs, and they seem on the whole to have occupied themselves as brokers and intermediaries, and not to have taken a prominent part in developing the maritime trade of the country [2]).“ Aus diesen wenigen Sätzen, die trotz der vorsich-

1) Ehrenberg, Zeitalter der Fugger, Bd. II, p. 302. Danach das Folgende.
2) The Growth of English Industry and Commerce in Modern Times I, p. 327.

tigen Ausdrucksweise des Autors einen trefflichen Überblick über die kommerzielle Lage der englischen Juden in dem Zeitraum von 1603—1689 geben, geht deutlich hervor, daß die jüdische Einwirkung auf Englands Übersee- und Kolonialhandel bis zur „glorious revolution" gleich Null gewesen sein muß. Und das wird indirekt durch die Ergebnisse der judaistischen Forschung in Großbritannien bestätigt. Mit keinem Wort gedenken die zahlreichen Hefte der Jewish Quarterly Review und die Transactions der Jewish Historical Society of England jüdischer Teilnahme am ostindischen Geschäft. Hätten die englischen Israeliten wirklich nennenswerte Leistungen auf diesem Gebiet zu verzeichnen gehabt, man wäre nicht mit Stillschweigen darüber hinweggegangen.

Wir sahen schon, daß zur Zeit der portugiesischen Kolonisation eine beträchtliche Zahl von Juden in Vorderindien ansässig war. Welche Stellung sie aber den hier vordringenden Engländern gegenüber einnahmen, entzieht sich leider unserer Kenntnis. Die Jewish Encyclopedia weiß von einem Juden Jacob Semah zu berichten [1]), der im Jahre 1680 von Bagdad nach Surat übersiedelte, wo die Briten eine bedeutende Faktorei errichtet hatten. Ihm folgten Glaubensgenossen aus Persien und Arabien nach. Die in Surat entstandene jüdische Gemeinde soll später nach Bombay gezogen sein, als das rasche Emporkommen der Stadt Aussicht auf größere Handelsgewinne bot. Über das weitere Schicksal Semahs und seiner Freunde ist nichts bekannt. Wir tappen hier völlig im Dunklen, und es muß künftiger Forschung überlassen bleiben, aus den Archiven festzustellen, wie groß der jüdische Anteil an der Gründung des englischen Reiches in Indien gewesen ist, und in welchem Maße sich israelitischer Einfluß auf die East India Company im 18. Jahrhundert fühlbar gemacht hat [2]). Eine interessante Aufgabe wäre auch die Ermittlung jüdischer Mitwirkung an der Erschließung Ostasiens.

So mangelhaft wir über Israels Beteiligung an der kolonialen Expansion auf der östlichen Halbkugel orientiert sind, so er-

1) Artikel: India.

2) Auch die jüngst erschienene Schrift von F. P. Robinson, The Trade of the East India Company (1709—1813) enthält darüber nichts.

giebig ist die Literatur über die Beziehungen des Judentums zur westlichen Hemisphäre. SOMBART sieht die „neue Welt“ recht eigentlich als das Feld jüdischer Wirksamkeit in Koloniallanden an, „zumal in den Jahrhunderten der frühkapitalistischen Wirtschaftsverfassung“ [1]). Aber damit nicht genug. Für ihn ist „Amerika in allen seinen Teilen ein Judenland“. Zu dieser Anschauung müsse sich jeder bekennen, der an Hand der Quellen der Sache auf den Grund gehe. Und weiter sagt SOMBART: „In einer ganz seltsamen Weise sind die Juden gleich mit der Entdeckung Amerikas auf das innigste verwoben: es ist, als ob die Neue Welt für sie allein, durch ihre Beihilfe entdeckt worden sei, als ob die Columbusse nur die Geschäftsführer Israels gewesen seien. So betrachten jetzt auch stolze Juden selbst die geschichtliche Lage, wie sie durch neuere archivalische Forschungen klargelegt worden ist.“

Diese eigenartige Behauptung SOMBARTS basiert vornehmlich auf dem oben erwähnten Buche von MEYER KAYSERLING: Christoph Columbus und der Anteil der Juden an den spanischen und portugiesischen Entdeckungen [2]). Soweit ich sehe, hat die gründliche, bisweilen die Farbe recht dick auftragende Arbeit den ungeteilten Beifall aller jüdischen Historiker gefunden, und ihre Resultate sind von der judaistischen Forschung Amerikas anstandslos übernommen worden. KAYSERLING weist auf Grund glaubhafter Berichte nach, daß die beiden ersten Fahrten des Colombus ihr Zustandekommen vor allem dem Golde der Marranen zu verdanken gehabt haben. Als die spanische Krone im Jahre 1492 die hohen Forderungen Colons ablehnte — verlangte er doch „die höchsten Würden in Spanien und fast königliche Gewalt in den zu entdeckenden Ländern“ — [3]), da fand der Genuese tatkräftige Unterstützung bei Juan Cabrero, Luis de Santangel, Gabriel Sanchez und Alonso de la Caballeria [4]). Santangel nahm die Regelung der finanziellen Frage in die

1) SOMBART, p. 31.

2) Vgl. auch den von KAYSERLING herrührenden Artikel: The Discovery of America in der Jewish Encyclopedia.

3) RUGE, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, p. 239.

4) KAYSERLING, p. 51.

Hand, lieh dem Hofe bedeutende Summen und setzte ihn dadurch instand, einen beträchtlichen Zuschuß zu den Expeditionskosten zu leisten. Für ein Achtel der Ausgaben mußte Colombus selbst aufkommen, während die Gebrüder Pinzon, seine treuen Fahrtgenossen, den Rest deckten [1]).

Auch an der ersten Reise haben Juden teilgenommen, wie Alonso de la Calle, Rodrigo Sanchez, Luis de Torres, die beiden Ärzte Bernal und Marco, und mit Stolz erzählt uns KAYSERLING, daß Luis de Torres als „erster Europäer" den kubanischen Boden betreten habe, der ihm eine neue Heimat werden sollte [2]). Jüdisches Geld bildete ebenfalls die Grundlage der zweiten Expedition. Es handelte sich aber hierbei um Summen, die der Herrscher aus der inzwischen erfolgten Beschlagnahme marranischen Eigentums gewonnen hatte. „Das Königspaar", sagt KAYSERLING, „ließ in seiner unbegrenzten Habgier nicht nur alle von den Juden konfiszierten Wertsachen und Kleidungsstücke veräußern, selbst die alten, abgeschossenen damastenen, samtenen, seidenen, leinenen Umhüllen und Mäntelchen, welche die Thorarollen schmückten, und die seidenen Decken der Tische in den Synagogen wurden verkauft [3])." Die Erträge verwandte man samt und sonders für Colons zweite Reise.

Aus diesen Darlegungen ergibt sich, daß die Teilnahme des Judentums an der Entdeckung Amerikas außer Frage steht, daß aber SOMBART sich einer Übertreibung schuldig macht, wenn er Columbus als den Geschäftsführer Israels bezeichnet. Auch der in amerikanischen Publikationen mehrfach wiederkehrende Ausspruch von HERBERT B. ADAMS: „Not Jewels" (gemeint sind die Juwelen der Königin Isabella), „but Jews were the real financial basis of the first expedition of Columbus" trifft nicht den Nagel auf den Kopf [4]). Das Gold der Marranen war, wie RACHFAHL richtig bemerkt, „nur einer der vielen Faktoren, denen das Zu-

1) Siehe RACHFAHL, p. 60, Anm.

2) Luis de Torres entdeckte nach KAYSERLING zuerst „den Gebrauch der Zigarre und ließ sich als erster des jüdischen Stammes auf Kuba nieder".

3) p. 96.

4) Columbus and his Discovery of America (JOHN HOPKINS Univers. Studies in History and Political Science X, p. 386.

standekommen des Werkes von Colombus zu danken ist". Die Hauptarbeit leistete er selbst, und so viel wie Santangel haben auch die Pinzons und mächtige Gönner Colons zum Gelingen des Unternehmens beigetragen.

Damit ist aber der jüdische Anteil an der Auffindung der Neuen Welt noch nicht erschöpft, denn ein spanischer Forscher „reklamiert" sogar die Person des Columbus für das Judentum. Es ist mir trotz energischer Bemühungen nicht gelungen, der Columbusforschungen des Don Celso Garcia de la Riega habhaft zu werden, und so sehe ich mich genötigt, Sombarts Mitteilungen über diese Arbeit kurz zu rekapitulieren. Riega weist aus bischöflichen und Notariatsakten der Stadt Pontevedra (in der spanischen Provinz Galicien) nach, „daß Christobal Colon (nicht Colombo) ein Spanier und mütterlicherseits von jüdischer Abstammung war" [1]). Seine Mutter hieß Suzanne Fonterosa. Ihr Geschlecht bekannte sich zum jüdischen Glauben, war vielleicht seit kurzer Zeit zum Christentum übergetreten und lebte wie die Familie von Colons Vater in Galicien. Unruhen, die hier ausbrachen, gaben dem Elternpaar Veranlassung, nach Italien auszuwandern. „Diese Behauptungen", schreibt Sombart, „werden von dem spanischen Gelehrten noch durch weitere Beobachtungen gestützt. Er findet in den Schriften des Columbus zahlreiche Anklänge an die hebräische Literatur; die ältesten Porträts des Amerikaentdeckers zeigen einen echt jüdischen Gesichtstypus." Ich halte es nicht für wahrscheinlich, daß Riegas These viele Anhänger finden wird, und daß sie die authentischen Berichte über Colons Vorfahren zu erschüttern vermag, die Henry Vignaud in seinem vortrefflichen Buch: «Etudes critiques sur la vie de Colomb avant ses découvertes» [2]) zusammengestellt und kritisch beleuchtet hat. Aus Papieren des Genueser Notariatsarchivs geht hervor, daß Colons Großvater, Giovanni Colombo, in Quinto, wenige Kilometer östlich von Genua, wohnte. Er stammte aus Moconesi, einem Dorf im Tal von Fontanabuona. das Geburtsdatum ist leider nicht mehr festzustellen. Giovannis

1) Sombart, p. 33.
2) Paris 1905, p. 102 ff.

zweiter Sohn Domenico war der Vater des Entdeckers, lebte in Genua, später in Savona und hatte sich mit Suzanna Fontanarossa vermählt. Auch ihre Familie war im Genueser Gebiet ansässig. Von einem jüdischen Ursprung des Geschlechtes Fontanarossa wissen die Quellen nichts, und ehe nicht die israelitische Abstammung von Colons Mutter unwiderleglich bewiesen ist, wird man der Behauptung des spanischen Gelehrten mit größter Skepsis gegenüberstehen müssen. Daß Columbus sich mit hebräischen Büchern beschäftigte und auf einigen Bildern tatsächlich ein jüdisches Aussehen hat, kann als Beweis seiner Zugehörigkeit zum Judentum gar nicht in Betracht kommen. Das hat schon RACHFAHL, dem ich hier in mehreren Punkten gefolgt bin, mit Nachdruck betont.

Als Juden und Neuchristen im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts und zu Beginn des nächsten Säkulums aus Spanien vertrieben wurden, ergoß sich der Hauptstrom der Flüchtlinge in die Türkei, nach Nordafrika und Italien[1]). Verschiedene Teile wandten sich auch der Neuen Welt zu. Wann die jüdische Auswanderung nach Amerika begonnen, und welchen Umfang sie in den ersten 100 Jahren erreicht hat, ist quellenmäßig nicht mehr nachzuweisen. MEYER KAYSERLING macht einmal die treffende Bemerkung, mit der Aufhör der israelitischen Geschichte in Spanien beginne die Geschichte der Juden in Amerika. „Die Inquisition war das letzte Kapitel der jüdischen Bekenner auf spanischem Boden, sie ward das erste auf dem Kontinent der westlichen Hemisphäre“[2]). Durch Auswanderungsverbote suchte man der Immigration Israels in die Neue Welt Einhalt zu gebieten. Die Edikte wurden nicht befolgt. Juden, Marranen und andere Häretiker wußten sich immer wieder die Abreiseerlaubnis zu verschaffen oder fanden durch Bestechung des Schiffspersonals Platz an Bord. Da griff Philipp II. ein und sandte ihnen die erbarmungslosen Glaubensrichter nach. 1574 oder 1576 — genau

---

1) Vgl. W. KAPLUN-KOGAN, Die Wanderbewegungen der Juden (Bonn 1913), p. 44 ff.

2) The Colonisation of America by the Jews (Publ. of the American Jew. Hist. Soc. II, p. 73).

scheint das Datum nicht festzustehen — fand das erste Autodafé in Mexiko statt. Ob Juden dabei den Flammentod erlitten, vermag ich nicht anzugeben. Vier Jahre später sind aber drei mexikanische Marranen der Inquisition zum Opfer gefallen[1]). 1578 oder 1581 lohten zum erstenmal die Scheiterhaufen in Peru. 1593 wurden mehrere der Häresie angeklagte Israeliten von den Philippinen nach Mexiko gesandt und dort ihrem Richter übergeben[2]), während in Cartagena erst 1618 ein Jude zum Tode verurteilt, jedoch nachher zu lebenslänglichem Kerker begnadigt ward[3]). GEORGE ALEXANDER KOHUT meint in seinem Aufsatz: „Jewish Martyrs of the Inquisition in South America", die Inquisition sei in Mexiko „most powerful", in Lima und Cartagena (Neugranada) „terrible severe" gewesen[4]). Mehrfach wird in den Berichten auf das blutige Jahr 1639 hingewiesen, in dem nicht weniger als 63 Juden vor dem peruanischen Tribunal erschienen und 10 von ihnen lebendig verbrannt wurden. Darunter befanden sich der chilenische Arzt, Poet und Philosoph Francisco Maldonado da Silva[5]) und Manuel Battista Perez, angeblich der reichste Mann in Peru[6]).

Soviel Aufmerksamkeit auch die jüdischen Forscher Nordamerikas dem Treiben der Inquisition in Mexiko, Peru, Chile und dem La Platagebiet zugewandt haben, so mannigfache Mitteilungen wir darüber in der Jewish Encyclopedia und vor allem in den Publications of the American Jewish Historical Society finden[7]), das bisher veröffentlichte Material kann nur

---

1) Encyclopedia, Artikel: South and Central America.

2) G. A. KOHUT, Jewish Heretics in the Philippines in the 16. and 17. century (Publ. XII, p. 150).

3) ELKAN NATHAN ADLER, The Inquisition in Peru (Publ. XII, p. 36).

4) Publ. IV, p. 125 ff.

5) Über den Prozeß siehe G. A. KOHUT, The Trial of Francisco Maldonado da Silva (Publ. XI, p. 163 ff.).

6) Über 1 Million Pesos soll die Inquisition dabei erbeutet haben.

7) Außer den bereits genannten Aufsätzen möchte ich folgende Arbeiten hervorheben: CYRUS ADLER, Trial of Jorge de Almeida by the Inquisition in Mexico (Publ. IV, p. 29 ff.). DAVID FERGUSSON and CYRUS ADLER, Trial of Gabriel de Granada by the Inquisition in Mexico 1642—1645 (Publ. VII, p. 1 ff.). Ein höchst interessanter Prozeß, der ein ganzes Buch umfaßt.

als ein außerordentlich dürftiges bezeichnet werden. Angaben wie die folgende, es seien um 1639 6000 Juden in Peru gewesen, die Kurzwarengeschäfte besaßen, den Detailhandel monopolisierten und einen ausgedehnten Überseeverkehr trieben[1]), wird man vorläufig, da strikte Beweise nicht erbracht sind, mit einem großen Fragezeichen versehen müssen. Die gleichen Bedenken habe ich gegen eine andere Notiz in der Encyclopedia, wonach sich die mexikanischen Juden und Jüdinnen ihren Unterhalt als Schlachter, Vergolder, Silberschmiede, Gaukler, Zucker- und Erdnußhändler (sugarhawker, peanut-vender), sowie als Kindermädchen und Näherinnen verdient haben sollen[2]). Es ist ja möglich, daß in dem einen oder anderen der genannten Berufe vornehmlich Juden tätig gewesen sind. Aber derartig allgemein gehaltene und schwer zu beweisende Mitteilungen haben keinen anderen Zweck, als die Rührigkeit des Judentums in jenen Ländern möglichst grell zu beleuchten. Solange die noch in spanischen Staats- und Inquisitionsarchiven vorhandenen einschlägigen Akten nicht publiziert sind, wird man gut tun, sich solchen Bemerkungen gegenüber die größte Zurückhaltung aufzuerlegen.

Festeren Boden betreten wir, wenn wir unsere Schritte nach Brasilien lenken. Hier kann man, ohne sich grober Übertreibungen schuldig zu machen, in der Tat von einem Judenlande im Sinne Sombarts reden. Keine der überseeischen Besitzungen Iberiens hat während des 16. und 17. Jahrhunderts einen solchen Zustrom von jüdischen Einwanderern aufzuweisen gehabt, und in keiner Kolonie ist das Judentum so rasch zu einer ausschlaggebenden Stellung im Wirtschaftsleben gelangt. Übereinstimmend berichten die Quellen, daß Portugal, ehe es die Bedeutung dieses im Jahre 1500 entdeckten Gebietes richtig erkannte, aus Mangel an Siedlern Dirnen, Missetäter und Juden als Kolonisten nach Brasilien sandte. Die wohlhabenden Bevölkerungskreise verspürten nicht die geringste Lust, Geld und Leben an eine brasilianische Unternehmung zu wagen. Bot

1) Artikel: South and Central America.
2) Artikel: America.

doch Ostindien dem Konquistador ganz andere Möglichkeiten, zu Reichtum und Ansehen zu kommen. So ward Brasilien die „Ablagerungsstätte von Übeltätern aller Art", und wer der portugiesischen Regierung unbequem wurde, den ließ sie nach diesem Verbrecherdorado transportieren. Er mochte dann zusehen, wie er weiterkam. Daß ehrlichen und unbescholtenen Siedlern, die „dort bereits die Kastanien aus dem Feuer geholt hatten", mit einer solchen „Zufuhr von Gaunern, Wucherern und Betrügern schweres Unrecht zugefügt ward" [1]), lag auf der Hand.

Wie es den Juden unter diesen trostlosen Verhältnissen glückte, so tiefgreifenden Einfluß auf die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie zu gewinnen, ist im einzelnen noch nicht erforscht, kann aber nur aus der engen Verbindung Israels mit der im Lauf des 16. Jahrhunderts zu hoher Blüte gelangenden Zuckerkultur Brasiliens erklärt werden. Das hat auch SOMBART richtig erkannt. Nach HANDELMANNS Angabe, auf die sich die meisten späteren Autoren berufen, ist das Zuckerrohr 1532 von Madeira nach Brasilien gebracht worden [2]), und wahrscheinlich haben portugiesische Juden diese Überführung veranlaßt [3]). Auf Madeira und den Kanarischen Inseln sollen um die Wende des 16. Säkulums jüdische Zuckerpflanzer tätig gewesen sein. Von San Thomé wissen wir es sicher. Hierhin kamen 1492 viele aus Portugal vertriebene Israeliten. Sie errichteten Zuckerplantagen und beschäftigten Tausende von Negersklaven in ihren Betrieben [4]). Der Statthalter Alfonso de Souza [5]) versuchte das

1) CANSTATT, Das republikanische Brasilien in Vergangenheit u. Gegenwart, p. 424.

2) Geschichte von Brasilien (Berlin 1860), p. 58.

3) KAYSERLING a. a. O. p. 113 und SUPAN, Entwicklung d. europäischen Kolonien, p. 38, nehmen es als sicher an.

4) KNAPP, Der Ursprung der Sklaverei in den Kolonien i. d. Sammlung: Die Landarbeiter in Knechtschaft und Freiheit, p. 14.

5) Dem Namen nach könnte Alfonso wie auch der hervorragende Organisator Brasiliens, Thomé de Souza, jüdischer Abkunft gewesen sein. SOMBART spricht den letzteren als Judenabkömmling an, die Encyclopedia erwähnt keinen von beiden. Wären sie Marranen oder hinsichtlich ihres Glaubens zweifelhafte Leute gewesen, so würde ihnen die Inquisition die Bekleidung solcher Ämter schon unmöglich gemacht haben.

Rohr in Südbrasilien anzubauen. Pero de Goës importierte es nach Rio de Janeiro, und 1538 begann man mit der Kultur des Gewächses auch in Bahia und Pernambuco. Nirgends wollte es besser gedeihen als in den pernambucanischen Niederungen. Schon 1590 gab es in Bahia 36, in Pernambuco dagegen 66 Zuckermühlen, die von den Portugiesen „engenhos" genannt wurden. Alljährlich luden dort 40 Schiffe Zucker, „und der Zuckerzehnte, der seit 1532 an die Stelle der bis dahin üblichen Verpachtung des gesamten Küstenhandels getreten war, belief sich auf 19000 Cruzados. Um 1600 besaß Brasilien schon 120 engenhos, die zur Ausfuhr jährlich 60000 Kisten à 10 Zentner Zucker lieferten, so daß die portugiesische Regierung, welche um diese Zeit den Zuckerrohranbau Siziliens durch die Konkurrenz des brasilianischen Zuckers erdrückt sah, auch für die Produktionskraft Madeiras ängstlich zu werden begann und einen Ausfuhrzoll von 20 % auf den Zucker Brasiliens legte" [1]).

An diesem Aufstieg der Zuckerkultur haben die Juden großen Anteil gehabt. Übten doch von Anfang an gerade Bahia und Pernambuco eine gewaltige Anziehungskraft auf die jüdischen Flüchtlinge aus, die hier Plantagen anlegten und zur Zeit der holländischen Invasion (1624) sehr viele Zuckerpflanzungen ihr eigen nannten. Da die Inquisition in den brasilianischen Landen nicht so schroffe Formen annahm, wie in den spanischen Gebieten, konnten die Juden hier etwas freier ihr Haupt erheben. Offiziell war das Glaubenstribunal in Brasilien überhaupt nicht eingeführt worden [2]), aber die Marranen mußten sich vor Verrat von seiten übereifriger Katholiken wohl hüten und durften ihre Maske nicht leichtfertig abwerfen. „They were", sagt SOUTHEY in seiner History of Brazil, „in constant danger of losing their property through the agents of the Holy Office" [3]), zumal als Philipp II. durch die Erwerbung Portugals im Jahre 1580 auch Herr Brasiliens geworden war. Die Maßnahmen des Königs,

1) v. LIPPMANN, Geschichte des Zuckers, p. 261.
2) Encyclopedia, Artikel: Brazil.
3) Ebenda.

der wiederholt Neuchristen von Bahia nach Lissabon transportieren ließ und sie dem Glaubensgericht auslieferte, vermochten das Wachstum des jüdischen Kapitals in der portugiesischen Kolonie nicht aufzuhalten. An die Stelle der weggeführten Marranen traten andere Kräfte, und zu Beginn des 17. Jahrhunderts gehörten die Juden zu den wohlhabendsten Leuten unter den brasilianischen Plantagenbesitzern. Sollen doch einzelne von ihnen schon damals ein Vermögen von 60—100000 Cruzados besessen haben.

(Schluß folgt.)

L'Etat et l'importation des grains méditerranéens en France, sous la Révolution.

Par

J. Letaconnoux.

Marseille était, au XVIII[e] siècle, le siège d'un important commerce de grains. Malgré la concurrence de Gênes et de Livourne, elle était devenue, affirmait l'*Encyclopédie méthodique,* dès 1764, «l'entrepôt de la Méditerranée; tous les négociants faisaient venir à l'envi des blés de toutes parts: c'était un flux et un reflux annuel d'environ 600 000 charges de blé et une circulation de 18 à 20 000 000 pendant sept à huit ans.» Peut-être ces chiffres sont-ils exagérés; d'après M. PAUL MASSON, il ne serait entré, à Marseille, que 234 000 charges de blé du dehors, par an, en moyenne, de 1740 à 1764; d'après un mémoire de 1792, Marseille aurait importé, par terre et par mer, une moyenne de 400 000 charges [1]). Il n'en est pas moins vrai que Marseille était le grand marché de grains de la Méditerranée. Elle exportait du blé, au besoin, dans toutes les provinces de France, même jusqu'à Paris; elle en vendait souvent, et en grandes quantités, à l'Espagne et au Portugal [2]); mais son rôle principal était d'approvisionner le Midi, qui avait les plus grands besoins en grains. La Provence en effet produisait peu de blés et en consommait beaucoup; dans cette région, où l'on ne récoltait pas de châtaignes, où l'on n'usait que fort peu des laitages et de la pomme de terre, le pain était presque l'unique alimentation des cultivateurs et des artisans: l'administration du département des Bouches-du-

1) ***Histoire du commerce français dans le Levant, au XVIII[e] siècle,*** Paris, 1912, in-8°, p. 463 et sq.; *Archives nationales.* F[11] 249, n° 3. Mémoire sur l'établissement de la Compagnie d'Afrique.

2) PAUL MASSON. op. cit.

Rhône évaluait, en l'an V, la consommation annuelle des grains, dans le département, à 3 charges de 320 livres chacune, par individu, soit à 1 001 970 charges pour 333 990 habitants [1]). D'où Marseille importait-elle tant de grains? Elle en tirait de la Bourgogne et du Languedoc, quand ces provinces avaient fait d'abondantes récoltes, du Nord de l'Europe, par l'intermédiaire des Hollandais et des Danois, de l'Italie, de la Barbarie et du Levant. C'est dans ces trois derniers pays, qu'elle faisait ses plus gros achats: d'après Julliany, elle aurait importé, de 1783 à 1792, pour 2 500 000 livres de blés d'Italie et pour 450 000 livres seulement de blés du Nord [2]); d'après le représentant du peuple Ricord, l'Italie et les Echelles du Levant fournissaient d'ordinaire aux deux départements des Bouches-du-Rhône et du Var 3 000 000 de quintaux de blés par an [3]); de 1750 à 1776, la Barbarie avait expédié à Marseille une moyenne de 20 000 charges de grains par an; ses exportations passaient souvent 40 000 charges, elles avaient même atteint 100 000 charges et davantage, de 1770 à 1774, pendant la guerre russo-turque, qui arrêta les exportations des blés de la Mer Noire et de l'Archipel, et de 1786 à 1788, pendant la peste de Constantine, qui détourna les Arabes de ce marché [4]); enfin la traite des blés au Levant était plus importante encore qu'en Barbarie [5]).

---

1) *Archives nationales.* F^{11} 321$^{(2)}$. Lettre du 26 pluviôse an V.

2) *Essai sur le commerce de Marseille.* 2^{e} édition, Marseille, 1842, in-8°, T. 1, p. 408.

3) *Deuxième partie du rapport de Ricord . . . sur ses différentes missions à l'armée d'Italie, à Marseille et dans quelques départements méridionaux*, fait à la Convention nationale, Paris, frimaire an III, p. 27.

4) *Archives des Affaires Etrangères.* Algérie, 14. Recherches sur l'établissement de la Compagnie d'Afrique en Barbarie, août 1815, f° 230 et sq. et Précis de mes opérations en Afrique par Dubois-Thainville, commissaire général d'Alger . . . 8 thermidor an IX, f° 47 et sq. — D'après Paul Masson (*Histoire des établissements et du commerce français dans l'Afrique barbaresque*, p. 527, en note), la Compagnie d'Afrique tira des Concessions: 174 227 charges, de 1741 à 1745, 95 986, de 1746 à 1750, 119 564, de 1751 à 1755, 51 762, de 1756 à 1760, 42 794, de 1761 à 1765, 348 850, de 1771 à 1775, et 262 722, de 1785 à 1789.

5) Paul Masson. *Histoire du commerce français dans le Levant* . . . op. cit. p. 463 et sq.

Le commerce des grains se ressentit vivement des troubles révolutionnaires. En 1792, le gouvernement acheta à Gênes environ 100000 setiers de grains, mesure de Paris, et les fit revendre sur les marchés du Midi par les soins des municipalités [1]); mais cette opération fut à peine terminée que les besoins de ces marchés devinrent plus grands et que les importations diminuèrent avec la sécurité des transactions. «Dans ces circonstances orageuses, remarque, le 17 août 1792, la 24e Section de Marseille, les spéculations sur les denrées de première nécessité sont devenues très périlleuses; le négociant craint de s'en charger, il craint que les opérations les plus libres soient considérées comme des accaparements.» Pendant les guerres de 1744, on avait accordé des primes aux importateurs de grains étrangers; la 24e Section de Marseille décida de prier la municipalité d'encourager de cette manière le commerce des grains [2]). Les importations se faisant de plus en plus faibles, la municipalité dut, en 1793, se préoccuper d'assurer directement l'approvisionnement de la ville. Elle emprunta deux millions à cet effet et en confia l'emploi à un *Bureau de répartition des blés* [3]). Ce *Bureau* eût peut-être pu suffire momentanément aux besoins de Marseille; il eût été incapable d'assurer longtemps l'approvisionnement régulier de la ville, qui l'avait créé, et surtout celui de toute la Provence, dont les besoins n'étaient pas moins urgents. C'est sans doute pourquoi ce service municipal fut rapidement remplacé par les deux services d'Etat, dont je voudrais ici indiquer le rôle: le *Comité d'approvisionnement maritime en blés* et l'*Agence d'Afrique*.

* * *

Reprenant en quelque sorte en plus grand l'initiative de la municipalité de Marseille, le représentant du peuple Maignet or-

1) *Archives nationales.* F 12 113, 139, 140, 178. Ces achats à Gênes se rattachent à des opérations plus vastes, entreprises par le gouvernement, en vertu de la loi du 13 mars 1792, que je compte exposer prochainement dans leur ensemble.

2) *Bibliothèque municipale de Marseille.* Extrait des registres de la section, nº 24.

3) *Archives de la Chambre de Marseille.* BB 79. Lettre du Comité d'approvisionnement ... à la Commission des subsistances, 18 frimaire an II et passim.

donna l'établissement, dans cette ville, le 17 frimaire an II, d'un *Comité d'approvisionnement maritime en blés.* Ce Comité, qui devait informer régulièrement de ses opérations le représentant du peuple, siègea d'abord au bureau de la Maison commune, puis dans le local de la Caisse patriotique [1]). Composé de quinze membres, il s'appella parfois *Comité des quinze* [2]). Les membres, Payan, Ferry, Ant. Anthoine, Joussaud, Lepeintre, Tune (?), Teissier . . . et le trésorier, Dolier, en furent pris dans le *Bureau de répartition des blés,* qui était en liquidation. Ses attributions manquèrent d'abord de précision. Le représentant Maignet le chargea, sans préciser davantage, d'importer des blés par mer et lui fit successivement remettre par le *Bureau de répartition des blés,* en frimaire, 390000 livres, pour l'achat de 30000 piastres d'Espagne ou d'autres monnaies étrangères, et 610000 livres: soit 1 million, dont la *Commission des subsistances* de la République devenait redevable au dit *Bureau* [3]). Quand le Comité voulut importer des blés d'Italie, il se trouva en concurrence avec Haller, régisseur général des vivres de l'armée d'Italie, que soutenait le représentant du peuple Ricord. Celui-ci, par un arrêté du 7 nivôse, limita exclusivement les opérations d'Haller à l'Italie, celles du Comité au Levant et à la Barbarie et décida que le Comité disposerait des blés importés selon l'avis du régisseur des vivres [4]). Sur ces entrefaites, la *Commission des subsistances,* dont ils avaient sollicité l'approbation de leur programme, prit les membres du Comité pour ses agents et, par ses arrêtés du 24 nivôse, des 21, 27 et 29 pluviôse, par ses lettres du 27 nivôse, des 3 et 6 ventôse, étendit singulièrement leurs attributions. Elle les chargeait d'acheter le plus de blés possible aussi bien en Italie et en Sicile qu'en Levant et en Barbarie; elle mettait à

---

1) *Id. ibid.* Lettre du même à la même, 21 nivôse an II et Circulaire du Comité . . . aux membres de l'Agence d'Afrique, 8 germinal an II.

2) *Id. ibid.* Lettres du Comité . . . au Bureau de liquidation . . . des blés, 13 et 16 nivôse an II.

3) *Id. ibid.* Lettres du Comité . . . à la Commission des subsistances, 18 et 29 frimaire an II.

4) *Id. ibid.* Lettre du même à la même, 12 ventôse an II. Cf. aussi: *Deuxième partie du rapport de Ricord* . . . op. cit.

leur disposition divers agents envoyés pour le même objet en Italie par le gouvernement ou les représentants du peuple [1]); elle leur subordonnait Haller lui-même, en l'obligeant de se concerter avec eux, de leur rendre des comptes, de faire régler ses achats par eux; elle leur prescrivait de s'adresser aux agents de la *Compagnie d'Afrique* pour les achats à faire dans la zone d'influence de la Compagnie, dont le personnel était mis au service de la Nation et dont les établissements devenaient propriété nationale; elle les chargeait en outre d'importer de Gênes et autres lieux des cuirs tannés, d'exporter en Italie, pour le compte de la République, toutes marchandises, dont la sortie était permise et dont ils emploieraient le produit à acquérir des blés [2]). Je ne sais si Haller et Ricord réclamèrent contre ces arrêtés; mais le Comité lui-même représenta à la *Commission des subsistances* que ses ordres et ceux de Ricord étaient contradictoires. Le 13 ventôse, la Commission écrivit à Haller et au Comité qu'elle laissait «constamment à Haller seul le soin de tous achats en

1) L'arrêté du 24 nivôse leur prescrivait d'employer d'une part les citoyens Belleville et Delon, qui avaient été envoyés, à Gênes, par le représentant du peuple Boisset, et qui n'avaient pu acheter de grains, faute de fonds; d'autre part les citoyens Cherri et C^ie^, qui avaient soumissionné, devant les représentants du peuple à Commune Affranchie, pour la fourniture de 300 000 charges de blé. La lettre du 3 ventôse leur communiquait l'arrêté du Comité de Salut public, du 21 pluviôse, qui annulait le traité passé, le 19 juin 1793, entre l'ex-ministre de l'Intérieur Garat et le citoyen Despagnac, dit Daumarzet, chargé d'acheter des grains dans le Levant et dans les îles de l'Archipel; elle mettait à leur disposition les 12 691 piastres remises à Daumarzet sur Gênes, ainsi que les 247 781 piastres sur Gênes et les 19 470 piastres sur Livourne, envoyées à la maison Regni, père et fils, de Gênes, par le Ministère de l'Intérieur et la Commission des subsistances.

2) *Archives de la Chambre de Marseille.* BB 79. Précis des arrêtés et lettres de la Commission des subsistances ... et observations du Comité ... sur le précis ci-contre, 12 ventôse an II; Lettre du Comité ... aux membres du Comité de Salut public chargés de la correspondance, 19 ventôse an II, et trois lettres du Comité ... à Tilly, chargé des affaires de France, à Gênes, aux Regni, père et fils, à Daumarzet, à Gênes, du 12 ventôse an II. — Cf. aussi, aux Archives de la Chambre, dans le Registre des arrêtés de la Commission des subsistances, l'arrêté du Comité de Salut public, du 19 pluviôse an II, et dans A. AULARD. *Actes du Comité de Sal[illegible]* T. XI, l'arrêté du 21 ventôse an II.

Italie» [1]). Les attributions du Comité n'en restaient pas moins très lourdes encore, puisque chargé non seulement de pratiquer l'importation des céréales, mais encore d'acheter en France, pour les vendre à l'étranger, toutes sortes de marchandises, il devenait une sorte de grande maison de commerce général, au service de l'Etat. En soumettant les ordres de la Commission à Maignet, il observa que réduit à six membres, déjà très occupés par les achats en Levant et en Barbarie, il ne pourrait assumer ses nouvelles obligations. Maignet se proposa de le porter à vingt membres, approuvés par le Comité de surveillance [2]). Malgré Haller et Ricord, qui ne partageaient pas son avis, il nomma, le 24 ventôse, quatorze nouveaux membres: Albert Gerin, Jacques Borrelly, J. F. Rastan, Noël Richaud, Blanc de Bertrand, Olive Boyer, Clapier de Donnadieu, Pierre Serane, Pierre Teillier, P. Augustin Perrin, Gimon aîné, Frédéric Vogel, Jourdan aîné [3]). Les nouveaux membres

---

1) *Archives de la Chambre de Marseille.* BB 79. Précis des arrêtés ... de la Commission des subsistances ... op. cit. et Lettre du Comité ... à Haller, du 18 ventôse an II.

2) *Id. ibid.* Lettre du Comité ... à Ricord, du 12 ventôse an II. – Le 16 nivôse, le Comité était déjà réduit à sept membres (*Ibid.* Lettre du Comité ... au Bureau de répartition des blés ...). Le 14 nivôse, une lettre du Comité à Ricord ne portait que huit signatures (*Deuxième partie du rapport de Ricord* ... op. cit., p. 51). Un des membres du Comité, Payan, accusé d'avoir comploté contre l'unité de la République, fut guillotiné, le 5 pluviôse suivant (*Archives de la Chambre de Marseille.* BB 79. Lettre du Comité ... à Devèze, consul à Tunis, 7 pluviôse an II et Lettre des représentants du peuple dans les départements méridionaux au même consul, 6 pluviôse an II).

3) Noël Richaud et Blanc de Bertrand étaient l'un le président, l'autre le directeur principal de la *Compagnie d'Afrique.* Richaud, administrateur du département, avait été nommé président de la Compagnie, le 18 avril 1792, en remplacement de l'intendant De La Tour, qui avait donné, depuis dix-huit mois, sa démission d'inspecteur du commerce du Levant et de Barbarie et de président de la Compagnie (cf. P. Masson, *Histoire des établissements ... français dans l'Afrique barbaresque*, op. cit., p. 554). Gimon, ancien membre de la Chambre de commerce, était le chef de la plus grande des maisons françaises établies à Alger; cette maison était parvenue «à une fortune considérable par le crédit et la faveur dont jouissait le régisseur auprès des chefs de ce gouvernement» (cf. *Archives des Affaires Etrangères.* Algérie 14. Recherches sur l'établissement de la Compagnie d'Afrique en Barbarie août 1815).

furent invités par leurs collègues, dès le lendemain, à entrer en fonctions immédiatement. Tous n'acceptèrent pas leur nomination: Jourdan envoya sa démission; il semble même qu'aucun d'entre eux ne prit part aux travaux du Comité: le procès-verbal de clôture, à la date du 24 germinal, ne porte en effet que six signatures, celles de Dolier, Joussaud, Marcel Boyer, Lepeintre, Ant-Anthoine, Ferry [1]). Le Comité n'avait pas attendu l'approbation de la *Commission des subsistances* pour se mettre au travail. Il adopta les vues développées par la Municipalité, dans un mémoire, du 8 frimaire an II, sur les moyens d'attirer des blés dans les ports français de la Méditerranée [2]). Du 22 au 28 frimaire, il s'adressa à divers négociants marseillais pour tirer des grains du Levant, de la Barbarie et d'Italie. Il donna ordre d'acheter: 1° dans les Echelles, à Jean-Nicolas Gimon 6000 charges et plus de blé à Alger; à Chapelié, Neveu et Joussaud, à Payan père et fils, 10000 charges et plus chacun à Tunis; à Jean et David Baux 15000 charges en Morée; à Bouillon, Haller et C^ie^ 3000 charges à Salonique et 5000 à Smyrne [3]); à Masse et C^ie^, à Lepeintre frères et C^ie^ 5000 charges chacun à Salonique; à Auguste Reboul 6000, à Franchetti 4000, à Escalon et C^ie^ 5000 charges à Smyrne; à Jacques Tardieu 4000, à Girard Saint-Amand 4000 charges à Chypre; à Blanc fils, Bertrand et C^ie^, à Vincent Olive et C^ie^, à Olive et Boyer, à Borrelly et C^ie^ 5000 charges de blé de la Mer Noire et 1500 de blé de Jaffa chacun, à Constantinople. 2° En Italie, à Bouillon, Haller et C^ie^, à Roux frères, de 3 à 4000 charges chacun à Livourne; à Dugone, à Rabaud et C^ie^ 3000 charges chacun à Gênes; à Payan père et fils, 6000 charges à Venise;

1) *Id. ibid.* Lettre du Comité ... à la Commission des subsistances, du 23 ventôse an II. — Lettre circulaire du Comité ... aux membres nouvellement nommés, du 25 ventôse an II. — Lettre du Comité ... à Jourdan, du 26 ventôse an II.

2) *Id. ibid.* Lettre du Comité ... à la Commission des subsistances, 18 frimaire an II.

3) La société Bouillon, Haller et C^ie^ demanda à céder sa commission; le Comité la confia à Roux frères, correspondants du sieur Ruben Franchetti, pour les achats à Smyrne, et à Reynaud frères, majeurs de Parcy fils et C^ie^ de Salonique, pour les achats dans cette dernière ville. *Id. ibid.* Lettre du Comité ... à Augustin Bazin, 4 pluviôse an II).

à Michel Roussier, 6000 charges à Montalto et Civita-Vecchia; à Payan père et fils, 10000 charges à Ancône et 10000 à Ferrare. L'arrêté de Ricord du 7 nivôse an II suspendit les achats du Comité en Italie. Le Comité écrivit aux négociants intéressés, le jour même et les jours suivants, que «le succès de nos armées, les approvisionnements trouvés dans l'infâme ville de Toulon et diverses autres considérations, toutes favorables à la République», le déterminaient à révoquer ses ordres; il les invita à reverser les fonds à eux confiés dans les Echelles du Levant et de Barbarie et, dans le cas où ils auraient déjà conclu des marchés, à céder leurs grains au régisseur des vivres à Nice. Les contre-ordres parvinrent à temps et aucun achat ne fut conclu en Italie[1]). Le Comité n'avait fait aucune commande à Bône et à La Calle, la *Commission des subsistances* ayant appelé près d'elle les directeurs de la Compagnie d'Afrique, auxquels seuls il pouvait s'adresser[2]). Au 7 ventôse, les ordres d'achats se trouvèrent donc réduits à 82000 charges à prendre en Levant et en Barbarie, évaluées à 650000 piastres d'Espagne environ, soit 8300000 livres[3]). Au début de nivôse, la plupart des négociants avaient transmis les ordres d'achats à leurs correspondants. Le 3 nivôse, le Comité leur fit remarquer que leurs agents ne devaient acheter de grains qu'avec la certitude de pouvoir les expédier. Les expéditions devaient être faites sur Marseille, de préférence, ou à l'Est de

1) *Id. ibid.* Lettres du Comité ... à Payan et aux autres négociants, du 7 nivôse an II; Lettre du Comité ... à la Commission des subsistances, du 8 nivôse an II, et diverses lettres du Comité ... à Ricord, de pluviôse et ventôse an II.

2) *Id. ibid.* Lettre du Comité ... à la Commission des subsistances, du 29 frimaire an II.

3) *Id. ibid.* Lettre du même à la même, du 8 nivôse an II. Un «Etat approximatif du prix des blés commis en Barbarie et Levant et de la valeur des remises faites pour le paiement par le Comité d'approvisionnement maritime en blé, du 4 nivôse an II», annexé au *Rapport* de Ricord, déjà cité, confirme cette quantité de 82000 charges de blé, qu'il évalue exactement à 656000 piastres, soit à 8528000 livres. Cet état ne signale pas les ordres d'achats faits aux maisons Franchetti de Smyrne, Escalon et Cie, Masse et Cie, Vincent Olive et Cie, Borrelly et Cie. La charge de blé, rendue à bord, était évaluée, à 8 piastres d'Espagne (cf. aussi BB 79. Lettre du Comité ... à la Commission ..., 29 frimaire an II).

Marseille, sur Villefranche, accessible aux plus forts navires, sur Nice et Antibes, accessibles aux bateaux de moyen tonnage, sur Cannes, Saint-Tropez, Bandol, sur La Ciotat, capable de recevoir des bâtiments de 2 à 3000 charges, et, à l'Ouest de Marseille, sur Port-Vendres, Cette et Bouc, seuls ouverts aux navires de haute mer. Toulon et Hyères ne furent libres qu'au début de nivôse; la Corse, surveillée par les ennemis, resta interdite aux navires de grains; le 25 nivôse, Port-Vendres fut interdite à son tour [1]).

Quelle a été l'œuvre du Comité? Le représentant du peuple Ricord prétend que si l'on n'avait compté que sur lui pour assurer les approvisionnements du Midi, la famine eût été inévitable et il l'accuse de mauvaise volonté. «Ce Comité, déclare-t-il, ne me présentait d'utilité réelle que sous les rapports du crédit que donnait à chacun de ses membres leur fortune individuelle et qu'autant qu'il serait investi d'une grande confiance. Mais la *Commission des subsistances* en avait si peu en lui qu'elle lui demanda de garantir l'importation totale des blés . . . comme encore la garantie de l'exactitude et de la comptabilité de ces opérations» [2]). Tout d'abord le témoignage de Ricord est suspect, car Ricord est hostile au Comité; il semble avoir partie liée avec Haller, dont il fait un éloge exagéré et qu'il est sans cesse préoccupé d'opposer au Comité. L'arrêté du 24 nivôse prescrit bien au Comité de correspondre avec la Commission et de lui rendre un compte exact de toutes ses opérations; mais je ne vois nulle part que la Commission lui ait demandé les «garanties», dont parle Ricord; si elle avait eu si peu de confiance en lui, eût-elle tant étendu ses attributions? D'autre part, le jugement de Ricord est injuste. En réalité les circonstances rendaient la tâche du Comité bien difficile.

---

1) *Id. ibid.* Diverses lettres du Comité . . . à Baux, Gimon, Bouillon, Dugone, Lepeintre, Olive et Boyer, Roux, Payan, Saint-Amand, Reboul, du début de nivôse. Seul Michel Roussier n'a pas encore montré qu'il s'était occupé de remplir sa commission. — Lettre du Comité . . . à Dugone, du 3 nivôse an II. — Lettres du Comité . . . aux négociants, des 22 frimaire, 9 et 25 nivôse an II.

2) *Deuxième partie du Rapport de Ricord* . . .

Il dut d'abord obtenir des autorités barbaresques et levantines l'autorisation d'acheter et d'embarquer des grains, qu'en Barbarie tout au moins lui disputaient les Espagnols: le 7 ventôse an II, il écrivait à la *Commission des subsistances* que les blés achetés à Bône, à 38 piastres, étaient à un prix trop bas pour que le Bey s'y tînt, que probablement on serait obligé de les payer 45 piastres, le prix qu'en donnaient les Espagnols [1]). Le Bey de Tunis et le Dey d'Alger, dont il entretint la complaisance par des présents [2]), lui accordèrent les teckères nécessaires et avancèrent même à ses commissionnaires, le premier 72 500 piastres de Tunis, le second 50 000 piastres fortes d'Espagne [3]); mais la

1) *Archives de la Chambre de Marseille.* BB 79.

2) Il autorisa Gimon à donner au Dey d'Alger une urne d'or, d'une valeur de 34 700 livres (*Archives de la Chambre de Marseille.* Registre des arrêtés de la Commission des subsistances ... Extrait du 3 thermidor an II). Le 26 pluviôse an II, Blanc fils, Bertrand et C^ie^ écrivent à Borrelly, de Constantinople, qu'ils sont, ainsi que lui, autorisés à faire les présents nécessaires pour effectuer l'exportation des grains (*Id.* Dossier Blanc fils ...). Les présents étaient une lourde charge pour le commerce. Le 13 nivôse an II, un correspondant du ministre des Affaires Etrangères déclarait que, d'après l'expérience, les présents à faire au Dey d'Alger et aux principaux officiers de cette Régence devaient être au moins de 120 000 livres, à répartir comme suit: au Dey, un beau solitaire de 7 à 8000 livres; à sa femme, une aigrette en brillants de 24 000 livres; à ses principaux officiers, quatre solitaires de 100 louis pièce, quelques montres d'or à répétition, enrichies de diamants, à double boîte, façon anglaise et de forme plate et d'autres montres d'or simples (soit 10 000 livres), des pièces de draps verts bleus de roi, écarlates pourpres (soit 28 000 livres), des étoffes d'or et d'argent (soit 40 000 livres). Il estimait que 80 000 livres de présents suffiraient à Tunis et recommandait de donner au Bey un solitaire, une aiguière et son bassin en vermeil; au beau-frère du Bey, Sidi Mustapha, un solitaire, une cassolette d'or, un aspersoir pour eau de rose ... ainsi que des draps et des montres. A Tripoli, il fixait les présents à 30 000 livres, si le vieux pacha subsistait, et à 40 000, si une nouvelle dynastie venait au pouvoir. Pour le Maroc, les présents étaient déjà prêts, mais comme le trône y était encore en compétition, il engageait à attendre la fin de la guerre (*Archives des Affaires Etrangères* – Algérie 14. Lettre de Ruffi. datée de Versailles ... f° 32).

3) *Archives de la Chambre de Marseille.* BB 79. Lettres du Comité ... à la Commission ... des 7, 23 et 29 ventôse, et dans A. AULARD (*Actes du Comité de Salut public,* T. XII). Lettre de Maignet au Comité de Salut public, du 30 ventôse an II.

sortie des blés resta défendue dans la plupart des ports de la Méditerranée, surtout en Levant. Il rencontra plus d'obstacles encore pour expédier ses achats. Les bâtiments ennemis s'attachaient principalement à empêcher l'importation des blés [1]); nos navires, privés d'escorte, ne pouvaient, comme il le remarquait, dès le 18 frimaire, «atteindre les ports de France que par le concours heureux d'une mâle intrépidité, d'une maneuvre hardie et des vents les plus favorables» [2]). Le plus sûr moyen d'importer des grains était de les faire charger par navire neutre, pour le compte d'une maison neutre, avec une destination simulée pour Gênes ou Barcelone. Le Comité s'y résigna. Il écrivit à ses correspondants de s'adresser aux commerçants ou navigateurs neutres qu'ils croiront «de bonne foi et portés d'entreprendre ces expéditions», de ne pas conclure de marchés onéreux, mais «d'apprécier nos besoins en blé et les obligations à contracter par les négociants ou les capitaines et exciter en conséquence leur cupidité jusques à un certain point»; il leur recommanda de mettre à bord des navires un subrécargue algérien, de prendre toutes les précautions possibles pour cacher la simulation: «à cet effet, écrivait la maison Blanc à son correspondant, afin que les capitaines ne puissent abuser, dans la traversée, de leurs obligations, il faut que celle qui porte la clause de venir en France ... reste sur le pays, faite à double original, l'un, dans les mains du consul de leur nation ou telle autre personne de confiance, et l'autre, dans les tiennes ou celles de l'affréteur que tu feras paraître» [3]). En même temps qu'il cherchait à associer les neutres à ses opérations, il s'efforça d'attirer les commerçants neutres vers les ports de la République. Le 19 ventôse an II, confor-

---

1) *Id. ibid.* Lettres du Comité ... des 18 frimaire et 21 nivôse an II, et, dans A. AULARD (op. cit., T. XI). Lettre des représentants à Toulon et en Corse au Comité de Salut public, du 8 ventôse an II.

2) *Id. ibid.* Lettre du Comité ... à la Commission ..., du 18 frimaire an II.

3) *Id.* Dossier Blanc fils. Lettre de Blanc et C^ie à Borrelly, à Constantinople, du 26 pluviôse an II. — BB 79. Lettres du Comité ... à Gimon et à divers autres négociants, du 22 frimaire an II, à Bouillon, Haller et C^ie et à Payan, du 25 frimaire.

mément à l'arrêté du Comité de Salut public, du 20 frimaire an II, il informait divers négociants que «les effets de l'acte de navigation étant naturellement suspendus pendant la guerre ... toutes les nations neutres ou alliées pouvaient importer en France des matières ou denrées de première nécessité de tous les pays». Le 26 suivant, il leur adressait, en les priant de le communiquer à leurs correspondants étrangers, un nouvel arrêté du Comité de Salut public, du 9 ventôse an II[1]), qui donnait aux commerçants neutres toute liberté de réexporter les denrées, importées et non vendues par eux dans les ports français. Malgré tout, le Comité ne se procura des navires que très difficilement. A Alger, le Dey répugnait à couvrir les expéditions de son pavillon[2]). A Tunis, les consuls des puissances ennemies défendaient expressément, sous des peines très fortes, à leurs nationaux de se prêter à toute expédition en France; le consul de Hollande, qui gérait en même temps le consulat de la République de Raguse, était «notre plus grand ennemi»; il interdisait aux capitaines ragusiens de se noliser pour la France et il était «capable de faire tirer

---

1) A. AULARD ne donne pas cet arrêté; le voici: «Le Comité de Salut public résolu de détruire toutes les causes qui pourraient altérer la bonne harmonie qui existe entre le peuple français et les nations qui ont refusé de prendre part à la guerre contre la liberté, arrête ce qui suit:

1° Les navigateurs neutres, qui introduisent dans les ports de la République des objets d'approvisionnement, sont maîtres de les réexporter lorsqu'ils n'en ont pas fait la vente;

2° Sont exceptés de l'article précédent les navires qui auraient dans leurs chargements des armes, des munitions de guerre ou de bouche ou propres au service de la marine; le Comité se réserve de statuer à leur égard par un acte spécial;

3° Les préposés des douanes, dans les différents ports de la République, veilleront à ce qu'il ne soit pas abusé du présent arrêté pour exporter des marchandises, qui n'auraient point été importées.»

2) *Archives de la Chambre de Marseille.* BB 79. Lettres du Comité ... à divers négociants, des 19 et 26 ventôse an II. — Le 24 ventôse, il écrivait à Tardieu, de Marseille: «Si tes amis de Livourne désirent traiter pour quelques chargements de blés livrables dans un port de la République, à leurs frais et risques, qu'ils te fassent leurs propositions de prix. Annonce leur que si ces propositions sont raisonnables, tu les accepteras tout de suite». (*Ibid.*) — Lettre du Comité ... à Gimon, du 22 frimaire an II (*Ibid.*).

sur les cargaisons», le cas échéant [1]). A Marseille, le Comité rencontra autant de difficultés pour affréter des navires. Le représentant du peuple l'avait bien autorisé à requérir, faire armer et expédier des voiliers, pour le compte et aux risques de la République; mais la voie de la réquisition était onéreuse et l'administration de la marine, s'appuyant sur l'arrêté du Comité de Salut public du 18 ventôse, lui objectait que les bâtiments du commerce destinés à la navigation au cabotage, chargés soit pour le compte de la République, soit pour le compte de particuliers, ne pouvaient naviguer sous quelque prétexte que ce fût sans escorte» [2]). Autorisé par Maignet à ne pas tenir compte de l'arrêté du Comité de Salut public du 18 ventôse [3]), il préféra traiter librement avec les armateurs; dès frimaire, il réussit à affréter pour Alger et Tunis quatre navires français et un navire danois, dont les capitaines toutefois ne purent trouver tout de suite de matelots et qui ne prirent la mer qu'à la fin de nivôse et au début de pluviôse; déjà, depuis le 1er nivôse, il avait pu expédier ses ordres d'achats en Barbarie par un navire armé pour le compte personnel de Gimon et, le 7 suivant, un arrêté de Ricord avait mis à sa disposition le chebek le «Sans culotte», comme aviso, pour porter à Tunis les dépêches et les fonds nécessaires aux achats [4]).

---

1) *Id.* Dossier Devèze. Lettre du Consul général à Tunis au Comité . . ., du 12 pluviôse an II. — Dossier Chapelié-Neveu. Lettre de Lenadié et Cie à Chapelié, du 12 janvier 1794.

2) *Id.* BB 79. Arrêtés du représentant Maignet, des 24 frimaire et 28 ventôse an II. — Lettre du Comité . . . à Chapelié-Neveu et Joussaud, du 25 frimaire an II; Lettre du Comité . . . à la Commission . . ., du 29 ventôse an II et Lettre du chargé du service en l'absence de l'agent maritime au Comité . . ., du 2 germinal an II.

3) «Placé au milieu de cette alternative, ou de tout paralyser et de mourir de faim pour suivre littéralement la loi, ou de prendre sur moi la responsabilité d'y déroger pour donner du pain, je n'ai vu que le peuple . . . j'ai permis provisoirement le transport des denrées nationales par bateaux étrangers et la sortie sans escorte.» (A. AULARD, op. cit., T. XII. Lettre de Maignet, du 11 germinal an II.)

4) *Archives de la Chambre de Marseille.* BB 79. Lettres du Comité . . . aux représentants du peuple à Toulon, des 1, 2 et 14 pluviôse, des 2 et 16 pluviôse an II, à la Commission des subsistances . . ., [illegible] ôse an II.

D'autre part les ordres d'achats, notamment dans les Echelles du Levant, les plus éloignées, parvinrent un peu tardivement et les commerçants ne montrèrent pas toujours d'empressement à favoriser les vues du Comité. Celui-ci doit insister auprès de Michel Roussier pour qu'il consente à accepter la commission qu'on lui a confiée en Italie; Blanc, Bertrand et C^ie^ demandent que leur commission soit signée des représentants du peuple «autant pour lui donner toute l'authenticité possible que pour se mettre à même de réclamer au besoin leurs débours auprès de l'Assemblée nationale»; Borrelly et C^ie^ écrivent à cette même maison, le 22 pluviôse seulement, que leurs fonds sont éparpillés chez leurs débiteurs qui ne les remboursent pas, qu'ils ne pourront commencer leurs achats avant d'avoir des avances et qu'il leur faut de nouvelles instructions pour aller de l'avant; en pluviôse aussi, la Société Bouillon, Haller et C^ie^ se déclare incapable de remplir ses engagements à Smyrne et à Salonique et le chef de la maison Payan, chargée des achats à Tunis, est accusé de complot contre la République et guillotiné [1]).

Enfin, le Comité manqua des fonds nécessaires pour payer les grains comptant et étendre ses opérations. Au 4 nivôse, il n'avait encore versé que 77 200 piastres, à 13 livres l'une, d'accompte, sur une commande de 676 000 piastres, soit 1 003 600 livres sur 8 528 000 [2]). Le 5 ventôse, il ouvrait aux correspondants de Tardieu, de Saint-Amand, de Baux, de Blanc fils, Bertrand et C^ie^, d'Olive et Boyer, de Reboul, de Roux frères, de Gimon, de Reynaud frères, de Lepeintre et de Chapelié différents crédits montant à 113 000 piastres, dont 55 000, à 40 parats l'une, chez Florinville de Constantinople, 35 000 et 13 000, de 8 réaux chaque,

---

1) *Id. ibid.* Lettres du Comité ... à la Commission ..., du 29 frimaire, et à Michel Roussier, du 27 frimaire an II. — *Id.* Dossier Blanc fils, Bertrand et C^ie^. Lettre de Blanc fils au Comité ..., du 27 frimaire et Extrait d'une lettre de Borrelly à Blanc fils, du 22 pluviôse. — *Id.* BB 79. Lettres du Comité ... à Bazin, du 4 pluviôse an II. et à Devèze, du 7 pluviôse an II.

2) Cet accompte avait été versé à Payan, Chapelié, Gimon, Blanc fils, Olive et Boyer, Bouillon-Haller, Lepeintre, Reboul, Saint-Amand, Tardieu. Cf. *Deuxième partie du rapport de Ricord* ... op. cit., Etat approximatif du prix des blés ...

chez Desmarets et chez Barte de Livourne [1]). Il était loin encore d'avoir fait face à tous ses engagements.

Ce sont tous ces obstacles, qu'il avait prévus, en priant la *Commission des subsistances,* dès frimaire an II, de «ne considérer l'issue de ses travaux que sous l'aspect de l'espérance et de l'incertitude» [2]), qui retardèrent les importations de blé et l'empêchèrent d'assurer immédiatement l'approvisionnement du Midi. La disette de grains, qui fut fort grande à Marseille, en pluviôse [3]), dura jusqu'au milieu de ventôse: le 6 ventôse, Maignet écrivait à Ricord qu'il n'avait plus de grains et que le peuple s'agitait; le lendemain, il avertissait le Comité de Salut public qu'il n'aurait que «du biscuit, pour toute nourriture, pendant huit jours» [4]); le 12, le Comité déclarait à Ricord que, n'ayant encore reçu aucun chargement de blé, il ne pouvait exécuter l'ordre de la *Commission des subsistances* d'envoyer 200 000 quintaux de blé à Cette [5]). C'est le 16 ventôse seulement qu'arriva le premier navire: il venait de Bône avec 950 charges de blé. Au 2 germinal, cinq navires français étaient revenus, quatre de Tunis et un d'Alger, avec un total de 4300 charges environ de blé; 700 charges ayant été débarquées à Cette, 425 charges ayant été cédées à la municipalité de Martigues, sur l'ordre de Maignet, il restait au Comité, à cette date, à bord ou en magasin, 3200 charges environ. De Barbarie, il attendait onze autres navires, dont deux touchèrent Marseille, le 13, et deux, le 24 germinal. Le 24 germinal, il écrivait à la *Commission des subsistances:* «grâce à l'Etre suprême, voilà neuf cargaisons dans nos dépôts et cette entreprise

1) *Archives de la Chambre de Marseille.* BB 79. Diverses lettres du 5 ventôse aux dits commerçants.

2) *Id. ibid.* Lettres du Comité ... à la Commission ... des 18 et 29 frimaire an II et *Deuxième partie du rapport de Ricord*, op. cit.

3) A. AULARD, op. cit., T. XI. Lettre de Maignet au Comité de Salut public, du 27 pluviôse an II.

4) *Deuxième partie du rapport de Ricord*, op. cit., p. 71 et A. AULARD, op. cit. T. XI. Cf. aussi d'autres lettres de Maignet des 10, 14 et 23 ventôse (*Id. ibid.*).

5) *Archives de la Chambre de Marseille.* BB 79. Lettre du 12 ventôse an II.

préservée jusqu'ici de tout évènement fâcheux ... espérons que le même bonheur l'accompagnera toujours». Ses «relations en Afrique étaient en pleine activité»; la récolte prochaine, favorisée par les pluies, s'annonçait bien à Tunis et assurait «la permanence de la sortie»; les achats et les expéditions étaient commencées dans le Levant, notamment à Salonique, d'où lui parvinrent, le 16 floréal suivant, à Nice, deux navires idriotes [1]). Il allait retirer le fruit de ses efforts, quand il fut supprimé!

Quand arrivèrent les premiers grains du Levant, il avait été remplacé par l'*Agence d'Afrique* et l'*Agence de Marseille*. Il ne semble pas qu'il ait été dissous pour avoir démérité de la confiance gouvernementale. Les membres des Agences, qui lui succédèrent, écrivirent au représentant Maignet «qu'ayant à recevoir du *Comité d'approvisionnement maritime* les papiers et documents relatifs à divers objets, ils se proposaient de lui demander le règlement et l'organisation qu'il avait suivis lui-même, puisque le tout avait déjà été approuvé et que le Comité avait leur entière confiance et celle du public». De son côté, la *Commission des subsistances ...*, qui conserva comme agents plusieurs membres du Comité, tels Jourdan, Lepeintre, Anthoine, Dolier, Marcel Boyer, Joussaud, lui rendait justice, en écrivant aux *Agences*, le 11 floréal an II: «Vous avez maintenant la suite de toutes les opérations de ce Comité et nous sommes persuadés que vous les suivrez avec autant de soin et d'intelligence que le *Comité d'approvisionnement* en avait mis à les baser» [2]).

* * *

Le *Comité d'approvisionnement maritime*, depuis l'extension d'attributions, que lui avait donnée la *Commission des subsistances*, en nivôse et pluviôse an II, était déjà une entreprise d'Etat.

1) *Id. ibid.* Lettre du Comité ... à la Commission ..., du 16 ventôse. – Les autres navires arrivèrent les 19, 23 et 29 ventôse. Cf. Lettres du Comité ... à la Commission ..., des 23, 29, 30 ventôse, à Ricord, du 2 germinal, à la Commission ..., des 12, 18 et 24 germinal. – *Id.* BB 80. Lettre de la Commission des subsistances à l'Agence d'Afrique, du 6 floréal an II.

2) *Id.* Agence d'Afrique. Notices pour les représentantes du peuple ... Notice à Maignet, du 8 germinal an II et BB 80. Lettre de la Commission ... à l'Agence.

Avec l'*Agence d'Afrique* et l'*Agence de Marseille,* l'Etat, jusqu'aux lois des 4 et 13 nivôse an III, se substitue complètement au commerce privé[1]); l'*Agence d'Afrique* est une régie d'Etat: «les opérations de l'*Agence d'Afrique,* déclare la *Commission des subsistances,* le 25 floréal an II, sont celles du gouvernement»[2]).

Sous le nom d'*Agence d'Afrique,* c'est la *Compagnie d'Afrique* qui fut mise, par le Comité de Salut public, au service de l'Etat. L'idée de faire servir la Compagnie à l'approvisionnement du Midi devait nécessairement venir au gouvernement. Sur les prières de Necker, la Compagnie, en 1789, considérant que «son objet étant essentiellement l'approvisionnement de Marseille et de la province, loin de déroger à l'esprit de son institution, elle ne ferait que s'y conformer davantage en étendant ses soins aux autres provinces du royaume et aux besoins de l'Etat, sans négliger l'extraction des blés de ses concessions qui sont plus immédiatement l'objet de son commerce . . .», s'était chargée, à deux reprises, en avril et en novembre, d'acheter en Sardaigne, en Sicile et dans les Etats du Pape et d'amener en France, notamment à Paris, par Le Havre, plus de 80000 setiers de blé. Elle avait ensuite successivement accepté d'acheter 20000 charges de blé pour le compte de la municipalité de Marseille, 15000 pour le compte des consuls d'Aix et procureurs du pays de Provence, en 1790, 50000 pour le compte de la municipalité de Marseille, en 1792[3]). En l'an II, dès le début de frimaire au moins, la *Commission des subsistances* avait appelé, à Paris, le

---

1) Le 2 messidor an II, Haller écrit à Ricord: «L'institution de la Commission de commerce paraît très bonne au premier coup d'œil, mais elle sera bien difficile dans son exécution et impossible avec les hommes, auxquels elle est confiée. Jamais 2 ou 3 chefs, quelques agences ne pourront remplacer 1000 ou 2000 maisons de commerce, qui faisaient auparavant la besogne, dont la Commission est chargée.» (*Deuxième partie du rapport de Ricord,* op. cit., p. 81.)

2) *Archives de la Chambre de Marseille.* BB 80. Lettre de la Commission des subsistances à l'Agence d'Afrique, du 25 floréal an II.

3) D'après P. Masson. *Histoire des établissements . . . français dans l'Afrique barbaresque,* op. cit., p. 559, en note. La Compagnie fit venir de La Calle et de Bône: 46037 charges de blé, en 1789, 17740, en 1790, 52540, en 1791, 56159, en 1792.

directeur de la Compagnie, Bertrand, et, le 24 nivôse, avec l'autorisation du Comité de Salut public, elle avait prescrit au *Comité d'approvisionnement maritime* de confier ses achats, partout où celle-ci avait des établissements, aux agents de la Compagnie. En ventôse, le représentant Maignet avait fait entrer quelques uns des membres du conseil de la Compagnie au *Comité d'approvisionnement maritime*. En réalité, depuis 1789, les opérations de la Compagnie avaient été «dirigées en grande partie d'ordre du gouvernement», qui l'avait poussée à renouveler ses traités avec les puissances barbaresques. Malheureusement ces opérations, pour lesquelles elle n'avait demandé «ni rétribution ni commission quelconque», avaient obéré ses finances. En 1789, 1790 et 1791, la seule importation des blés de Barbarie lui avait occasionné une perte de 400 000 livres; en 1792, la hausse des piastres, qui avait rendu les achats de blés de plus en plus onéreux, l'augmentation des anciennes redevances payées aux Barbaresques, la concurrence espagnole, la désorganisation de la pêche du corail, dont elle n'avait pu défendre le monopole contre les entreprises des pêcheurs étrangers et corses, avaient achevé de la ruiner; elle avait vendu, 47 à 48 livres la charge, du blé qui lui revenait à 54 livres sur le quai de Marseille. Elle s'était plainte au gouvernement des pertes que lui causaient l'approvisionnement du royaume et les fraudes des pêcheurs de corail, mais, bien que le ministre de la marine eût écrit au président de l'Assemblée nationale pour appuyer ses réclamations, elle n'avait pu obtenir qu'on s'occupât de la sauver. En 1793, sans ressources, dépourvue de piastres, elle avait dû payer ses employés en assignats; la guerre avec l'Espagne et l'Angleterre avait rendu le commerce méditerranéen dangereux. D'elle même, dans l'impossibilité de continuer ses opérations, la Compagnie avait proposé de céder ses privilèges à l'Etat. Le 27 nivôse an II, dans leur dernière assemblée, les directeurs, considérant le silence de la Convention et la détresse de la Compagnie, dont les agents manquaient d'argent et de vivres, avaient unanimement décidé de rétrocéder à la Nation le privilége de la Compagnie; en conséquence, ils avaient envoyé leur délibération au ministre des Affaires étrangères et prié Bertrand, le directeur principal,

alors à Paris, «de faire toute démarche nécessaire pour la prompte acceptation de cette rétrocession». Ainsi, au moment même où le gouvernement révolutionnaire, poussé par la nécessité, allait se substituer au commerce privé pour assurer l'approvisionnement du pays, il fut sollicité par la *Compagnie d'Afrique* elle-même de la racheter[1]).

La Compagnie fut mise à la disposition de la *Commission des subsistances,* par arrêté du *Comité de Salut public,* du 19 pluviôse an II: «Sur le rapport de la Commission des subsistances et approvisionnements de la République, relativement aux agents qu'elle se propose de nommer pour importer des grains et autres approvisionnements ...; étant donné l'avantage qu'on peut avoir d'importer des grains et autres marchandises par Tunis, Alger, les îles du Levant, de la Turquie, que ces opérations ne peuvent réussir que par les agents de la ci-devant Compagnie d'Afrique, qui avait des établissements et des traités sur ces lieux; le Comité de Salut public arrête: 1° la Commission des subsistances emploiera les agents de la ci-devant Compagnie d'Afrique à acheter des grains et autres approvisionnements des côtes de Barbarie, du Levant et Barbarie, Turquie; 2° comme cette Compagnie a des établissements sur les côtes de Barbarie, qu'elle doit environ 57 000 piastres fortes au Dey d'Alger et de Constantine, la Commission est autorisée à faire payer la dite somme, qui sera en déduction du prix des dits établissements, dont la Commission est autorisée de se charger pour le compte de la République, et à leur faire les avances d'une somme nécessaire pour continuer les opérations, dont ils tiendront compte sur le montant des établissements que la Compagnie cède à la Nation»; 3° les achats seront faits par les agents de la Compagnie «de la même manière et du même mode de l'ancienne

---

1) P. Masson. *Histoire des établissements ... français dans l'Afrique barbaresque,* op. cit., p. 556 et sq.; — *Archives des Affaires Etrangères.* Algérie 14. Recherches sur ... la Compagnie d'Afrique ... op. cit.; — *Archives nationales.* F^{4} 1032(1). Inventaire général des papiers de l'ancienne Compagnie d'Afrique ... et F^{11} 249. Mémoire sur l'établissement de la Compagnie d'Afrique; — *Archives de la Chambre de Marseille.* BB 79. Lettre du Comité d'approvisionnement maritime, du 18 frimaire an II.

Compagnie, afin de faire jouir la République de tous les traités existants entre les Régences et la Compagnie d'Afrique...»; 4° les dits agents cesseront, à compter de ce jour, de gérer pour la Compagnie et travailleront sous les ordres de la Commission, sans qu'ils puissent interrompre les achats et envois...; 5° tous les achats, faits ou à faire, toutes les cargaisons, non mises encore à la disposition des particuliers dans les ports de la République, passeront au compte de la Républque et les intéressés seront remboursés; 6° les opérations seront continuées sur les côtes de Barbarie, comme si rien n'était changé, «et il sera donné à l'étranger aucune connaissance des présentes dispositions, qui ne concernent que l'administration intérieure...»; 7° les agents de l'ancienne Compagnie correspondront avec les agents de la Commission à Marseille et ceux-ci rendront compte à la Commission dans le même ordre qu'ils rendaient compte à la Compagnie[1]). Le 21 ventôse, confirmant le rachat à partir du 19 pluviôse, le *Comité de Salut public* autorisa la *Commission des subsistances* à maintenir provisoirement les directeurs, les agents et les préposés de la Compagnie dans leurs fonctions actuelles, à leur adjoindre «le nombre de citoyens qu'elle croira nécessaire pour donner le plus haut degré d'activité aux opérations» de la nouvelle agence, dont elle fixera le nombre des directeurs, à créer à Gênes, «vu la difficulté des communications entre Marseille et les comptoirs» de Barbarie, un comptoir intermédiaire, où elle chargera Bertrand, directeur de l'ancienne Compagnie, «de faciliter les correspondances et toutes les mesures d'exécution, former un dépôt des objets de première nécessité, en opérer l'importation, fréter les navires et faire toutes les dispositions que les circonstances exigeront»[2]). Le 25 ventôse, d'accord avec la Commission, il arrêta une liste de quatorze citoyens marseillais: Gimon, Pierre Augustin Perrin, Cablat fils, Antoine Benet, Antoine Anthoine, Dolier, Marcel Boyer, Honoré Boyer, Joussaud, Escalon fils, David Maystre, Paul Boyer, Gouiran, Charles Delemer, qu'il nomma

1) *Archives de la Chambre de Marseille.* Agence d'Afrique. Registre des arrêtés de la Commission des subsistances, n° 2, p. 8. — M. A. AULARD n'a pas retrouvé cet arrêté.

2) A. AULARD, op. cit., T. XI, p. 638.

membres des Agences, en leur prescrivant de s'assembler le lendemain dans l'ancien local de la ci-devant direction de la Compagnie d'Afrique, mis à leur disposition [1]). Le nouveau Comité, dont les fonctions étaient gratuites, s'organisa lentement [2]). Sa première séance eut lieu le 6 germinal seulement. Peu de membres y assistaient: sur les quatorze désignés, deux étaient absents, trois détenus et trois autres occupés par différentes fonctions; le directeur, qu'on leur avait adjoint, était également absent. Dans ces conditions, les Agences étaient hors d'état d'assumer leurs fonctions. Maignet ordonna sur le champ l'élargissement des trois détenus: Gimon aîné, Antoine Benet et Honoré Boyer [3]), sous prétexte que leur désignation par le *Comité de Salut public* reconnaissait implicitement leur liberté et que «toute autre considération devait céder à celle d'assurer les approvisionnements de la République»; il prescrivait aux Agences de se mettre aussitôt au travail et de lui rendre compte de leurs opérations deux fois par décade [4]). Le 7 germinal, en même temps qu'il ordonnait au ci-devant *Comité d'approvisionnement maritime* de se dissoudre,

1) *Archives de la Chambre de Marseille.* Agence d'Afrique. Registre des arrêtés de la Commission des subsistances ... n° 1, p. 1 à 3. Arrêtés de Maignet, du 6 germinal an II; — Registre copie des lettres de l'Intérieur ... Lettre du 27 ventôse an IV. M. A. AULARD ne donne pas cet arrêté du Comité de Salut public du 25 ventôse. Le représentant Maignet assura l'exécution des arrêtés des 19 pluviôse, 21 et 25 ventôse, par ses arrêtés des 1, 6 et 7 germinal. Cf. aussi dans *Deuxième partie du rapport de Ricord*, op. cit., p. 86, une lettre de l'Agence des approvisionnements de Marseille à Ricord, du 2 messidor.

2) *Id.* BB 80. Lettre de Benezech, du 5 prairial an IV.

3) Ces trois citoyens étaient membres du *Bureau provisoire du commerce*, créé le 12 juillet 1792, pour percevoir les droits de consulat et de 10 sous par millerole sur les huiles d'Italie, administrés jadis par la Chambre de commerce. Un décret de la Convention, du 14 frimaire an II, avait ordonné que les administrateurs de ce Bureau, restés en fonctions depuis la promulgation de la loi du 6 septembre 1792, seraient arrêtés et tenus de rendre des comptes (*Archives départementales des Bouches-du-Rhône.* L 44).

4) *Archives de la Chambre de Marseille.* Agence d'Afrique. Registre des arrêtés de la Commission des subsistances ... n° 1. Arrêté de Maignet, du 6 germinal an II. — C'est seulement le 4 floréal an II, que la Convention confirma la mise en liberté de Boyer, Gimon et Benet (*Archives départementales des Bouches-du-Rhône.* L 44).

il invitait à nouveau les Agences à se réunir le lendemain et à lui transmettre leur règlement de police intérieure [1]). Le lendemain, Gimon et Benet se trouvaient seuls en séance; ils décidaient d'aller prier Richaud, le président de l'ancienne Compagnie d'Afrique, de se joindre à eux et d'établir, jusqu'à nouvel ordre, leur bureau, à la direction de la Compagnie, dont ils gardèrent les commis [2]). Le même jour, ils recevaient les papiers urgents du *Comité d'approvisionnement maritime,* qui lui remit, dans le courant du mois, le reste de ses archives, un solde de 63 656 livres 14 sous 6 deniers sur le million emprunté au *Bureau de liquidation,* deux soldes de 33 790 et 19 055 piastres sur des fonds, avancés par la *Commission des subsistances,* à Gênes et Livourne, et 3200 charges de blés, qui furent, sur l'ordre de Maignet, versées dans les magasins du directeur des subsistances militaires [3]). Le 15 germinal an II, Maignet enjoignait à Richaud, président de l'ancienne Compagnie d'Afrique, de se réunir à Benet et à Gimon, le jour même, pour former avec eux et les autres membres désignés l'*Agence d'Afrique* [4]). Le 24, la *Commission des subsistances* s'étonnait du peu d'empressement des membres de l'Agence à remplir leurs fonctions: «il est inconcevable, leur écrivait-elle, que des citoyens, chargés d'une mission aussi importante que celle d'administrer les affaires de la République, se servent de vains prétextes pour en retarder l'exécution»; elle les invitait à «réparer ces torts, par une activité soutenue qui fît reprendre les opérations trop longtemps négligées» [5]). Deux d'entre eux, Perrin et Cablat, dont

1) *Id.* BB 79. Circulaire du Comité ... à Gimon, Benet, Perrin, Cablat, du 8 germinal an II.

2) *Id.* Agence d'Afrique. Verbaux et délibérations ... Séance du 8 germinal an II.

3) *Id.* BB 79. Circulaire du Comité ... du 8 germinal; lettres du Comité: ... à l'Agence ... des 9 et 12 germinal, à la Commission des subsistances et à Ricord, du 13 germinal. — BB 80. Lettre de la Commission ... à l'Agence ..., du 1 floréal an II. Entière décharge de ses archives et de ses fonds fut donnée au Comité ..., le 24 germinal.

4) *Id.* Agence d'Afrique. Registre des arrêtés .... Arrêté de Maignet, du 15 germinal an II.

5) *Id.* BB 80. Lettre de la Commission ... à l'Agence ..., du 24 germinal an II.

la *Commission des subsistances* annonçait, le 16 germinal, le départ incessant de Paris, n'entrèrent jamais en fonctions: le 16 floréal, la Commission prévenait l'*Agence d'Afrique* qu'elle les avait chargés d'une mission particulière et qu'elle les remplacerait au premier jour. Leurs successeurs furent Jourdan de Serane et François Honoré Garnier: nommés, par la Commission, dès le 15 floréal, ils n'entrèrent cependant à l'Agence, Jourdan qu'au début et Garnier qu'à la fin de messidor. En fructidor, Bertrand n'avait pas encore rejoint son poste, à Gênes. En pluviôse an III, Benet, démissionnaire, fut remplacé par Dolier, un des anciens administrateurs de la Compagnie d'Afrique; le 29 prairial an IV, Lepeintre succéda à Jourdan, démissionnaire depuis plusieurs mois [1]).

Perrin et Cablat furent, malgré tout, en quelque sorte, des correspondants de l'*Agence.* Chargés par le *Comité de Salut public* de vendre, dans les Echelles du Levant et en Barbarie, des diamants, perles fines et autres objets précieux, ils reçurent de la Trésorerie nationale un premier envoi d'une valeur de 750000 livres. Le produit de leurs opérations devait servir à payer les denrées que l'Agence tirerait de ces pays. La *Commission des subsistances* recommanda à l'Agence de correspondre régulièrement avec eux, pour se tenir au courant du prix des blés. En passant à Salonique, Perrin et Cablat versèrent, pour l'Agence, 3271.60 piastres. En prairial an III, ils étaient à Constantinople, où la Commission leur rappella qu'ils ne devaient pas disposer de leurs fonds, mais qu'ils devaient les déposer à la Chancellerie de France et en prévenir l'Agence, qui les emploierait à son gré; de son côté, l'Agence leur écrivit que le plus urgent était d'assurer l'approvisionnement en grains et qu'ils cessassent d'acheter d'autres

---

1) *Archives nationales.* F^{11} 271 (2). Séance de la Commission ... du 15 floréal an II. — *Archives de la Chambre de Marseille.* BB 80. Lettres de la Commission ... à l'Agence ... des 16 germinal, 16 floréal, 5 et 24 prairial, 9 et 27 messidor, 9 fructidor an II, 4 pluviôse an III, 5 et 29 prairial an IV. Quand il fut nommé directeur de l'Agence d'Afrique, Lepeintre était membre de l'Agence de commerce, créée à Marseille, à l'exemple de celle de Bordeaux *Archives dép. des Bouches-du-Rhône.* L 44. Lettres de l'Agence de commerce ... au district, des 1 vendémiaire et 4 frimaire an III).

matières premières, comme les cuirs, dont ils avaient fait expédier un premier chargement sur Gênes [1]).

L'*Agence d'Afrique* n'hérita ni de toutes les attributions de l'ancien *Comité d'approvisionnement maritime,* ni de toutes les prérogatives de la *Compagnie d'Afrique.* Les unes et les autres échurent à deux agences, entre lesquelles la *Commission des subsistances* répartit les quatorze citoyens nommés le 25 ventôse: l'*Agence d'Afrique,* dont les directeurs devaient être Gimon, Perrin, Cablat et Benet, et l'*Agence du Commerce ou des approvisionnements de Marseille* ou *Agence de Marseille* tout court, dont les membres furent Anthoine, Dolier, Marcel Boyer, Honoré Boyer, Paul Boyer, Joussaud, Escalon, Maystre, Gouiran, Delemer. Par arrêté du 7 germinal an II, le représentant Maignet précisa les fonctions respectives de ces deux Agences. Haller, régisseur général des vivres, gardait le monopole de tous les achats à faire en Italie, «sous les conditions qui lui avaient été imposées par la *Commission des subsistances* de la République envers le *Comité d'approvisionnement maritime,* auquel l'*Agence de Marseille* était substituée» [2]). L'*Agence d'Afrique* était chargée de tous les achats de grains à faire ailleurs qu'en Italie; ses opérations étaient

---

1) *Archives de la Chambre du Marseille.* BB 80. Lettres de la Commission ... à l'Agence ..., des 8 thermidor an II, 22 prairial, 5 thermidor, 7 et 29 fructidor an III.

2) Haller se montra aussi hostile à l'Agence de Marseille qu'il l'avait été au Comité d'approvisionnement maritime: «La Commission du commerce, celle de Marseille, écrit-il à Ricord, le 16 prairial an II, plus ignorante que tout ce qui était avant elle, blâme et entrave toutes mes mesures, ne répond à aucune de mes lettres et ne pourvoit à rien». Il se plia mal à son contrôle et continua d'agir à sa tête: le 2 messidor, il déclare à Ricord qu'il la croit inutile, qu'elle ne fait rien, qu'il n'entrave pas ses opérations mais qu'il la supplée dans l'approvisionnement des armées et d'une grande partie du Midi (*Deuxième partie du rapport de Ricord*, pp. 77 et 81). Ricord la juge aussi sévèrement, dans une lettre au Comité de Salut public, du 14 messidor an II: c'est aux agences établies à Marseille «à faire des achats; mais si elles ont de la mauvaise volonté, si elles ne connaissent point leurs devoirs, si elles entravent continuellement les moyens que nous prenons pour assurer cette partie intéressante de l'administration, que nous restera-t-il à faire! ... Les agences et les agents n'ont rien fait encore pour approvisionner l'armée ...» (*Ibid.* et A. Aulard, op. cit., T. XIV, p. 682.)

bornées au commerce des grains, mais sa zone d'action n'était pas limitée aux anciens établissements de la *Compagnie d'Afrique*. A l'*Agence de Marseille* étaient exclusivement réservées toutes les autres opérations commerciales confiées à l'ancien *Comité d'approvisionnement maritime* par la *Commission des subsistances* et le *Comité de Salut public,* en nivôse, pluviôse et ventôse an II, c'est-à-dire le soin de traiter avec les neutres, d'acheter pour exporter à l'étranger toutes les marchandises, dont la sortie de France n'était pas défendue, d'importer de Gênes et autres lieux des cuirs tannés [1]). En fait, la *Commission du commerce et des approvisionnements* de la République demanda bientôt à l'*Agence de Marseille* d'importer «les subsistances de tout genre», que pouvaient fournir les côtes d'Afrique, les Concessions barbaresques, les Echelles du Levant et les îles de l'Archipel. Le 11 prairial an II, elle la pria d'étudier les moyens d'importer des bestiaux de Barbarie, de faire saler des bœufs dans les établissements de La Calle et de Bône et de tenter immédiatement un essai de salaison [2]). Le 4 thermidor an II, elle lui ordonna d'acheter en Barbarie des huiles communes, des laines et des cotons; l'*Agence de Marseille* acheta également les cuirs des Concessions et s'assura le monopole de ceux d'Alger, dont jouissait jadis la *Compagnie d'Afrique* [3]). Elle fut au fond une sorte de déléguée de la *Com-*

1) *Archives de la Chambre de Marseille.* Agence d'Afrique. Registre des arrêtés ..., p. 4 et BB 79. Lettre du ci-devant Comité ... à Ricord, du 3 germinal an II. Haller écrit à la municipalité de Nice, le 20 prairial an II: «La Commission de commerce et des approvisionnements est investie seule du pouvoir de traiter avec les neutres; c'est dans cette intention que les fonds, que la République destine à cette partie, sont mis à sa disposition et qu'elle est chargée de la fonction importante de pourvoir aux besoins du peuple». Elle a créé des agences dans les ports; en attendant qu'elle ait organisé celle de Nice, adressez-vous à celle de Marseille; ce n'est plus à moi, qui l'ai fait jusqu'à ce jour, de pourvoir à vos besoins» (*Deuxième partie du rapport de Ricord* ... op. cit., p. 77).

2) Le 4 brumaire an III, elle l'invita à acheter et à préparer seulement de 50 à 100 barils de salaisons. Le 12 suivant, un bateau apporta, de La Calle, les deux premières barriques de bœuf salé (*Archives de la Chambre de Marseille.* BB 80. Lettres de la Commission ... à l'Agence ..., des 11 prairial an II, 4 et 12 brumaire an III).

3) *Id. ibid.* Lettres de la Commission ... de ... an II et

mission du commerce et des approvisionnements[1]). En vertu du privilége qu'elle avait de traiter seule avec les Neutres et «d'appréhender» toutes les marchandises introduites par les Neutres, elle s'occupa aussi beaucoup des approvisionnements en grains. Elle n'avait pas, comme parut le croire Ricord, en la priant de se concerter avec Haller, à assurer l'approvisionnement de l'armée. Ses fonctions, de son propre aveu, se bornaient «à faire l'achat des grains», qui arrivaient à Marseille, «à l'aventure, par navires neutres, et à les consigner à l'agent garde-magasin, auquel la Commission du commerce ... donnait ses ordres de distributions[2]),

---

28 ventôse an III. Au 28 prairial an III, L'Agence avait reçu, outre des grains, 13 quintaux de bœuf, 2670 de morue, 288 de riz, 427 de fèves, 111 de millet, 676 de pois, 698 d'escayole, 3938 de cuirs, 252 de laines et 56 de cire (*Id. ibid.* Lettre de la Commission ... du 28 prairial an III).

1) Il ne faut pas la confondre avec une autre *Agence* établie, à Marseille, le 15 floréal an II, par la Commission du commerce ... en vertu de l'article 8 de l'arrêté du Comité de Salut public, du 11 germinal an II, l'autorisant à créer dans les ports des agences semblables à celles de Bordeaux et destinées à presser et surveiller l'exportation des marchandises fixées par l'arrêté du 23 ventôse (cf. A. AULARD, op. cit., T. XI, p. 670 et T. XII, p. 300). Cette Agence n'eut que 3 membres: Peleu fils, ancien officier municipal, Matel(?), directeur de l'hôpital et Lepeintre, ancien membre du Comité d'approvisionnement maritime (*Archives nationales.* F11 271(3). Séance de la Commission ... du 15 floréal an II). Elle s'occupa peut-être de la répartition des grains importés par l'Agence d'Afrique: le 1 floréal an II, la Commission ... prévenait en effet celle-ci de son organisation prochaine et ajoutait: «ces 3 citoyens pourront également surveiller les expéditions de grains provenant de vos réceptions et destinées à être introduites dans d'autres départements» (*Archives de la Chambre de Marseille.* BB 80).

2) A partir du 23 frimaire an III, la Commission ... n'eut plus qu'un garde-magasin à Marseille, Gaillard, au lieu de trois. A cette date, elle modifia la répartition de ses magasins: ceux qu'elle avait établis à Marseille et à Nice, ceux qui avaient été provisoirement installés, par les administrations de district, à Antibes, Martigues, Port la Montagne, Cette et Arles, en vertu des arrêtés du Comité de Salut public du 29 pluviôse et 4 ventôse an II (ce dernier arrêté n'est pas cité par A. AULARD) et de son arrêté du 15 messidor an II, furent seuls maintenus; il en fut créé de nouveaux à Oneille, Port-Vendres et Aigues-Mortes. Les appointements des agents garde-magasins furent fixés à 5000 livres, pour Marseille et Nice, 4000 pour Port-Vendres, Cette, Port-la-Montagne et Oneille, 2500, pour Aigues-Mortes, Antibes et Martigues (*Archives Nationales.* F11 274(4). Arrêté de la Commission du

soit pour les besoins de l'armée, soit pour ceux des départements». Les particuliers ne pouvaient entrer en concurrence avec elle. Les étrangers, qui fréquentaient le plus nos ports méditerranéens, étaient les Génois, qui, en dépit du maximum, vendirent très cher à l'Agence des denrées d'une qualité souvent inférieure et «nous tirèrent à blanc»[1]). L'*Agence d'Afrique* devait se borner à l'importation des grains du Levant et de la Barbarie. Sa tâche n'en était pas moins très lourde encore: «Nous sommes pénétrés de l'étendue des opérations, qui nous sont confiées, écrivent les membres de l'Agence à la Commission; en les acceptant, nous nous sommes dit de les suivre avec zèle et assiduité; rien ne nous coûtera de ce qu'exige de nous la chose publique; nous nous y sommes dévoués entièrement, elle aura tous nos instants; nous désirons de réussir et de pouvoir nous dire à nous mêmes: nous avons vraiment servi la République avec succès. L'entreprise, dont on nous a chargés, est vaste; elle sera pénible et elle peut rencontrer beaucoup d'obstacles ... Nous désirerions sans doute de pouvoir présenter à la République des inventaires, dont le bilan fût en sa faveur;» mais est ce possible? La navigation est très dangereuse, que nous recourions aux pavillons et ports étrangers ou aux navires français; il faut s'attendre à subir des pertes. En succédant au *Comité d'approvisionnement maritime,* elle adopta tous ses engagements en Levant et en Barbarie[2]), sans suivre tout à fait sa méthode. «Le ci-devant Comité, dénué de moyens, remarque-t-elle, le 22 floréal an II, avait mis en action différentes maisons de commerce, qui ont des établissements

---

commerce ... 23 frimaire an III et F 11 276 (1). Arrêté ... du 15 messidor an II). Le 3 brumaire an III, la Commission ... blâme son agent principal à Marseille, Dumoulin, pour avoir disposé, sans son autorisation, des grains des magasins nationaux, en faveur de différentes communes (*Id.* F 11 274 (3)).

1) ***Deuxième partie du rapport de Ricord*** ... op. cit. Lettres de Ricord à l'Agence ... et de l'Agence à Ricord, du 13 messidor an II, p. 84. — ESPERT. ***Rapport à la Convention nationale*** ... 2e partie. Extrait de son journal, pp. 27, 48—49. — A. AULARD, op. cit., T. XVIII. Lettre de Mariette, Jeanbon Saint-André, Espert, Cadroy à la Convention, du 23 frimaire an III et Lettre de Mariette ... du 25 frimaire.

2) ***Archives de la Chambre de Marseille.*** Agence d'Afrique. Copie de lettres ... n° 1. Lettre du 26 germinal an II.

en Afrique et dans le Levant, et y avait fait passer les ordres d'achats, par leur intermédiaire. Cette marche, outre la publicité qu'elle donne aux opérations, ne les centralise pas assez et nous croirions plus convenable que l'Agence correspondît directement partout où il y a et où il pourra y avoir des approvisionnements à tirer. Ce moyen nous délivrerait de la correspondance que nous sommes forcés à suivre avec les maisons de cette commune ... Dans toutes les Echelles du Levant et de Barbarie, suivant les lieux, les maisons françaises sont assez abondantes; il n'y en a cependant qu'une ou deux, qui soient chargées des ordres, cela peut exciter la jalousie des autres. Ne conviendrait-il pas que chaque maison française fournît un individu, qu'ils formassent une Agence sous la surveillance des consuls de la République, avec laquelle nous correspondrions. Cette mesure nous paraîtrait d'autant plus utile qu'elle enchaînerait tous les Français, dans les Echelles, à la cause commune [1]), que le papier de réquisition n'éprouverait, par ce moyen, aucun obstacle pour être payé et que nos ressources s'étendraient davantage . . .» [2]). En thermidor, elle formula plus nettement sa proposition et demanda à créer, dans les principales Echelles du Levant, des agences chargées des achats de grains et des ventes de marchandises diverses et, à Constantinople, une agence chargée des opérations de banque [3]).

1) Tous les Français, établis à l'étranger, n'avaient pas accepté la République. Des négociants et agents français avaient «déserté le drapeau de la Patrie pour se mettre sous celui du despotisme»: tels Taitbout, consul à Coron, Delmas, Theron, Martel, Crespin et Escalon de Constantinople; à Salonique, sur onze maisons de commerce françaises, sept avaient «déserté»; Florenville, qui resta à Constantinople, paraît avoir eu peu d'enthousiasme pour la République (cf. aux *Archives de la Chambre de Marseille*. BB 78. Plusieurs lettres des officiers municipaux à divers agents de la République en Levant et en Barbarie, de l'an II; AA 161. Une lettre de Descorches, envoyé extraordinaire de la République en Turquie, à la Commune de Marseille, du 9 août 1794, envoyant la liste des négociants «membres pourris qui nous ont purifié par leur émigration», en quittant Constantinople).

2) *Archives de la Chambre de Marseille.* Agence d'Afrique. Copie de lettres ... n° 1. Lettre de l'Agence ... à la Commission ... du 22 floréal an II.

3) *Id.* BB 80. Lettres de la Commission ... à l'Agence, des 23 thermidor et 9 fructidor an II.

Comme le *Comité d'approvisionnement maritime*, elle disposa d'abord de «grands moyens». Le gouvernement lui laissa une grande initiative: «depuis le principe de votre établissement, écrivait à ses membres la *Commission des approvisionnements*, le 24 vendémiaire an IV, vous avez dû reconnaître que le gouvernement s'en repose entièrement sur vous et avec la plus grande confiance pour l'extraction des grains du Levant et de la Barbarie ... notre charge à nous est essentiellement de vous procurer des fonds et d'admettre vos comptes ... mais tout ce qui est relatif aux opérations qui doivent être faites sur les lieux vous concerne directement, et c'est à vous à les diriger». En l'an V, Jeanbon Saint-André, le consul général à Alger, ayant proposé de faire d'Alger le centre des opérations des divers comptoirs d'Afrique, le ministre de l'Intérieur, sur les observations de l'Agence, rejeta un projet, qui, sans présenter aucune utilité, augmenterait les frais de gestion et tendait à «donner au consul d'Alger une sorte d'inspection sur les Concessions, que l'intérêt de la République n'exigeait pas [1]).

La *Commission du commerce* ... prescrivit aux agents du gouvernement de protéger et de faciliter ses opérations, de tous leurs moyens. Le représentant Maignet prit de nombreux arrêtés pour l'autoriser à réquisitionner des voitures, à expédier des navires en Afrique, sans les faire escorter ni les assurer, pour l'aider à se procurer des piastres et autres espèces étrangères, pour lui permettre d'employer des matelots étrangers [2]). Elle

---

1) *Id. ibid.* Lettre de la Commission ... à l'Agence, du 24 vendémiaire an IV. La Commission du commerce lui avait déjà écrit: «la Commission confiant uniquement à votre gestion les opérations à faire dans les Echelles du Levant et de la Barbarie, c'est à vous à choisir convenablement les agents et les maisons que vous estimez réunir la solidité, l'activité et l'expérience nécessaires; il vous est donc loisible d'employer soit le sr Vianes, le citoyen Gimon, la maison Lenadier et Cie ou tels autres qui paraîtront mériter votre confiance. Aussi avez-vous dû voir que nous renvoyons à votre Agence ceux qui nous entretiennent d'affaires qui ont rapport au commerce du Levant et de la Barbarie» (*Ibid.* Lettre du 16 thermidor an II). – *Ibid.* Lettre du ministre de l'Intérieur à l'Agence, 8 pluviôse an V.

2) *Id. ibid.* Lettre de la Commission ... à l'Agence, du 25 floréal an II. Cf. aussi divers arrêtés de Maignet sur des conflits survenus entre l'admini-

avait obtenu de la *Commission du commerce* . . . la permission de fréter des navires neutres, à Marseille et au Levant. Le 22 floréal an II, elle avait été autorisée par le représentant Maignet à exiger de l'administration de la marine la fourniture de tout ce qui lui serait nécessaire pour expédier ses bâtiments. En thermidor, elle avait sollicité de la *Commission du commerce* . . . l'autorisation de réquisitionner des navires et de les faire obligatoirement avitailler, armer et équiper par le Bureau des armements et le Bureau de la marine; le 9 fructidor, la *Commission du commerce* . . . avait refusé, étant donné les circonstances, de mettre à sa disposition quelques frégates pour le transport des grains. Le 16 fructidor, le représentant Jeanbon Saint-André lui donna, tout en limitant le recrutement des matelots, la faculté de réquisitionner des bateaux et des capitaines; il toléra qu'elle recrutât des matelots étrangers, de gré à gré, mais prescrivit que le reste de l'équipage fût formé de jeunes gens n'ayant pas encore navigué; s'il lui permit de prendre au besoin des novices parmi les jeunes gens de réquisition, non encore préparés aux exercices militaires, il lui fit défense absolue d'embarquer des Français «ayant déjà quelque expérience de la navigation»; il fixa l'état-major des bâtiments à un capitaine, deux officiers et deux officiers mariniers sur les navires de 200 tonneaux et au dessus, à un capitaine et un officier sur ceux de moins de 200 tonneaux. Le 25 thermidor, le *Comité de Salut public* chargea la *Commission de la marine* de créer une ligne de paquebots entre la France et Alger, pour transporter la correspondance et faciliter les opérations du gouvernement avec les Etats barbaresques[1]); par arrêté du 18 floréal an III, il autorisa l'Agence «à remplir désormais toutes les commissions que les officiers des princes de Barbarie étaient dans l'usage de donner

---

stration des douanes et l'Agence (*Id.* Agence d'Afrique. Registre des arrêtés de la Commission . . . n° 1 . . .).

1) *Id.* Agence d'Afrique. Registre des arrêtés . . . n° 1. Au 4 germinal an III, l'Agence avait requis 17 navires, estimés 1 035 308 livres (*Id.* BB 80. Lettre de la Commission . . . à l'Agence, du 4 germinal an III). — *Id.* Registre des arrêtés . . . Extrait des actes du Comité de Salut public . . . n° 42; BB 80. Lettres de la Commission . . . à l'Agence, des 23 thermidor et 9 fructidor an II.

en drap, toile, bijoux, armes . . . au fur et à mesure qu'elles se présenteraient» [1]). Il mit fréquemment à sa disposition de fortes sommes: du 12 floréal au 26 messidor an II, par exemple, le payeur général des Bouches-du-Rhône délivra à l'Agence pour 1 160 283 livres de piastres [2]); le 8 thermidor, elle obtint un fonds de 1 000 000 de piastres, payables, 118 000 en marchandises «propres à l'usage des barbaresques», comme café, cochenille, draps de Sedan, draps londrins ou «mahons», gingembre, mouchoirs de Nîmes, poivre de Goa, peignes, toile, à prendre dans les magasins de Marseille, et 882 000 en valeur métallique [3]).

---

1) *Id.* BB 80. Lettres de la Commission . . . à l'Agence, des 14 et 27 floréal an III. — Le 25 vendémiaire an III, les Comités de Salut public, de Finances, de Commerce et approvisionnements réunis avaient décidé d'offrir au Dey d'Alger un solitaire de 36 à 40 grains et une pièce de vaisselle de 12 000 livres (*Id.* Agence d'Afrique. Registre des arrêtés . . . n° 1). Le 1er nivôse suivant, le Comité de Salut public avait fait remplacer la vaisselle par «6 onces de perles fines, de 50 à 60 perles l'once». Le 8 ventôse de la même année, il avait fait d'autres présents au Bey de Constantine récemment nommé, au chef de la Mazoule. Parmi les présents offerts au Bey, il y avait: une pièce d'argenterie, 4 aunes d'étoffe à fond en or, des draps de Sedan, des londrins seconds, de la poudre à canon, des bouteilles de sirop, du café, du sucre, de l'eau-de-vie, des liqueurs, des anchoix, des câpres, de l'eau de fleur d'oranger et de lavande, des confitures, du thé, des mouchoirs . . . (*Id. ibid.*). Le 20 germinal, il avait donné au Bey de Mascara, qui le demandait, un bâtiment au cabotage (*Id.* BB 80. Lettres de la Commission . . . à l'Agence, des 14 et 24 germinal an III). Ces présents nous assuraient les faveurs des autorités barbaresques. Le consul d'Alger témoignait que le Bey de Mascara «s'était conduit, dans beaucoup d'occasions, avec grand désintéressement à notre égard; le gouvernement algérien refusait de livrer des blés aux Espagnols et obligeait une frégate espagnole à rendre la prise hollandaise qu'elle avait enlevée, en vue d'Alger, au navire français qui l'avait faite (*Id. ibid.* Lettres de la Commission . . . des 11 et 14 germinal an III).

2) *Id.* BB 80. Lettre de la Commission . . . à l'Agence, du 17 thermidor an II.

3) *Id.* Agence d'Afrique. Registre des arrêtés . . . n° 1, arrêtés nos 36 et 39. M. A. Aulard (op. cit., T. XV, p. 445) donne le texte de l'arrêté, mais ne cite pas «l'état des marchandises que l'Agence d'Afrique doit exporter en Barbarie», cet état a été transcrit sur le Registre des arrêtés . . . n° 1, sous le n° 39. La plus grande partie des sommes avancées à l'Agence le furent dans les années II, III et IV. A partir de l'an [illegible] les achats et les ressources de l'Agence devinrent de moins en moins [illegible]oir dans

La suppression du maximum et la proclamation de la liberté du commerce, les 4 et 13 nivôse an III, permirent au commerce particulier de concourir à l'approvisionnement du Midi, sans toutefois suspendre les achats de grains de l'*Agence de Marseille* et de l'*Agence d'Afrique*. Le 20 nivôse, le représentant Espert, dont un des objets les plus essentiels de la mission confiée, le 29 brumaire, à Cadroy et à lui, était d'assurer l'arrivage des subsistances et leur juste répartition dans les départements des Bouches-du-Rhône et du Var, réunit les délégués des Agences de Marseille et d'Afrique, du département et des districts des Bouches-du-Rhône, de la municipalité de Marseille, pour savoir si, malgré la liberté du commerce et de la circulation des grains, on pouvait défendre aux citoyens «d'acheter, concurremment et sans l'intermédiaire de l'*Agence de Marseille*, les grains que les étrangers apportaient dans les ports de la République», et si le commerce importerait assez de grains pour que le gouvernement se bornât à approvisionner l'armée. La réunion décida que l'*Agence de Marseille* devait «constituer ses achats en grains exclusivement» et offrir des prix capables d'attirer les étrangers, qu'il convenait momentanément de continuer les achats pour le compte du gouvernement, soit à l'étranger, soit dans les ports français. Le 22 nivôse, un arrêté d'Espert créa, en conséquence, à Marseille, le *Bureau de répartition des blés*, où l'*Agence de Marseille*, l'*Agence d'Afrique*, les administrations des départements du Var et des Bouches-du-Rhône envoyèrent chacune un de leurs membres et auquel fut adjoint l'agent garde-magasin, Gaillard. Mis sous la surveillance de l'*Agence de Commerce*, ce *Bureau*, auquel Espert affecta 300000 livres à prendre sur le receveur du district de Marseille, devait acheter exclusivement les grains entrant «casuellement» dans le port de Marseille et non «préhendés», pour les distribuer, au prix coûtant, aux districts; ses opérations devaient cesser dès que l'*Agence de Marseille* aurait pourvu aux approvisionnements, dont elle avait la charge, et que la circula-

A. Aulard (op. cit., T. XI, p. 638, T. XIII, p. 240, T. XV, p. 166) divers arrêtés du Comité de Salut public, des 21 ventôse, 14 floréal, 26 messidor an II, et aux *Archives de la Chambre de Marseille* (BB 80) divers documents de l'an III et de l'an IV, relatifs à des attributions de fonds à l'Agence.

tion des grains serait «tout à fait rétablie au moyen des importations du commerce ordinaire»[1]), qu'Espert allait encourager[2]) par des primes et des avances de fonds. Le 6 pluviôse en effet, il décida qu'à partir du 1er ventôse, la commune de Marseille «devant être approvisionnée comme les autres par la voie du commerce», on fournirait, à titre d'avances et sur cautionnement de la municipalité, 1 million aux négociants désireux de faire le commerce des grains, que, du 1er ventôse au 1er thermidor suivant, il serait accordé aux importateurs de grains étrangers dans les départements du Var et des Bouches-du-Rhône une prime de 5 livres, pour les bâtiments français, de 3 livres, pour les bâtiments neutres, par quintal de blé importé, et que le *Bureau* termin erait ses achats au 4 ventôse prochain[3]).

L'*Agence d'Afrique* resta chargée «de la direction des achats

---

1) ESPERT. *Rapport à la Convention* ... op. cit. Lettre du 13 nivôse an III aux Agences de Marseille et d'Afrique, au département ... p. 48–49 et délibération concernant les subsistances, du 20 nivôse an III, p. 63–70; — *Archives de la Chambre de Marseille.* Agence d'Afrique. Registre des arrêtés ... n° 1, arrêté n° 51. Le 2 pluviôse, le Bureau était organisé et en fonctions (cf. ESPERT, op. cit., pp. 76, 79, 85 et 109).

2) ESPERT se montra adversaire du maximum, dès son arrivée dans le Midi. Le 23 frimaire an III, protestant contre le maximum, auquel les commerçants étrangers ne se soumettaient pas, il demandait qu'on rendît la liberté au commerce français, pour lui permettre de soutenir la concurrence des Génois (A. AULARD, op. cit., T. XVIII. Lettre de Mariette, Jeanbon Saint-André, Cadroy, Espert à la Convention et Lettre de Cadroy et Espert au Comité de Salut public du même jour). Le 6 nivôse, il écrivait au Comité de Salut public que le meilleur moyen, «et surtout le moins onéreux au gouvernement», pour sauver le Midi de la famine, était la liberté du commerce. «Quelle que soit la détresse des négociants, affirmait-il, nous croyons qu'ils feraient plus avec 10 millions que le gouvernement avec 50» (*Extrait du Journal d'Espert* ... Paris, an III, p. 29). Le 22 suivant, il arrêtait que la municipalité inviterait les négociants à s'assembler pour étudier les moyens d'approvisionner Marseille «par la voie du commerce». Le 23, il constatait avec plaisir que les négociants commençaient à entreprendre des achats, que la maison Payan avait commandé 16 000 quintaux en Italie (*Id.* p. 74).

3) Il autorisa aussi les étrangers, qui viendraient dans nos ports, à exporter des vins et autres marchandises non prohibées par la loi du 11 septembre 1793 (A. AULARD, op. cit., T. XIX. Lettre d'Esp[illegible] Convention ... et *Extrait du Journal d'Espert* ... op. cit., pp. 99–

dans les Echelles du Levant» et en Barbarie. Toutefois elle n'en eut plus le monopole, en Levant, tout au moins. En floréal an III, le gérant du consulat de France, par intérim, à Smyrne, Roubaud, expédia à Marseille, pour son compte personnel, plusieurs cargaisons de grains. Il proposa au gouvernement de continuer ses exportations de blé et de vivres, pour le compte de la République. La *Commission des approvisionnements* déclina ses offres en le renvoyant à l'*Agence d'Afrique* en ces termes: «Nous pensons que la liberté dont jouit actuellement le commerce laisse au citoyen Anselme Roubaud toute la latitude qu'il peut désirer pour ses opérations. Ce serait agir contre cette liberté, si le gouvernement s'immisçait, par l'intermédiaire de votre Agence, de vente, d'achat et d'expéditions de marchandises. Vous savez qu'il s'en est même interdit la faculté, par la loi du 13 nivôse dernier. Le citoyen Roubaud doit avoir à Marseille des correspondants, auxquels il peut s'adresser» pour y faire vendre ses marchandises soit à des particuliers, soit à la République. «Mais votre Agence ne doit nullement, par la nature de son institution, recevoir, de la part de particuliers, des adresses de marchandises pour leur en expédier les retours et s'ériger en quelque manière en maison de commerce. Par suite des mêmes principes, le gouvernement ne peut accepter l'offre faite par ce négociant d'agir pour le compte de la République dans les opérations qu'il doit entreprendre; il peut être employé par votre Agence pour faire des achats de grains en Levant, si vous croyez convenable de vous adresser à lui de préférence à tout autre négociant, mais il ne serait alors que le *commissionnaire* de votre Agence [1]) . . .» En réalité, à partir de la fin de l'an III, si l'*Agence d'Afrique* subsiste, elle pratique de moins en moins le commerce des grains et se borne de plus en plus à administrer les Concessions d'Afrique; son rôle devient plus politique qu'économique: «quoique, dans l'état actuel des choses, la République ne retire pas des Concessions d'Afrique des avantages proportionnés aux sacrifices qu'elle est tenue de faire pour leur conservation, écrit la *Commission*

1) *Archives de la Chambre de Marseille.* BB 80. Lettres de la Commission . . . à l'Agence . . ., des 3 messidor et 5 thermidor an III.

des approvisionnements aux directeurs de l'Agence, le 15 messidor an III, nous pensons, comme vous, que de grandes raisons d'intérêt et de politique doivent éloigner tout projet de les abandonner et de les livrer en quelque manière aux Espagnols ou aux Anglais[1]) . . .» Les moyens et l'action de l'Agence deviennent de moins en moins grands. L'insécurité de la mer et les risques d'importation augmentent dès l'an III: le 18 brumaire an III, Jeanbon Saint-André dénonce «la faiblesse de nos moyens sur la Méditerranée» et regrette que l'ancien Comité de Salut public, malgré ses instances et celles de Lindet, ait refusé d'employer la marine de Malte aux importations de grains d'Afrique. «L'espèce d'inconvenance de traiter avec un gouvernement né de la fange des croisades», écrit-il, fut la plus forte raison qu'on nous opposa. Il n'est pas impossible de renouer les négociations; il faut l'essayer dans l'intérêt de nos approvisionnements . . .[2]).

---

1) *Id. ibid.* Lettre du 25 messidor an III et Lettre de l'Agence des achats à l'Agence . . ., du 18 brumaire an IV. — Cf. aussi: *Archives des Affaires Etrangères.* Algérie 14. Recherches sur l'établissement de la Compagnie d'Afrique et Extrait d'un rapport d'Herculais sur les établissements de la côte de Barbarie, régis par l'Agence d'Afrique, an IV.

2) A. AULARD, op. cit., T. XVIII. Lettre au Comité de Salut public. Dès 1789 et 1790, les députés extraordinaires du commerce de Marseille avaient attiré l'attention du gouvernement sur la «connexion qu'il y avait entre Malte et notre navigation du Levant et de la Méditerranée». L'ambassadeur de Malte ayant demandé qu'on n'assimilât pas les biens de son ordre aux biens du clergé, ils avaient appuyé sa demande et intéressé à sa cause les autres places de commerce (*Archives de la Chambre de Marseille.* BB 126. Lettre de Rostagny, du 6 octobre 1789, et BB 127. Lettre de Rostagny, Abeille et La Flèche à la Chambre . . ., du 9 mars 1790). Le projet d'utiliser Malte pour importer des grains, dont parle Jeanbon Saint-André, dans sa lettre du 18 brumaire an III, fut bien examiné au Comité de Salut public, comme le prouve un document des *Archives des Affaires Etrangères* (France, n° 2006, Observations au Comité de Salut public sur l'approvisionnement des blés par la Méditerranée, 1793, f^os^ 353 et sq.), dont voici l'analyse: La République a eu le tort de suspendre ses rapports avec Malte, qu'elle a le plus grand intérêt à empêcher de tomber aux mains des Anglais ou des Russes . . . . Si malgré tout, Malte est restée neutre, c'est grâce à l'influence de Foresta, membre du gouvernement de Malte, en qualité de grand-croix, qui est favorable à la Révolution et dans lequel [illegible]nd-maître et la Commission d'Etat ont la plus grande confiance . . . [illegible] dépôt

Les bateaux français doivent éviter les navires ennemis et les bâtiments neutres, qui n'échappent pas toujours à leur visite, doivent les tromper ... Les traversées sont souvent mouvementées: tel capitaine, bien qu'espagnol, doit jeter ses lettres à la mer; tel autre, bien qu'italien, est conduit à Majorque par deux vaisseaux espagnols et ne reprend sa route qu'après avoir versé 200 piastres fortes et quelques autres cadeaux; celui-ci est retenu deux jours par les ennemis; celui-là, poursuivi, ne peut gagner Marseille et se réfugie à Gênes[1]). Toutes les cargaisons ne parviennent pas à bon port: quelques unes sont prises par les Anglais, comme les cinq, expédiées par bateaux français, en brumaire an IV[2]). Toutes les fois qu'elle le peut, l'Agence recourt aux capitaines étrangers, surtout quand leur consul consent à assurer lui-même le chargement: les risques sont alors plus réduits, car si les ennemis arrêtent les bâtiments et retiennent les

---

de subsistances, en recueillant les grains de Valachie, de Dalmatie, de Sicile, même de Barbarie et les riz du Levant. Foresta a proposé d'en faire assumer l'achat et le transport par Malte; la République n'aurait payé qu'après réception des grains; en revanche il demandait qu'à l'arrivée du premier chargement de grains en France, tous les chevaliers maltais, arrêtés, fussent élargis et que le Comité de Salut public promît d'entendre, quand les approvisionnements seraient terminés, les réclamations de Malte et de la défendre au besoin contre les ennemis. Ce plan a été soumis à un membre du Comité de Salut public, qui, après plusieurs conférences, a rédigé un projet d'arrêté en neuf articles. Ce projet adopte la proposition de Foresta et la formation d'une agence à Malte; il est certain que les bateaux maltais sont ceux qui offrent le plus de garanties pour le transport des grains; mais les articles du projet d'arrêté relatifs à la libération des chevaliers de Malte et aux réclamations éventuelles de Malte ne sont pas acceptables; la République paraîtrait subir des conditions, elle ne peut s'engager ainsi.

1) *Archives de la Chambre de Marseille.* BB 80. Lettres de la Commission ... à l'Agence ... des 7 messidor, 9 thermidor et 28 fructidor an III; Lettres du ministre de l'Intérieur à l'Agence ... des 7 fructidor an IV et 25 vendémiaire an V.

2) *Id. ibid.* Lettres de l'Agence des achats à l'Agence ... des 11 brumaire et 13 nivôse an IV. — Ces prises coûtaient fort cher à la République, qui devait rembourser aux armateurs la valeur des bateaux. Cinq navires, requisitionnés en l'an II et pris par l'ennemi, furent estimés ensemble 96 000 livres (*ibid.* Lettre de la Commission ... à l'Agence ... du 4 germinal an III).

grains, ils en remboursent le prix au propriétaire simulé. En fait, la plupart des bateaux affrétés par l'Agence furent principalement des danois et des suédois, puis des vénitiens, des génois, des ragusais, des espagnols et des mahonnais [1]). Le transport des fonds en Afrique est également dangereux. L'Agence préfère le confier aux bâtiments de l'Etat, mais on met parfois difficilement ceux-ci à sa disposition: en l'an III, elle demande un navire de guerre pour transporter 200 000 piastres fortes et des présents, destinés au Dey d'Alger; bien qu'elle argue de l'arrêté du Comité de Salut public, du 5 ventôse an III, qui prie la *Commission de la marine et des colonies* de prendre les mesures les plus actives pour protéger les navires neutres ou français, affectés à la traite des grains, venant de Barbarie et notamment d'Arzeu, le représentant Le Tourneur lui refuse d'abord une frégate, qu'il ne lui donne qu'en floréal [2]). Le plus souvent elle est obligée de se servir des vaisseaux neutres, qui sont faciles à capturer: c'est ainsi qu'en l'an III, les ennemis enlèvent trois envois d'argent sur les côtes italiennes et barbaresques. Malgré la paix avec les Espagnols, les difficultés de transport s'accroissent en l'an IV. Le consul de Suède à Alger refuse de continuer à assurer les grains expédiés en France sous pavillon suédois; les dispositions du Bey de Constantine sont peu favorables aux Français. La rupture de la Régence avec l'Angleterre, en l'an IV, avec la

---

1) *Id. ibid.* Lettre de la Commission ... à l'Agence, du 4 germinal an III. Cf. aussi Lettres des 24 prairial an II et 8 brumaire an III. En floréal an III, à l'approche de la saison des calmes, l'Agence licencie les bateaux français de fort tonnage mis à sa diposition, parce qu'ils sont «plus lourds à la marche», sauf à affréter des navires neutres pour les remplacer (*Ibid.* Lettre de la Commission ... à l'Agence, du 14 floréal an III). — *Id. ibid.* Lettres ... des 26 messidor et 8 thermidor an III; *Id.* Registre des affrètements et armements ... passim.

2) L'arrêté du 5 ventôse an III n'est pas signalé par M. A. Aulard. — La frégate partit, le 8 floréal, en emportant: 120 000 piastres fortes entières pour Alger, 24 000 piastres coupées pour Bône, 16 000 pour Le Collo, 20 000 pour La Calle, des fusils, pistolets et des diamants pour le Dey (*Archives de la Chambre de Marseille.* BB 80. Lettres de la Commission ... à l'Agence ... des 13 et 22 ventôse, 12 et 14 germinal, 11, 17 et 23 floréal an III).

France, à la fin de l'an VI, paralyse, jusqu'à la fin de 1800, toute exportation [1]).

D'autre part les ressources financières de l'Agence sont de plus en plus insuffisantes et incertaines. Elle se plaint sans cesse de manquer de fonds, surtout de numéraire. A la fin de l'an III, elle éprouve un «déficit de 350 000 piastres sur le million mis à sa disposition». Au début de l'an IV, elle ne peut payer les capitaines des bateaux, qui arrivent, pour son compte, soit à Marseille, soit à Gênes; elle demande 600 000 livres en numéraire ou en lettres de change; le représentant du peuple Guérin ne peut que lui donner un accompte de 24 000 livres en numéraire. En frimaire, deux capitaines suédois lui réclament le payement de leur fret en argent, la menacent de saisir la première cargaison, qui touchera Marseille pour son compte, et mettent à sa charge les frais de leur séjour dans la ville jusqu'au règlement complet de leur créance. En nivôse, des Génois, «pressés par des circonstances impérieuses», vendent à 45 livres l'émine, c'est-à-dire «à vil prix», une cargaison de blés de Bône, «ce qui prive la République de 2000 émines de blé», sans les «couvrir tout à fait de leurs avances»; en pluviôse, ils font vendre encore, au même prix, 600 émines d'une nouvelle cargaison. A Marseille, le même mois, deux capitaines suédois, venant d'Arzeu, retiennent une partie de leurs 5200 charges d'orge pour payer leur fret. Le 23 ventôse, l'Agence prévient le ministre de l'Intérieur que sa caisse est vide, qu'elle ne peut même pas payer ses journaliers, qu'elle doit «à divers porteurs juifs et turcs, sujets algériens, et à un espagnol des traites . . . dont la valeur a été employée en Afrique en grains, marchandises ou redevances», que ces traites sont toutes protestées, que quelques unes ont été retournées, dont le «retour à Alger peut exposer non seulement le tireur, mais encore tous ses agents dans les Concessions, porter le coup de mort à ses opérations et compromettre les intérêts politiques».

---

1) *Archives de la Chambre de Marseille.* BB 80. Lettres de la Commission . . . à l'Agence, des 14 germinal an III, 28 prairial, 22 thermidor et 1 fructidor an III; *Id.* Agence d'Afrique. Ministre de l'Intérieur. Copie de lettres, passim.

En germinal, elle doit à divers créanciers: 957797 livres 5 sous 9 deniers en numéraire et 8315998 livres en assignats et elle a besoin, pour le «travail ordinaire des Concessions d'Afrique», d'un fonds de 400000 piastres fortes. Pour empêcher ses créanciers de faire vendre ses grains, elle demande l'autorisation de les vendre elle-même, à l'amiable ou aux enchères. Le ministre l'autorise, en ventôse, à céder les grains, au prix courant du jour de la livraison, aux agents militaires, aux communes avoisinantes ou à toute autre administration publique et à mettre les marchandises aux enchères; bientôt, l'Agence ayant remontré que les administrations publiques n'avaient aucun besoin de grains et que les agents militaires manquaient de numéraire, il lui permet de vendre des grains soit à l'administration soit aux particuliers[1]).

En Afrique, la situation de l'Agence est difficile. Ses privilèges ne sont plus respectés: loin d'exercer les monopoles commerciaux, que lui reconnaissent les traités, elle a parfois de la peine à effectuer quelques achats. Le Bey de Constantine lui-même fait le commerce des grains et fait garder les routes pour empêcher les Arabes d'aller au comptoir de La Calle; pour plus de sûreté, il défend au comptoir de recevoir plus de blés qu'il n'en consomme et fait vérifier ses magasins; depuis l'été de l'an III, le marché de La Calle, qui avait été si important, est presque anéanti. A Bône, l'Agence ne peut se procurer les 500 cafis ou 2500 charges de blé qu'elle a le droit d'acheter au prix du marché chaque année; bien qu'elle ait acquitté les redevances, il lui est dû 1306 cafis pour les années IV, V et VI; elle doit accepter, pour drogman du comptoir, un rénégat juif que lui impose le Bey de Constantine: humiliation, qui, aux yeux des indigènes, ravale les Français au dessous des Juifs eux-mêmes. A Alger, à Bône même, elle doit tolérer la concurrence des Juifs. Ceux-ci sont devenus très influents; ils ont

1) *Id.* BB 80. Lettres de la Commission ... à l'Agence ... des 11 fructidor an III, 6, 12 et 29 vendémiaire, 23 frimaire, 13 nivôse, 23 et 13 pluviôse an IV; *Id.* Agence d'Afrique. Ministre de l'Intérieur. Copie des lettres; *Id.* BB 80. Lettres de Benezech à l'Agence ... des 7 germinal, 8 ventôse 8 et 27 germinal, 19 prairial an IV.

des agents sur tous les points de la côte, ils puisent dans les coffres de la Régence, ils associent les grands dans leurs affaires; les plus puissants, les Busnach et les Bacri, ont assez de crédit pour faire expulser de Bône une maison mahonnaise, dont la *Compagnie* et l'*Agence d'Afrique* réclamaient l'expulsion depuis dix ans, et pour empêcher les Anglais de s'établir à Bône. Dès frimaire an IV, l'Agence renonce à la ferme des cuirs d'Alger et, le 23 vendémiaire, elle évacue le comptoir du Collo, où les Arabes tirent sur ses agents sans que le Bey daigne punir les coupables[1]).

A la fin de l'an V et au début de l'an VI, le gouvernement, craignant la disette ou la cherté des grains dans le Midi, songe à recourir de nouveau aux grains de Barbarie et à utiliser les services de l'*Agence d'Afrique*. Toutefois, comme il manque d'argent pour acheter lui-même les grains, il charge l'Agence d'en acheter au moins 8000 cafis, pour le compte d'une société, la société Ravel le jeune et C^ie^, qui s'engage à les importer en France, à ses risques et périls, à «supporter le prix d'achat ainsi que les frais de chargement sur les lieux et ceux du transport en France». Bertrand, membre de l'Agence, est désigné pour diriger cette

1) *Archives des Affaires Etrangères.* Algérie 14. Précis de mes opérations en Afrique par Dubois-Thainville, Commissaire général d'Alger ... 8 thermidor an IX, f^os^ 47 et sq., 86 et sq., 97, et Recherches sur l'établissement de la Compagnie d'Afrique ... passim; — *Archives de la Chambre de Marseille.* BB 80. Lettres de la Commission ... à l'Agence, des 14 germinal, 28 prairial, 8 thermidor et 7 fructidor an III et Lettres de l'Agence des achats à l'Agence ... des 5 frimaire et 13 nivôse an IV. Les Bacri avaient succédé aux Busnach: ces deux familles étaient très riches. «Il paraît qu'ils affectionnent plus la France que l'Italie, remarque-t-on, en 1815. Busnach, depuis la disgrâce de son père, est domicilié à Marseille. Jacob Bacri, l'homme puissant et en faveur à Alger, a établi à Marseille une maison de commerce, régie par son neveu; ils ont tous été élevés à Paris pendant la Révolution et ont conservé des goûts qui les unissent à la France et l'intention de Jacob Bacri est de se retirer un jour à Marseille avec ses millions» (*Archives des Affaires Etrangères* ... Recherches sur l'établissement de la Compagnie d'Afrique ...). C'est au sujet d'une créance impayée de la maison Busnach et Bacri pour fournitures faites à la France, que le Dey insulta notre consul Deval (*Id.* Algérie 5. Causes de la guerre entre la France et Alger, mars 1830).

entreprise et «l'exécuter sous sa responsabilité tant envers le gouvernement qu'envers la société Ravel». Cette opération nous permettra d'assurer l'approvisionnement du Midi sans fournir de fonds, écrit François de Neufchâteau à l'Agence, de soustraire le gouvernement aux traités et marchés ruineux avec les Juifs et les négociants étrangers; elle nous procurera «directement et par la voie du commerce national, la denrée que ces Juifs et étrangers nous revendaient à des prix exorbitants», elle redonnera enfin aux comptoirs «une activité, qu'ils n'ont pas eue depuis longtemps»[1]). L'Agence n'est plus substituée au commerce particulier; elle est mise à son service. Le gouvernement tire parti de son organisation, sans chercher à la développer: Jeanbon Saint-André, consul général à Alger, propose de créer un comptoir à Oran, pour l'extraction des grains de la côte Ouest; le ministre de l'Intérieur répond qu'il est impossible, dans l'état des finances, d'augmenter les comptoirs de l'Agence et d'étendre son action, qu'elle doit se borner à soutenir les comptoirs encore existants, qu'au surplus la société Ravel, dont les opérations ne sont pas limitées aux comptoirs de l'Agence, a la liberté de nouer elle-même des relations avec Oran[2]). Dès lors l'*Agence d'Afrique* ne cesse de décliner. En vendémiaire an VI, le Dey d'Alger permet à la maison Busnach, Bacri et Israël Saportés d'exporter directement des blés en France. Cette maison accapare les grains algériens et cherche même à enlever à l'Agence le monopole du commerce dans les états de Constantine. En messidor, le nouveau Dey, Mustapha, réclame au Directoire exécutif le remboursement immédiat d'un prêt de 200000 piastres fortes, consenti par son prédécesseur et de diverses créances, dues à des particuliers[3]).

---

1) *Archives de la Chambre de Marseille.* BB 80. Lettre du 12 fructidor an V. Le ministre de la marine ordonna aux navires de l'Etat de protéger les bateaux de Ravel (*Id. ibid.* Lettre de Letourneux, du 7 nivôse an VI).

2) *Id. ibid.* Lettre de Letourneux à l'Agence ... du 21 vendémiaire an VI.

3) Boutin. *Anciennes relations commerciales et diplomatiques de la France avec la Barbarie*, 1515–1830. Paris, 1902, p. 466. Cf. aussi sur les agissements des Bacri: Eugène Plantet. *Correspondance des Deys d'Alger avec la cour de France* ... Paris, 1889, T. II, p. 451 et sq., p. 476.

En l'an VII, les comptoirs sont détruits ou pillés; les dettes de l'Agence sont toujours impayées et sa détresse toujours grande. Le 8 thermidor an VII, le Directoire exécutif arrête que le ministre de l'Intérieur prendra 16 500 francs, sur le fonds de 400 000 francs affecté à l'agriculture, pour permettre à l'Agence de payer la nourriture de ses agents prisonniers, à Alger, depuis la déclaration de guerre de la Régence [1]). Elle reste dans «cet état de nullité», jusqu'à l'arrêté des Consuls du 27 nivôse an IX, qui met fin à ses fonctions et confie sa liquidation au liquidateur général de la dette publique et à la Commission de comptabilité intermédiaire.

Dans quelle mesure l'*Agence d'Afrique* a-t-elle collaboré à l'approvisionnement du Midi? Elle rendit d'abord de grands services et Espert, dans son rapport, reconnut l'efficacité de son «zèle infatigable»; en nivôse et pluviôse an III, elle suffisait, affirma-t-il, à l'approvisionnement de la marine et de la garnison de Marseille [2]). En un an, d'après Dubois-Thainville, les Comptoirs de Barbarie avaient fourni 300 000 quintaux de blé, 40 000 d'orge ou autres grains, et «fait succéder l'abondance à la disette dans les départements méridionaux» [3]). «On dira sans doute et l'expérience l'a trop prouvé, déclarait, en l'an IV, le ministre des Relations extérieures, que tout commerce exploité par un gouvernement est absurde et ruineux, mais la République est dans une position qui n'a pas d'exemple. On ne peut dissimuler que l'Agence d'Afrique, malgré tous les abus, qui ont pu s'élever dans son administration, a rendu, pendant les dernières années, de grands services à la France» [4]). La liberté du commerce

1) *Archives de la Chambre de Marseille.* Agence d'Afrique. Ministre de l'Intérieur. Copie de lettres, passim, et Registre des arrêtés de la Commission des subsistances ..., n° 1. Extrait des actes du Directoire ... du 8 thermidor an VII.

2) ESPERT. *Rapport à la Convention* ... op. cit., p. 4 et sq. et *Extrait du Journal d'Espert* ... op. cit. Lettres au Comité de Salut public ... pp. 84 et 86.

3) *Archives des Affaires Etrangères.* Algérie 14. Précis de mes opérations en Afrique ... par Dubois-Thainville ... op. cit.

4) *Archives nationales.* F^{12} 1858. Copie d'une lettre au Ministre de l'Intérieur, 18 messidor an IV.

des grains lui enleva au fond sa principale raison d'être; le gouvernement continua de penser que la République pouvait s'approvisionner en Barbarie, «avec bien plus d'économie» que dans toute autre contrée, mais il s'en rapporta au commerce privé, beaucoup plus qu'à l'Agence, du soin d'importer les grains barbaresques. En fait, c'est à la fin de l'an II et en l'an III, que l'Agence reçut les plus nombreuses cargaisons de grains: parmi celles, dont la correspondance de la *Commission des subsistances* ou de la *Commission du commerce* avec l'Agence a noté l'arrivée, seize lui parvinrent, en l'an II, du Levant et de la Barbarie; quarante cinq en l'an III, de la Barbarie surtout; neuf en l'an IV et deux en l'an V, de la Barbarie seulement. Elle arrêta, sur la récolte de l'an III, 341500 quintaux de grains, en Barbarie, et 120000, en Levant. Faute de fonds, elle ne put les importer en totalité: en frimaire an IV, elle n'en avait encore reçu que 18364 quintaux du Levant et 214450 de Barbarie[1]). Au 6 thermidor an IV, elle avait en magasin ou en quarantaine près de 73000 quintaux d'orge et un peu plus de 7000 quintaux de blé, dont une baisse des prix et les difficultés de conservation l'obligèrent à vendre une bonne partie soit à des particuliers, soit à l'administration de la marine, dont elle céda 6000 quintaux au *Bureau des Trente et un,* chargé de fournir du pain aux indigents

---

1) *Archives de la Chambre de Marseille.* Lettre de l'Agence des achats à l'Agence ... du 18 brumaire an IV, et diverses lettres des Commissions ... à l'Agence, pp. 5 à 360. — Ce relevé est incomplet; tous les arrivages de grains n'ont pas été signalés dans ces lettres. Par exemple celles-ci relèvent seulement 11 cargaisons de grains, du 12 ventôse au 5 floréal, et 10, du 12 floréal au 21 prairial an III, tandis que l'Agence, dans des lettres aux Commissions, en accuse respectivement 19 et 18, dans ces deux périodes (*Id.* Agence d'Afrique, n° 1. Copie des lettres ... pp. 430 et 454). Dans les «états des marchandises et denrées arrivées dans le port de Marseille», envoyés au district, à diverses époques de l'an III, les arrivages de grains sont bien signalés, mais leur destinataire n'est pas indiqué (*Archives dép. des Bouches-du-Rhône.* L 41). — *Id.* BB 80. Diverses lettres de la Commission ... ou de l'Agence des achats à l'Agence, des 4 ventôse, 28 floréal, 28 prairial an III, 24 vendémiaire, 23 frimaire an IV, et Agence d'Afrique, n° 1. Copie de lettres. Lettre de l'Agence ... à l'Agence des achats, du 12 brumaire an IV.

de Marseille. A partir de frimaire an IV, ses importations ne nous sont pas exactement connues; toutefois elles semblent être devenues de plus en plus rares. Les chargements reçus en l'an V, 700 charges d'orge en ventôse, 420 de blé et 300 d'orge en floréal, 1137 de blé et 1300 d'orge en thermidor, ne furent pas utilisés par le gouvernement, qui autorisa l'Agence à les vendre à l'amiable ou aux enchères, pour en affecter le produit «aux objets les plus pressants de son administration»[1]).

En entrant en fonctions, l'*Agence d'Afrique* n'espérait guère «pouvoir présenter à la République des inventaires dont le bilan fût en sa faveur». En fait, malgré les difficultés de sa tâche et les frais d'importation, il semble que ses opérations n'aient pas été très onéreuses à l'Etat. En brumaire an IV, elle estimait que chaque quintal, poids de marc, de grains, importés de Barbarie, revenait, à la livraison, à 19 livres en numéraire et 16 livres 10 sous en assignats, le quintal de blé, et à 12 en numéraire ou 6 livres 10 sous en assignats, le quintal d'orge et de menus grains. En tenant compte des pertes, éprouvées sur les espèces et sur les cargaisons, des redevances et dépenses des Concessions, des frais d'armement, chaque quintal de blé et d'orge, majoré de 6 livres en numéraire ou de 50 sous en assignats, revenait respectivement en moyenne, à 25 et à 18 livres, soit environ 80 livres la charge de blé et 58 à 60 livres la charge d'orge[2]). Or, le *Comité d'approvisionnement maritime,* en frimaire an II, avait évalué la charge moyenne des blés, commandés par lui à divers négociants, à 8 piastres, rendue à bord, c'est-à-dire à 104 livres[3]). Quand l'Agence, supprimée depuis le 27 nivôse

1) D'après une lettre du ministre de l'Intérieur, elle avait encore, à cette date, exactement: 22066 charges d'orge, 2256 charges ½ de blé, 192 caffis d'orge (*Id.* BB 80). Le caffi valait 4 charges ¼ et la charge de grains pesait environ 320 livres. — *Id. ibid.* Diverses lettres du ministre de l'Intérieur, des 9, 17, 26 messidor, 4 et 7 fructidor an IV, 24 vendémiaire et 17 brumaire, 21 ventôse, 2 floréal, 14 et 21 thermidor an V.

2) *Id.* Agence d'Afrique, n° 1. Copie de lettres. Lettre de l'Agence ... à la Commission des subsistances ... du 26 germinal an II, et Lettre de l'Agence ... à l'Agence des achats, du 22 brumaire an IV.

3) *Id.* BB 79. Lettre du Comité ... à la Commission des subsistances ... du 29 frimaire an II. Une piastre forte valait environ 13 livres.

an IX, arrêta ses comptes, le 26 pluviôse an X, son bilan, qui attestait un mouvement d'argent de 2 348 184 livres 15 en numéraire et 3 015 452 livres 11 sous 8 deniers en assignats, n'accusa aucun passif. Consciente d'avoir fait tâche utile, en dépit des circonstances défavorables, elle put écrire au ministre de l'Intérieur «qu'après un service de près de huit ans, il lui serait infiniment agréable d'apprendre que ses services avaient mérité l'approbation du gouvernement, la sienne en particulier, et son estime»[1]).

* * *

Ainsi le *Comité d'approvisionnement maritime en blés* et l'*Agence d'Afrique* témoignent de l'intervention de plus en plus directe de l'Etat dans l'approvisionnement du Midi, sous la Révolution. Le *Comité d'approvisionnement maritime* fut une institution nouvelle, créée par un représentant du peuple en mission. L'*Agence d'Afrique* ne fut pas autre chose que la mise en régie d'une société privée, la *Compagnie d'Afrique*[2]); la zone d'action de l'*Agence d'Afrique* avait été étendue au Levant, mais en fait celle-ci opéra surtout dans la zone d'influence de la *Compagnie*, en Barbarie; elle fit peu d'achats en Levant: en l'an III, au fort de son activité, elle n'y arrêta que 120 000 quintaux de grains,

---

1) *Id.* Agence d'Afrique. Registre de la comptabilité définitive ... et Ministre de l'Intérieur. Copie de lettres. Lettre du 13 frimaire an XI.

2) L'arrêté qui supprima l'*Agence d'Afrique* rétablit en même temps la *Compagnie d'Afrique*; il rendit à celle-ci ses concessions et établissements de Barbarie, ses comptoirs et ses dépendances, ses privilèges commerciaux dans la Régence d'Alger, sauf le monopole de la pêche du corail, donné à une compagnie nouvelle, dont le directeur principal fut Rémuzat; il reconnut la dette contractée par l'Etat envers la Compagnie, au moment du rachat, en 1792 (*Archives de la Chambre de Marseille.* Agence d'Afrique. Ministre de l'Intérieur. Copie de lettres, nº 2. Lettre de Chaptal du 6 pluviôse an IX). L'ancien directeur principal, Bertrand, confirmé dans ses fonctions, ne put décider les actionnaires à reprendre le commerce d'Afrique; le gouvernement supprima l'ancienne Compagnie, par la loi du 17 floréal an X, sans réussir a en former une nouvelle. La Compagnie supprimée ne put obtenir le remboursement de sa créance de 2 822 325 francs sur l'Etat (*Archives des Affaires Etrangères.* Algérie 14. Recherches sur l'établissement de la Compagnie d'Afrique ... 1815).

contre 341 500 en Barbarie, et il semble qu'elle ne les reçut pas en totalité [1]). Avec le *Comité d'approvisionnement maritime*, l'Etat s'était en quelque sorte associé au commerce privé pour importer les grains de la Barbarie et du Levant; avec l'*Agence d'Afrique*, il s'attribua, au temps où il se faisait à nouveau marchand de blés, c'est-à-dire au moins jusqu'à la suppression du maximum et le rétablissement de la liberté du commerce, le monopole de l'importation des grains barbaresques.

1) *Archives de la Chambre de Marseille.* BB 80. Lettre de la Commission du commerce ... du 24 vendémiaire an IV.

Miszellen.

Das bairische Hofgericht und das Hofgeding.

Von

Eduard Rosenthal (Jena).

Als einen Nachtrag zum 2. Band seiner „Entwicklung der gelehrten Rechtsprechung“ (Berlin 1910) veröffentlicht STÖLZEL eine Schrift unter dem Titel „Geding und Appellation, Hof, Hofgericht und Räte, Abschied und Urteil“ (Berlin 1911).

Die Ausführungen dieser Schrift richten sich im wesentlichen gegen meine Besprechung dieses 2. STÖLZELschen Bandes in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanistische Abteilung Bd. XXXI, S. 522—560[1]).

Ich hatte wenig Neigung, die Irrtümer ST.s wieder aufs neue zu beleuchten, da ich kein Freund von Wiederholungen bin und nicht glaube, daß starke Worte schwache Gründe zu ersetzen vermögen.

Da aber von keiner andern sachkundigen Seite zur Kontroverse Stellung genommen wurde, und wie ST.s Schrift wieder zeigt, es sehr schwierig ist, das weitverzweigte Material zu beherrschen, glaubte ich doch im Interesse der Klarstellung wichtiger rechtsgeschichtlicher Probleme mich der wenig lockenden Aufgabe nicht entziehen zu dürfen, die Unhaltbarkeit „des diesseits (von STÖLZEL S. 6) eingehaltenen Standpunktes“ noch einmal darzutun.

Ich werde so knapp wie möglich mich auf die Hervorhebung der für die Beurteilung der Kontroverse wesentlichen Punkt beschränken und verweise für das weitere auf meine „Besprechung“ und die Ausführungen im 1. Bande meiner „Geschichte des Gerichtswesens und der Verwaltungsorganisation Baierns 1889“ (R. I), die ich auch nach wiederholter Prüfung der Einwendungen STÖLZELs in allen wesentlichen

---

1) Im folgenden wird zitiert werden diese Besprechung = **Z.**; STÖLZEL, Geding und Appellation = **St.**; STÖLZEL, Entwicklung der gelehrten Rechtsprechung, Bd. II = **St. II**; ROSENTHAL, Geschichte des Gerichtswesens und der Verwaltungsorganisation Baierns, Bd. I und II (Würzburg 1889 und 1906) = **R. I** und **R. II.**

Punkten aufrecht erhalte. Vor allem wird meine Auffassung bekämpft, daß in Baiern, wie Zeugnisse seit dem Ende des 13. Jahrhunderts dartun, infolge der Unterordnung der Stadt- und Landgerichte unter das Hofgericht dieses als höchste Instanz des Landes berufen war, einen vor einem Stadt- oder Landgerichte abgeurteilten Rechtsstreit auf Verlangen einer Partei einer wiederholten Prüfung und Entscheidung zu unterwerfen (R. I, S. 121). Zum Belege gebe ich aus einem Gerichtsbriefe von 1293[1]) ein kurzes Referat. ST. (Geding 7 ff.) bezeichnet dieses als irreführend, ich hätte übersehen, daß es sich um einen lehengerichtlichen Fall handle, aus dem nichts gefolgert werden könne für den landgerichtlichen Prozeß der betreffenden Zeit und außerdem das in der Sache gefällte prozeßleitende (landgerichtliche) Urteil, das die Klage vor den Landesherrn weist und das von niemand angefochten ist, mit der lehengerichtlich bewerkstelligten Besitzregulierung verwechselt. Fürwahr ein starker Vorwurf, nur schade, daß er jeglicher Begründung entbehrt.

Worauf kam es mir bei meinem Referat denn an? Ich hatte doch nicht die Aufgabe, den ganzen verwickelten Rechtsfall klarzulegen. Daß es sich um einen lehensrechtlichen Fall handelte, konnte ich nicht übersehen[2]), da ich lesen kann — von einem „prozeßleitenden" Urteil ist nicht die Rede.

Der Auszug aus dem Gerichtsbrief sollte folgendes belegen, wie ich ausdrücklich sagte: „An den Herzog als den Richter des Landes wendet sich die Partei auch hier, aber der Herzog verweist die Sache an den Vitztum, der an des Herzogs Stelle eine Entscheidung treffen soll" (R. I, 124).

Aber STÖLZEL begreift nicht, daß man knapp das thema probandum ins Auge faßt. Seine Ausführungen (ST. II) in ihrer ermüdenden Breite machen die Lektüre zu einer Qual.

Man lese STÖLZELS sich über 4 Seiten hinziehendes Gerede über den Rechtsfall mit seinem non liquet[3]) und man wird mein kurzes Referat als sachgemäß anerkennen. Ob es zur Klärung beiträgt, wenn ST. sich auf die lex Alemannorum 41, 1 aus dem 8. Jahrhundert beruft zur Interpretation eines dem bairischen Rechtsgebiet angehörenden Falles aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, dürfte doch zweifelhaft

---

1) Monumenta Boica = M. B. III, 353.

2) ST. 10 sagt in seinem Referat selbst „es ergeht kein Urteil zur Sache, wohl aber alsbald ein Einweisungsurteil, als wäre er von dem Lehngericht Aufhausen noch nicht eingewiesen; das dort gefällte und fronbotlich vollzogene Einweisungsurteil bleibt gänzlich unberücksichtigt."

3) ST. 8: „Mehr als diese Worte enthält die Urkunde nicht über die stattgehabte lehengerichtliche Verhandlung. Wir erfahren nicht . . . Ebensowenig erfahren wir . . . Das ‚Verjehen Rechts und Lohnschaft' kann . . . zu beziehen sein. — . . . Dabei spielten sehr die Umstände des einzelnen Falles mit, von denen wir vorliegend nichts wissen . . . Ob die Beschwerde sich gegen die erfolgte Besitzregulierung oder . . . richtet, bleibt im Dunkel, ebenso wann sie eingelegt ist; und das erhellt, daß sie nicht vor gefälltem Urteil (etwa als Urteilsschelte) erfolgte. . . . — Vielleicht spielt dabei der oben angedeutete provisorische Charakter der Tageversetzung mit."

sein. Das schönste ist aber, daß St. (Gedinge 9) selbst sagt: „Die Beschwerde führte dahin, daß der Herzog seinem Vitztum bei der Rot befahl, dem Beschwerdeführer ‚einen andern Tag zu Burghausen zu geben und die Sache zu ent auszurichten'."

St. kommt also nach seinen langen Darlegungen zu dem gleichen Ergebnisse wie ich, bestreitet aber ohne zureichenden Grund, daß es sich um ein Gericht höherer Ordnung oder um eine Appellation handle.

Etwas merkwürdig mutet St.s (11) Widerspruch gegen meine Ausführung (R. I, 123) an, daß das Institut des Dingens gen Hof zum Zweck der Abänderung des erstinstanziellen Urteils in dem niederbairischen Freibrief 1311 schon als ein in allgemeiner Übung stehendes vorausgesetzt und anerkannt worden. St. stützt seinen Widerspruch darauf, daß in einer Kaiserurkunde von 1437 der Ausdruck, ein Urteil sei zu Krieg geworden ein gescholtenes Urteil bedeute, und ich hätte den Beweis nicht erbracht, daß auch ein durch Appellation angefochtenes Urteil in der Rechtssprache des Jahres 1311 ein zu Krieg gewordenes genannt werde. Eine etwas sonderbare, aber bequeme Art wissenschaftlicher Beweisführung!

St. behandelt den Ausdruck als einen terminus technicus, was er gar nicht ist. Hätte er einen Blick in Schmellers Baierisches Wörterbuch (S. 1365) geworfen, so hätte er gesehen, daß „zu Krieg werden" um eine Sache soviel bedeutet wie um eine Sache mit einem in Streit geraten, Krieg also soviel wie Streit bedeutet, so daß, „wenn ein Urteil zu krieg wirt", das einfach bedeutet, wenn ein Urteil bestritten, angefochten wird, ob vor dem Urteil (Urteilsschelte) oder nach dem Urteil (Appellation), wird durch den Ausdruck gar nicht getroffen. Auch aus der von St. mit so großer Ausführlichkeit erörterte Urkunde von 1293, wo es heißt, „daß N. u. Ä. mit einander kriegten um ein hueb", hätte er unschwer die (nicht technische) Bedeutung des Ausdruckes erkennen können.

Im a. 310 des Münchner Stadtrechts[1]) (Swar ain urteil dingt gen Hof, der sol swern, daz er . . .) hatte ich (R. I, S. 129) eine für die Ausbildung der Appellation grundlegende Vorschrift erblickt.

Auch diese Auffassung bekämpft St., scheint aber Behauptung für Begründung zu halten. Lassen wir einmal seine Interpretation, der ein Wiederbringen des Gedings vom Hof an das Gericht fordert, gelten.

Man wird dann aber folgenden Satz St.s (13) nicht begreifen. Eine solche Bestimmung hat aber, wenn sie überhaupt einen vernünftigen Sinn haben soll, zur selbstverständlichen Voraussetzung, daß nur vor gefälltem Urteil gedingt werden kann. Warum denn? Das ist eine sonderbare wissenschaftliche Polemik. Man stellt kühn Behauptungen auf ohne den Schatten eines Beweises zu erbringen und bildet sich ein, die gegnerische Meinung abgetan zu haben. St. muß sich recht kritiklose Leser wünschen, wenn er ihnen Derartiges bieten zu können glaubt. „Die Urteilsschelte", so fährt St. 13 fort, „muß in München vor der Urteilsverkündung bei dem erkennenden Gerichte geschehen. Ebenso auch das Dingen. Gerade das ergibt der Art. 310." Keine

1) a. 310.

Silbe im a. 310 ergibt das! „Swer ain Urteil dingt gen hof.“ — Das setzt doch die Fällung eines Urteils voraus. Wenn ich (I, 126) das Geding gen Hof als Antrag einer Partei erkläre, das Hofgericht möge das beschwerliche untergerichtliche Urteil abändern, so mußte ST. Gründe für seine entgegengesetzte Anschauung angeben, durfte aber nicht um den Streitpunkt herumreden; denn für diesen ist die Fristberechnung[1]) ganz gleichgültig. Das ist ST. ganz entgangen. „Unerträglich,“ so ruft ST. (Geding 14) pathetisch aus, „mußte es aber jeder Partei sein, wenn von der Anwesenheit des Landesherrn die Vollziehbarkeit jeden Urteils abhängig gemacht wäre. Eine solche verkehrte Fristberechnung traut ROSENTHAL der bayerischen Gesetzgebung zu . . . Das würde heißen: alle nach Münchner Stadtrecht gefällten Urteile bleiben bei Abwesenheit des Herzogs unvollziehbar bis nach seiner Rückkehr und nach weiterm Ablauf von 14 Tagen. So enthielte der Artikel 310 ein legislatorisches Monstrum allerersten Ranges, sozusagen, den Befehl eines Rechtsstillstandes, so oft und so lange der Hof abwesend war.“ All diese aufgeregten Worte vermögen aber nicht die Tatsache aus der Welt zu schaffen, daß um 1340 ein Hofgericht nur abgehalten werden konnte am Hofe bei Anwesenheit des Herzogs. Die Partei mußte das schon ertragen. Übrigens war das Urteil nicht schlechthin unvollziehbar, sondern nur, wenn die Partei das erstinstanzielle Urteil anficht, durch Dingen gen Hof.

War diese Abhängigkeit von der Anwesenheit des Landesherrn denn eine bajuvarische Eigentümlichkeit? ST. hat sich doch selbst auf die Urteilsschelte des sächsischen Rechts berufen und an der von ihm angezogenen Stelle[2]) wird darauf hingewiesen, daß wenn der höhere Richter außer Landes (der König außerhalb Sachsens, der Oberlehensherr außerhalb Deutschlands), die sechswöchentliche Frist, innerhalb welcher das Urteil des höheren Richters wieder einzubringen war, vom Tage der erhaltenen Kunde berechnet wurde. Die das Urteil scheltende Partei mußte sich also auch hier gedulden, denn bis zur Rückkehr des Hofes ins Land blieb die Urteilsschelte eben unerledigt.

Und die Verhältnisse des Reichshofgerichts im Mittelalter dürften ST. doch wohl auch bekannt sein. War der König außer Landes, so konnte in der Regel kein Hofgericht in deutschen Sachen abgehalten werden[3]).

So unerträglich, wie es den Anschein hatte, war der Zustand für die bairischen Parteien denn doch nicht, da die Herzoge in der Regel nicht allzulange ihrem Lande ferne blieben.

„Der Befehl eines Rechtsstillstands, so oft und so lange der Hof

---

1) Ob man eine 14tägige Frist für die Einbringung des Gedings zum Hofgericht oder für das Wiederbringen vom Hofgericht zum Untergericht annimmt. War der Herzog außer Landes, dann begann die 14tägige Frist erst mit der Rückkehr des Herzogs.

2) PLANCK, Das deutsche Gerichtsverfahren im Mittelalter, Braunschweig 1879, I, S. 289.

3) Vgl. FRANKLIN, Das Reichshofgericht im Mittelalter, Weimar 1869. II, S. 64.

abwesend war“ (St. 15), der folgte eben aus der Auffassung des Hofgerichts als eines von der Person des Herzogs nicht losgelösten Gerichts.

Wenn dann St. ausruft: „Das enthält der Artikel nicht, und zwar um deswillen nicht, weil es um 1340 überhaupt keine nach gefälltem Urteile wirksamen Gedinge gab“, so ist zu bemerken, daß eine unrichtige Behauptung durch ihre (beweislose) Wiederholung nicht zu einer richtigen wird. Und diese Richtigkeit zu erhärten ist St. nicht gelungen.

Der 2. Abschnitt (St. 16 ff.) ist dem Versuche der Widerlegung meiner Auffassung von der ausschließlichen Zuständigkeit der Hofgerichte zur Erledigung der Gedinge gewidmet. Man ist verblüfft, wenn man (17) auf den Ausruf stößt: „Wer hinderte den König oder den Landesherrn, wenigstens den Versuch zu machen, solche Sachen (Parteisachen, die zur Ausrichtung an den Hof gelangten), sei es persönlich, sei es durch seine Räte, außerhalb einer Hofgerichtssitzung zu erledigen?“ — Es stört ihn nicht, daß ich auf Grund eindringlicher Durchforschung eines reichen mir zugänglich gemachten archivalischen Materials ebensowenig wie auf Grund des vorliegenden gedruckten Materials (I, 108 ff., § 6, das Hofgericht) von solchen Versuchen nichts zu berichten weiß. Auch vermag sich St. auf keine bairische Quelle zu stützen, die die Verwirklichung einer solchen Möglichkeit belegt. Aber er beruft sich auf Karl den Großen (17), dessen Geheimschreiber Einhard erzählte, daß der Kaiser sich beim Ankleiden Streitsachen vom Pfalzgrafen vortragen ließ und sie sogar unter Herbeirufung der Parteien, also nach deren Verhörung entschieden habe, so wird er das desto mehr wohl bei Streitsachen getan haben, bei welchen es gar keiner Verhörung der Parteien bedurfte. Und wenn 5 oder 6 Jahrhunderte später Fürsten als Inhaber der Landeshoheit sich an die Stelle der Oberhöfe setzten mit dem Befehl, „Berufungen“ in Parteisachen bei ihnen einzulegen und entscheiden zu lassen, so wird schwerlich das geheißen haben „ausschließlich die fürstlichen Hofgerichte sollten nunmehr die Oberhöfe ersetzen“. Gegenüber solchen in der Luft schwebenden Äußerungen Stölzels kann ich nur wieder auf meine Darstellung der Entwicklung des bairischen Hofgerichts verweisen.

Unverständlich ist der Einwand St.s (18), daß mit Rücksicht auf die dem Dingenden auferlegte Pflicht, das Geding binnen 14 Tagen vom Hof erledigt dem Gerichte wiederzubringen, keine unzweckmäßigere Einrichtung gedacht werden könne, als die, ein solches Geding „ausschließlich durch das Hofgericht erledigen zu lassen“. Sehen wir davon ab, daß dieser Einwand beseitigt wird mit der Annahme meiner Interpretation des a. 310 des Münchner Stadtrechts, die eine vierzehntägige Frist für das Anbringen des Gedings bei Hof annimmt[1]). Aber selbst wenn man mit St. die Frist für das Wiederbringen des Gedings vom Hofe berechnet, erscheint es doch selbstverständlich, daß die Frist für das Wiederbringen vom Hof nur von der Fällung des Urteils an zu berechnen ist, denn welche Mittel wären denn der dingenden Partei

1) Vgl. S. 418.

zu Gebote gestanden, um den Herzog zur Erledigung innerhalb der Frist zu zwingen?

Wenn dann St. es für unglaublich hält, daß in der Zeit, „während deren ein persönlicher Vorsitz des Landesherrn üblich war, dieser verpflichtet gewesen sei bei jedem Gedinge mitzuwirken, das möglicherweise eine Bagatelle betraf", so bin ich ausnahmsweise in der Lage, ihm beizupflichten. Aber die Voraussetzung, von der St. ausgeht, daß Baierns Herzoge etwa bis zur zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts den Vorsitz im Hofgericht persönlich geführt, ist eben nicht richtig[1]).

Wiederum verweist mich St. (18f.) auf eine Urkunde von 1416[2]). Ich[3]) hatte seinen Widerspruch gegenstandslos genannt. Da aber St. meint, dieser Widerspruch sei sogar einer der Hauptgegenstände unseres Streites, muß ich noch einmal auf die Frage zurückkommen. Aber bin ich denn genötigt, immer wieder auf die Scheidung von Urteilsschieben (vor Fällung des Urteils) und Dingen gen Hof im eigentlichen Sinne hinzuweisen? Muß ich wiederholen (R. I, 125): „Aber nur die erste Art des Gedings entspricht der Appellation und sie allein kommt nach Einführung des Landrechts hauptsächlich noch in Betracht". Man lese doch meine Ausführung in ihrem Zusammenhange nach und entscheide dann, ob St. den Kern der Sache trifft, wenn er nicht einmal erwähnt, daß Stadtrecht und Landrecht ein Verbot des Schiebens von Urteilen statuierten, die sich auf einen in dem Gesetzbuch enthaltenen Rechtssatz bezogen und dann genau das Verfahren[4]) vorschreibt für den Fall, daß das Buch keine Bestimmung hat. Dann sollte der Richter 5 der Besten von der Schranne nehmen, und die auf ihren Eid fragen, was sie darum dünke. Konnten die 5 sich nicht vereinigen — daz ainz oder zwair urtail besunder stuenden —, so mag ener der minner urtail wol gaen hof dingen fur den vitztuem und da sol man im dann anclag, antwurt und urtail geschriben geben.

Aber gegenüber dieser klaren Stellungnahme des Gesetzgebers ergibt sich für St. (19) doch die Unwahrheit der behaupteten ausschließlichen Zuständigkeit des Hofgerichts. Es stört ihn nicht, daß das Gesetzbuch ausdrücklich von einem Urteil spricht, es stört ihn nicht, daß der Hauptmann, der hier an die Stelle des Vitztums getreten ist, mit seinen Räten, die auch sonst als Beisitzer des Hofgerichts tätig sind, diesen Fall beraten und die erbetene Rechtsbelehrung so, wie ich es (R. I, 126) geschildert habe, erteilen. Für ihn genügt der Umstand, daß diese Sitzung des Hauptmanns und seiner Räte nicht als Hofurteil bezeichnet ist, um zu leugnen, daß es sich hier um eine Tätigkeit des Hofgerichts handelte.

„Wozu wäre, so fragt St. (19), auch eine Sitzung des Hofgerichts, wenn es zu keinerlei gerichtlicher Parteiverhandlung, überhaupt zu keinerlei Gerichtsakt, vielmehr nur zu einem Briefwechsel zwischen

1) Vgl. unten S. 426.
2) Vgl. St. II, 333.
3) Z. 530.
4) R. I, S. 126.

Richter und Hof(?) kommt, der zu nichts weiterem führt, als zur Abgabe einer Meinungsäußerung des Hofes?“

Es liegt doch nahe, daß in solchen Fällen, wo zweifelhafte Rechtsfragen zu beantworten waren, diejenigen Räte, die als Beisitzer des Hofgerichts Kenntnis des Rechts besaßen, hier zur Rechtsbelehrung herangezogen wurden.

Daß aber diese Rechtsbelehrung, die das Gesetz als Urteil bezeichnet, verschieden war von der gewöhnlichen Rechtsprechung des Hofgerichts, ich wüßte nicht, wie ich das auch nach der Belehrung durch St. besser formulieren könnte, als ich das schon 1889 (I, 126) getan habe mit den Worten: „In dieser Art des Gedings gen Hof hat man daher kein Rechtsmittel zu erblicken. Die Funktion des Hofgerichts war in diesem Falle nur eine der Tätigkeit der Oberhöfe analoge; Ausfüllung der Lücken der Gesetzgebung war ihre Aufgabe.“

Ebenso haltlos ist auch die Berufung auf den Rechtsfall von 1437[1]). St. entledigt sich seiner Beweispflicht höchst einfach mit den Worten: „Wer nur eine Idee von einem Hofgerichtsurteil hat, das die zu Hofgericht sitzenden Räte des Jahres 1437 . . . von Hofgerichtswegen gefällt haben . . ., der muß wissen, daß dem Brief an den Richter, wie er zu erkennen habe, weder ein solches Hofgerichtsurteil noch einer Hofgerichtssitzung vorangegangen ist, wohl aber ein „Verhör bei Hofe“, ein „Hofverhör“, das den Gegensatz zu einem „Hofgericht“ bildet. Ich weiß zwar nicht, ob mich St. als einen solchen anzuerkennen beliebt, der wenigstens eine Idee von einem Hofgerichtsurteile hat, aber jedenfalls gehöre ich nicht zu denjenigen, die St. in seinem rein willkürlichen Verfahren zu folgen geneigt sind. Obwohl in dem von St. (II, 335) abgedruckten[2]) Gerichtsbriefe von 1437 von einem Hofverhör mit keiner Silbe gesprochen wird, trifft sein Bannstrahl jeden, der statt Stölzelscher Phantasien wissenschaftliche Beweise fordert. St.s (20 ff.) wiederholter Widerspruch dagegen, daß ich die ausschließliche Zuständigkeit des Hofgerichts aus den in Gerichtsurkunden des 15. Jahrhunderts in Gedingfällen gebrauchten Formeln, wie die Partei „verdinge sich besseres oder höheres oder mehreres Rechtens gen Hof“, steht auf so schwachen Füßen, daß ich ihn durch Verweisung auf meine früheren Darlegungen[3]) abtun könnte. Ich will aber auf diesen Hauptpunkt unseres Streites noch einmal kurz zurückkommen, obwohl jeder Unbefangene in diesem Widerspruche St.s nur öde Rechthaberei erkennen wird. St. (20) betont, die oben angeführte Formel könne nur in Betracht kommen, wenn bewiesen würde, daß sie bedeute, der Dingende verlange besseres, höheres oder mehreres „Gericht“, sie lasse aber ebensogut die Auffassung zu, daß er besseres (objektives) „Recht“ als das ihm in Aussicht gestellte verlange. Daß „Recht“ in verschiedenem Sinne gebraucht werden könne, hat niemand bezweifelt. Ich hatte[4]) St. ausdrücklich auf Schmeller aufmerksam gemacht, der ihn über

1) St. 20; St. II, 336.
2) M. B. XIII, 438 ff.
3) R. I, 130 ff.; Z. 533 ff.
4) Z. 535 (Schmeller-Frommann, Bairisches W

die verschiedene Bedeutung von Recht hätte belehren und ihn überzeugen können, daß Recht zumeist im Sinne von Gericht gebraucht wird.

Als ich dann St. auf einen Gerichtsbrief von 1445 verwies, da wartet er gleich mit der neuen Theorie auf, daß in dem Rechtsfall, den er für die Umformung des Gedings in einer Appellation nachzuweisen vermochte, einem Fall von 1446[1]) die bisherige Formel des Erdingens besseren oder höheren „Rechtens" abgeändert werde in die Formel man „verdinge das hoher Gerichte".

St. konstruiert hier ganz willkürlich eine neue Periode, obwohl die in den Gerichtsbriefen gebrauchten Formeln sich nicht ändern und der Ausdruck „appelliert" erst 1485 vorkommt. Auch jetzt hat aber das Geding nicht seine Natur verändert, sondern römischrechtlich gebildete Räte bringen diesen Ausdruck in den Hofgerichtsbrief. Es wird also nicht das Hofgeding in eine Appellation verwandelt, sondern nur als eine solche bezeichnet. Wie so manche deutschrechtlichen Institute wird auch für diese der dem fremden Rechte entnommene Ausdruck gebraucht. Damit aber kein Zweifel darüber aufkommen kann, daß das alte Hofgeding fortlebt, wird in dem Gerichtsbriefe von 1485[2]) beurkundet „berufft und gedingt und appelliert für Höhers und merers gericht für Herzog Albrecht und Räte"[2]).

Wie ganz falsch aber die Entdeckung St.s (20) ist, daß mit 1446 eine neue Periode beginnt, die sich zeige in der Ersetzung der alten Formel („Erdingung besseren und höheren Rechtens") durch die neue („man verdinge das hoher Gerichte"), das hätte St. sehen müssen, wenn er die von mir[3]) mitgeteilten Beispiele aufmerksamer gelesen hätte. Dann wäre es ihm nicht entgangen, daß Recht und Gericht nach wie vor 1446 unterschiedslos gebraucht und daß z. B. in einem Gerichtsbriefe 1485 gesagt wird: „gedingt und geappelliert für H. Albrecht und seine Räte als zu mereren höheren und pesseren Rechten"[4]). Aber St.s Voreingenommenheit, die den Quellen Gewalt antut, spielte ihm solchen Streich, die seine ganze Theorie ad absurdum führt. Da alle klaren Zeugnisse, Gesetze und Gerichtsbriefe soweit sie nicht in das Schema St.s passen, nicht anerkannt oder gewaltsam interpretiert werden, so ist für ihn „auch nicht ein Schimmer von Beweis dafür erbracht ..., daß ein nach gefälltem Urteile übliches Gedinge als Appellation geblüht oder dafür, daß er dem 16. Jahrhundert die Erledigung der Gedinge ausschließlich zur Zuständigkeit des Hofgerichts gehört habe". Vielleicht macht es auf St. Eindruck, wenn ich ihm aus dem ersten Viertel des 15. Jahrhunderts aus dem mir durch dle Freundlichkeit des Kgl. Kreisarchivs Landshut neu zugänglich gemachten Material von der Fällung von Urteilen, die gen

---

1) Es liegt ein Versehen St.s (21) vor, daß in den von mir zitierten Mon. Boica III, p. 311, sich kein Geding von 1445, sondern ein solches von 1497 finde. Ich habe (I, 131) zitiert Mon. Boica IX, p. 311 und dort findet sich auch das Geding von 1445.

2) M. B. XXI, 374.

3) Vgl. R. I, 131.

4) Mon. Boica XX, 673.

Hof gedingt wurden, berichte. In den dort aufbewahrten 5 Landschreiberrechnungen von Niederbaiern — Straubing von 1421—25 werden unter der Rubrik: „Losung der rete“ die Bezüge (Tagegelder etc.) der zu verschiedenen Zwecken (auch Rechtsprechung) einberufenen Räte[1]) aufgezählt. So wurden z. B. am Sonntag vor Michaelis 1424 neun Räte, deren Namen angegeben werden, nach Straubing gefordert „von des rechtens wegen, so mein gnediger herre herzog Heinrich selbs het mit dem von Abensperk ... und sunst vil tag und recht, di daselbs hin beschiden und ausgericht wurden; es sind auch funf urtail gevellt, di gein hof gedingt wurden“[2]).

Dieser Ungläubigkeit St.s gegenüber verschmähe ich es, wieder auf meine ausführliche Darlegung der Entwickelung der bairischen Hofgerichte (R I, S. 108—152) hinzuweisen. Vielleicht macht es aber doch Eindruck auf ihn, zu sehen, daß auch ein anderer Forscher, der ohne Scheuklappen die Gesetzgebung Baierns erforschte auf Grund des Studiums einer Fülle von Gerichtsurkunden zu dem Ergebnis gelangte, zu dem ein jeder nicht voreingenommene Rechtshistoriker kommen muß.

L. Freiherr VON DER PFORDTEN sagt in seinen „Studien zu Kaiser Ludwigs oberbaierischem Stadt- und Landrecht“ (München 1875, S. 317): „Das Dingen gegen das gefällte Urteil ... ist, wie es scheint, mit der Zeit immer häufiger geworden. Der Beweis dafür liegt in der Aufnahme des genannten A. 310 in den Stadtrechtsauszügen[3]), in einem Briefe der Herzoge Ernst und Wilhelm vom 5. Dezember 1409[4]) und in den vielen Beispielen solcher Gedinge, die sich in Gerichtsbriefen finden[5]).“

Mit besonderer Entschiedenheit wendet sich ST. (21) gegen meine Argumentation, „daß man befugt sei da, wo in einem Prozesse der Richter oder eine Partei sich an den Fürsten, an den ‚Hof‘, an den ‚Vitzdum‘, an ‚die Räte‘ behufs Erlangung ‚besseren Rechtes‘ wende, willkürlich einzuschieben, also an das Hofgericht“. Ich wüßte wirklich nicht, was gegen diese Auffassung sprechen sollte. Wenn gesagt wird, daß an ein höheres Gericht gedingt wird und das Hofgericht zweifellos ein solches Gericht ist, so kann ich mir nicht vorstellen, namentlich wenn man sich dessen erinnert, was ich über die Bildung des Hofgerichts quellenmäßig nachgewiesen habe, wie eine Rechtssache, die im Wege des Prozesses behufs Abänderung des erstinstanziellen Urteils gen Hof gedingt wird, nicht der Entscheidung des Hofgerichts unterstellt werden sollte.

Für jemanden, der nicht in Lieblingsideen verrannt ist, führen die Quellen eine so klare Sprache, daß ihm hier nicht einmal ein Zweifel kommt.

Nicht nur auf VON DER PFORDTEN kann ich mich hier berufen,

---

1) Es waren Mitglieder der Landschaft.
2) Kreis-Archiv Landshut, Rep. CXXXV, Nr. 4.
3) Vgl. S. 417 f.
4) M. B. VII, 269. 1409 ist irrtümlich statt 1405 gedruckt.
5) Hier folgt die Aufzählung einer stattlichen Reihe von Gerichtsbriefen.

sondern auf einen Autor, den St. nicht müde wird als einen klassischen Zeugen gegen mich vorzuführen, den er also gewiß auch, wo er gegen seine Meinung spricht, nicht verwerfen wird.

Der Verfasser der Schrift „Ain laijsche anzaigung“ (1532) begnügt sich an einer ganzen Reihe von Stellen zu sagen „zu Hof“, wo zweifellos das Hofgericht gemeint ist.

„So aber die sachen gerechtverttigt werden müssen . . ., damit . . . ein fürderlicher gerichtsproceß gehalten werd . . . . Und damit wir bey vorgesetztem exempel bleiben, so laß dir sein, als seyen P. Früeauf und C. Fleischman des vorangitzaigten stridts umb die beklagten 20 gulden zu hof, zum rechten geschaft worden“ (B. III);

ferner „alle acta mitsambt den empfanngen des appellirers beschwerungen einzuschließen und gen hof durch den appellanten zu überschicken“ (C IV); . . . aber in solcher überschickhung gen Hof;

ferner: „Und wiewol bißweilen all gerichtlich acta in gerichtsbrief als libelsweiß geschriben gen hof überschickt werden.“

Freilich ist das ein Zeugnis aus dem 16. Jahrhundert, aber eine Änderung gegenüber dem 15. Jahrhundert ist nicht eingetreten, jedenfalls ist ein Beweis dafür, daß das Dingen gen Hof und das Appellieren gen Hof, nicht in der gleichen Weise einen Rechtszug zum Hofgericht bedeuten, nicht erbracht worden.

St. (22) führt dann noch ins Feld, daß etwa seit 1340 die Übung bestanden, in den Beurkundungen über hofgerichtliche Vorgänge ausdrücklich hervorzuheben, daß ein „Hofgericht“ besetzt gewesen oder daß von „Hofgerichtswegen“ gehandelt und daß auch in den von ihm besprochenen Urkunden von 1416 und 1437 diese Floskel hätte gebraucht werden müssen, wenn der beteiligte Hauptmann und die Räte „zu Hofgericht“ gesessen hätten.

Vor allem ist nicht richtig, daß diese Formel schon seit 1340 gebraucht wurde, denn der erste Gerichtsbrief mit dieser Floskel, den St. (II, 328) anführt, ist von 1410. Es wäre also möglich, daß diese Übung 1417 noch nicht zu einer stehenden geworden. St. übersieht, daß es nicht nur ein baierisches Hofgericht gegeben hat, sondern, daß je nach den Teilungen des Landes mehrere Hofgerichte bestanden und daß der Kanzleigebrauch für diese nicht der gleiche gewesen ist. Aber auch für diese Frage kann ihn die „Laysche anzaigung“ eines Besseren belehren. Diese bringt (auf dem vorletzten Blatt) folgende Formel:

„Wölher urtl sich genennter Clage P. F. beschwert, appellirt, beruefft und dinget die für E. F. G. auch der Landhofmaister, Hofrichter und Rähte damit sein vermaindt beschwerden . . . ubergeben.“

Im Anschluß hieran wird dann davon gesprochen, . . . daß jede der überschickten Schriften mit einem Buchstaben gezeichnet, auch „solchr in dem gemelten Missiv gen hof anzaigt würde. Das ersparet den hofrichter vil mühe des lesens“.

Der Ausdruck Hofgericht, an das diese Akten überschickt werden, wird hier nicht gebraucht.

Schweres Geschütz wähnt ST. (22) gegen mich ins Feld zu führen, aber er feuert nur Platzpatronen ab. „Im Königlichen Reichsarchiv zu München existiert eine noch ungedruckte Sammlung von Hofgerichtsurteilen des Jahres 1448. ROSENTHAL kennt sie nicht, hat auch angesichts des von ihm besprochenen Abschnitts meines Buches nicht für nötig gehalten, diese Sammlung und etwaige sonstige Münchener Archivalien einzusehen, die eine Ausbeute versprochen." Woher weiß das STÖLZEL so genau?

Wohl war ich im September 1910 im Kgl. Reichsarchiv in München, ließ mir auch einige Abschriften machen[1]). Ich hatte aber keine Veranlassung, sie in meiner Besprechung des ST.schen Buches zu benutzen, weil diese Materialien (Hofgerichtsbriefe) sich von den in meinem Werke verwerteten nicht unterschieden. Es konnte nicht meine Absicht sein, diese Besprechung durch Anhäufung neuen Materials, das sich von dem bisher bekannten nicht unterschied und keine neuen Gesichtspunkte erschloß, zu verbreitern[2]).

Ich gehöre eben zu den Schriftstellern, die auf Zeit und Geduld ihrer Leser Rücksicht nehmen und unter Umständen Exzerpte auch unbenutzt lassen. Es ist nicht jedermanns Geschmack, in redseliger Weitschweifigkeit sich zu ergehen. Und deshalb gehe ich auf solche widerwärtige Angriffe ein, um an einem sinnfälligen Beispiele die Beurteilung ST.scher Angriffe in ihrer ganzen Haltlosigkeit zu beleuchten.

Zu einem Hauptstoß holt ST. (23) aus: „Dem erneuten Widerspruche ROSENTHALS gegenüber erschienen aber solche Nachforschungen nützlich. Sie führten auf mehrere in NEUDEGGERS Beiträgen abgedruckte oder zitierte wichtige Aktenstücke, die ROSENTHAL beiseite gelassen hat, die aber seiner Lehre so schnurstracks entgegenstehen und die diesseitige so klar bestätigen, daß schwerlich demgegenüber selbst ROSENTHAL noch länger zu den Ungläubigen gehören kann".

Hier kommt zunächst das noch ungedruckte Urteilsregister des Hofgerichts Neumarkt vom Jahr 1448 in Betracht.

ST. scheint keine Ahnung davon zu haben, daß das Hofgericht Neumarkt kein baierisches, sondern ein oberpfälzisches ist[3]).

An und für sich bin ich geneigt, solche Ignoranz nicht allzu hoch anzurechnen, denn die bayerische Territorialgeschichte des Mittelalters ist infolge der vielen Landesteilungen sehr verwickelt. Aber wenn man über baierisches Gerichtswesen schreiben will, dann sollte man sich diese Vorkenntnisse verschaffen, selbst wenn man nicht wie ST. es tut, andere schulmeisterlich zurechtzuweisen liebt.

ST. hätte sich auch bei mir über diese Dinge unterrichten können

---

1) Ich möchte noch nachträglich Herrn Reichsarchivpraktikanten Joseph Deml in München für seine Bemühungen an dieser Stelle danken.

2) Dem verehrlichen Direktorium des Kgl. Reichsarchivs in München bin ich zu größtem Danke verpflichtet für erneute (im November 1912) im Reichsarchiv und im Kgl. Kreisarchiv Landshut auf meinen Wunsch veranstaltete Recherchen, die allerdings nur wenig Neues für die Zwecke dieser Besprechung brauchbares Material lieferten.

3) ST. 23 A 1 zitiert: Münchener Reichsarchiv, Archivalien der Oberpfalz Nr. 99.

(R. I, Einleitung 1—4), wo zu lesen: „Das volle Verständnis der folgenden rechtshistorischen Ausführungen hat zur Voraussetzung die Kenntnis der politischen Geschichte, welche den Rahmen für unsere Darstellung abgibt. Um auch den mit der Geschichte Baierns weniger Vertrauten das Verständnis der folgenden Ausführungen zu erleichtern, gebe ich ein Bild der Landesteilungen."

Im ersten Satze meiner Einleitung (I, 1) hätte dann ST. lesen können und sollen, daß die Darstellung der Geschichte des Gerichtswesens und der Verwaltungsorganisation Baierns auf jenes „politische Gemeinwesen, welches jeweils den Namen Baiern führte," und daß ich mit RIEZLER[1]) in dieser sachlich gebotenen Begrenzung der Aufgabe, sowie in der Begründung derselben übereinstimme[2]).

Somit könnte ich eigentlich ST. mit dem Urteilsregister des oberpfälzischen Hofgerichts sich selbst überlassen, da es uns nichts angeht. Aber da es sich um das Hofgericht eines benachbarten Territoriums handelt, und ST. sich von diesem Urteilsregister einen niederschmetternden Eindruck auf mich erwartet, wollen wir doch nicht ganz achtlos an diesem vorübergehen.

„Nur am ersten Tage, sagt ST. (24) bei Besprechung dieses Urteilsregisters, sitzt der Hofmeister, im übrigen sitzt der Herzog Otto persönlich vor. Damit ist die Angabe ROSENTHALS (I, 118) widerlegt, daß „die beiden ersten Wittelsbacher 1190—1291 „die letzten Landesherren waren, welche in umfassender Weise sich noch in eigener Person der Pflege des Rechts . . . unterzogen und daß der seit der Mitte des 13. Jahrhunderts kaum noch vorkam". Da ich von den Wittelsbachern spreche, die in Baiern, nicht in der Oberpfalz herrschen, trifft ST.s Hinweis ganz daneben[3]).

Dieser ist wieder ein hübscher Beleg für Selbstüberhebung und Unbelehrbarkeit ST.s. Ich stelle quellenmäßig den Vorsitz in den bairischen Hofgerichten dar, bringe auf 2 Seiten Beispiele über die Besetzung des Hofgerichts aus Gerichtsbriefen des 15. Jahrhunderts[4]). Niemals führt ein Herzog den Vorsitz. Auch ST. kennt keine baierische Quelle des 15. Jahrhunderts, aus der sich ein Vorsitz des Herzogs ergibt. Ich verweise auf den besten Kenner der Geschichte Baierns, RIEZLER[5]), der betont, daß Otto I. regelmäßig, sein Sohn (Ludwig I., † 1231) seltener, die folgenden Herzoge nur ausnahmsweise die Rechtsprechung persönlich im Lande herumziehend selbst besorgen — was kümmert das ST.? Er weiß alles besser. Ich muß überhaupt gestehen, daß ich nicht einzusehen vermag, wie er diesem Urteilsregister solche Bedeutung beimessen konnte. Es beweist ja gegen meinen Standpunkt nicht das Allermindeste.

---

1) Geschichte Baierns, Gotha 1878, I, S. 3 f.

2) So erklärt es sich auch, daß ich im 2. Bande auch Einrichtungen der Oberpfalz schildere (z. B. die Regierung zu Amberg, die Finanzverwaltung der Oberpfalz, R. II, 328, 392).

3) Ein Blick auf meiner Regententafel (I, 4) hätte ST. und mir diese Auseinandersetzung erspart.

4) R. I, 134, 136 f.

5) RIEZLER II, S. 175.

St. (24) führt aus, daß statt eines Gedinges sich eine Appellation in dem Register finde, über die er sich verbreitet und schließt dann: „Hier handelt es sich im Gegensatz zum Geding um eine nach gefälltem Gerichtsurteil eingeführte Appellation. Also Wiederholung einer von mir zurückgewiesenen und von St. nicht bewiesenen Behauptung, die er ohne Beweis wiederholt. Fürwahr ein die wissenschaftliche Erörterung nicht sehr förderndes Verfahren!

Was dann die 3. Verhandlung (25) beweisen soll, ist mir erst recht nicht klar geworden. Habe ich denn je bestritten, daß ein Hofgericht einen Schiedsspruch fällen kann?

Im Gegenteil, dieser „Entscheid und Ausspruch" beweist gegen St. Denn der Schiedsspruch steht in einem Register, dessen Vorderblatt nach St. (23) besagt: „Inn diesem Register findet man eigentlich alle sachen so sich uff dem Hofgericht ergangen haben ...

Ebenso unrichtig wie dieser Einwand St.s ist der (26) aus der Gegenüberstellung von täglichen und Quatemberräten gezogene. Obwohl ich St. bereits darauf aufmerksam gemacht hatte[1]), daß diese durch die Herzöge Wilhelm und Ludwig vorgenommene Bestellung von täglichen Räten und Quatemberräten eine vorübergehende und nicht eine dauernde organisatorische Maßnahme darstelle. St. (27) belehrt mich, daß „bei einer Jahrhunderte hindurch zu verfolgenden Entwickelung des Beamtenwesens alle Einrichtungen und Nomenklaturen vorübergehende seien" und kann dabei die geistreiche Bemerkung nicht unterdrücken: „daß man heute noch in München oder Landshut tägliche und Quatemberräte anträfe, hat niemand behauptet." St. weiß eben nichts von den eigentümlichen geschichtlichen Vorgängen, die zu dieser Maßnahme geführt haben. Selbstverständlich mache ich St. keinen Vorwurf daraus, daß er Einzelheiten der baierischen Geschichte nicht kennt. Dann soll er aber auch nicht über Dinge schreiben, für deren richtige Würdigung diese Kenntnis notwendige Voraussetzung ist. Noch weniger ist er befugt, anderen, die diese Verhältnisse kennen und richtig einschätzen, Vorhaltungen zu machen, die durch Sachkunde sich nicht gerade auszeichnen.

St. hätte bei Riezler[2]), den er doch zitiert, nachlesen sollen, wie in den Irrungen zwischen den Brüdern, den Herzögen Wilhelm IV. und Ludwig die Landstände einen maßgebenden Einfluß errangen und wie, erst nachdem die Herzoge allen ständischen Forderungen und Wünschen auch bezüglich der Ämterbesetzung nachgegeben hatten, die Landschaft eine Steuer bewilligte[3]).

Auf diesem Münchener Landtage von 1514, einem der interessantesten in der Geschichte Baierns, wurden die Herzoge unter die Vormundschaft ihrer Landschaft gestellt[4]). „Auch die herzoglichen Räte wurden nun wirklich, wie Riezler hervorhebt, von den Ständen er-

---

1) Z. 537.
2) Riezler IV, 16.
3) Vgl. auch über den Einfluß der Stände auf die Ernennung der Räte R. I, 411.
4) R. I, 411.

nannt, zu München 16 ständige und 10, die nur alle Quartal im Rate sitzen sollten, unter den letzteren Kaspar Winzerer der Alte, unter den täglichen Räten der Hofmeister H. v. Stauf, der Kanzler N.“ [1]). . . . Diese Quatemberräte[2]) sind Mitglieder der Landschaft, die in Quartalssitzungen ihren Einfluß in erster Linie in wichtigen Verwaltungssachen zur Geltung bringen sollten. Sieht man sich das Verzeichnis der „Räte an, die alle Quatember in Räten sitzen sollen“, so erkennt man, daß es sich hier zumeist um Landstände gehandelt, die als Vertreter des Landtags regelmäßig zur Beratung hinzugezogen worden. Nur im Zusammenhange mit der Politik jenes denkwürdigen Landtags von 1514, die eine Polizeiaufsicht des Landtags über die Herzoge einführen wollte, kann diese Einrichtung verstanden werden.

Aber auf jeden Fall wäre es ganz falsch mit St. (26) zu behaupten, daß die zu Hofgerichtssitzungen erforderten Räte im Anfange des 16. Jahrhunderts unter dem Namen „Quatemberräte“ festere Gestalt angenommen haben.

So willkürlich konstruiert St. die aus einer bestimmten politischen Situation (die er nicht kennt) herausgewachsene Maßnahme als eine organische Einrichtung, ohne auch nur den Versuch zu machen, irgend einen Beleg für diese „festere Gestalt“ zu bringen.

Sie haben so wenig feste Gestalt angenommen, daß man sehr bald keine Spur mehr von ihnen findet. Denn die beiden Herzoge haben sich nur bis zur Erreichung des 24. Jahres dieser drückenden Abhängigkeit unterworfen. Herzog Wilhelm IV. hatte aber bereits 1511 nach Zurücklegung des 18. Lebensjahres als Volljähriger die Regierung übernommen[3]). Es dürften also wahrscheinlich auch diese Quatemberräte nur wenige Jahre bestanden haben. Weder in den Pflichtbüchern noch sonst begegnen diese Quatemberräte, weil sie nach wenigen Jahren, in dem Zeitpunkt, in dem die Macht der Stände durch den Kanzler Leonhard von Eck wieder zurückgedrängt wurde, von der Bildfläche verschwanden.

So kann es nicht wunder nehmen, daß auch die Hofratsordnung von 1550 und die folgenden diese Quatemberräte nicht kennen.

Ohne auch nur einen Beweis zu versuchen, ruft aber St. (27) munter ins Blaue: „Und rasch vorüber ging die Scheidung beider Ratskategorien nicht.“

Wenn dann St. als das dauernde Ergebnis dieser Zweiteilung die scharfe Scheidung der beiderlei Geschäfte, also der Rats- und Hofgerichtsgeschäfte, bezeichnet, so bekundet er damit einen so bedenklichen Mangel an Augenmaß für die Abschätzung geschichtlicher Vorgänge, daß ich nur bedauern kann, daß er nicht mehr aus meiner Darstellung, über die er sich ein Urteil anmaßt, gelernt hat.

Daß die hofgerichtliche Tätigkeit der Räte als eine besondere

---

1) Riezler IV, 17.

2) Ein Verzeichnis der ernannten täglichen Räte und der Räte, so alle Quatember in den Räten sitzen sollen in: Der Landtag im Herzogtum Baiern vom Jahre 1514, 1804, S. 173 ff.

3) R. I, 410 f.

Sphäre behandelt und zumeist eigenen Normen unterworfen und stets von den eigentlichen Regierungsgeschäften getrennt werden, habe ich unermüdlich wiederholt[1]). Dabei ist von mir hervorgehoben worden, daß in dem Vertrage der oberbairischen Herzöge Sigmund und Albrecht III. wegen gemeinschaftlicher Regierung 1466 zwischen den allgemeinen Regierungsgeschäften, welchen sich die aufgestellten Hofmeister und 6 Räte zu unterziehen hätten und ihren Funktionen, wenn sie ein Hofgericht besetzen, unterschieden werde[2]).

Daß auch im 16. Jahrhundert nach vollständiger Organisation des Hofrats und der Regierungen alle gerichtlichen Akte zusammengefaßt wurden als solche des Hofgerichts und den übrigen Akten des Hofrats und der Regierung gegenübergestellt wurden und daß die Hofrats- und Regimentsordnungen des 16. Jahrhunderts die Hofgerichtssachen von den übrigen getrennt blieben, war von mir (I, 418 f.) festgestellt. ST. hätte in meiner Darstellung auch die Angabe der Quellen für diese Scheidung finden können. Er würde dann wohl auch eingesehen haben, daß seine Annahme, diese Scheidung stehe in irgendeiner, wenn auch noch so losen Verbindung mit den Quatemberräten von 1514, völlig in der Luft schwebt.

Warum dann ST. (27 f.) es für nötig hält, Beispiele für die Scheidung der hofgerichtlichen und hofrätlichen Tätigkeit anzuführen, als ob er Neues verkünde, ist unerfindlich.

Denn die Tatsache einer Trennung von Hofgericht und Hofrat war, wie erwähnt, schon längst festgestellt[3]) und allseitig anerkannt. — Wie ärgerlich mir diese ganze Auseinandersetzung ist, wird man begreifen, wenn ich das folgende Stück STÖLZELscher Polemik zum besten gebe.

ST. (28 f.) zeiht mich wieder eines Mißverständnisses in der Erklärung einer Stelle des Erlasses des Herzogs Georg von Baiern-Landshut von 1489) „der täglichen Händel und (deren) Ausrichtung halben", die er anders interpretiert. Das ist sein gutes Recht.

Zu einem Skandal aber wird seine Polemik mit folgendem Vorwurf: „Seinem Mißverständnis leistet ROSENTHAL bereits dadurch Vorschub, daß er den Gegensatz zwischen täglichen und Quatemberräten verkennend in dem Erlaß der Schöpfung eines ‚Instituts der geordneten Räte' sieht. Es zeigt sich hier wieder, wie wichtig es ist, die im Gesetz gegebenen Nomenklaturen nicht zu beliebigen anderen umzuformen. Denn nur dadurch, daß sich ROSENTHAL (abweichend von NEUDEGGER und RIEZLER) ein ‚Institut geordneter Räte' schafft, erwächst ihm die Möglichkeit ...."

Wie verhält es sich aber in Wirklichkeit? Ich behalte einfach „die im Gesetz gegebenen Nomenklaturen" bei.

In dem Erlaß von 1489 sagt nämlich der Herzog[4]): „Würde auch

---

1) R. I, 138.
2) KRENNER V, 180 f.
3) R. I, 418 ff.
4) KRENNER XII, 276.

zu Zeiten die Notdurft erfordern, die bemelten geordneten Räte ... zu hören[1])."

Das Allerschönste ist aber, daß St. selbst (II, 363) diesen Erlaß abdruckt und er in seiner Darstellung „von diesem Ausschuß besonders geordneter Räte" spricht und daß auch Riezler nicht anders wie ich sagt: „Diese ‚geordneten Räte' erhielten auch die Befugnis gütliche und Rechttage anzusetzen[2])."

Daß mir ein handschriftlicher Foliant mit der Rückaufschrift „Alte Hofgerichtsordnungen" unbekannt geblieben zu sein scheint, stellt St. 31 fest. Da aber die Deckaufschrift lautet „Ambergische Hofgerichtsordnung" und St. nur die von 1499 behandelt, war diese oberpfälzische Ordnung für meine Darstellung nicht zu verwerten[3]). Was aber St. 32 f. mit seinen Darlegungen bezweckt, ist mir ganz unklar geblieben. Denn daß das Hofgerichts- und Ratspersonal sich im 15. Jahrhundert nicht deckt, war doch schon aus meinen für die baierischen Hofgerichte zusammengestellten Beisitzerlisten[4]) ersichtlich. Auch wird man der Feststellung (33), daß auch in der Oberpfalz nicht mehr vor gefälltem Urteil beim erstinstanziellen Richter, sondern durch eine an das Hofgericht gerichtete Schrift gedingt wurde, und daß man 1499 in Amberg nur noch ein Geding in der neuen Appellationsform (wie in Baiern zwei Jahrzehnte später) kennen wollte, eine Bedeutung für die verliegende Kontroverse nicht beimessen.

Wiederum führt St. eine Stelle der Landshuter Landsordnung von 1501 als Beleg für die Richtigkeit seiner Anschauung vor, ohne irgend einen überzeugenden Beweis beizubringen. Die von St. 33 f. angeführte Stelle lautet: „Item nachdem auch die Gedinge und Appellationen zn Hof oft lange unentledigt liegen, dardurch die Leute mit Saumsal und sonst zu Kosten und Schaden kommen, auch die Gerichte auf dem Lande nicht gefördert werden, das dann dieselben Appellationen und Gedinge alle Quatember und Hofgerichte, soviel deren in derselben Quatember gefallen und noch unentledigt werden, auch entledigt, und nicht länger verzogen wurden[5])."

Wir brauchen uns aber über diese Interpretation St.s gar nicht weiter den Kopf zu zerbrechen, denn ihm ist ein arges Versehen begegnet.

Die von ihm angeführte Stelle enthält gar keine Vorschrift der Landesordnung von 1501, sondern sie ist dem Libell der Beschwerden der ständischen Verordneten[6]) entnommen. Veranlaßt durch diese

---

1) A. a. O. kommt noch an einer andern Stelle des Erlasses der Ausdruck „geordnete Räte" vor („Würde auch zu Zeiten die Notdurft erfordern, die bemelten geordneten Räthe in treflichen Sachen und Händeln .. selbst persönlich zu hören!").

2) Riezler III, 676.

3) Vgl. S. 426.

4) R. I, 136 f., 141.

5) Krenner XIII, 160.

6) „Mängel und Beschwerung, dem D. H. Fürsten Herzog Georgen in Baiern etc. durch die dazu Verordneten von allen Ständen s. f. Gnaden angebracht 5, V, 1501 (Krenner XIII, 156 ff.; die betreffende Stelle — a. a. O. 160 — ist Punkt 8 der Beschwerden).

landständischen Beschwerden erläßt dann Herzog Georg von Landshut in seiner Landesordnung von 1501 folgende Anordnung:

Hofrichters halben.

(Zum Artikel 8[1].)

„Item als auch Klagen entstanden sind, daß die Gedinge, die aus den Gerichten für die Räte in unsern Hof geschehen, langsam entledigt werden, ist unsern ernstliche Meynung und wollen, daß die in der Zeit laut bemelter Landsordnung nun hiefür entledigt und gefertigt werden; auch unsern Landschreiber solches zu geschehen getreue und emsige Mahner seyn sollen, ungefährlich."

Die Vorschrift besagt also genau das, was ich in meiner Besprechung des St.schen Buches bezüglich des Beschwerdepunktes[2]), der die Vorschrift der Landesordnung veranlaßt hatte, ausgeführt habe: „Der Herzog will überhaupt nichts ändern als der Verschleppung der Erledigung der Gedinge zu steuern".

Wie ich mit dieser einfachen, sich dem Unbefangenen von selbst ergebenen Interpretation das Richtige getroffen habe, daß der bisherige Rechtszustand nicht geändert werden soll, ergibt die Vorschrift der Landesordnung von 1501 unwiderleglich, indem sie sagt, daß die Gedinge „in der Zeit laut bemelter Landesordnung nun hiefür entledigt und gefertigt werden". Die Landesordnung, auf die hier Bezug genommen wird, ist die vom Herzog Ludwig dem Reichen von Landshut im Jahre 1474 erlassene. Die betreffende Stelle[3]) lautet: „Dann von der Urtheile wegen, die lange Zeit ungefertigt zu Hof liegen, sollen füran allweg innerhalb eines Monates oder sechs Wochen entlediget und unsere Räthe, die dabei sind, mit Namen aufgeschrieben werden."

Das Ganze bietet einen anziehenden Beitrag zur Beleuchtung der Stölzelschen Manier, einfach Dinge, die nicht zu seiner These passen, nicht zu sehen und so ein falsches Bild zu zeichnen. Er sagt (35), daß in dieser Landesordnung sich „eine von Rosenthal . . . nachweisbar irrig interpretierte Vorschrift über die Gedinge findet.

So sehen die Stölzelschen Nachweise aus.

Gerade weil die Ausführungen St.s so überaus charakteristisch sind für seine Methode der Beweisführung, kann ich es mir nicht versagen, sie ihrem Wortlaute nach hier folgen zu lassen[4]). Nach Abdruck der Stelle der landschaftlichen Beschwerden[5]) sagt er (34 f.): „Das bedeutet eine Übertragung der ‚zu Hofe' unerledigt gelassenen Gedinge auf das nächste zusammentretende ‚Hofgericht'. Die Rüge der Verzögerung gilt nicht der nämlichen Stelle, welche angeheißen wird ‚auch' die verzögerten Gedinge und Appellationen zu erledigen, sondern sie gilt einer ganz anderen Stelle. Rosenthal identifiziert wieder willkürlich Hof und Hofgericht."

---

1) Krenner XIII, 273.

2) Z. 535. Ich war damals so unvorsichtig St.s Zitat ohne Nachprüfung für zuverlässig zu halten.

3) Krenner VII, 511.

4) Dieser Abdruck dürfte auch darum erwünscht sein, weil die Schrift St.s wohl nicht allen Lesern dieser Zeitschrift vorliegt.

5) S. 81.

Ein Hofgericht tritt jährlich (soll wohl heißen: vierteljährlich) periodisch zusammen[1]), um die in den Zwischenzeiten eingelaufenen Hofgerichtssachen zu erledigen; es bleibt zusammen bis jene Sachen erledigt sind. Darüber erhellt das Genügende aus der oben (S. 31 ff.) besprochene Amberger HGO. von 1499. Wie es zu denken sein soll, daß ein solches Gericht „Gedinge und Appellationen oft lange unentledigt gelassen habe", die im vorausgegangenen Vierteljahr oder Semester eingelaufen waren, wenn diese Sachen schon vor 1501 zu den ausschließlich hofgerichtlich zu erledigenden gehört hätte, darüber äußert sich ROSENTHAL nicht[2]). Aber den Gedingen drohte nur deshalb die Gefahr besonders langer Verzögerung, weil sie bisher nicht hofgerichtliche Sachen waren; sie gehörten zu den täglich eingehenden und von den für solche Sachen bestimmten täglichen Räten zu erledigenden Sachen, für die keine Termine oder Fristen existierten. Diese Sachen hätten zwar, ohne auf den Zusammentritt eines Hofgerichts warten zu müssen, erledigt sein können, es war aber ihre Erledigung beliebig verzögert. Um künftig solche Verzögerungen der Gedinge zu verhindern, sollten von jetzt ab „auch" sie im nächsten Hofgericht, in dessen Quartal sie fielen, erledigt werden. Für ROSENTHAL ist umgekehrt in jener Vorschrift der Landesordnung nur „die Anerkennung der Hofgerichte als der zur Erledigung der Gedinge allein zuständigen Instanz" zu finden; die Stelle spricht seiner Behauptung nach „nur von Hofgerichten, weil aber nur solche zur Entscheidung von Gedingen zuständig gewesen sind." Das wichtige, sogar zweimal verwendete Wörtchen „auch" im Gesetzestexte, wird damit einfach gestrichen(?) und ebenso der Hinweis darauf, daß es sich lediglich um die bis zum Tage des Hofgerichts „auch unentledigten" lange verzögerten Sachen handelt. Das können doch nicht Sachen sein, die das Hofgericht selbst unerledigt gelassen hat[3]). Welcher Gesetzgeber würde auch den einfachen Gedanken, daß das Hofgericht die bei ihm anhängigen Gedinge nicht lange unerledigt lassen sollte, so verzwickt und ungeschickt ausdrücken, wie es die Landesordnung täte, wenn sie das sogar wollte, was ROSENTHAL darin findet? Und wie sollten die Hofgerichte, wenn sie auch schon vor 1501 die Gedinge ständig als hofgerichtliche Sachen zu erledigen gehabt hätten, dazu gekommen sein[4]), gerade diesen Teil eiliger Ge-

---

1) Vgl. über die Einrichtung von Quartalsessionen bei den baierischen Hofgerichten R. I, 150.

2) Es ist nicht meine Art mich über selbstverständliche Dinge zu äußern. — Es konnte verkommen, daß nicht alle im vorausgegangenen Vierteljahr eingelaufenen Gedinge aufgearbeitet wurden, weil die Hofgerichtsmitglieder gerade nicht besonders arbeitsfreudig waren oder weil einmal eine besonders große Zahl von Gedingen zu erledigen war.

3) Warum denn nicht?

4) Vgl. 87 c, daß eine Verschleppung in der Erledigung der Gedinge eingerissen war, beweisen doch die landständischen Beschwerden, die, überhaupt die herzogliche Anordnung in der Landesordnung von 1501 erst veranlaßt haben.

schäfte, die regelmäßig in die einzelne Quatemberperiode fielen, oft lange unerledigt zu lassen?“

Wie schade um die Mühe, die zu einer nachweisbar irrigen Interpretation führte!

Einen weiteren Gegenbeweis gegen meine Behauptung, daß von jeher die baierischen Gedinge ausschließlich in Hofgerichtssitzungen erledigt seien, sollen nach St. (35) Einträge der von Vitztum und Räten zu Straubing 1503—1509 stattgehabten Verhandlungen liefern. Wieder ein vollständiger Fehlschlag Stölzelscher Auslegekunst. Nach St. 35 genügen die Auszüge aus dem Manuskript[1]), „um klarzustellen, daß Vitztum und Räte zu Straubing einen Teil der vor sie gebrachten Gedinge die damals schon nebenbei mit dem Namen appellationes bezeichnet wurden, außerhalb ihrer Hofgerichtssitzungen erledigten. Nur so, fährt er fort, erklärt sich, daß das genannte Tagsatzungsbuch überhaupt Gedinge enthielt, während Hofgerichtsurteile darin fehlen.“ Welch merkwürdige Art der Argumentation! Man durfte doch hier einen unmittelbaren Beweis für die Behauptung St.s erwarten, daß Vitztum und Räte zu Straubing Gedinge (appellationes) außerhalb ihrer Hofgerichtssitzungen erledigten. Diesen Beweis erbringt er nicht, weil dieser eben nicht erbracht werden kann.

Die Auszüge, von denen St. (II, 377), wie ich an dieser Stelle wiederholen möchte, selbst sagt, daß sie zur Klarstellung nicht hinreichen, werden gepreßt. Es gelingt aber nicht, klar zu stellen, daß Vitztum und Räte Gedinge außerhalb der Hofgerichtssitzung erledigt haben. Es wird dies gefolgert, weil in den unvollständigen Aufzeichnungen keine Hofgerichtsurteile vorkommen.

Dabei lautet die Aufschrift des Manuskriptes: „Tagsitzung, Receß, Glait, Landshuld und Appellationes.“

Wie St. (35) behaupten kann, „es findet sich kein einziges Hofgerichtsurteil darin“, ist unbegreiflich.

Man schlage das Gerichtsbuch auf und lese[2]):

„Nun kommen[3]) die

„Hofgeding“

das heißt Appellations-Sprüche, wie folgt:

„An Pfinztag nach Invocavit anno 4. Ist zwischen den T. und P. Jo aplon (Appellation) erledigt und erkent das übel gedüngt und durch den merer tail der rechtsprecher wol geurttilt ist.“

Eodem die ist zwüschen D. und H. erkannt (ut supra) ubel gedüngt und wol gerecht durch den merer tail.

„Inn der applon zwischen F. clager ains und M. anders tails Ist durch die Räte ainhellig erkant, das allenthalben ubel geurtailt sey und sprechen weiter zu recht ....“

„In der applon zwischen W. E. alls applantens und E. E. am brobstgericht allhie ergangen ist zu recht erkennt das wohl gedüngt

---

1) Das Kgl. Hofgericht für das Unterland Baierns. Straubing 1808, I. Beilagen S. 28 ff.

2) Das Kgl. Hofgericht f. d. Unterland B.s, Beil[illegible] I, S. 33 f.

3) Vorher (S. 30 f.) stand die Abteilung „Guetli[illegible]

und durch den merern tail der rechtsprecher ubel geurtailt ist und soll bey H. R.s urtl alls das rechtlige urtl besteen. act. am erichtag nach Rem. anno quarto." Auch sind einmal ad marginem bemerkt Assessores et Justifficatores illarum ambarum Appellationum fuerunt: Vicedom, S. Pastor, v. H. Doctor, Lic. P., S. Ritter, W. oberrichter S.-rentmaister, S.-Cantzler. „Diese Hofgedinge, sagt der Herausgeber, nehmen etwas über 4 Blätter ein, und nun kommt alles untereinander, Aufgebothe an Unterthanen, wenn Sturm geschlagen werden soll, Bescheide, Angelobungen, Verpflichtungen, auf die Letzt aber meistens bloß Abschiede, id est Aufträge, Vorbescheide, richterliche Ausgleichungen etc. etc." [1]).

Absichtlich habe ich diese Auszüge mit großer Ausführlichkeit gegeben, damit jeder Leser von der wenig sorgfältigen Art der Führung des Buches eine Vorstellung gewinnen kann.

Das Erstaunen des Lesers wird dann dem meinen gleich kommen, wenn er bei St. 36 liest, daß der Umstand, daß nur für zwei Gedinge die Assessores am Rande angegeben, keine andere Deutung zulasse, „als daß nur einzelne Gedinge dem Hofgericht zur Erledigung überwiesen wurden, nicht aber sämtliche". Und eine solche, auf kein positives Moment sich stützende Folgerung, obwohl diese 4 Gedinge sämtliche unter „Hofgeding" angeführt worden und obwohl der Tenor der 4 Hofgeding im wesentlichen nicht von einander abweicht, überall heißt es, daß erkent und daß übel (wohl) gedingt und nur im 3. Fall wird gesagt, daß übel geurteilt sei [2]).

St. läßt dann seiner Phantasie weiter die Zügel schießen [2]), indem er (36) schreibt: „Wahrscheinlich etc. werden dem Hofgericht nur zur Erledigung überwiesen) die nach Ermessen des Leiters der Kanzlei intrikateren oder wichtigeren; dieser Leiter war nach der Hofratsordnung von 1573 der Kanzler."

Wenn St. doch einmal zur Charakterisierung des Kanzlers von 1504 zur Hofratsordnung von 1573 hinaufsteigt, dann hätte er sich auch über dessen Funktionen nach den Hofratsordnungen aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts informieren können [3]). Er würde nirgends die leiseste Spur davon haben entdecken können, daß dem Kanzler so weitgehende Befugnisse eingeräumt waren, wie er sie ihm zuschreibt.

Ebenso willkürlich behauptet St. (36): „Das Straubinger Buch war als ‚Receßbuch' für die außerhalb des Hofgerichts von den täglichen Räten vorgenommenen Parteiangelegenheiten eingerichtet. Nur nebenbei nahm er Notizen auf, welche die Tage erkennbar machten, an denen Hofgericht gehalten wurde oder werden sollte .... Was beim Hofgericht geschah, gehörte in das hofgerichtliche ‚Urteilsbuch'. Dessen Existenz ist oben für das Jahr 1448 nachgewiesen."

---

1) A. a. O. S. 37: „In Die Lucie anno d. V. Das Hofgericht angefangen Assessores. Nach einer Bemerkung des Herausgebers ist das übrige herausgerissen — es muß VII (1507) heißen. Dann kommen die Namen der Beisitzer.

2) Daß noch an einer andern Stelle (a. a. O. S. 66, 68) ein Hofgerichtsurteil von 1508 vorgetragen wird, sei nur nebenbei bemerkt.

3) Vgl. R. I 442f.

Das stimmt wieder nicht, denn nicht ein bairisches, sondern ein oberpfälzisches Gerichtsbuch hat ST. für 1448 nachgewiesen. Damit fällt sein ganzes Kartenhaus zusammen. Obwohl das Straubinger Buch in seiner Aufschrift das Wort „Appellationes" enthält, obwohl Hofgerichtsurteile in demselben eingetragen sind, obwohl nicht nebenbei, sondern ausführlich fast $8^1/_2$ Druckseiten umfassend[1]) — das Register der Hofgerichtstermine eingetragen wird. Ich glaube, besser kann ST.s wissenschaftliche Methode nicht gekennzeichnet werden. Und dabei jene Selbstgefälligkeit, die sich herausnimmt, Andere belehren zu wollen, über Dinge, die er nicht genau kennt.

Man kann ST. nur ob seiner Selbstgenügsamkeit bewundern, wenn er am Schlusse all dieser Ausführungen (39) ganz naiv schreibt, daß es von Interesse gewesen, nachzuweisen, „daß ... meine (STÖLZELS) Ausführungen über die bezeichneten Punkte das Richtige trafen". Als einen meine Auffassung vernichtenden Pfeil versendet ST. (37) aus seinem Köcher eine Münchener Hofhaltungsordnung von 1511/12[2]).

Meine Ansicht, daß es nicht in das Ermessen der Kanzlei gestellt werden kann, ob sie eine Appellation in eine Hofgerichtssitzung verweisen wollte oder nicht[3]), wird bekämpft durch den Hinweis (37), daß in der Hofhaltsordnung „die Canzlei geschildert werde als das, davon des Fürsten Herz und all Sachen liegen".

Und das soll ein Beweis sein für die weitgreifende Behauptung ST.s, für die sich in keiner der Gerichts- und Kanzleiordnungen die leiseste Stütze findet, die der Kanzlei die Macht zu willkürlicher Kompetenzveränderung gibt!

Jedes weitere Wort ist hier überflüssig.

Die Stellung der Kanzlei war schon längst zweifelsfrei festgestellt[4]). ST. verwechselt das Recht des Kanzlers zur Festsetzung der Termine für die einzelnen am Quartalshofgericht zu erledigenden Sachen mit dem Rechte einer weitgehenden Kompetenzbestimmung.

Sodann druckt ST. (38) eine Stelle aus der Hofhaltungsordnung von 1511 ab, die nach seiner Meinung „keinen Zweifel läßt, daß in München noch 1511 die Gedinge zu den von den täglichen Räten außerhalb des Hofgerichts zu erledigenden Sachen gehörten", nämlich:

„Und so zu Zeiten alle Tag in den Quotemberrechten furfiel, daran man keinen rechttag hett, so soll Hofrichter mit den Räten im zugeordnet, an demselben Tag über die Geding sitzen und nach Endung der rechtlichen Tagsatzung die Geding in den nachfolgenden Tagen auch erledigen und also Hofrichter und Räthe nit voneinander chomen, es seien dann die Geding all erledigt und die gesetzten Rechttag verricht[5])."

ST. legt dieser Stelle eine derartige Wichtigkeit bei, daß er sich zu dem Ausruf versteigt, daß vor dieser einzigen Vorschrift alles zu-

1) Beleg 2 zur Anlage 4 a. a. O. S. 57—66.
2) Abgedruckt in NEUDEGGER, Beiträge III, 1897, 75 ff.
3) Z. 534.
4) Vgl. R. I, 249, 270 f., 442.
5) NEUDEGGER III, 79.

sammenfalle, was ich über das Gedingverfahren und über die Hofgerichte wie über das Institut der geordneten Räte lehre.

Wiederum haben wir Gelegenheit St.s Bescheidenheit anzustaunen, die er an die Überzeugungskraft seiner Beweise stellt. Er interpretiert (38): „Wenn es an einem der 14 Quatembertage dem Hofgericht am Arbeitsstoff fehlt, mag das der letzte oder ein sonstiger Tag innerhalb der zwei Wochen sein, so soll der Hofrichter, mit den ihm zugeordneten Beisitzern die (sonst dem Hofgericht nicht obliegende) Erledigung der in der Kanzlei eingegangenen Gedinge vornehmen . . . ."

Aber was hätte bewiesen werden sollen, „die sonst dem Hofgericht nicht obliegende Erledigung" wird einfach als bewiesen vorausgesetzt. Verblüffend einfach! Zur wirklichen Aufhellung der Vorschrift hätte St. die dieser vorhergehenden Stelle der Hofhaltungsordnung mit abdrucken müssen, auf die er wohl Bezug nimmt (37 f.), aber unter Weglassung der Worte, auf die es wesentlich ankommt.

Die von St. abgedruckte Vorschrift ist der 2. Absatz der Hofhaltungsordnung[1]) mit der Überschrift:

„Zum Vierdten. (Das Quartals- oder Hofgericht mit dem besonders bestellten Hofrichter Erforderte, auswartige Räthe.)

Der 1. Absatz[1]) lautet:

„So ist unsers gn. Herrn Hertzog Wilhelms Meynung und ernstlicher Bevelch, daß nun furan allain zu den vier Quotembern im Jahr Hofgericht gehalten und besessen, auch darauf der Cantzlei verschafft werden, daß sy furan all rechtlich Tagsatzung dermaßen zu Quatember Zeiten setzen und darinn durch Hofrichter und Räte, auch die Cantzlei gute Ordnung gehalten werden solle."

Es sollen also (wie bisher) zu den 4 Quatembern Hofgericht abgehalten und in diesen zuerst rechtlich Tagsatzung abgehalten werden, also Prozeßtermine, an denen Parteien oder Zeugen vernommen werden[2]). Wenn nun an einem dieser 14 Quatembertage kein Rechtstag[3]), zu dem geladene Personen zu erscheinen hatten, abgehalten würde, sollte der Hofrichter mit den Räten an diesen (von rechtlicher Tagsitzung freien) Tagen und ebenso auch nach Beendigung dieser rechtlichen Tagsitzung die Gedinge erledigen. Man darf wohl annehmen, daß diese Tagsatzungen, also diese Prozeßtermine durch die Kanzlei vorher anberaumt wurden infolge der zu erlassenden Ladungen und daß dann die Gedinge abgehalten wurden.

Wie aber St. 38 dazu kommt, in einem solchen Satze einer Hofhaltungsordnung eine so grundlegende Änderung der Zuständigkeitsabgrenzung zu erblicken, darüber gibt er keinen Aufschluß.

---

1) Neudegger III, 78 f.

2) In den Kanzlei-Formularen (Cod. Bav. 2521 in der Münchener Kgl. Hof- und Staatsbibliothek) ist eine Formel eingetragen: Tags-Erstreckung Wiewol N. zu N. ains und N. anders thails auf N. ainen Tag angesetzt gewesen . . .

3) Rechttag dürfte hier als rechtliche Tagsetzung im Sinne des Abs. 1 verstanden werden. Denn im Abs. 2 wird dann auch noch „rechtliche Tagsatzung" gebraucht.

Es wird aber nicht bestritten werden können, daß in der Überweisung der bis dahin dem Hofgericht nicht obliegenden Erledigung der Gedinge an diese eine fundamentale Änderung des bisherigen Rechtszustandes zu erblicken wäre.

Wer behauptet, daß dies der Fall, darf sich der Beweispflicht nicht entziehen.

Wenn nun ST. (39) glaubt, hohe Töne anstimmen zu dürfen, daß diese einzige Vorschrift der Hofhaltungsordnung von 1512 zugleich zur völligen Aufhellung der entsprechenden Vorschrift der Landesordnung von 1501 dient, so spricht er sich damit selbst das Urteil. Denn sein arges Versehen, das oben[1]) besprochen wurde, zeigt den Irrweg auf den sich ST. locken ließ, durch seine Sucht, einfachen Sätzen Gewalt anzutun, um sie zu Stützpunkten seiner vorgefaßten Meinung umzubiegen. Zudem ist es sehr unwahrscheinlich, daß diese Hofhaltungsordnung von 1512 überhaupt je Geltung erlangt hat. In der von NEUDEGGER erfolgten Publikation (undatiert, unausgefertigt) haben wir nur den Entwurf einer solchen Hofhaltungsordnung.

Und nun lese man, wie von oben herab sich ST. 39 ausläßt.

Alle seine Bemühungen, für seine vorgefaßte Meinung eine Stütze zu finden, waren vergeblich und entbehren, wie die bisherigen Ausführungen ergeben haben, jeglicher durchschlagenden Beweiskraft.

In einem 3. Abschnitt trägt ST. (40 ff.) noch einmal seine Theorie der „Abschiede" vor. Ich kann mich hier kurz fassen, denn nach meiner Überzeugung faßt ST. irrtümlich den Ausdruck „Abschied" als terminus technicus.

Da ich weder Zeit noch Neigung habe, jetzt eine Untersuchung über die „Abschiede" in den baierischen Quellen anzustellen — hoffentlich geschieht das einmal von anderer Seite —, so fehlt die Grundlage für eine dieser Kontroverse mit absoluter Sicherheit lösende Entscheidung[2]). Daß aber auch in anderen Territorien, z. B. in Brandenburg, „Abschied" nicht, wie ST. annimmt, „nur im Sinne von außergerichtlich-schiedsrichterlichen Entscheidungen, im Unterschied einerseits von gütlichen Vergleichen, andererseits von gerichtlichen Urteilen" gebraucht wird, hat neuerdings auch SCHAPPER auf Grund seiner Quellenstudien gegen STÖLZEL betont[3]).

Gerade das von ST. in den Vordergrund gerückte Abschiedsverfahren hat für unseren Streit nicht die ihm von ST. zugeschriebene Bedeutung. ST. verschiebt durch seine Darlegungen über den Abschied das Kampffeld und mir liegt daran, daß unsere Kontroverse

---

1) S. 431.

2) ST. (51) selbst kommt nach Besprechung der oberpfälzischen und pfälzischen Kanzleiordnungen zu dem Ergebnis, daß die Rechtssprache in der Bezeichnung der Abschiede als rechtlicher und gütlicher Abschiede geschwankt zu haben scheint. Er unterscheidet dann allerdings „gütliche Abschiede im engern und weitern Sinne".

3) SCHAPPER, Die Hofordnung von 1470 und die Verwaltung am Berliner Hofe zur Zeit Kurfürst Albrechts (Veröffentlichungen des Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg), Leipzig 1912, S. 205 f.

keine Verdunklung erfährt. Es sind daher nur wenige Punkte der ST.schen Ausführungen unter III (40 ff.), auf die hier einzugehen ist.

Mir bleibt es ganz unverständlich, was ST. (42 ff.) mit seinen Ausführungen über das Appellationsprivileg von 1559 bezweckt[1]).

Ich hatte doch bereits in meiner Besprechung des 2. Bandes von ST. (Z. 543) unter Wiederabdruck einer Stelle aus meinem Buche (I, 420 f.) betont, daß ich ungefähr die gleiche Auffassung über die Gegensätze in der Tätigkeit einerseits der Räte andererseits der Hofgerichtsbeisitzer vertrete und daß auch die baierischen Rechtsquellen gütliche, billige Handlung und Verhör der Sachen von den Sachen scheiden, die „rechtlich fürgenommen, mit Recht und Urteil erkannt sind".

Was ich aber ablehnte und mit größter Entschiedenheit immer wieder ablehnen muß, das sind die Folgerungen ST.s.

Es ist unrichtig, daß je mehr die Verabschiedungen allmählich in die Hände der gelehrten Juristen kommen, desto mehr der sachliche Gegensatz zwischen Abschied und Urteil geschwunden. Man lese die quellenmäßig belegte Darstellung in meinem Buche und meine Besprechung (Z. 543 ff.) nach und man wird die willkürlichen, unbegründeten Konstruktionen ST.s erkennen. Ich habe keine Lust einer starren Rechthaberei gegenüber immer wieder meine früheren Ausführungen abzudrucken.

Der Hofrat und die Regierungen Baierns haben vor und nach der Aufnahme der gelehrten Juristen in diese Kollegien (2. Hälfte des 15. Jahrhunderts) solche Abschiede erteilt. Wenn dann ST. (47) betont: „Abschiedsinstanz und gelehrte Instanz wurden dasselbe und die Urteilsinstanz verdorrte", so ist das für Baiern eine unbewiesene und unbeweisbare Annahme.

Was ST. (47 ff.) über die Amberger Kanzleiordnung von 1525 und die Heidelberger Kanzleiordnung von 1516 sagt, können wir übergehen, weil ST. wiederum die pfälzischen Kanzleiordnungen für baierische Rechtsquellen hält.

In den Ausführungen ST.s über „die layische Anzeigung von 1531 (51 ff.) interessiert uns die für unsere Kontroverse so überhaupt wichtige Stellung des Pflegers, die ST. gänzlich verkennt. „So wird, heißt es in dieser Darlegung (53), in der Übergangszeit sehr praktisch die Schwierigkeit gelöst, den Richter der alten Zeit doch nicht ganz beiseite zu schieben, zugleich aber den Pfleger als Richter der neuen Zeit Einfluß zu verschaffen." Höchst charakteristisch zeigt sich hier wieder der alte STÖLZELsche Fehler, ohne auch nur zu versuchen,

---

1) Ich hatte doch Z. 542, A. 3, schon zugegeben, daß ST. mit Recht das bei mir (I, 14) stehende „erste Instanz" rüge, während es „die ersten Instanzen" heißen muß. Das Versehen wird jetzt von ST. zu einer beabsichtigten Korrektur gestempelt! — Statt „dessenungeachtet kann es für ROSENTHAL nicht zweifelhaft gewesen sein, daß der Kaiser ... ein in Baiern bestehendes Herkommen der Inappollabilität solcher Abschiede anerkannte" hätte ST. sagen müssen, daß es für R. nicht zweifelhaft war, wie R. mit klaren Worten sagt. Dann wäre freilich für seine Auseinandersetzung kein Raum gewesen.

den Pfleger, dessen Stellung und Zuständigkeit im 16. Jahrhundert keine andere war als in den früheren Jahrhunderten, willkürlich zu einem Richter der neuen Zeit zu stempeln. Wiederum geht er achtlos an meinen Bemerkungen über die von ihm an den Tag gelegte Verkennung des Pflegers (Z. 538 f.) vorüber und dieser erscheint bei ihm wieder als „Aufsichtsbeamter". Trotz meines Vorwurfs, daß er um seine Theorie zu erhärten, die Stellung des baierischen Pflegers willkürlich konstruiert.

Die Auffassung über die rechtliche Natur des Abschieds ist für unseren Streit nebensächlich, dagegen grundlegend die richtige Würdigung der Stellung des Pflegers. Nur durch eine Verkennung des Amtes des Pflegers kommt St. dazu in diesem einen Stützpunkt seiner Theorie zu erblicken, während in Wirklichkeit die richtige Erkenntnis dieses Amtes der STÖLZELschen Grundauffassung den Boden entzieht.

Ich muß daher wiederholen, daß es in Baiern zu allen Zeiten Pfleger (sie kommen seit dem 14. Jahrhundert vor) mit Gerichtsverwaltung gegeben hat (die gar keinen Richter in ihrem Bezirke hatten; ein solcher Pfleger war deshalb zugleich der einzige Richter des Bezirks) und solche ohne Gerichtsverwaltung (in diesen Bezirken gab es noch besondere Richter). Absolut falsch ist darum die Behauptung St.s (II, 412), daß der Pfleger nach und nach aus seiner Aufsicht über das Gericht die Befugnis hergeleitet an der Urteilserfüllung teil zu nehmen. Reines Phantasiegebilde ist es, wenn ST. (II, 412) behauptet: „Hier liegt bei den ländlichen Gerichten der Wendepunkt für den Übergang der Rechtsprechung auf den Beamten, also vom Schöffengericht auf das Amt, d. h. von dem ursprünglich allein mit der Entscheidung des Parteistreites betrauten Gerichtskollegium auf den ursprünglich an dieser Entscheidung unbeteiligten Gerichtsleiter oder Gerichtsvorsitzenden."

Obwohl ST. von mir (Z. 539) darauf hingewiesen wurde, daß es nicht angehe, den baierischen Pfleger als Verwaltungsbeamten dem Richter gegenüber zu stellen, ignoriert er meine urkundlich gestützte Darstellung des Pflegers und des Landrichters und fabuliert lustig weiter von dem Pfleger als dem Richter der neuen Zeit.

Ein derartiges „wissenschaftliches" Verfahren richtig zu kennzeichnen, wird nicht leicht, zumal wenn man erwägt, daß ST. selbst der von ihm mit solcher Vorliebe herangezogenen „layischen Anzeigung" [1]) hätte entnehmen können, daß es Pflegen mit und ohne Gericht auch im 16. Jahrhundert gegeben und daß sich seit dem 14. Jahrhundert in dieser Beziehung nicht das Allermindeste geändert hat. Und darauf kommt es an. Eine solche Veränderung in der

---

1) In dieser Unterweisung an seinen Schwager schreibt der alte Pfleger: „Das aber du weitter schreibst, wie du auch Stat- und Landgericht bey solher deiner Pfleg zuverwalten haben wirdest und wiewol du ain Richter dem gebrauch nach der ort haben muest". Ferner: „Erstlich ist wol nit allweg ain klaine purd neben den pflegen auch gerichtlich verwaltung zehaben. Darumb wo die pflegen on die gericht erlangt werden, darbey mögen die wol in mehr rhue und in mynder arbeit leben".

Stellung des Pflegers im 16. Jahrhundert nachzuweisen, ist St. nicht gelungen. Er hat aber auch nicht einmal den Versuch hierzu unternommen, der eine Widerlegung meiner Darstellung des Pflegers und Richters in Baiern[1]) hätte bringen müssen und des Satzes[2]), daß die Pfleger, die Gerichtsverwaltung haben, sich in ihrer Gerichtsbarkeit in Nichts von dem Landrichter unterschieden haben, wie beide auch die Erfüllung der gleichen Gerichtspflichten eidlich geloben.

Denn nicht die Natur des von St. sogenannten Abschiedsverfahrens steht im Streit, nachdem ich die prozessuale Erledigung der Rechtsstreitigkeiten durch das Hofgericht von den gütlichen Verhören und Verhandlungen vor den Hofräten beziehungsweise Vitztum und Räten von je scharf geschieden hatte[3]). Dieses Verfahren habe ich allerdings nicht Abschiedsverfahren genannt, weil ich Abschied im Sinne St.s, wie bereits bemerkt, nicht für einen terminus technicus halte. Es ist einfach unwahr, daß mir Räte und Hofgericht ja dasselbe seien (St. 54).

In seinem letzten Spezialangriff rügt St. (55 f.), daß ich, obwohl auf die baierische Hofratsordnung von 1624 verwiesen, doch wiederhole[4]), „daß ich keine Spur davon gefunden, daß es in der Zeit des 30jährigen Kriegs nach Ansicht leitender juristischer Kreise keineswegs zum Heile der Justizpflege gereiche, wenn dieselbe anderen Organen als ausschließlich den Gerichten anheimfalle".

Diese Anschauung bringt St. in Zusammenhang mit der Wahrnehmung, daß auch hier der 30jährige Krieg die Grenze zweier großer Entwickelungsperioden bilde[5]).

Man wird nun gespannt sein, welche Stelle der baierischen Hofratsordnung von 1624[6]) von St. als Beleg für seine Auffassung mir entgegengehalten wird:

9. „Die Persönliche verhören, handlungen und Hoftäge [Weill ye zur abkürzung der Proceß und darauf gehenter unkhösten dienstlich] sollen hieführan, wie vorhero noch gehalten[7]), iedoch nit zu gemain gemacht, noch in Claren und ex actis Wohl fundierten sachen, vill Weniger Wider der Partheyen Willen vorgenohmen Werden." Kann man die Anspruchslosigkeit in bezug auf Beweiskraft weiter treiben als es hier geschieht?

---

1) R. I, § 4, Landgericht § 17, Pfleger und Richter (S. 54 f., 327 ff.); R. II, § 9, Pfleger und Pflegsverwalter (S. 87 ff.).

2) Z. 539. Daselbst verwies ich auch auf das Pflichtbuch 1512—1678 (Reichsarchiv München), das eine Eidesformel enthält mit der Überschrift: „Der Pfleger Eid, so Gerichtsverwaltung haben, dergleichen Landrichter Eid" (abgedruckt R. I, 62, Anm. 4).

3) R. I, 420.

4) R. II, 298.

5) Stölzel, Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung, Berlin 1888, I, 372.

6) Abgedruckt bei Manfred Mayer, Quellen zur Behördengeschichte Baierns. Bamberg 1890, S. 204.

7) Diese von mir gesperrten Worte fehlen in dem Zitat St.s 55.

Die Hofratsordnung sagt also: „es soll hieführen wie bisher gehalten werden; es soll also gar keine Änderung eintreten, nur sollen solche Verhöre ... in Zukunft nicht zu gemein gemacht, besonders in klaren, wohlfundierten Sachen und gar wider der Parteien Willen vorgenommen werden.

Und auf eine solche Stelle, die klar besagt, daß es im allgemeinen wie bisher gehalten worden und immer die mißbräuchliche Ausdehnung der Verhöre etc. unterbleiben soll, beruft sich ST., wenn es sich darum handelt darzutun, daß eine neue Entwickelungsperiode mit dem 30jährigen Kriege begonnen habe. Das dürfte genügen.

Der weittragendste Streitpunkt bleibt aber meine von STÖLZEL (57) aufs neue bekämpfte Auffassung, daß die gelehrten heutigen Gerichte nicht aus früheren außergerichtlichen Instanzen herausgewachsen, sondern aus einer Umwandlung der alten Gerichte entstanden seien, die ich nach wie vor vom Standpunkt der baierischen Quellen aus mit größter Entschiedenheit festhalte.

Hier sollte sich ST. (56), wie mir scheint, der selbstverständlichen Lehre, die er so selbstgefällig ohne Berechtigung anderen predigen zu müssen glaubt, zum höchsteigenen Gebrauch erinnern, wenn er ein ihm wenig bekanntes Rechtsgebiet behandeln wollte, daß man nur auf Grund tiefgehenden Akten-, Urkunden- und Gesetzesstudiums an die Lösung eines Problems von der Bedeutung der Rezeptionsgeschichte herantreten sollte. Mit Lufthieben und einfachem Absprechen kann man aber keinen Kundigen überzeugen, sondern nur durch zwingende Beweise. Zu solchen schreitet aber ST. nicht, sondern er schweigt über meine Darstellung über das schrittweise Eindringen der Juristen in die baierischen Hofgerichte, denn mit dem Nachweise, daß diese Boden fassen in den seit Alters bestehenden baierischen Hofgerichten und daß diese sich, nachdem die Juristen dauernd zu einem wesentlichen Bestandteil der Hofgerichtsbesetzung geworden sind, sich ruhig weiter entwickeln, ist die Unrichtigkeit der STÖLZELschen These dargetan.

Es ist dann erwiesen, daß, was ST. bestreitet, die gelehrten heutigen Gerichte aus einer Umwandlung der alten Gerichte entstanden sind. Diese Umwandlung beginnt in Baiern gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts.

Es bleibt mir nichts anderes übrig, um den Lesern die ganze Haltlosigkeit des STÖLZELschen Widerspruchs gegen meine Auffassung darzulegen, als meine frühere Untersuchung hier kurz zu wiederholen[1]).

Der erste juristische Beisitzer an einem baierischen Hofgerichte begegnet in einem Gerichtsbriefe 1448[2]). Es ist der Rat Herzog Albrechts IV. von Baiern-München, Meister Thom.[3]) Pirkheimer, Lehrer beider Rechten.

---

1) R. I, 137ff.
2) M. B. XXXIV, p. 412.
3) Vermutlich ist JOHANN P. gemeint. Vgl. über ihn STINTZING, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft I, 61.

Vor Gründung der Universität Ingolstadt (1472) erscheinen gelehrte Juristen in den herzoglichen Räten und in den Hofgerichten nur vereinzelt, während Geistliche stets zu finden waren.

Leider schwindet gerade in der kritischen Periode (2. Hälfte des 15. Jahrhunderts) das Herkommen, die Namen der Urteilsfinder im Urteilsbriefe zu erwähnen[1]). Die Kanzlei Albrechts IV. bildet stehende Formeln für die Hofgerichtsbriefe aus, in denen nur vom Dingen an den „Herzog und seine Räte" die Rede ist.

Aber trotzdem sind wir in der Lage, unwiderleglich das Eindringen der Juristen in die Hofgerichte nachzuweisen. Denn gerade über diese Besetzung des Hofgerichts mit Juristen beschwert sich die Ritterschaft des Landshut-Ingolstädter Landanteils 1499: „Item zum andern, so heißt es in den Gravamina der Ritterschaft Herzog Jörgen übergeben[2]), so haben Wir merkliche Beschwerung an unsern gemeinen Landsrechten, daß die Hofgerichte und Rechte nach Ordnung, wie von Alter, nicht besetzt sind, sondern viel der gelehrten, und gering Landleut vom Adel, sonderlich im Oberland je zu Zeiten kaum ein Landmann oder zwen [vorhanden sind, und der ende das buch ligt] wornach gerichtet soll werden, deßen die Ausländer nicht Wißen haben, noch davor halten wollen; daraus neue Rechte entstehen, die bey unsern Vorvordern nicht gehört, und gemeinen unsern Landsrechten und Gebrauch widerwärtig sind." Statthalter und Räte verbreiteten sich über diese Petition dahin, daß die Hofgerichte besonders im Oberlande wohl besetzt werden „sonders mit den Landleuten des mehreren Theiles, dazu man zween oder drey Doctores und andere auch ordnen mag, doch daß der Landleute der mehrere Theil seyn sollen"[3]).

Eine Entfernung der Juristen aus dem Hofgerichte vermochten die Landstände nicht mehr durchzusetzen. Nur das Zugeständnis, daß die Landleute die Mehrheit bilden sollten, wurde ihnen gemacht.

Auf die Wiederholung der landständischen Beschwerde im Jahre 1501 schlugen die Räte dem Herzog vor, zu antworten, daß es mit den Landleuten und Doktoren wie bisher gehalten werden soll. — „Daß aber der Doctoren an den Hofgerichten so viel, ist die Ursache nachdem sie der Rechten mehr, dann die Layen, verständig sind, daß desto förmlicher und rechtmäßiger Urtheil gesprochen, und die Leute mit ungebührlichen Urtheilen, und wann die an das Kamergericht wuchsen, nicht beschwert und zu Schaden gebracht werden[4])."

---

1) Dieses Weglassen der Namen der Hofgerichtsbeisitzer wird als ein die Justiz schädigender Mißbrauch von den Ständen gerügt (R. I, 141).

2) KRENNER XIII, 8f. Der mangelhafte Text ist ergänzt [ ] nach ROCKINGER. Einleitung zu v. LERCHENFELD, Die altbaierischen landständischen Freibriefe, München 1853, S. 299.

3) KRENNER XIII, 38.

4) Der Ausschuß wiederholte nochmals seine Bitte, „daß die Hofgerichte treffentlich von Landleuten zusamt den Doctoren und Räthen im Hofe besetzt werden. Denn daß Ew. f. G. Doctores haben, haben Wir nicht sonderlich Beschwerung, achten es auch gar löblich (KRENNER XIII, 197).

Ihren Abschluß fanden diese Verhandlungen in der Bestimmung der Landesordnung Herzog Georgs von Landshut von 1501[1]). „Besetzung des Hofgerichts. Fürder ist auch unser Wille und Meynung, daß es mit Besetzung unserer Hofgerichte, unserer Landleute vom Adel, auch der Doctoren halben ungefährlich gehalten werden soll, daß allweg mehr Landleute dann Doctores, wie sich dann je zu Zeiten nach Gelegenheit oder Notdurft der Sachen, die im Hofgericht sollen gehandelt werden, gebühren will, zu solchen Hofgericht von Unsern wegen geordnet werden sollen, getreulich und ungefährlich."

In diesen Irrungen zwischen Regierung und Landschaft hatte diese den springenden Punkt richtig erkannt. Sie wollten verhüten, daß durch eine zu große Zahl von römischrechtlich gebildeten Juristen das alte Herkommen, gemeines Landrecht und Gebräuche durch die Rechtsprechung beseitigt würden. Die Landstände[2]) hatten die Gefahr der Einschmuggelung des fremden Rechts als eine Konsequenz der Berufung der Doktoren ins Hofgericht geahnt und bald erkannt, daß der Schutz des vaterländischen Rechts ein Zurückdrängen des gelehrten Elements aus dem Hofgerichte erheische. Charakteristisch kommt dieser Gedanke in der Erklärung des landschaftlichen Ausschusses auf die erste landesfürstliche Antwort (1497) zum Ausdruck in den Worten: „Denn daß Ew. f. G. Doctores haben, haben Wir nicht sondere Beschwerung, achten es auch gar löblich; doch daß gemeine Landschaft jeden Orts bey ihren alten Herkommen, gemeinen Landsrechten und Gebräuchen bleibe, darein wollen Ew. f. Gn. gnädiglich sehen, damit dieselbe Untertanen durch viele kostung nicht beschwert, sondern vor Schaden, der also vor Augen ist, verhütet werden"[3]).

Wie man diesen Darlegungen, die ich schon 1889 drucken ließ, und meiner Besprechung von St. II, gegenüber den Mut haben kann, mir den Vorwurf zu machen (St. 57), daß ich mich in „freischaffender Phantasie" ergehe, wie die, „daß die gelehrten heutigen Gerichte nicht aus früheren außergerichtlichen Instanzen herausgewachsen, sondern aus einer Umwandlung der alten Gerichte entstanden seien", ist schwer faßbar.

Vergnügen bereitet es allerdings nicht, Längstgesagtes wiederholen zu müssen, aber ich glaubte mich dieser Pflicht nicht entziehen zu dürfen. Denn diejenigen, die das Material nicht kennen, können kaum annehmen, daß die hochfahrenden absprechenden Worte St.s so sehr jeglicher Begründung entbehren. Wenn St. am Schlusse seiner Schrift sagt, man sollte nur auf Grund tiefgehenden Akten-, Urkunden- und Gesetzesstudiums ein Urteil über die Frage der Rezeption abgeben, so stimme ich ihm bei, wie ich oben bereits betont habe. Da sich mir aber infolge einer unbefangenen Prüfung des mir zugänglichen, sehr umfangreichen gedruckten und ungedruckten Materials Zweifel an der Richtigkeit einer Reihe von Behauptungen St.s ergeben

1) Krenner XIII, 269.
2) R. I, 144.
3) Krenner XIII, 197.

haben (Z. 526), so hätte ST. den Nachweis erbringen müssen, daß ich wichtiges Material nicht benutzt habe. Das hätte ich um so eher von ST. erwarten dürfen, als er im wesentlichen das von mir aufgezeigte Material seiner Darstellung (ST. II 317—501) zugrunde gelegt hat.

Daß elementare Unkenntnis baierischer Verhältnisse ihn hier mißleitete, kann ihn nicht entschuldigen.

Welche Bewandtnis es mit dem „mißverstandenen Rüstzeug" (St. 56) hat, konnte ich oben darlegen.

Daß ST. meine Besprechung vielleicht gerade wegen ihres rein sachlichen Inhalts unangenehm war, kann ich mir vorstellen. Daß aber ein Gelehrter vom Range STÖLZELS sachlichen Widerspruch so abwehren würde, wie er es getan, hat doch meine Verwunderung erregt. Freilich, die Erfahrungen, die andere Rezensenten ST.s gemacht haben, — ich erinnere nur an v. AMIRA[1]) und ZEUMER —, erwiesen, wie wenig dieser Schriftsteller eine objektive Kritik verträgt. Er wird aber durch manche rechtsgeschichtliche Veröffentlichung der letzten Jahre belehrt worden sein, daß der Glaube an die eigene Unfehlbarkeit und die Fähigkeit zur „bissigen Gegenwehr"[1]) die Forscher zur Annahme aller STÖLZELscher Konstruktionen doch nicht hat veranlassen können.

---

1) Vgl. v. AMIRAS Erwiderung in Zeitschrift Rechtsgeschichte, German. Abt., Bd. 25, S. 427 f.

Aufruf der Münchener Historischen Kommission betr. Verzeichnung von Handlungsbüchern.

Die Historische Kommission bei der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften richtet an alle Freunde handelsgeschichtlicher Forschung folgenden Aufruf:

Seit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts hat sich der Blick der Wirtschaftshistoriker in steigendem Maße auf jene spezifischen Quellen der Handelsgeschichte gelenkt, wie sie sich aus der kaufmännischen Tätigkeit der einzelnen Wirtschaftssubjekte ergaben und wie sie für die Zeit vom 14. Jahrhundert an in größerer Anzahl in den öffentlichen und den privaten Archiven (Familienarchiven) ruhen. Also auf Handelsbücher, auf Handelskorrespondenzen (die oft in zusammenhängenden Gruppen in Kopierbüchern erhalten sind), auf Gesellschaftskontrakte, auf Kontrakte mit Handlungsdienern, auf tagebuchartige Aufzeichnungen von Kaufleuten und ähnlichen Quellen.

Es dürfte bekannt sein, daß nur mit Hilfe solchen Quellenmaterials die innere Struktur, die innere Organisation des Handelslebens richtig erfaßt und beurteilt werden kann. Namentlich die Fragen nach der durchschnittlichen Höhe der Handelsgewinne früherer Zeiten, nach der Art der Kapitalbeschaffung bei den größeren Firmen, die Fragen nach der Größe der Betriebe, nach der Form der Unternehmungen (ob Einzel- oder gesellschaftliche Unternehmung), die vielerlei Fragen nach dem Charakter der Handelsvergesellschaftungen usw. können exakt und konkret nur aus dem genannten Quellenmaterial beantwortet werden. Dasselbe gilt für die vielen Fragen nach der Wesensart der vorkommenden Geschäfte (ob Kreditgeschäfte vorliegen, ob das Speditionsgewerbe von dem eigentlichen Handelsgewerbe getrennt ist usw.), dasselbe für die Erforschung der vom Großkaufmann abhängigen gewerblichen Betriebssysteme usw. usw.

Hervorragende deutsche und ausländische Wirtschaftshistoriker haben des öfteren den Wunsch nach häufigeren Editionen von Handelspapieren der oben genannten Arten ausgesprochen. So schrieb, um nur einige zu nennen, Wilhelm Heyd, der Altmeister moderner handelsgeschichtlicher Forschung in Deutschland, mit Bedauern: „Die Handelspapiere alter Zeit sind in ausgedehntem Maße der Vernichtung anheimgefallen, das läßt sich leider nicht leugnen, allein ganz ausgetilgt sind sie nicht; nur werden sie sorgfältig verwahrt im Familienbesitz, ruhig liegen gelassen in den öffentlichen Archiven, auch wohl im stillen gesammelt,

aber der Veröffentlichung nicht entgegengeführt." Auch von Inama-Sternegg bedauerte im Vorwort zum zweiten Teile des dritten Bandes seiner deutschen Wirtschaftsgeschichte, daß aus den neuen Quellenkreisen, mit deren Hilfe man zu ganz konkreten und anschaulichen Vorstellungen des Handels kommen könne, die Handlungsbücher großer Kaufleute bisher nur selten zur allgemeinen Kenntnis gebracht worden seien.

Vor und nach diesen und anderen Äußerungen ist eine kleine Anzahl von Handelsbüchern und verwandten Archivalien des 14. bis 16. Jahrhunderts auch in Deutschland wie anderwärts ediert worden. Außerdem haben nichtedierte Handelspapiere einzelnen Wirtschaftshistorikern als willkommene Erkenntnisquelle gedient. Eine wesentliche Förderung unserer Wissenschaft ist daraus erwachsen. Aber es muß mehr geschehen! Was uns als Vorbereitung auf eine deutsche Handelsgeschichte, die allen berechtigten Anforderungen der Geschichtswissenschaft und der Nationalökonomie genügen will, nottut, ist eine systematische Sammlung und eine zusammenhängende, von denselben Prinzipien geleitete Edition bezw. Bearbeitung von Handelspapieren der oben genannten Art. Wenigstens für die Zeit bis zum 16. Jahrhundert inbegriffen. Das Unternehmen duldet keinen Aufschub, sollen nicht noch weiterhin, wie es schon geschehen ist, unersetzliche Geschichtsquellen als Makulatur eingestampft werden.

Als Vorbereitung für eine Publikation wie die oben genannte hat nun die historische Kommission bei der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften in ihrer Sitzung vom 16. Mai 1913 beschlossen, die Verzeichnung zunächst der ungedruckten süddeutschen Handlungsbücher und verwandten Akten des Mittelalters und des 16. Jahrhunderts vornehmen zu lassen. Zu diesem Zwecke richten die Unterzeichneten an alle Freunde der deutschen Wirtschafts- bezw. Handelsgeschichte die höfliche Bitte, bei dem schwierigen Werke mitzuhelfen und möglichst genaue Angaben über ihnen bekannte oder aufstoßende Handelspapiere der genannten Art an sie gelangen zu lassen. Bemerkt sei, daß sich die gesuchten Archivalien erfahrungsgemäß oft als Beilagen zu Gerichtsakten zu finden pflegen, wohin sie gelegentlich kaufmännischer Prozesse (zwischen Handelsgesellschaftern, im Anschluß an Konkurse usw.) gelangt sind.

Dr. G. von Below
ord. Professor an der Universität
Freiburg i. Br.

Dr. J. Strieder
Privatdozent an der Universität
Leipzig.

Gefl. Nachrichten werden an die Adresse des letztgenannten, Leipzig-Gohlis, Kleiststr. 9, erbeten.

Literatur.

KARL OTTO MÜLLER, Die oberschwäbischen Reichsstädte. Ihre Entstehung und ältere Verfassung. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1912. XX + 447 S. (Darstellungen aus der württembergischen Geschichte, herausgegeben von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte, Bd. VIII.)

Das 1897 erschienene Buch von SIEGFRIED RIETSCHEL, „Markt und Stadt in ihrem rechtlichen Verhältnis" bedeutete in der Geschichte der Erforschung des deutschen Städtewesens im Mittelalter einen ebenso großen methodischen wie sachlichen Fortschritt. Die umfassende und planmäßige Verbindung lokaler und allgemeiner Forschung hat zusammen mit der scharfen juristischen Begriffsbildung, der guten historischen Schulung und der klaren Darstellung, Juristen wie Historikern vielfach neue Wege auf diesem Gebiete gewiesen. Die Richtigkeit der von dem zu früh verstorbenen Gelehrten befolgten Methode wird am besten durch die Tatsache erhärtet, daß sie eine Reihe jüngerer Forscher auf räumlich und des öfteren auch sachlich enger begrenzten Gebieten mit größerem oder geringerem Erfolge angewendet haben.

Ein Glied in dieser Kette von Untersuchungen, und zwar ohne Zweifel eines der festesten, bedeutet die vorliegende Arbeit, deren Inangriffnahme noch auf eine Anregung RIETSCHELS zurückgeht. Zeitlich greift sie in etwas über den Rahmen von „Markt und Stadt" hinaus, indem sie, wie der Titel sagt, auch „die ältere Verfassung", d. h. etwa die Entwicklung bis in die Jahre 1360—1380 bis zur allgemeinen Durchführung der Zunftverfassung in ihre Betrachtungen einbezieht [vgl. p. 6]; ein Verfahren, das bei dem vielfach dürftigen Materiale für die ältesten Zeiten nur zu billigen ist. Räumlich beschränkt sie sich auf die Reichsstädte Oberschwabens. Die Einleitung beschreibt die Grenzen des Gebietes und begründet die Auswahl der Städte genauer. Zugrunde gelegt ist der Bezirk der Landvogtei Oberschwaben, wie sie die Organisation Rudolfs I. endgültig geschaffen hat, d. h. das Algäu ist mit einbezogen worden. Behandelt werden nur die Reichsstädte. Diese zweifelsohne willkürliche Auswahl muß bedauert werden. Gewiß existieren in unserem Gebiete keine bedeutenden Landstädte. Aber der Verzicht auf die „zahlreichen Landstädtchen Oberschwabens" [p. 404] bedeutet zugleich einen Verzicht auf die völlige Lösung der Aufgabe. Ein lehrreiches Zeugnis sind dafür die beiden Städte

Schongau-Altenstadt und Füssen. Wären sie nicht durch Zufälligkeiten, die der Leser bei MÜLLER p. 4 nachlesen mag, zu Landstädten geworden, sie wären mitbehandelt worden. Ausgeschieden wurden die Reichsstädte Konstanz und Ulm aus Gründen, die zum mindesten bei der zweiten Stadt nicht jedermann überzeugen werden. Eine Konstanzer Verfassungsgeschichte könnte allerdings nur mit unverhältnismäßig großer Mühe erheblich über GOTHEINS Ausführungen in der Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwalds I hinausgeführt werden, bevor die Konstanzer Rechtsquellen in der Bearbeitung von K. BEYERLE vorliegen. Dazu bedingten Lage und Entstehung, wie MÜLLER richtig betont, eine ganz abweichende Entwicklung. Aber die Behandlung Ulms wäre bei den engen rechtlichen Beziehungen dieser Stadt zu Oberschwaben geboten gewesen, trotzdem die Stadt auf dem linken Donauufer und damit in der Landvogtei Niederschwaben gelegen ist. Man lese einmal auf den Seiten 15—18 die Ausführungen MÜLLERS über die Bedeutung des Ulmer Rechtes für die oberschwäbischen Reichsstädte und man wird diese Lücke in der Darstellung bedauernd empfinden.

Vielleicht wäre es besser gewesen, den ersten Teil, der im allgemeinen „Die Beziehungen der oberschwäbischen Reichsstädte untereinander und ihr Verhältnis zu Kaiser und Reich" behandelt, hinter den zweiten mit seiner Besprechung der einzelnen Reichsstädte zu stellen, da er diese „bereits als vorhandene Größen hinnimmt" und darum häufig auf den speziellen Teil verweisen muß. Aber ich möchte darüber mit dem Verfasser nicht weiter rechten, sondern lieber freudig anerkennen, was hier in dieser klaren und durchsichtigen Schilderung geleistet worden ist. In der Stauferzeit besteht in unseren Orten schon eine gewisse Verwaltungsorganisation durch königliche Beamte (scultetus, minister). Das dreizehnte Jahrhundert, in dem sie erst zu Städten im technischen Sinne werden, drängt allmählich ihren Einfluß zurück. Das vierzehnte beseitigt ihn fast völlig. Unter den Stadtrechten lassen sich je nach dem Mutterrecht die Gruppen mit Überlinger, Ulmer und Lindauer Recht unterscheiden. Über diese drei Gruppen gibt uns MÜLLER einen ungemein wertvollen erschöpfenden Überblick; erschöpfend, weil er nicht nur die von ihm behandelten, sondern sämtliche Städte, die mit einem der drei Rechte bewidmet sind, zusammenstellt. Im Westen grenzt an diese Gruppen — wie ich weiterführend bemerken möchte — die des Freiburger Rechtes. Schon Überlingen hatte Freiburg als Oberhof. Im Donautale reichte dieser mit Ehingen bis in die Ulmer Gegend. Pfullendorf — dessen Mutterrecht MÜLLER nicht mit völliger Sicherheit anzugeben vermag — gehörte keinesfalls zum Freiburger Oberhofe, geschweige denn, daß es mit Freiburger Recht bewidmet war[1]). Untereinander sind die Rechte von Überlingen, Lindau

1) Die ungünstigen Überlieferungsverhältnisse der ältesten Freiburger Rechtsquellen haben in den letzten Jahren zu mehrfachen Kontroversen Anlaß gegeben, zuletzt zwischen RÖRIG und mir. RÖRIG hat sich jüngst noch einmal in den MIÖG. 1913 auf p. 197—201 gegen mich und in einer Nachschrift auf p. 201—203 gegen RIETSCHEL geäußert, ohne neues Material oder neue Gesichtspunkte vorzubringen. Da es mir widerstrebte, einen selbständigen Aufsatz mit lediglich persönlichen Erörterungen zu

und Ulm vielfach verwandt, wie MÜLLER auf den Seiten 18—29 genauer ausführt. Der Raum gestattet nicht, die Resultate seiner Vergleichung hier im einzelnen wiederzugeben. Ich begnüge mich damit die Wichtig-

---

veröffentlichen, habe ich von der mir von der Redaktion der MIOG. freundlichst gewährten Erlaubnis eines Schlußwortes keinen Gebrauch gemacht, sondern begnüge mich an dieser Stelle einige Lesefrüchte aus dem RÖRIGschen Aufsatze vorzulegen. RÖRIG beklagt sich da zum zweitenmale (p. 199, Anm. 2), daß ich ihm in einem Punkte „Verschweigen" meiner Ansicht vorgeworfen habe. Schon in der ZGORh. 1912, p. 336 hat er meinen Vorwurf als unbegründet nachzuweisen versucht. Ich hatte in einem Nebensatze vom Freiburger Stadtrodel gesagt, daß seine „Urheber in bürgerlichen Kreisen zu suchen" seien und hatte ferner längere Ausführungen über das am Rodel hängende Stadtsiegel gebracht. Es liegt auf der Hand, daß ich in einer so beschaffenen Urkunde keine herzogliche Handfeste erblickt haben kann. Was tut RÖRIG? Er gibt den Hauptsatz wieder, läßt den durch ein bloßes Komma getrennten abhängigen Nebensatz fort, ohne das irgendwie anzudeuteu, sagt nichts von meinen Ausführungen über das Stadtsiegel und läßt in der ZG.O.Rh. 1912, p. 28, Anm. 2, drucken: „Daß der Rodel sich nicht als herzogliche Handfeste ausgibt, hatte schon K. BEYERLE gegen RIETSCHEL betont: Zs. d. SavSt. XXX, S. 424; auch dies hat LAHUSEN wie manches andere übersehen." Als ich nun in der ZGORh. 1912, p. 334, den hier nochmals wiederholten Tatbestand feststellte und sein Verfahren ein „Verschweigen" nannte, weil er eben durch seine unvollständige Wiedergabe meiner Worte dem Leser genan das Gegenteil von dem, was ich gesagt hatte, glaubhaft machte, schrieb er auf p. 336: „Was habe ich nun verschwiegen? Eine Tatsache, über die weder zwischen LAHUSEN und mir, noch irgend einem anderen der Autoren, die sich in letzter Zeit über den Stadtrodel geäußert haben, eine Differenz besteht: nämlich, daß der Rodel nicht stadtherrlicher, sondern bürgerlicher Provenienz ist. Und ferner habe ich „verschwiegen", daß LAHUSEN sich über das am Rodel hängende Stadtsiegel geäußert hat. Nun, da kann ich LAHUSEN nur versichern: es lag mir, als ich die zweite Rodelstudie niederschrieb, in der Feder, zu bemerken, daß es doch ziemlich überflüssig sei, mit Dingen, die längst bekannt sind [dazu die Anm. Vgl. über das Siegel z. B. RIETSCHEL a. a. O., S. 15, Anm. 1 und BEYERLE a. a. O., S. 37], die Ausführungen eines Vorgängers zu „ergänzen". Die Verantwortung einem solchen Sachverhalt gegenüber einen so schweren Vorwurf zu erheben, wie den des „Verschweigens" trägt LAHUSEN. Eine so völlig unbegründete Verdächtigung meiner Arbeitsweise muß ich mir aber entschieden verbitten." Die Wendung, die er hier der Sache gibt, ist nicht ungeschickt, ja man muß sie sogar als recht hübsch und wirkungsvoll stilisiert bezeichnen. Den oben aus der ZGORh. 1912, p. 28, Anm. 2, abgedruckten Satz, der mir die Anschauung von der herzoglichen Handfeste unterstellte, die dann durch die unvollständige Wiedergabe meiner Ausführungen glaubhaft gemacht wurde, hat sein Verfasser ganz und gar „vergessen" — das Wort „verschweigen" ist ihm ja so sehr unbequem — und konstatiert nun mit hellem Eifer, daß in diesem Punkte gar keine Differenz bestanden habe. Und wie steht es bei dem Siegel mit der Wiederholung längst bekannter Dinge? RÖRIG zitiert zum Beweise zwei Stellen von RIETSCHEL und FRANZ BEYERLE. RIETSCHEL sagt: „Daß das am Stadtrodel befestigte, in SCHREIBERS Urkundenbuch der Stadt Freiburg i. B. I/1, Siegeltafel I, Nr. I, abgebildete Stadtsiegel älter ist, als die ebenda Nr. 2 und 3 abgebildeten Siegel von 1248 und 1258, lehrt der Augenschein. So fehlt ihm der auf diesen späteren Siegeln abgebildete Hornbl[illegible] Aber nach den obigen Ausführungen ist das Siegel unbedingt älter [illegible]odel. So

keit der Privilegien Rudolfs I. nachdrücklich hervorzuheben. Man kann mit einem gewissen Rechte sagen, daß die unter Rudolf I. konsolidierte rechtliche Stellung eine der Voraussetzungen für die Bündnispolitik unserer Städte im vierzehnten Jahrhundert gewesen ist.

---

töricht war denn doch der Fälscher nicht, an seine Fälschung das allerneuste Stadtsiegel zu hängen." F. BEYERLE bemerkt: „Da das anhängende Bürgersiegel älter ist als jenes der Verfassungsurkunde von 1248, überdies auch die dortige Verfassungsänderung dem Stadtrodel noch unbekannt blieb, so muß die Urkunde den zwanziger oder dreißiger Jahren des 13. Jahrhunderts angehören." Und was habe ich geschrieben? „Um den Pergamentstreifen und durch die obere bzw. untere Kante der beiden Pergamentblätter ist die rotseidene Siegelschnur gezogen, an der das rotbraune Wachssiegel der Stadt hängt. Sollte für Fälschungszwecke einmal das eine Pergamentblatt entfernt und durch ein anderes ersetzt werden, mußte die Schnur durchschnitten werden. Das Siegel ist das älteste der Stadt und nur in diesem Exemplare erhalten. An seiner Echtheit zu zweifeln, liegt kein Anlaß vor. Von 1234 bis 1253 läßt sich ein anderes und von 1245—1663 ein drittes nachweisen; ein viertes taucht erst 1345 auf. Die Stadt hat sich also bald ein Jahrhundert lang mit einem Siegelstempel begnügt, nachdem sie zuvor einige Jahre zwei nebeneinander verwandt hatte. Daß neben denen auch noch der Stempel des Rodelssiegels verwandt wurde, darf mit Sicherheit verneint werden. Ist man nun in diesem Falle der im Mittelalter sehr beliebten Sitte gefolgt, den nicht mehr benutzten Stempel zur Verhütung von Mißbräuchen zu vernichten, so wäre damit schon ein Anhalt zur Datierung unserer Urkunde gegeben. Der Rodel, dessen Siegel sicher nicht von einer anderen Urkunde übernommen wurde, wäre spätestens 1245 entstanden. Indessen über Möglichkeiten kommen wir hier nicht hinaus." Ich glaube, es wird dem Leser ganz wie A. SCHULTZE gehen, der zwar in der ZGORh. 1913, p. 205 und p. 191, Anm. 2, meine Siegelhypothese als das wichtigste Argument für eine Datierung des Rodels nicht nach 1245 anführt, aber nichts davon zu sagen weiß, daß ich hier Anschauungen meiner Vorgänger wiederholt habe. RÖRIG hat hier wieder einfach „vergessen", was die anderen Leute geschrieben hatten; in diesem Falle gleich zweimal, denn es „lag" ihm ja schon als er „die zweite Rodelstudie niederschrieb in der Feder, zu bemerken", daß ich von „Dingen, die längst bekannt sind" handele. Da ist es denn doch wirklich zu ärgerlich, daß der andere Teil nicht ebenso vergeßlich ist! Aber ernsthaft gesprochen: Ein Mann, der seine eigene Behauptung stillschweigend fallen läßt, als ihm der Gegner die unrichtige und unvollständige Wiedergabe der gegnerischen Ausführungen nachweist und erklärt, es sei gar keine Differenz vorhanden gewesen (Rodel nach LAHUSEN herzogliche Handfeste), der ruhig etwas behauptet sogar schon früher zu der gleichen Behauptung bereit gewesen war, von dem er bei etwas Aufmerksamkeit sehen mußte, daß es nicht zutrifft, (Wiederholung längst bekannter Dinge über das Siegel durch LAHUSEN) besitzt noch dazu den Mut, seinem Gegner mit Worten wie „verbitten", „völlig unbegründete Verdächtigung meiner Arbeitsweise", „fortgesetzten schweren persönlichen Angriffen" zu kommen, weil dieser sein Verfahren als „Verschweigen" bezeichnet! Der zweite schwere persönliche Angriff — eine weitere Fortsetzung kann dann RÖRIG nicht mehr nachweisen — betrifft die Schultheißenschaft des Empfängers der Urkunde von 1217 Conrad Snewelin. Wir kommen damit zu dem Versuche RÖRIGS in Freiburg den ältesten deutschen Stadtschreiber nachzuweisen. RÖRIG hatte geschrieben (ZGORh. 27, p. 25—26): „Conrad Snewelin ist aber für die Jahre 1220—1223 als Freiburger Schultheiß festgestellt; und da war für ihn der Stadtschreiber der gegebene Mann für die

Ich habe mich mit voller Absicht etwas länger bei diesem allgemeinen Teile aufgehalten, trotzdem er von den 447 Seiten des Buchs nur 34 einnimmt, denn ich sehe in ihm den vom Standpunkt der allgemeinen Forschung aus gesehen wichtigsten Teil der Arbeit. Wie wertvoll

---

Niederschrift der ihn betreffenden Urkunde." Ich hatte geantwortet: „Schon mit seiner Angabe über die Lage des Klosters Tennenbach bewies er (sc Rörig), daß ihm eine für den Diplomatiker besonders wichtige Eigenschaft: die peinliche Genauigkeit abgeht. Wir haben hier nun ein zweites Zeugnis" (MIÖG. 1912, p. 359—360) und hatte dann ausgeführt, daß 1219 ein Otto scultetus de Friburch als Schultheiß belegt sei, wie in der von Rörig benutzten Schultheißenliste des topographischen Wörterbuches von Krieger zu lesen sei, mithin 1217 Conrad Snewelin bestimmt nicht Schultheiß war. Daß ich recht habe, kann selbst Rörig nicht in Abrede stellen (MIÖG. 1919, p. 199, Anm. 2). Sehr niedlich ist nun aber die Argumentierung, die Kürze seiner Darstellung habe mich zu einem „Mißverständnis" veranlaßt, das Seeliger in der HVJSchr. 1912, p. 437, nicht passiert sei. Weil also Conrad Snewelin 1220—1223 Schultheiß war, so muß für ihn 1217 der Stadtschreiber „der gegebene Mann für die Niederschrift der ihn betreffenden Urkunde gewesen sein, obwohl er 1217 sicher noch nicht Schultheiß war. Seeliger aber hatte keine Quellenstudie, sondern lediglich ein Referat über Rörigs Aufsatz gegeben und er gab dieses Referat — was Rörig wiederum „vergessen" hat hinzuzufügen — bevor meine Entgegnung vorlag. Wenn Rörig früher seinen Irrtum über die Lage von Tennenbach als „Schönheitsfehler" bezeichnet hat, so sucht er ihn jetzt als topographische Nebensächlichkeit hinzustellen, indem er meint, daß ein in Freiburg Lebender über die Geschicke der Tennenbacher Kirche leicht informiert sein könne. Man muß da nur ergänzen, daß, wer in Karlsruhe an seinem Aufsatze schreibt, auch noch im Großherzogtum Baden sitzt, und daß das Wörterbuch von Krieger über Badens Grenzen hinaus bekannt und verbreitet ist. Und der „Schönheitsfehler"? Rörig scheint die Richtigkeit des Rietschelschen Satzes noch nicht klar geworden zu sein: „Wenn R. diesen grundlegenden Irrtum als bloßen „Schönheitsfehler" seiner Untersuchung ansieht, so befindet er sich in einer offenbaren Selbsttäuschung. Aufgedeckt hat den Irrtum Lahusen, der überhaupt die völlige Haltlosigkeit der Rörigschen Beweisführung dargetan hat" (Z. d. Sav.-St. 1912, p. 474, Anm. 1). „Mit der Aufklärung dieses Irrtums" schreibt Rietschel a. a. O., p. 474, „ist der Stadtschreiberhypothese völlig der Boden entzogen". Er tritt voll und ganz gegen Rörig den von mir vertretenen Anschauungen in der Deutung der sechs in Betracht kommenden Urkunden bei, wenn er weiterhin bemerkt: „Stadtschreiber war also der Schreiber nicht. Dagegen haben wir ihn, wie auch Lahusen annimmt, unter den Tennenbacher Mönchen zu suchen. Denn vier der Urkunden sind für das Kloster Tennenbach ausgestellt und offenbar Bestandteile des Tennenbacher Klosterarchivs. Daß ferner die Äbtissin des Frauenklosters Waldkirch bei der Ausstellung einer Urkunde nicht nur den Abt des in der nächsten Nachbarschaft gelegenen Männerklosters Tennenbach als ersten Zeugen beizog, sondern auch die Urkunde durch einen Tennenbacher Mönch schreiben ließ, ist durchaus begreiflich. Und wenn endlich die Freiburger einen Tennenbacher Mönch mit der Niederschrift ihres Stadtrodels betrauten, so taten sie etwas, was vor dem Aufkommen eines ständigen Stadtschreiberamts allgemein üblich war . . ." Da hat es doch wirklich etwas Rührendes, wenn man jetzt bei Rörig lesen darf, daß „bei der Natur solcher Fragen zu absolut zwingenden Ergebnissen nicht immer zu gelangen ist, und der subjektiven Beurteilung einiger Spielraum gelassen ist" (MIÖG. 1918, p. 199).

und wie nötig es ist, einmal auf einem enger umgrenzten Gebiete die Resultate für bestimmte Stadtrechtsgruppen auch nur in Umrissen darzustellen, brauche ich nicht erst im einzelnen anzuführen, und welche Fortschritte unsere Wissenschaft für diese Fragen gemacht hat, kann ein jeder ermessen, der die MÜLLERsche Darstellung etwa mit den Untersuchungen von E. TH. GAUPP vergleicht. Daß sich aus der Feststellung der drei Stadtrechtsgruppen auch noch eine Menge Fragen ergeben, die über die dem vorliegenden Buche gesteckten Grenzen hinausreichen, liegt ja auf der Hand. Ich erinnere hier an das Kapitel von dem Rechtszug zwischen Tochter- und Mutterstadt, dessen Erforschung bei diesen Städten, die zum Teil mehrfaches Mutterrecht hatten, von besonderem Interesse sein dürfte — vorausgesetzt, daß genügend Quellenmaterial vorhanden ist.

Wer einmal hineingesehen hat in die lokale Literatur für die im zweiten Teile einzeln nach Entstehung und Entwicklung untersuchten Städte, weiß, mit welcher Fülle an gutgemeinten dilettantenhaften Untersuchungen, denen nur wenige gute Arbeiten zur Seite stehen, der Forscher zu kämpfen hat. Es ist dem Buche nur zustatten gekommen, daß an ihm über zwei Jahre gearbeitet wurde, denn nur in Ruhe war es möglich, das Quellenmaterial zu sammeln und zu sichten, in der Literatur den wenigen Weizen von der Spreu zu scheiden und vor allem die Topographie der Städte gründlich kennen zu lernen. Verschiedene Städte mußten erst ganz von neuem aus den Quellen bearbeitet werden. Alle Einzeluntersuchungen aber sind — das sei hier noch besonders hervorgehoben — auf so umfassender Grundlage angelegt, daß sie wirklich „einstweilen auch einen Ersatz für die noch ungeschriebene, auf modernen Grundsätzen aufzubauende Geschichte so mancher oberschwäbischen Reichsstadt bieten, wie das der Verfasser auf p. 6 als seine Absicht bezeichnet hat. Bedauern muß man nur das Fehlen von Stadtplänen. Die von MÜLLER p. VII angeführten Gründe sollen keineswegs gering geschätzt werden; aber war es dann

---

Aber RÖRIG schreibt ja MIÖG. 1913, p. 202, daß „in dieser Nebenfrage“ „ein besonderer Gegensatz“ zwischen RIETSCHEL und ihm nicht bestehe. Seltsam, hat denn RÖRIG ganz den alten Satz vergessen: „Sind zwei Größen einer dritten gleich, so sind sie auch untereinander gleich“? Wenn er „scharf betonen möchte“, daß der Rodelschreiber „in städtischem Auftrag“ seine Urkunde niederschrieb, so haben RIETSCHEL und ich genau das Gleiche getan, wenn wir im Rodel eine Urkunde bürgerlicher Provenienz erblickten, denn der Laune eines beliebigen Bürgersmannes, etwa des städtischen Viehhirtens, haben wir den Auftrag auch nicht zugetraut. Nur wird durch diesen Auftrag unser Zisterzienser nie und nimmer zum Stadtschreiber. Ich denke diese Lesefrüchte werden genügen, um dem Leser ein Bild davon zu geben, in welcher Weise es RÖRIG beliebt, gegen mich vorzugehen. Weiteres war hier nicht beabsichtigt. Ich erspare mir ein erneutes Eingehen auf die Datierungsfrage. Sie ist meines Erachtens seit den Ausführungen von RIETSCHEL (Z. d. Sav.-St. 1912, p. 475 ff.) und A. SCHULTZE (ZGORh. 1913, p. 188 ff.) endgültig zu ungunsten RÖRIGS entschieden. Hatte RÖRIG den Rodel anfangs 1200—1218 [mit diesem Jahre als Endtermin] und dann um 1218 gesetzt, während ich ihn erst um 1230 ansetzte, so wollen beide Gelehrte sogar noch etwas weiter als ich mit ihrem Ansatze heruntergehen.

nicht wenigstens möglich Skizzen beizugeben, wie sie sich in KRETZSCHMARS Buche über „die Entstehung von Stadt und Stadtrecht in den Gebieten zwischen der mittleren Saale und der Lausitzer Neisse“ finden? Das Resultat der an den Städten Ravensburg, Memmingen, Kaufbeuren, Überlingen, Leutkirch, Pfullendorf, Buchhorn, Biberach, Isny, Kempten, Buchau, Lindau und Wangen durchgeführten Untersuchungen ist eine glänzende Bestätigung der von RIETSCHEL über die Entstehung des deutschen Städtewesens vertretenen Anschauungen. Er hätte hier die 1907 in der HVJSchr. p. 103—104 über das durch SEELIGER angeregte Buch von KRETZSCHMAR niedergeschriebenen Worte wiederholen können: „Es ist für mich eine besondere Freude dies Buch anzuzeigen, und jeder wird mir diese Freude nachfühlen können, der es selbst erlebt hat, daß die in seinen Schriften gegebenen Anregungen den Anlaß zu tüchtigen Einzeluntersuchungen gegeben und daß die von ihm gewonnenen Ergebnisse durch diese Einzeluntersuchungen manche wertvolle Ergänzung und dabei in allem wesentlichen vollständige Bestätigung gefunden haben.“

Alle 13 von MÜLLER untersuchten Städte verdanken ihre Entwicklung zur Stadt in erster Linie dem Markt. Keine ist aus einer Dorfgemeinde hervorgegangen, auch Pfullendorf nicht, wo das selbst noch RIETSCHEL annehmen wollte[1]). Sie entstanden aus einer Marktansiedlung, die neben einer Burg, einem Fronhof, einer Dorfansiedlung oder einem Kloster angelegt wurde. Über den Gründungstermin der einzelnen Märkte kann nur annäherndes gesagt werden. MÜLLER möchte die von Kempten, Buchau und Lindau (bzw. Äschach) noch in die Ottonenzeit verlegen, was mir aber noch weniger als ihm selber gesichert scheint. Die Mehrzahl gehört in das zwölfte Jahrhundert und zwei sogar erst in das dreizehnte. Grundherren waren weltliche und Geistliche, deren Eigentum am Grund und Boden meist in einem Arealzins zum Ausdruck kam. Im übrigen finden wir die charakteristischen Merkmale der mittelalterlichen Stadt, wie sie VON BELOW in dieser Zeitschrift 1909, p. 412 definiert hat: Außer dem schon hervorgehobenen Markt die Befestigung, den Stadtgerichtsbezirk, die größere Selbständigkeit und den größeren Reichtum der kommunalen Organe — deren Besetzung im Laufe des 14. Jahrhunderts durch die Durchführung der Zunftverfassung in den oberschwäbischen Reichsstädten einschneidende Veränderungen erfuhr — die Privilegierung in bezug auf militärische und finanzielle Leistungen. Wenn es v. BELOW nicht für richtig gehalten hat diesen Punkten noch den Satz „Stadtluft macht frei“ hinzuzufügen, so wird diese Zurückhaltung gerade durch die MÜLLERsche Arbeit gerechtfertigt, denn erst in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts hat sich für die oberschwäbischen Reichsstädte dieser Satz allmählich durchsetzen können.

Freiburg i. Br. JOHANNES LAHUSEN.

---

1) Markt und Stadt, p. 147. In der Datierung der ältesten Bestandteile des ersten Überlinger Stadtrechtes habe ich mich in meinem Aufsatze „Zur Entstehung des ersten Überlinger Stadtrechtes“ (ZGORh [illegible] p. 206 ff.) der Auffassung von MÜLLER angeschlossen. Ebenda habe [illegible]ierungen für die späteren Bestandteile dieses Stadtrechtes zu g[illegible]

Dr. phil. LUDWIG SEVIN. Deutschlands Kulturausgaben. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1912. 183 S.

Dr. SEVINS Schrift bezeichnet sich selbst als eine finanzstatistische Untersuchung. Sie gibt mit reichem Zahlenmaterial einen umfassenden Überblick über den Bildungsbedarf des Reichs, der Bundesstaaten und der kommunalen Körperschaften, würdigt besonders die Ausgaben für die einzelnen Bildungsanstalten in Preußen und beleuchtet die Art der Verteilung der Bildungsausgaben auf die einzelnen Staaten und Gebiete Deutschlands. Zusammenfassend wird sodann die Bedeutung der Bildungslasten für Deutschlands Finanzhaushalt besprochen und schließlich ein Ausblick auf die künftige Entwicklung des Bildungsfinanzwesens geboten. Unter Bildungswesen versteht der Verfasser alle Fürsorge der Verwaltung für das geistige Leben des Volkes, d. h. die ideelle im Gegensatz zur materiellen Wohlfahrtspflege. Auch die staatlichen Ausgaben für die Kirchen schließt er mit in den Begriff ein, da er sie als Aufwendung des Staates für das religiöse Bildungswesen betrachtet.

Den Anstoß zu der Arbeit gab dem Verfasser die Erwägung, daß die Finanzwissenschaft sich mehr als bisher mit der Untersuchung der öffentlichen Ausgaben und namentlich ihrer Verteilung beschäftigen müsse. Wenn SEVIN durch seine Arbeit das Problem der Lastenverteilung energisch in den Vordergrund der Diskussion rückt, so kann das nur lebhaft begrüßt werden. Die Unausgeglichenheit gerade der kommunalen Schullasten ist ja ein sehr aktuelles Thema. Das Musterbeispiel bildet der auch von SEVIN näher untersuchte Gegensatz zwischen einer Vorzugsgemeinde wie Wiesbaden, wo 1905 die städtischen Volksschullasten (ohne Baukosten und Rückeinnahmen) nur 25 % der staatlichen Einkommensteuer ausmachten, und einer Industriegemeinde wie Gelsenkirchen, wo die städtischen Volksschullasten 1905 120 % der staatlichen Einkommensteuer erreichten. Zur Lösung dieser recht schwierigen Frage sind gerade neuerdings in der öffentlichen Erörterung wieder mancherlei Vorschläge gemacht worden. SEVIN hält es nicht für angebracht, im Rahmen seiner Arbeit selbst positive Ratschläge auszusprechen. Dem Kommunalpolitiker wird so eine gewisse Enttäuschung zuteil. SEVINS Buch hört für ihn gerade da auf, wo es anfängt, interessant zu werden. Das ist aber kein Mangel des Buches, sondern seinem Verfasser als weise Beschränkung anzurechnen. Nur im äußersten Umriß deutet SEVIN die ihm vorschwebende Lösung des Problems an:

> „Übernahme gewisser, vom Staate den Gemeinden übertragener Lasten, da wo sie nachgewiesenermaßen besonders drücken, teils durch ihre absolute Höhe, teils durch die geringe Tragfähigkeit der Schultern oder gar durch beides, auf den Staat."

Also Verstaatlichung oder staatliche Subventionierung des niederen Schulwesens. Ernstliche Gefahren für die kommunale Selbstverwaltung glaubt SEVIN hierbei nicht befürchten zu müssen. Die Mittel für die Reform hofft der Verfasser, wie er in einem Aufsatz in SCHMOLLERS Jahrbuch 1912, S. 1677 ff. näher ausführt, dem Staate dadurch gewinnen

zu können, daß durch Einführung einer Reichsbesitzsteuer die völlige Beseitigung der ungedeckten Matrikularbeiträge ermöglicht würde, deren frei werdende Beträge dann zur Entlastung der drückendsten Kommunalsteuern verwandt werden könnten. Näher läge, wenigstens für Preußen, eigentlich der Gedanke, den Ausgleich ausschließlich innerhalb des Bundesstaats herbeizuführen. In seiner Hauptschrift erwähnt SEVIN auch selbst den Vorschlag des Neuen preußischen Lehrervereins auf Einrichtung einer allgemeinen Lehrerbesoldungskasse, die Beiträge von den Gemeinden als Zuschläge zur staatlichen Einkommensteuer, und zwar in Prozenten dieser selbst, erhebt. Der Verfasser könnte sich ein Verdienst erwerben, wenn er bei Gelegenheit die Frage der Staatszuschüsse und deren angemessener Verteilung einer ins einzelne gehenden wissenschaftlichen Prüfung unterwerfen würde.

Charlottenburg. Dr. ALFRED SCHMIDT.

CAVAIGNAC, EUGÈNE, *Histoire de l'Antiquité. II. Athènes (480—330).* Paris, Fontemoing et Cie, 1913, 512 S. VIII.

Der Verfasser beabsichtigt, eine griechische Geschichte des Altertums in drei Bänden zu veröffentlichen, von denen er den zweiten zuerst erscheinen ließ. Dieses Werk soll dem französischen Publikum das bieten, was E. MEYER und BELOCH in deutscher, BURY in englischer Sprache geleistet haben. In dem Hinweis auf diese Vorbilder liegt dieselbe Unbestimmtheit wie in dem Titel; E. MEYER kommt als Vorbild nur mit Bd. II ff. in Betracht und der Obertitel des Buches erweckt die, wie das Vorwort lehrt, unbegründete Erwartung, daß auch eine Behandlung der orientalischen Geschichte und des römischen Weltreiches beabsichtigt sei. Gleichwohl ist dieses Schwanken nicht ganz unbegründet, denn C.s Werk wird, wie aus dem vorliegenden Bande ersichtlich ist, nicht bloß „griechische Geschichte" in dem üblichen engeren Sinne des Wortes enthalten, sondern die Geschichte der Griechen im Zusammenhang mit der der übrigen Mittelmeervölker von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 110 v. Chr. darstellen. Dieser universalgeschichtliche Standpunkt des Verfassers, der die Hereinziehung der italischen Völker, der Kelten, der Karthager und des persischen Reiches in dem vorliegenden Bande bewirkt hat, erklärt sowohl den gewählten Obertitel als auch den Verweis auf E. MEYER, der nach langer Pause zum erstenmal wieder die Geschichte der gesamten Völker des Altertums als Ganzes gefaßt hatte.

Mit J. BELOCH teilt C. das Interesse für die Statistik und die Bevölkerungsprobleme, sowie für wirtschaftsgeschichtliche Fragen. In der Behandlung solcher Probleme ist der Verfasser als Spezialforscher schon bekannt und bewährt. Auf genaue Quellennachweise und bibliographische Angaben ist Verzicht geleistet und der Leser dafür auf bekannte, besonders deutsche Hilfsmittel verwiesen; dagegen gibt eine Fußnote zu Anfang jedes Kapitels ganz allgemein ein Verzeichnis

der in Betracht kommenden Münzen, Inschriften, archäologischen Materialien, Schriftsteller und einen oder den anderen Buchtitel. Der Verfasser setzt also Leser voraus, die die Überlieferung schon kennen und mit ihr umzugehen wissen; anderen wäre mit solchen allgemeinen Hinweisen wenig gedient. Im Gegensatz hierzu stehen Zitate mehr ornamentalen Charakters; sie erwecken bei dem, der die Literatur nicht kennt, gelegentlich Erwartungen, die beim Nachschlagen nicht erfüllt werden.

Die von kurzen kritischen Noten begleitete Darstellung ruht auf einer sehr vollständigen Beherrschung des Gegenstandes und seiner Literatur; besonders eingehend berücksichtigt ist einschließlich der speziellsten Zeitschriftenartikel die deutsche Fachliteratur. Davon macht nur die kriegsgeschichtliche eine Ausnahme: KROMAYERS Untersuchungen über Heeresstärken und Größe der griechischen Aufgebote werden zwar zitiert, aber für die Schlachtfelder, z. B. Mantineia, wird zwar FOUGÈRES, nicht aber K.s Buch genannt; in die Debatten zwischen KROMAYER, JANCKE und DELBRÜCK läßt sich der Verfasser nirgends ein, es sei denn mit dem Hinweis auf einen Aufsatz von BOURGEOIS über Issos, dem ein Zitat eines Aufsatzes von JANCKE beigegeben ist (S. 431, Anm. 1). Der deutsche Leser wird eine Anzahl von ähnlichen Hinweisen auf bei uns wenig oder gar nicht Bekanntes in französischen Spezialuntersuchungen dankbar begrüßen. Bei der Lebhaftigkeit, mit der in kriegsgeschichtlichen Fragen der Streit geführt wird, und bei der Bestimmtheit, mit der ganz unvereinbare Behauptungen von der einen und anderen Seite als allein zulässig aufgestellt werden, ist es begreiflich, daß ein für diese speziellen Fragen nicht besonders interessierter Darsteller dem näheren Eingehen ausweicht; darüber aber, daß die Nachricht falsch sei, derzufolge bei Dipäa die Spartaner nur ein Glied tief standen (S. 56, Anm. 1), sind alle Forscher einig. Nicht ebenso zurückhaltend ist C. auf dem Gebiete der Vermögensstatistik und der Heereszahlen, sowie der Geschichte der Preise und der Bevölkerungsfragen. Hier knüpft er zwar an BELOCHS Untersuchungen an, gewinnt aber seine Ergebnisse durchaus selbständig und erhält daher häufig auch andere Resultate.

Vielen dieser Versuche, eine anschauliche Vorstellung von den materiellen Voraussetzungen der griechischen Geschichte zu gewinnen, stehe ich ebenso skeptisch gegenüber wie C. den kriegsgeschichtlichen Problemen. Jeder Versuch vage Vermutungen und Annahmen durch bestimmtere, wenn auch nur schätzungsweise gewonnene Zahlen zu ersetzen, muß zwar willkommen geheißen werden, und wir dürfen nicht erlahmen, immer von neuem, auf das glücklicherweise sich auch vermehrende Material gestützt, die geringfügige Überlieferung zu kritisieren und von Fehlern und Übertreibungen möglichst zu reinigen. Allein es gibt auch Probleme, die dermalen m. E. unlösbar sind, weil jeder Maßstab fehlt. Zu diesen rechne ich die Ermittelung der Bevölkerungszahl des persischen Reiches zur Zeit der Perserkriege, der das einleitende Kapitel bei C. u. a. gewidmet ist; darin kommt der Verfasser zu der Ziffer von $39^1/_2$ Millionen Menschen. Die Rechnung beruht auf den von Herodot überlieferten Tributziffern der einzelnen Satrapien.

C. sucht nun zuerst schätzungsweise die Anzahl der Quadratkilometer der einzelnen Satrapien zu bestimmen, dividiert, um die Durchschnittsleistung für den Quadratkilometer zu erhalten, die Steuersumme durch die Zahl der Quadratkilometer, nimmt ferner an, daß die Durchschnittsleistung auf den Kopf des Steuerpflichtigen 1·5 Drachmen betragen habe, und gewinnt dann durch eine weitere Division die Zahl der Bewohner auf einem Quadratkilometer und durch Multiplikation mit der Zahl der Quadratkilometer die Bevölkerungsziffern der Satrapien. In diesen Rechnungen ist keine einzige Ziffer unbestritten, denn auch ihr Ausgangspunkt, die Zahlen bei Herodot, sind nicht tadellos überliefert; seine Angaben über das Verhältnis des babylonischen und euböischen Talents müssen verbessert werden und seine Totalsumme ist ebenfalls falsch (vgl. LEHMANN-HAUPT, Klio XII, 240 ff.). Aber selbst dann, wenn man die Widersprüche der Überlieferung bei Herodot durch die bekannten Verbesserungen für behoben erachtet, bleiben die Folgerungen C.s aus den Tributziffern auf die Bevölkerungszahlen Luftschlösser, auf deren Bau nicht nur einst HEEREN, sondern auch jüngst noch BELOCH (Griech. Gesch. I, 343), m. E. mit Recht, verzichtet haben. C. sieht einen Beweis für die Richtigkeit seiner Annahme der durchschnittlichen Leistung von 1·5 Drachmen auf den Kopf darin, daß 1 Drachme per Kopf für Ägppten 5½, 2 Drachmen per Kopf 3½ Millionen (C. sagt irrtümlich 2½—3 Millionen) ergeben würden; die erste Summe sei zu hoch, da Ägypten unter den ersten Ptolemäern nur 7 Millionen Einwohner zählte, die zweite sei zu niedrig. Deshalb nimmt der Verfasser 1·5 Drachmen für den Kopf an. Ich führe das an, um an diesem Beispiel zu zeigen, welche Wirkungen Differenzen von nur einer halben Drachme bei solchen Berechnungen auf die Endsummen haben, und sehe meinerseits gar keine Anhaltspunkte für oder wider die Annahme, ob Ägypten unter den Persern 3½ oder 5½ Millionen Einwohner gehabt habe; ich sehe also auch nicht ein, warum man die Durchschnittsleistung per Kopf nicht sollte mit 2 Drachmen annehmen dürfen. Dann käme man natürlich auf eine sehr viel größere Zahl von Millionen Einwohnern im Perserreich; dieses Resultat wäre natürlich ebenso willkürlich und unsicher wie die 39½ Millionen C.s. Die Kühnheit im Rechnen, mit der der Verfasser gleich im ersten Kapitel dieses Bandes einsetzt, ist um so überraschender, als er die Schwierigkeiten solcher Untersuchungen auch dort, wo die Überlieferung eine reichhaltigere ist, sehr genau kennt, wie sein Aufsatz in der Klio über die Bevölkerung des Peloponnes im 5. und 4. Jahrhundert lehrt, dessen Ergebnisse ebenso wie die seiner sonstigen Spezialuntersuchungen in dem vorliegenden Bande Aufnahme gefunden haben.

Die durchschnittliche Leistung von 1·5 Drachmen per Kopf legt C. dann auch seiner Bevölkerungsberechnung des attischen Reiches zugrunde, da er auf Grund von Her. VI, 42 annimmt, daß wo die Perser schon Abgaben erhoben hatten, Aristides diese in gleicher Höhe bestehen ließ. In dieser Berechnung sind die Flächeninhalte fast durchweg ebenfalls lediglich geschätzt; gleichwohl wird [illegible] das Resultat der Wahrheit näher kommen als für das Perserr[illegible]eich um

kleinere Zahlen handelt (S. 16 ff.), was auch von den sonstigen statistischen Ermittelungen in diesem einleitenden Kapitel gilt.

Der Stoff selbst ist in drei Hauptabschnitte: „Das attische Reich", „Das Ende des griechischen Staates" und „Die neuen Mächte" zerlegt, die in 11, 10 und 3 Kapitel zerfallen; unter diesen wechseln eigentlich historisch darstellende mit solchen kulturgeschichtlichen Inhalts. So folgt im ersten Hauptabschnitt auf die Darstellung der Ereignisse bis 432 ein Kapitel: „Athen und die griechische Kunst", und auf die Darstellung der Ereignisse von 435—403 folgen drei Kapitel: „Die attische Demokratie", „Athen und die griechische Wissenschaft" und „Die attische Erziehung". Im zweiten Hauptabschnitt ist das 9. Kapitel einer Betrachtung des Unterganges der griechischen Stadtstaaten und der Gründe dafür sowie der Staatslehren des Platon und Aristoteles gewidmet, und das letzte Kapitel des dritten Hauptabschnittes gibt ein Bild der griechischen Kultur zur Zeit des Aristoteles.

Auf die die historischen Vorgänge darstellenden Kapitel, die ein sehr gutes und übersichtliches Bild gewähren, näher einzugehen, liegt hier kein Anlaß vor; die folgenden Bemerkungen beschränken sich auf die eben aufgezählten Partien kultur-, kunst- und verfassungsgeschichtlichen Inhaltes, in denen die Persönlichkeit des Verfassers und die Eigenart seiner Auffassung naturgemäß entschiedener zur Geltung kommt. In diesen Abschnitten vermisse ich durchweg den Hinweis darauf, daß die großen materiellen Mittel, über die Athen seit den Perserkriegen verfügt, zum großen Teil in den Dienst des vom Staate besorgten Kultus gestellt wurden und daß die spezifisch attischen Leistungen — der Parthenon wie das Drama — von der Religion ihren Ausgangspunkt nahmen. Des großen Kampfes zwischen der alten attischen Gläubigkeit und der Aufklärung wird kaum mit einem Worte gedacht, weder von Herodots noch von des Aischylos noch von der Weltanschauung und Denkarbeit irgend eines anderen führenden Geistes dieser Zeit erfährt man Näheres, es sei denn, daß die Bedeutung der Religion für die Familie sowie das Eindringen fremder Kulte hervorgehoben und daß in dem Kapitel „Athen und die Wissenschaft" nachdrücklich betont wird, daß die künstlerischen Leistungen Athens im 5./4. Jahrhundert die wissenschaftlichen übertroffen hätten, daß Herodot über die Ursachen der Nilschwelle eine sehr verkehrte Anschauung hatte, während die Atomenlehre von allen schöpferischen Gedanken der Griechen derjenige sei, der durch die Fortschritte der experimentellen Forschung am wenigsten widerlegt wurde. Diese Betrachtungsweise, die den Maßstab von der Gegenwart hernimmt, wird den geistigen Schöpfungen des Griechentums nicht gerecht. Auch Platon und Aristoteles sind von C. ausschließlich als Staatslehrer gewürdigt. In all diesen Beziehungen steht der Verf. Beloch innerlich näher als E. Meyer, obwohl er des ersten Urteile über antike und moderne Geschichtschreiber ausdrücklich ablehnt.

Allein die äußeren Tatsachen hat der Verfasser mit außerordentlichem Geschick zu einem selbständig geschauten und übersichtlichen Gesamtbilde zusammengefaßt, so in den besonders gut gelungenen Kapiteln über die attische Erziehung und über die demokratische Ver-

fassung. Besonders in dem letzten werden eine Anzahl interessanter und neuer Gesichtspunkte in sehr anschaulicher Weise hervorgehoben. C. betont, daß die Zivilstandsregister in Athen sehr mangelhaft waren, sodaß der Staat nicht einmal alle Dienstpflichtigen wirklich heranziehen, geschweige Bürger und Nichtbürger sicher voneinander scheiden konnte. Er hebt ferner hervor, daß von einem dominierenden Einfluß der oberen Bevölkerungsschichten auf die Regierung nicht die Rede sein könne, sondern daß auch in der Praxis die niedere bäuerliche und vor allem städtische Bevölkerung durch ihren Einfluß in der Volksversammlung und bei Gericht die Herrschaft ausübte, und daß im Geschworenengericht dies nach Willkür und oft im Gegensatz zum formalen Recht geschehen sei. Zu dem aus Isaios S. 195 zitierten Beispiele ließen sich übrigens zahlreiche Parallelen aus der Praxis der modernen Geschwornengerichte beibringen; die Motive, die mit dem formalen Rechte unvereinbare Urteile bewirkt haben, mögen mitunter in Athen dieselben gewesen sein wie in unseren Tagen; sie waren nicht immer durchaus verwerflich und diese Erscheinungen haben an und für sich mit der demokratischen Verfassung nichts zu tun. Auch was S. 197 über den Einfluß der Zugehörigkeit des Geschworenen zu einer Familie auf sein Votum bemerkt wird, trifft nicht bloß auf Athen und nicht nur auf den Geschwornen aus der Masse des Volkes zu. Drei Gruppen der Gesellschaft sind, wie C. im folgenden zeigt, der Massenherrschaft, die in Athen von 403—322 bestand, verdächtig und verhaßt: Die Inhaber jeglicher, auch der kleinsten Machtbefugnis, die Besitzenden und die an Bildung und Einsicht Höherstehenden. In diesen Zusammenhang rückt der Verfasser die Verurteilung des Sokrates. Die hier begonnenen Gedankenreihen werden im letzten Kapitel des zweiten Hauptabschnittes wieder aufgenommen, nachdem dargestellt ist, wie nach 150jährigem Bestande um 355 der griechische Staat im ganzen Mittelmeergebiete seinem Untergang entgegengeht. Vorzüglich zeigt C., teils Bekanntes zusammenfassend, teils neue Beobachtungen vorbringend, die Gründe auf, die diesen raschen Verfall bewirkt haben. Weniger als manche andern Forscher ist der Verfasser geneigt, an ein wirkliches Aufgehen des griechischen Bürgers in den Staat, an eine völlige Unterordnung unter dessen Forderungen zu glauben. Gerade deshalb, weil in diesen Abschnitten die Beschränktheit der Leistungen der Griechen auf politischem Gebiete so nachdrücklich und zutreffend hervorgehoben wird, vermißt man doppelt eine Würdigung ihrer Leistungen auf rein geistigem Gebiet, wozu ihre Fähigkeiten denn doch u. a. auch durch die prinzipiell verwerfliche *ἐσχάτη δημοκρατία* entfesselt worden sind. Wenn Platons und Aristoteles vernichtendem Urteil über die Demokratie beigepflichtet, an Platon getadelt wird, daß er als Aristokrat und Intellektueller den Nährstand mit Geringschätzung behandelt habe, wenn Platon und Aristoteles als Vertreter des Grundsatzes hingestellt werden, daß der minder Gebildete von dem Gebildeten ausgebeutet werden müsse, wenn ihnen vorgeworfen wird, daß sie das Individuum auch noch durch eine Zwangserziehung vergewaltigen wollten, was nicht einmal die griechischen Staaten in der Praxis getan haben, wenn die Vermutung

geäußert wird, Alexanders Eroberungen hätten auf Aristoteles so eingewirkt, daß die Feder seiner Hand entfiel, so sollte doch auch über dasjenige von Platons Lehre, was durch die folgenden Jahrhunderte weitergewirkt hat, etwas gesagt sein — nur daß zu Platons Zeit der persönliche Unsterblichkeitsglaube noch nicht bestand und daß mit Hilfe des Platon und Aristoteles die jüdisch-christlichen Gefühlswerte in feste Normen gebracht wurden, wird gelegentlich mehr angedeutet als ausgeführt — und es mußte auch der der griechischen Philosophie zugrunde liegende Gedanke, daß der Staat eine Institution zur Verwirklichung ethischer Forderungen, somit die Politik die Krönung und das Endziel der Ethik sei, entsprechende Berücksichtigung finden. Nur die rigorosen und unerfüllbaren Forderungen, zu denen Platon und Aristoteles gelangten, und nicht die Ideale, die ihnen vorschwebten, werden aus C.s Darlegungen anschaulich. Von der großen Bedeutung des Aristoteles als Organisators der Wissenschaft gibt das letzte Kapitel allerdings eine die früheren abträglichen Bemerkungen ergänzende Darstellung, sodaß wenigstens dieser griechische Weise nicht so schlecht abschneidet wie Platon. Übrigens werden von C. seine Leistungen immer noch erheblich günstiger beurteilt als von BELOCH, mit dem der Verfasser in der einseitigen Wertschätzung dessen zusammen stimmt, was die Griechen für die moderne Wissenschaft geleistet haben. Indem wir immer deutlicher erkennen und anerkennen, wie vieles von dem noch fortlebt, was Griechen zuerst erdacht und erkannt haben, laufen wir Gefahr, die Besonderheit und Bedingtheit ihrer Leistungen, also gerade das spezifisch Hellenische daran zu verkennen; von diesem Vorwurf kann auch C.s anregendes Buch nicht ganz frei gesprochen werden.

Graz. ADOLF BAUER.

Hofleben in Byzanz. Zum ersten Male aus den Quellen übersetzt, eingeleitet und erläutert von KARL DIETERICH. Leipzig 1912, R. Voigtländer. 100 S. Voigtländers Quellenbücher Bd. 19.

Unter den zahlreichen Bemühungen, weiteren Kreisen die Geschichtsquellen unmittelbar zugänglich zu machen, verdienen Voigtländers Quellenbücher mit Anerkennung genannt zu werden; es darf auch in einer für engere Forschungszwecke bestimmten Zeitschrift auf sie hingewiesen werden. Zwar ein beträchtlicher Teil der Bändchen kommt hier nicht in Betracht, da sie nur Verkürzungen aus sonst dem Forscher leicht zugänglichen Editionen geben. Aber die Sammlung enthält auch solche, die etwas bieten, was nicht so ganz bequem am Wege liegt. Von einem Bändchen, NECKEL, Die erste Entdeckung Amerikas im Jahre 1000 n. Chr., hat neulich schon EDWARD SCHRÖDER in den Hansischen Geschichtsblättern 1913, S. 300 bemerkt, daß es bei den Gelehrten so gut wie bei allen Freunden der mittelalterlichen Geschichte volle Beachtung verdiene. Selbständige Bedeutung kommt ferner z. B. dem Heft zu, welches C. PETERS unter dem Titel „Wie Deutsch-Ostafrika ent-

stand" beigesteuert hat. Über die Ursprünge und Ursachen der neuesten deutschen Wirtschaftspolitik, besonders der Kolonialpolitik, findet man da Andeutungen, die bisher in der Literatur nicht hervorgetreten sind. An dieser Stelle möchten wir namentlich hinweisen auf das von DIETERICH bearbeitete Bändchen. Dem Studierenden, der bei den abendländischen Quellen festsitzt, ist die Lektüre dieser Berichte aus Byzanz zu empfehlen. Der Zusammenhang bedeutsamer Einrichtungen des abendländischen Mittelalters mit denen des alten römischen und speziell auch des byzantinischen Reichs tritt uns aus ihnen greifbar entgegen, und darauf beschränkt sich nicht ihr Wert.

Freiburg i. B. G. v. BELOW.

RUDOLF SMEND, Das Reichskammergericht. Erster Teil: Geschichte und Verfassung. (Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des Deutschen Reiches, herausgegeben von KARL ZEUMER, Band IV, Heft 3). — Weimar, Hermann Boehlaus Nachfolger, 1911. XVI und 403 S.

Die energischen Bestrebungen der Stände nach einer Reform der deutschen Reichsverfassung haben zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts doch noch einige dauerndere Erfolge erzielt, die nach Eintritt der großen Kirchenspaltung nie mehr hätten erreicht werden können; als wichtigstes positives Ergebnis dieser Periode erscheint die Schaffung des Reichskammergerichts oder richtiger (nach dem offiziellen Sprachgebrauch des Gerichtes selbst, vgl. SMEND 49) des „kaiserlichen Kammergerichts". Nicht nur, daß diese in der Behördengeschichte Deutschlands einen bedeutsamen Platz einnimmt, und daß die Gerichtsreform von 1495 in juristisch-technischer Hinsicht erhebliche Fortschritte zeitigte: es waren vielmehr auch „die seitdem bestehende gleichmäßige Unterwerfung der Stände unter die dauernde Jurisdiktion des Reichskammergerichts einerseits und ihr aktives Zusammenwirken bei seiner Errichtung, Besetzung, Unterhaltung und Visitation anderseits die letzte Klammer, durch die vor dem großen Riß der Reformation noch einmal der Zusammenhalt des Reichsganzen verstärkt wurde" (SMEND 67). Ob der Gerichtsreform auch noch in anderer Hinsicht verfassungsgeschichtliche Bedeutung zukommt, darauf wird weiter unten einzugehen sein.

Trotzdem hatte das Reichskammergericht bisher in der wissenschaftlichen Literatur eine seiner Bedeutung entsprechende monographische Untersuchung noch nicht gefunden. Wie Verfasser in seiner „Vorbemerkung" S. V ff. mit Recht hervorhebt, hat die Zeit des alten Reiches überhaupt keine eingehendere Darstellung der Geschichte des Reichskammergerichts hervorgebracht, und in der Literatur seit 1806 war bisher neben vier nicht allzu umfangreichen Untersuchungen von FR. THUDICHUM, O. STOBBE, W. ENDEMANN und H. v. REITZENSTEIN, die sämtlich nicht als tiefer eindringend bezeichnet werden können, nur eine wirklich bedeutsame Arbeit über die Materie vorhanden, R. BRINK-

MANNS Schrift „Aus dem deutschen Rechtsleben", 1862; indes diese bringt zwar im einzelnen viel Wertvolles, in zusammenfassender Weise aber gibt sie nur einen ziemlich summarischen Überblick über Verfassung und Verfahren des Kammergerichts, der den Stoff naturgemäß nicht erschöpfen kann. So bestand hier eine empfindliche Lücke fort.

SMENDS Werk unternimmt es nun, diese Lücke auszufüllen, und zwar erledigt der (bis jetzt allein vorliegende) erste Teil, wie sogleich betont werden mag, die große Aufgabe, die er sich gesetzt, im allgemeinen in mustergültiger Weise. Überall beruht die Untersuchung auf vollkommener Beherrschung des sehr umfangreichen archivalischen Materials wie auf genauer Kenntnis der einschlägigen allgemeinen und speziellen Literatur (über ersteres eine Übersicht in der Vorbemerkung S. VII, eine Zusammenstellung der wichtigsten Literatur S. XIV ff.). Trotz umfassender Gründlichkeit verliert sich die Untersuchung nie in den Einzelheiten. Wo das gegebene Material sichere Erkenntnis nicht zuläßt, wird dies offen festgestellt, Konstruktionen werden nur mit Vorsicht und als solche vorgetragen. Die Darstellung ist klar und präzis.

Der vorliegende Band behandelt die Geschichte und die Verfassung des Reichskammergerichts, während die Darstellung der „Verhältnisse des Gerichts im einzelnen, seines Verfahrens, seiner Zuständigkeit und seiner Leistungen" dem zweiten Teil vorbehalten bleibt. Diese Einteilung des Gesamtstoffs wird im allgemeinen scharf durchgeführt, so daß man beispielsweise in der „Geschichte" des Gerichts auch von seiner Zuständigkeit und von seinen Leistungen verhältnismäßig nur wenig hört; dadurch werden ermüdende Wiederholungen, deren Gefahr bei einer solchen systematischen Disposition des Stoffes sonst nahelag, vermieden, notwendigerweise allerdings bisweilen auch der Genuß, mindestens die Bequemlichkeit der Lektüre etwas beeinträchtigt[1]); z. B. werden die Gründe, welche so viele Städte veranlaßt haben, die Aufnahme des Gerichts zu verweigern (vgl. z. B. S. 215 ff.), in ihrer Berechtigung eigentlich erst bei der Erörterung der „Allgemeinen Rechtsverhältnisse der Cameralpersonen" (370 ff.) deutlich. Ferner setzt speziell die „Geschichte des Reichskammergerichts", in welcher Verfasser gerade „die Geschichte seiner (des Reichskammergerichts) Stellung im Ganzen der Reichsverfassung" verfolgen will (S. VI), stellenweise doch eine recht genaue Kenntnis der gleichzeitigen politischen und Verfassungsgeschichte Deutschlands voraus, und etwas größere Ausführlichkeit in dieser Richtung hätte vielleicht die Anschaulichkeit der Darstellung steigern können. Indes sind dies keine Mängel, welche den hohen Wert des Werkes zu beeinträchtigen imstande sind.

Seinem Untertitel entsprechend zerfällt der vorliegende Band in zwei Teile, deren erster (1—242) die Geschichte und deren zweiter (243—374) die Verfassung des Reichskammergerichts darstellt; beigefügt sind als „Beilagen" (375—402) einige Aktenstücke und eine interessante Tabelle

1) In ähnlicher Richtung bewegen sich gewisse Bedenken, die STUTZ in seiner Besprechung des SMEND'schen Werkes in der Savigny-Zeitschrift für Rechtsgeschichte, Germanist. Abt. 32 503 f. gegen S.s Darstellungsweise geltend gemacht hat.

über die Besoldungen der Kammergerichtspersonen. Von den elf Abschnitten des ersten Teils (1—242) bringt der 1. die Vorgeschichte und das Zustandekommen der Gerichtsreform (1—23), der 2. (23—67) würdigt die Reichskammergerichtsordnung von 1495 im Rahmen der Reichsverfassung, die folgenden neun Abschnitte (67—242) behandeln dann die äußere Geschichte des Reichskammergerichts von 1495 bis zur Auflösung des Reichs. Für die Periodisierung verwendet Verfasser mit Recht solche Ereignisse, die für die Geschichte des Kammergerichts selbst Marksteine bedeuten oder doch von größerer Wichtigkeit sind, wie den Tod Maximilians, den Speierer Reichstag von 1544, den jüngsten Reichsabschied etc. Von besonderem Interesse ist im einzelnen u. a. die ausführliche Darstellung der Hineinziehung des Kammergerichts in die Religionsstreitigkeiten und seine politisch bedeutsame Stellungnahme in diesen, auch seine (freilich nur kurz berührte) Wirksamkeit als Kontrollinstanz gegenüber der territorialen Strafjustiz, speziell auch den Hexenprozessen (83, 112). In erster Linie ist indes der ganze Abschnitt behörden- und verfassungsgeschichtlich von Bedeutung, und da erscheint unter den neuen Ergebnissen der Untersuchung als das wichtigste die veränderte Auffassung von der ursprünglichen Bedeutung der Gerichtsreform von 1495 selbst. Die herrschende Meinung nahm bisher im wesentlichen an, daß die Schaffung des Reichskammergerichts eine „wenigstens teilweise Föderalisierung der Reichsverfassung" bedeutete, daß der König 1495 mit der Einwilligung in die Trennung des Kammergerichts vom Hofe auf die „persönliche Ausübung der obersten Justiz im Reich" verzichtet habe, daß damals „die Gerichtsbarkeit vom Kaiser allein auf ‚Kaiser und Reich' übergegangen" sei (34). Das Hauptargument für die behauptete Veränderung in der bisherigen staatsrechtlichen Stellung des Reichskammergerichts seit 1495 bildete dabei die den Ständen eingeräumte Befugnis zur Präsentation der Beisitzer. Es ist dies die Meinung, die seitens der evangelischen Publizistik gegenüber der katholischen verfochten wurde, „als die Jurisdiktion des Reichshofrats begonnen hatte, eine der gefährlichsten Waffen zur Bekämpfung des Protestantismus zu werden" (34), und nun seine Zuständigkeit zu einem wichtigen Streitpunkt wurde; und es gelang der protestantischen Publizistik, unterstützt durch die jüngeren föderalistischen Reichspublizisten, in der Hauptsache ihre Auffassung zu der bis heute herrschenden zu machen. Sie spiegelt sich auch wieder in der üblichen Bezeichnung des Gerichts als „Reichskammergericht" (vgl. oben). — Dem gegenüber sucht S. nachzuweisen, daß es sich bei der Gerichtsreform von 1495 wesentlich um einen Abschnitt in einer „behördengeschichtlich-technisch, nicht verfassungsrechtlich zu verstehenden Entwicklung" (47), um eine bloße Reform des königlichen Gerichts gehandelt habe; „der maßgebende Gesichtspunkt für die Beteiligung der Stände an der Besetzung des Kammergerichts" sei „in erster Linie der des sachlichen Bedürfnisses der Gewinnung geeigneter Persönlichkeiten als Beisitzer" gewesen, sie habe gewissermaßen eine „naturalwirtschaftliche Leistung der Stände im Reichsinteresse" dargestellt (39). Für letzteres hat S. meines Erachtens den Beweis erbracht, und überhaupt die bisherige Auffassung in manchem hier berichtigt, indes erscheinen mir seine

Ausführungen trotzdem nicht in jeder Hinsicht überzeugend. Ohne so weit wie F. HARTUNG[1]) zu gehen, glaube ich doch, daß S. die verfassungsgeschichtliche Bedeutung der Gerichtsreform zu gering einschätzt. Die Absicht[2]) der ständischen Reformer ging doch wohl auch hier — neben dem vielleicht an erster Stelle stehenden Wunsch, der „Körperlosigkeit des obersten Rechtshofs" abzuhelfen (47) — mit auf eine Einschränkung der Rechte des Königs, und wenn auch die tatsächlich erreichten Zugeständnisse des Königs sich „allein auf die tatsächliche Loslösung des Gerichts vom königlichen Hof durch Anordnung der festen Malstatt und der Übertragung des königlichen Ächtungsrechts auf den Kammerrichter" bezogen (46), so enthielten diese eben doch auch eine gewisse Minderung der königlichen Stellung gegenüber dem Gericht. Immerhin erscheint der Schritt zur Föderalisierung der Reichsverfassung, den man mit der Gerichtsreform von 1495 machte, kleiner, als bisher von der herrschenden Meinung angenommen wurde. In der Tat hat sich dann jedoch durch die konfessionellen Gegensätze die Auffassung verschoben, und bald wurde durch diese gerade die anfangs mehr als Last empfundene Präsentationspflicht der Stände zu einem wichtigen Recht, zu einem Mittel nämlich, Beisitzer der eignen Konfession in das Gericht hineinzubringen und hierdurch auf seine Entscheidungen in den großen Streitfragen Einfluß zu gewinnen.

Für die allgemeine Kultur- und Sozialgeschichte ergiebiger ist der zweite Teil (243—374) über die „Verfassung des Reichskammergerichts". In sieben Abschnitten werden Kammerrichter und Präsidenten (244 bis 263), Beisitzer (264—310), Kanzlei (311—341), Advokaten und Prokuratoren (341—358), Fiskal (359—363), Zustellungspersonal (363 bis 369) und schließlich das sonstige Personal nebst den allgemeinen Rechtsverhältnissen der Cameralpersonen (370—374) behandelt. Die Fülle der teils nur gesammelten, teils aber auch neu ans Licht gezogenen interessanten Einzelheiten ist hier groß. Auf knappem Raum eine Anschauung von dem reichen Inhalt dieses Teils zu geben, ist nicht möglich; nur beispielsweise seien erwähnt der Nachweis, daß beim Kammergericht die alte deutsche Scheidung zwischen Richter und Urteilern in voller Strenge bis zum Untergang des Gerichts gewahrt worden ist (244 ff.), daß auch bei der Kanzlei (311 ff.), die lediglich eine Abzweigung der Reichskanzlei darstellte, „von einer Einwirkung des Fremdrechts oder der italienischen Beamtengerichtsverfassung nicht die Rede sein" könne, während dem gegenüber „die Stellung der Parteivertreter, der Advokaten und Prokuratoren, durchaus auf dem jüngeren kanonischen Prozeßrecht" beruhte (341 f.); ferner etwa die Schilderung der allmählichen Ausbildung des Anwaltszwangs beim Gericht (343 ff.), des Armenrechts (349 f.), die eingehende Berücksichtigung der sozialen und Rangverhältnisse der verschiedenen am Kammergericht tätigen Personenkategorien (z. B. 302 ff., 322 ff., 352 ff., 370 ff.) u. a. m. Dankens-

1) Der Histor. Vierteljahrsschr. XV 567 und namentlich XVI 24 ff., 181 ff., bes. 199 ff. gegenüber dem S.schen Werke hier zu wesentlich anderen Ergebnissen kommt.

2) Vgl. namentlich F. HARTUNG a. a. O.

wert sind insbesondere auch die Ausführungen über die Entstehung der Akten des Reichskammergerichts (326 ff.).

Im ganzen stellt SMENDS Werk eine der wichtigsten Bereicherungen der deutschen Rechts- und Verfassungsgeschichte in den letzten Jahren dar; in dem lebhaften Wunsch nach Fortsetzung und Vollendung der Monographie liest man mit Befriedigung (Vorbem. S. VII), daß für den zweiten Teil die Vorarbeiten „im wesentlichen abgeschlossen" sind.

Heidelberg. W. SCHOENBORN.

OTTO VOLLENWEIDER, Geschichte des Verkehrs auf der Wasserstrasse Walenstad—Zürich—Basel (Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft, IV. Band, Heft 3), Zürich 1912, Verlag von Gebr. Leemann & Co. 174 S.

Diese Züricher Dissertation behandelt einen recht interessanten Abschnitt der mittelalterlichen Oberrheinschiffahrt, den Wasserverkehr über Zürich vom 9. bis zum 16. Jahrhundert[1]).

Den Gütern, die von Italien über die Bündner Pässe bis Sargans, dem Ausgangstor Graubündens, gelangt waren, standen im Mittelalter zwei Wege nach Westdeutschland offen: der Rhein, genauer die schiffbare Route Rhein—Bodensee—Rhein, oder, nach einer kurzen Unterbrechung über Land, die ununterbrochene Schiffahrtslinie Walenstad-Zürich-Basel. Die Zürichseelinie — das alte Strombett des Rheines — ersparte den Umweg über den Bodensee und die Umladung beim Schaffhauser Rheinfall. Doch war sie bloß für die Talfahrt von größerer Bedeutung; die Flußverhältnisse machten eine durchgehende Bergfahrt unmöglich: das Teilstück Zürich—Walenstad war zwar aufwärts fahrbar, nicht aber die Route Rhein—Zürich; brauchte doch ein Schiff für die Überwindung der kurzen Strecke Baden—Zürich volle 18 Stunden angestrengter Arbeit[2]).

In Zürich befand sich in der römischen Kaiserzeit eine Zollstelle. Die Schiffahrt auf dem Walensee erscheint im Reichsguturbar von 831 als königliches Regal und gelangt im 9. und 10. Jahrhundert zum Teil an den Bischof von Chur und an das Kloster Säckingen. Zu gleicher Zeit begegnet uns die schiffbare Zürichseelinie in Reliquientranslationen; sie diente auch dem Lokalverkehr zwischen Glarus und Säckingen. 1104 und 1209 finden die Züricher in Koblenzer Zolltarifen Erwähnung. Die hohe Bedeutung Zürichs als Marktort und Versammlungsort für Reichstage hängt wohl teilweise mit diesem Ver-

1) Zur Ergänzung vgl. K. J. STAUB, Die Oberrheinschiffahrt im Mittelalter, mit besonderer Rücksicht auf Basel (Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, Heft 41, 1912, S. 41 bis 110).

2) Auch die eigentliche Rheinschiffahrt hatte ihren Schwerpunkt in der Talfahrt. Vgl. STAUB 51.

kehrsweg zusammen, dessen Sicherung sich die Züricher Politik schon in ihren Anfängen, im 13. Jahrhundert, zuwandte.

Die Frage, inwieweit die Erschließung des Gotthardpasses die Zürichseeroute beeinflußt habe, „läßt sich", wie V. richtig bemerkt, „bei der Unvollständigkeit des Quellenmaterials nicht mit Gewißheit lösen". Doch schätzt er die Konkurrenz des neuen Alpenübergangs wesentlich geringer ein, als SCHULTE dies tut. Dabei scheint mir V. freilich zwei Gesichtspunkte zu wenig auseinander zu halten, einmal den internationalen (italienisch-rheinischen) und den lokalen Verkehr (Nordostschweiz, Graubünden, Gebiet von Como), dann die Talfahrt und Bergfahrt. Was die Bergfahrt anbetrifft, so darf ein größerer internationaler Verkehr Rhein—Walensee—Septimer—Italien als ausgeschlossen gelten: Die Niederwasserschiffahrt (Basel—Zürich) war faktisch unmöglich, der Landverkehr Basel—Zürich blieb, wie die Zolleinnahmen zeigen, weit hinter dem Gotthardverkehr zurück. So diente die Oberwasserschiffahrt Zürich—Walenstad mehr dem Personenverkehr und dem Transport von Gütern, die in Zürich und Umgebung produziert wurden (Korn, Landwein, Textilprodukte). Daß Zürich den Septimer als Exportroute dem Gotthard stark vorgezogen habe, möchte ich wenigstens für das 13. und 14. Jahrhundert bezweifeln[1]). In den zwei folgenden Jahrhunderten mußten die häufigen Kämpfe im Tessin und der konfessionelle Gegensatz zwischen Zürich und der Innerschweiz allerdings dem Walensee und Septimer zugute kommen.

Die Talfahrt war besonders wichtig für die Beförderung von Natur- und Kunsterzeugnissen aus dem Veltlin (Wein) und Comerseegebiet (z. B. Stahl), auch als Fortsetzung des Arlbergpasses. Einen weitergehenden, internationalen Verkehr über den Septimer und den Walensee stelle ich nicht völlig in Abrede, aber ich vermag ihm nicht die Bedeutung zuzumessen, die V. annimmt, welcher in dieser Route geradezu den venezianischen Rivalen des genuesischen Gotthard im Rheinhandel sieht — eine Ansicht, die offenbar einem Mißverständnis entspringt[2]) und meines Erachtens sich nicht ausreichend beweisen

---

1) Wenn der Bischof von Chur im Churer Zolltarif 1290—98 die von Zürich her kommenden Waren um die volle Hälfte billiger behandelt, als die von Feldkirch (Bodenseeroute) kommenden Güter, so ist diese Maßnahme, zusammen mit dem Geleitbrief an die Züricher vom 4. September 1291, kaum ein bloßes „Vorbeugungsmittel" gegen die noch nicht eingetretene, aber möglicherweise noch bevorstehende Konkurrenz des „gerade in jener Zeit" erschlossenen Gotthardpasses (wie V. S. 33 und 41 will); die Maßnahme ist eher die Folge bitterer Erfahrungen: Die im 12. Jahrhundert eröffnete und schon 1237 mit Säumerkorporationen ausgestattete Gotthardroute hatte dem Septimer wohl schon lange schwere Konkurrenz gemacht und zwar offenbar auch in Zürich und dessen Hinterland. Das Interesse Zürichs am Gotthard zeigt auch der Feldzug der Züricher (und Urschweizer) in die Leventina 1331, welcher die Wiederherstellung eines alten, 1315 aufgehobenen Transportabkommens (vornehmlich zwischen Livinen und Ursern) zur Folge hatte. Zürichs Anteilnahme kann freilich, wie V. betont, sich zum Teil aus der gleichzeitigen Vazer Fehde in Graubünden erklären.

2) V. stützt seine These S. 39 und S. 86 unten mit dem Hinweis auf GEERING, Handel und Industrie der Stadt Basel, der S. 207 den Gotthard

läßt. Denn es geht nicht wohl an, mit V. die Zolltarife von Chur und Luver (Bergell) für die Walenseestrecke zu verwenden; die dort aufgeführten italienischen Güter können auch über Feldkirch nach dem Bodensee gehen. Auch bei den Züricher Zoll- und Ungeldrödeln des 14. und 15. Jahrhunderts ist Vorsicht geboten, da wir nie wissen, auf welchem Wege (Gotthard—Horgen—Zürich[1]), Septimer—Walensee, Brenner—Arlberg[2])) die Güter nach Zürich kamen[3]); und inwieweit sie in Zürich verbraucht oder weiterbefördert wurden.

Seit der Einführung der Zunftverfassung in Zürich (1336) liegt der Gütertransport auf dieser Linie in der Hand von zwei Schiffahrtsgesellschaften: Die Oberwasserfahrgesellschaft geleitete die Waren von Rapperswil, Schmerikon oder Horgen nach Zürich hinab, wo sie umgeladen und von der Niederwasserfahrgesellschaft übernommen wurden, welche sie limmat- und rheinabwärts — im Spätmittelalter nicht über Basel hinaus — führte; in Basel, wenn nicht schon vorher, pflegten die Züricher (ebenso die Luzerner und Berner) ihre Schiffe zu verkaufen, da der Rücktransport aus den erwähnten Gründen unrentabel war. Beide Gesellschaften gehörten mit verwandten Handwerkern (Seilern u. dgl.) der Schiffleutezunft an. Im 15. Jahrhundert, wo wir zum erstenmal näheres über die innere Verfassung dieser Gesellschaften vernehmen, sind beide ziemlich klein: die Niederwassergesellschaft zählt 1461 bloß 16 Fahrtberechtigte, 1509 sogar nur 8 Meister und 4 Knechte, seit 1543 noch 6 Meister und 2 Knechte; diese Zahlen erscheinen um so geringer, als jede Schiffladung etwa vier Leute für acht Tage (mit der Rückreise zu Fuß) in Anspruch nahm und die Fahrtberechtigten neben der Schiffahrt auch noch dem Fischereiberuf oblagen[4]).

Die Oberwasserfahrgesellschaft wurde seit der Mitte des 15. Jahrhunderts in ihrer Wirksamkeit dadurch behindert, daß die Schwyzer und Glarner, die Herren des Gasters, im Interesse ihrer einheimischen Schiffleute es den Zürichern verwehrten, in Walenstad oder Wesen Rückfracht einzunehmen. Die darüber ausbrechenden langwierigen Streitigkeiten wurden 1532 dahin geschlichtet, daß drei Schiffmeister (ein Glarner, ein Schwyzer, ein Züricher) das Transportmonopol auf der Route Walenstad-Zürich bekamen, so daß der Oberwasserschifffahrtsgesellschaft nur noch die Beförderung von Personen verblieb.

---

eine „genuesische Konkurrenzlinie zum venezianischen Septimer“ nenne. GEERING bezeichnet vielmehr — S. 205 und 209 — den Gotthard „als die genuesische Konkurrenzlinie gegen den Brenner“.

1) Auch in der Lombardei schätzte man die Horgener Straße als nördliche Fortsetzung des Gotthardpasses. Um 1391 erhielten Mailänder Gesandte Instruktionen, u. a. auch von der communitas Zurigi freies Gebiet für die Gotthardlinie (super itinere Lozarie) zu verlangen. Schulte II 41 f.

2) So möglicherweise die Seide von Bologna und Venedig. Nach GEERING (S. 209) verkehrten wenigstens Basler und St. Galler mit Venedig weniger auf dem Gotthard und den Bündnerpässen als auf der Brennerstraße.

3) Das „Tuch von Lamparten“ kann über den Gotthard kommen oder aus den Veltliner und Bergamasker Alpen, dem Hinterland des Septimer, stammen (die oberitalienischen Alpentäler betrieben st[illegible] Tuchgewerbe).

4) Einen ähnlichen Rückgang konstatiert STAUB [illegible] Basel.

Bietet so das Buch VOLLENWEIDERS nach verschiedenen Richtungen wertvolle Beiträge zur Verkehrsgeschichte des Alpengebietes, so zeigt es auch von neuem, daß abschließende Urteile hier nur möglich sind nach sorgfältiger Vergleichung sämtlicher Pässe und ihrer Zugangswege. Eine solche Behandlungsweise wird möglich, wenn VOLLENWEIDERS Arbeit weitere Monographien über die einzelnen Land- und Wasserwege der Alpenwelt nachfolgen. Die Lokalforschung hat da eine große und dankbare Aufgabe vor sich; noch sehr reiche und wichtige unausgeschöpfte Quellen zur mittelalterlichen Verkehrs- und Handelsgeschichte harren in den oberitalienischen und schweizer Ortsarchiven der Bearbeiter.

Luzern. KARL MEYER.

Württembergische Geschichtsquellen. Herausgegeben von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte. XIII. Band. Urkundenbuch der Stadt Stuttgart. Bearbeitet von Dr. ADOLF RAPP. Stuttgart 1912, XXII u. 680.

Das anzuzeigende Urkundenbuch der Stadt Stuttgart reiht sich durchaus würdig seinen Vorgängern unter den Publikationen der württembergischen Kommission an. Damit ist gewiß viel Gutes gesagt. Wenn wir dennoch dem Buche unsern ungeteilten Beifall nicht schenken können, bedauern wir das aufrichtig und betonen gerne ausdrücklich, daß das wesentlich in der Art seinen Grund hat, in der es gemacht werden mußte.

Es wäre unfruchtbar, hier wieder auf die Regestenform zurückzugreifen, die in den württembergischen Geschichtsquellen nun einmal gehandhabt wird. Daß ich sie nicht für die glücklichste Lösung des Problemes halte, will ich bekennen, nehme sie aber als gegeben hin. Das Urkundenbuch reicht bis zum Tode Graf Eberhards im Barte (1496) und zählt 877 + 5 Urkundennummern. Von diesen entfallen 27 auf s. XIII, 155 + 2 auf s. XIV, die übrigen auf das XV. Jahrhundert. Es wäre also wohl leicht möglich gewesen, bis 1400 ein Urkundenbuch im eigentlichen Sinn des Wortes zu bieten, zumal schon manche Stücke anderwärts gedruckt sind. Bei schon gedruckten Urkunden auf ein kurzes Regest sich zu beschränken, ist heute sicher ein berechtigtes Verfahren. Doch standen vielleicht Gründe der Gleichmäßigkeit diesem Wunsche entgegen.

Eine andere Sache ist es mit den Unstimmigkeiten, zu denen das vorgeschriebene Verfahren führt. Ich beschränke mich absichtlich auf einige wenige Beispiele. Die Urkunde 388 beinhaltet eine ausgedehnte Gültablösung der Stuttgarter Bürger unter Graf Ulrich (1477). Der Druck umfaßt etwas über 30 Seiten. Das Original liegt im Stadtarchiv Stuttgart. Was wurde mit dem Verfahren bei dieser Urkunde bezweckt und erreicht? Meines Erachtens sind nur zwei Möglichkeiten vorhanden. Entweder druckt man das Original vollständig ab. Ich glaube, dabei

wäre der Druck nicht wesentlich länger geworden, doch einfacher und gefälliger, weil sich z. B. der häufige Wechsel der Lettern (bei den Namen) hätte vermeiden lassen. Überdies wird er nicht konsequent durchgeführt. Die andere mögliche Form wäre eine Tabelle. Dann würde tatsächlich an Raum gespart. Freilich kann eine Tabelle den Druck nie ersetzen. Das vermag auch dieser Druck nicht, den ich gerade bei Urkunden solcher Art für die wenigst glückliche Form einer Behandlung und Wiedergabe halte. Entgegen dieser Urkunde ist U. 342, eine Baukostenrechnung von 1488 ff., im Originaltext gegeben. Gewiß wäre eine Wiedergabe in modernisiertem Deutsch hier fast unmöglich klar herauszubringen. Doch tut das nichts zur Sache, die Inkonsequenz wird dadurch nur noch greller beleuchtet. Auch kann ein Verzeichnis abgelöster Gülten dem einen so wichtig sein wie dem andern eine Baukostenrechnung. Daß im ganzen nach der „Wichtigkeit" der einzelnen Urkunde vorgegangen wird, ist eben in praxi ein durchaus zu verneinender Grundsatz. Bearbeitet wird ein solches Buch von einem Menschen: benützen sollen es viele. Und wenn z. B. die Urkunde 355 nicht völlig abgedruckt ist, bleibt es immer ein Mangel, weil es sich um eine Stadtrechtssache handelt. Ich meine natürlich durchaus nicht, daß das Regest nicht erschöpfend wäre, aber es liegt kein ausgesprochenes Regestenwerk, sondern ein Urkundenbuch vor, und ob da eine solche Urkunde für die vollständige Wiedergabe wichtig genug sein soll oder nicht, dürfte eigentlich niemals eine Frage sein. Mindestens aber gehört die Datumzeile stets in Originalform wiedergegeben. Der zufällige Wechsel in der Wiedergabe (ich verzichte auf jegliche Zusammenstellung, weil ein bloßes Durchblättern zum Beweise genügt) verstößt wohl gegen die Gesetze der Urkundenbuch- und Regestentechnik und ließe sich kaum begründen.

Ich gebe zu, es sind das wesentlich Folgen jener unglücklichen Zwiespältigkeit zwischen Urkundenbuch und Regestenwerk, eben Folgen der Grundsätze, an welche die Bearbeiter der Kommission gebunden sind. Daß dann am Ende diese mitbetroffen werden, ist bedauerlich. Vielleicht läßt sich in Zukunft das vermeiden. Grundsätze sind wandelungsfähig und oft genug ist die Zwiespältigkeit hier als nicht förderlich erkannt und bezeichnet worden. Sie bringt die sonst so trefflichen Publikationen der wohlverdienten, tätigen württembergischen Kommission zum Teil um ihren vollen Erfolg. Otto H. Stowasser.

Maxime Kowalewsky, Die ökonomische Entwicklung Europas bis zum Beginn der kapitalistischen Wirtschaftsform. Vom Verfasser genehmigte Übersetzung des russischen Originals. Bd. V. Berlin, R. L. Prager, 1911. VI und 458 S. Preis brosch. Mk. 8.50.

In dem vorliegenden 5. Bande seines umfangreichen Werkes behandelt K. die hofrechtliche Verfassung des Gewerbes und das ältere Zunftwesen, weiterhin den schwarzen Tod und seine wirtschaftlichen

Folgen, ein Gebiet also, das eine Fülle von unaufgeklärten Fragen in sich birgt. Man wird in einer solchen Arbeit keine abschließende Behandlung aller dieser Fragen erwarten. K. begnügt sich bei einzelnen strittigen Punkten, eine Übersicht über das Tatsächliche an der Hand der Quellen und über die Ansichten der verschiedenen Forscher zu geben und seine eigene Meinung nur in vorsichtigen Worten zu äußern. Man kann wohl bedauern, daß hierbei einige neuere Werke nicht herangezogen worden sind, z. B. KEUTGEN, Ämter und Zünfte und für Frankreich LEVASSEUR, Histoire des classes ouvrières avant 1789; doch muß man im ganzen eine sehr umfangreiche Benutzung der neueren Literatur von fast allen Ländern Europas anerkennen.

Zu der Frage, wie weit die alten römischen Gewerbevereinigungen auf die Entstehung der mittelalterlichen Zünfte von Einfluß waren, bemerkt K., daß man die örtlichen Verschiedenheiten und den Grad der Germanisierung in den einzelnen Gebieten Europas genau erwägen müsse; in Süditalien, in der Provinz Rom, dem Exarchat Ravenna und in Konstantinopel entdeckt K. Spuren des Zusammenhanges der mittelalterlichen Zünfte mit den römischen, während er solche in den übrigen Ländern ablehnt. Die Art des auf den Fronhöfen betriebenen Gewerbes faßt der russische Autor im allgemeinen im Geiste v. BELOWS auf. Nach seinen Untersuchungen findet sich nicht einmal in dem so früh sich entwickelnden Italien eine Spur von Verbänden oder Genossenschaften auf den Fronhöfen. Der handwerksmäßige Betrieb sei immer mehr vom herrschaftlichen Hofgesinde auf die bäuerlichen Hauswirtschaften übergegangen. Außerdem habe der Fronhof von jeher bestimmte Erzeugnisse vom freien Markte bezogen.

Die EBERSTADTsche Theorie vom Magisterium als Zwischenglied zwischen hofrechtlicher und öffentlich-rechtlicher Gewerbevereinigung lehnt er ab. Wenn auch einige Gewerbetreibende herrschaftlichen Beamten oder einem bestimmten Einzelorgan, dem Magister, unterstellt gewesen seien, so habe dies mit einer richtigen Handwerkervereinigung oder gar der städtischen Zunft nichts zu tun. Er weist nach, daß gerade in Frankreich, dessen Einrichtungen EBERSTADT vorzugsweise zu seinen Beweisen benützen möchte, städtische Handwerkervereinigungen bereits ein Jahrhundert vor dem Auftreten einzelner Anzeichen genossenschaftlichen Zusammenschlusses grundherrlicher Handwerker bestanden haben. Den wirklichen Ursprung der Zunftbildung sucht K. in den kirchlich-geselligen Vereinigungen, denen erst später und allmählich durch Privilegien von der Stadtobrigkeit Polizei, Gerichtsbarkeit und gewerbliche Vorrechte verliehen wurden.

Auch in der Frage der Betriebsart des mittelalterlichen Handwerks, die er mit Recht als sehr wichtig und zu wenig erforscht bezeichnet, nimmt er im wesentlichen den Standpunkt v. BELOWS ein: es gibt in ganz Europa von Anfang an nebeneinander die verschiedensten Betriebsarten. Nach K. war schon im 13. und 14. Jahrhundert der Meister vielfach Unternehmer und Kaufmann, der Gehilfe nur sein Lohnarbeiter, der in Stück- oder Tagelohn arbeitete, bald in der Werkstätte des Meisters, bald auch im eigenen Heim. K. macht hierbei die bemerkenswerte Beobachtung, daß überhaupt die wirtschaftliche Trennung von

Kapital und Arbeit schon mit den Anfängen des Zunftwesens zusammenfällt und daß die mittelalterliche Gesetzgebung sich dieser Trennung auch gar nicht widersetzte, sondern nur gegen die Entwicklung des Großbetriebes war. In der Tat hat man wohl, wenn man die soziale Gleichstellung der mittelalterlichen Handwerker so sehr betonte, dabei die Bedeutung der Gehilfen, die lange Zeit, wenn nicht zeitlebens Lohnarbeiter blieben, unterschätzt. Das hängt offenbar damit zusammen, daß man diese Erscheinung wie noch andere ähnliche, z. B. Abschließung der Zunft nach außen hin, in eine spätere Zeit zu setzen und sie als Zeichen der Entartung der Zunft anzusehen geneigt war. In Wirklichkeit waren derartige Verhältnisse, wenn sie auch im Anfang bei der geringen Zahl der gewerblichen Arbeiter noch nicht so sehr in die Erscheinung traten, doch mit dem Wesen der Zunft von Anfang an verbunden. K. weist in dieser Beziehung darauf hin, wie sich schon im 14. Jahrhundert die Bestimmungen über Meisterstücke, Eintrittsgebühren, Bevorzugung der Amtsbürtigen usw. häuften und schon damals die Gesellen gezwungen waren, sich in eigenen Verbänden zusammenzuschließen.

Der übrige Teil des Werkes handelt vom schwarzen Tod und seinen wirtschaftlichen Folgen in Italien, Spanien, Frankreich, England, Österreich, der Schweiz und Deutschland. Den Ausgangspunkt der Pest verlegt K. in den Kaukasus und an die Mündung der Wolga. Die Verluste an Menschenleben, deren Anzahl bekanntlich von den Quellen stark übertrieben wird, um so mehr, je weiter die Chronisten von der Zeit der Pest entfernt sind und die auch heute noch sehr verschieden angegeben wird, sucht K. durch statistisches Material für einzelne Orte genauer zu bestimmen. Im ganzen ist dieser Teil innerhalb eines so großen Werkes im Verhältnis zu seiner Bedeutung etwas breit geraten. K. sagt selbst, daß die Wirkungen des schwarzen Todes auf die Volkswirtschaft nicht sehr anhaltend waren.

Karlsruhe. R. KARCHER.

CHARLES BERTUCAT, *Les finances municipales de Dijon depuis la liquidation des dettes (1662) jusqu'en 1789.* Dijon, J. Nourry, 1910, in-8°, X—482 p. (Collection d'études sur l'histoire du droit et des institutions de la Bourgogne. — T. XXI).

Ce livre comprend deux parties: la première traite de l'action du pouvoir royal sur les finances de Dijon, la seconde des divers éléments de recettes et de dépenses de la ville.

Avant 1662, l'absence de contrôle, le gaspillage des revenus au profit d'une oligarchie, la prodigalité des officiers municipaux avaient contribué, avec diverses charges, à endetter la ville de Dijon. En 1662, Colbert ayant décidé de délivrer les villes de leurs dettes, „cette vermine, qui les rongeait", les Etats de Bourgogne furent consultés sur les moyens de libérer les communautés. [illegible] proposèrent

différents moyens et demandèrent d'en confier l'application aux Elus des trois ordres; le Roi accepta le concours des Elus, mais il leur adjoignit le gouverneur et l'intendant. Les corps provinciaux et tous ceux qui redoutaient une vérification trop sévère accueillirent fort mal la collaboration des agents du pouvoir central et cherchèrent à entraver la vérification. En dépit de leur opposition, l'intendant opéra activement la vérification et la liquidation, par divers arrêts de 1663, de 1664 et de 1671. Pour compléter son œuvre, il organisa les finances, en fixant les dépenses ordinaires de la ville. Le travail d'organisation financière se fit progressivement, par améliorations successives: les privilèges financiers de Dijon disparurent peu à peu; la ville perdit son indépendance et fut mise en tutelle. A la fin du règne de Louis XIV, les expédients fiscaux de la royauté désorganisèrent à nouveau les finances dijonnaises; le passif municipal reparut, s'éleva; jusque vers le milieu du 18e siècle, le pouvoir central chercha moins à contrôler la gestion de la ville qu'à se procurer des ressources à ses dépens. A partir de 1741, l'intendant reprit l'œuvre d'organisation et de contrôle et s'efforça de rétablir les affaires de la ville. Il réussit à les améliorer et à rendre possible, en 1788, l'amortissement des dettes.

Au XVIIIe siècle, le budget des villes n'avait pas d'unité: deux catégories de revenus, affectés à deux catégories de charges, déterminaient en réalité deux budgets; la séparation entre le patrimoine, ressource normale destinée à acquitter les dépenses ordinaires, et les octrois, ressource exceptionnelle affectée à des dépenses extraordinaires, s'est maintenue jus'qu'en 1789; toutefois les octrois, dont la concession temporaire fut sans cesse renouvelée, sont devenus l'élément capital des revenus municipaux.

Telles sont, en gros, les données de ce livre touffu. L'auteur a consciencieusement dépouillé les archives locales; il a utilisé de nombreux et d'intéressants documents; on pourra lui reprocher de ne pas les avoir parfois plus clairement interprétés. On ne saisit pas toujours son dessein, on suit malaisément sa démonstration. Les deux parties de son ouvrage se relient mal et constituent en réalité deux livres différents: la première est une histoire de l'intervention du pouvoir central dans l'administration financière de Dijon, la seconde est une analyse du budget dijonnais: peut-être eût-il été plus logique d'exposer les éléments de ce budget avant de montrer comment le pouvoir central l'avait corrigé et réorganisé. Peut-être aussi eût-il fallu insister davantage sur la résistance municipale à la tutelle de l'Etat, sur les démêlés des pouvoirs locaux avec le pouvoir central, sur le retentissement, dans les finances communales, de la politique fiscale de l'Etat. M. Bertucat ne s'est pas assez préoccupé de ce qui s'est passé ailleurs; il était d'autant plus intéressant de faire quelques comparaisons que, contrairement à ce que l'on croit d'ordinaire, l'intervention de l'Etat semble avoir eu, à Dijon, d'heureux résultats, le plus souvent. Néanmoins son travail est d'autant plus précieux que nous sommes moins renseignés sur l'histoire financière de l'Ancien-régime.

J. Letaconnoux.

Le Police secrète du premier Empire, bulletins quotidiens adressés par Fouché à l'empereur, publiés par ERNEST D'HAUTERIVE. Tomes I et II, 1804—1806; Paris, Perrin, 2 vol. in 8° de XVI—595 et 676 p.

Fouché, puis Savary, ministres de la Police, adressaient quotidiennement à Napoléon un „Bulletin de police", rapport de plusieurs pages, où etaient notés, non seulement les événements politiques, mais aussi les faits de la vie économique qu'il était nécessaire de lui faire connaître. Ce sont ces „Bulletins", aujourdhui conservés à Paris, aux Archives nationales, que M. E. D'HAUTERIVE a entrepris de faire connaître en les publiant, non pas intégralement ce qui eût été fastidieux, mais tantôt *in extenso* tantôt en résumé. Il n'est plus possible désormais de s'occuper de l'histoire du premier Empire sans recourir à ce recueil; il a la valeur d'une source pour les rapports qui y sont publiés intégralement, et d'un répertoire pour les dossiers qui y sont seulement signalés par quelques mots.

Les historiens de la vie économique, auxquels je pense surtout ici, trouveront dans ces notes de police — car la police touchait à tout et les journaux ne disaient pas tout, — beaucoup de petits faits, de menus incidents, d'indications en apparence futiles qui, rapprochés, coordonnés apparaîtront tout à faits significatifs. Dans la table des matières — d'ailleurs excellente, — de l'un des volumes, je relève, par exemple, les mots agents de change, agriculture, banqueroutes, commerce, contrebande, douanes, finance, industrie, monnaies, ouvriers, suivis chaque fois de séries de chiffres de pages: c'est dire que les rapports de police nous renseignent sur l'agiotage, sur les faux bruits qui circulent à la Bourse, sur le régime du colportage, sur le commerce intérieur et extérieur, sur les foires et marchés, sur la circulation des monnaies et la sortie du numéraire, sur les coalitions ouvrières et les tentatives de luddisme etc. On le voit, la publication de M. D'HAUTERIVE est importante et il faut en souhaiter le prompt achèvement. J'aurai l'occasion, quand elle sera complète, d'essayer d'exposer quelques idées générales qui s'en dégageront du point de vue économique.

CH. SCHMIDT.

Bei der Redaktion sind zur Besprechung eingelaufen:

Corpus statutorum Italicorum sotto la direzione di Pietro Sella. Bd. 1—4. Rom, H. Loescher u. Co. 1912—13.

Zeitschrift für hamburgische Geschichte. 18. Bd. 1. Heft. Hamburg, Gräfe u. Sillem.

St. Infessura, Römisches Tagebuch, übers. und eingel. von H. Hehnle. Jena, Diederichs.

H. Grothe, Durch Albanien und Montenegro. München, Martin Mörike.

Pauen, Die Klostergrundherrschaft Heisterbach. Münster in W., Aschendorff.

E. Hubrich, Deutsches Verfassungsrecht in geschichtlicher Entwicklung. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner.

L. M. Hartmann, Ein Kapitel vom spätantiken und frühmittelalterlichen Staate. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Frh. F. v. Crailsheim, Die Hofmarch Amerang. Ebenda.

P. K. Kaufmann, Das Mühlengewerbe in Württemberg und Hohenzollern. Ebenda.

A. Walther, Die Ursprünge der deutschen Behördenorganisation im Zeitalter Maximilians I. Ebenda.

M. Mendelson, Die Entwicklungsrichtungen der deutschen Volkswirtschaft. Leipzig, A. Deichert.

Frh. A. S. v. Waltershausen, Die sizilianische Agrarverfassung und ihre Wandlungen 1780—1912. Ebenda.

E. Bernheim, Staatsbürgerkunde. Leipzig, Quelle u. Meyer.

W. Thum, Die Rekrutierung der sächsischen Armee unter August d. Starken (1694—1733). Ebenda.

R. Schröder, Deutsche Rechtsgeschichte. II: Neuzeit. Leipzig, G. J. Göschen.

M. Sering, Rußlands Kultur und Volkswirtschaft. Ebenda.

F. Lethmate, Die Bevölkerung Münsters i. W. in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Münser, F. Koppenrath.

R. Charmatz, Österreichs innere Geschichte von 1848—1907. II. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner.

E. Wilmersdoerffer, Notenbanken und Papiergeld im Königreich Italien seit 1861. Stuttgart-Berlin, J. G. Cotta.

H. Thimme, Das Kammeramt in Straßburg, Worms und Trier. Berlin-Leipzig, W. Rothschild.

F. Burmberger, Soziale Gedanken eines schweizerischen Arbeitgebers vor 40 Jahren. Zürich, Art. Institut Orell Füßli.

A. Deutschmann, Zur Entstehung des deutsch-tiroler Bauernstandes im Mittelalter. Innsbruck, „Tyrolia"-Gesellschaft.

W. Ch. Francke, Barbarossas Angaben über das Gerichtsverfahren gegen Heinrich den Löwen. Hannover, Helwing.

H. Rost, Geburtenrückgang und Konfession. Köln, J. P. Bachem.

Textbücher zu Studien über Wirtschaft und Staat. Bd. 3: Adam Smith. Berlin, G. Reimer.

Bibliographie der Sozialwissensshaften. 9. Jahrg. 1. u. 2. Heft. Berlin, J. Springer.

W. Kaplun-Kogan, Die Wanderbewegungen der Juden. Bonn, Marcus u. Weber.

E. Scholler, Das Münzwesen der Reichsstadt Nürnberg im 16. Jahrhundert. Nürnberg, Benedikt Hilz.

K. Weule, Kulturelemente der Menschheit. Stuttgart, Kosmos (Franckh).

Ed. Werdenberg, Bodenreform und Baurecht, Einkommen und Besitz in Basel. Volkswirtschaftliche Linien 1851—1911. Basel, Kober, D. F. Spittlers Nachf.

H. Gottschalk, Das preußische Wassergesetz. Bonn, Marcus n. Weber.

Dritter Bericht des Schweizerischen Wirtschaftsarchivs in Basel. Basel, März 1913.

M. Büchler, Der Kongostaat Leopolds II. 2 Bde. Zürich-Leipzig, Rascher u. Co.

S. Blank, Die Landarbeiterverhältnisse in Rußland seit der Bauernbefreiung. Ebenda.

Dr. Kaufmann, Über lothringische Geschichte und Geschichtschreibung. Metz, P. Müller.

F. Arnecke, Die Hildesheimer Stadtschreiber 1217—1443. Marburg a. d. Lahn, M. Spieß.

W. Hopf, August Vilmar. II. Bd. Marburg, Elwert.

Dr. S. P. Widmann, Geschichtsel, Mißverstandenes und Mißverständliches aus der Geschichte. 2. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh.

F. Becker, Das Königtum der Thronfolger im Deutschen Reich des Mittelalters. Weimar, Herm. Böhlaus Nachf.

G. Schmidt, Das würzburgische Herzogtum und die Grafen und Herren von Ostfranken vom 11.—17. Jahrhundert. Ebenda.

E. Mayer-Homberg, Die fränkischen Volksrechte im Mittelalter. I. Band. Ebenda.

A. Dopsch, Die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit vornehmlich in Deutschland. 2. Teil. Ebenda.

H. Hirsch, Die Klosterimmunität seit dem Investiturstreit. Ebenda.

M. Mario, Das Kurfürstenkolleg von seinen Anfängen bis 1388. Ebenda.

F. Hitze, Zur Würdigung der deutschen Arbeiter-Sozialpolitik. Kritik der Bernhardschen Schrift: Unerwünschte Folgen der deutschen Sozialpolitik. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag-G.m.b.H.

J. Kipper, Die sozialistische Jugendbewegung in Deutschland. Ebenda.

G. Roloff, Geschichte der europäischen Kolonisation seit der Entdeckung Amerikas. Heilbronn, E. Salzer.

Urkundenbuch der Stadt Heilbronn. 2. Bd. (1476—1500). Bearbeitet von **M. v. Rauch.** Stuttgart, W. Kohlhammer.

Württembergische Landtagsakten. I. Bd. (1498—1515). Bearbeitet von **W. Ohr** und **E. Kober.** Ebenda.

Kämmerei-Register der Stadt Riga. 2. Bd. Bearbeitet von **A. v. Bulmerincq.** München, Duncker u. Humblot.

R. Kühn, Das Brandversicherungswesen im Königreich Sachsen. Ebenda.

E. P. Reimann, Das Tabaksmonopol Friedrichs des Großen. Ebenda.

E. Lederer, Jahrbuch der sozialen Bewegung in Deutschland und Österreich 1912. Tübingen, J. C. B. Mohr.

S. Prokopowitsch, Über die Bedingungen der industriellen Entwicklung Rußlands. Ebenda.

G. Chatterton-Hill, Individuum und Staat. (Untersuchungen über die Grundlage der Kultur.) Ebenda.

A. v. Martin, Coluccio Salutatis Traktat „vom Tyrannen". Berlin-Leipzig, W. Rothschild.

Fr. M. Olpe, Selbstmord und Seelsorge. Halle a. S., R. Mühlmann (M. Grosse).

Um Grund und Boden. Vierteljahrshefte des Verbandes zum Schutze des deutschen Grundbesitzes und Realkredits Berlin. Herausgegeben von **R. van der Borght** und **R. Görnandt.** 1. Jahrg. Heft 1. Berlin W., C. Heymann.

N. Nachimson, Die Staatswirtschaft. (Eine kritisch-theoretische Beleuchtung.) Leipzig, A. Kade.

James Mac Kinnon, Eine Geschichte der modernen Freiheit. Übersetzt von H. Willmanns. Halle a. S., M. Niemeyer.

W. Andreas, Geschichte der badischen Verwaltungsorganisation und Verfassung (1802—1818). I. Bd. Leipzig, Quelle u. Meyer.

H. Heizmann, Die Baumwolle. I. Teil: Die Kultur, Ernte und Verwendung der Baumwolle. Zürich-Leipzig, Rascher u. Co.

A. Boerner, Kölner Tabakhandel und Tabakgewerbe. 1628—1900. Essen-Ruhr, G. D. Baedecker.

Industrie und Handel des Kantons St. Gallen. 1891—1900. Bearbeitet von **H. Wartmann.** St. Gallen, Fehrs Verlag.

Griechische Papyrusurkunden der Hamburger Stadtbibliothek. Bd. I. Herausgegeben und erklärt von **P. M. Meyer.** Heft 2. (Urkunden Nr. 24—56.) Leipzig, B. G. Teubner. Hamburg, C. Boysen.

R. Keller, Die wirtschaftliche Entwicklung des schweizerischen Mühlengewerbes aus ältester Zeit bis 1830. Bern, Stämpfli u. Cie.

A. Schermann, Grundzüge der Bildung der Bodenpreise und des Wertzuwachses. Karlsruhe i. B., G. Braun.

A. Boulé, Catherine de Médicis et Coligny. Paris, H. Champion.

Druck von W. Kohlhammer in Stuttgart.

Wilhelm Servat von Cahors als Kaufmann zu London (1273—1320).

Von
Franz Arens.

Trotz der insularen Abgeschlossenheit seiner Wohnsitze und trotz seines starken selbstgenügsamen Nationalbewußtseins hat das britische Volk zu allen Zeiten fremdbürtige Elemente innerhalb seiner Volkswirtschaft geduldet. Noch heute, da sein eigener Unternehmungsgeist eine machtvolle Industrie, einen großzügigen Handel ins Leben gerufen hat, rekrutieren sich ja ganze Klassen Erwerbstätiger — man denke an die Londoner Kellner und Friseure — aus Angehörigen anderer Nationen, vor allem Deutschen und Italienern.

Um sehr viel bedeutender noch war naturgemäß der Anteil der Fremden am englischen Wirtschaftsleben zu einer Zeit, da es einen kapitalkräftigen einheimischen Kaufmannsstand[1]), eine eigene Industrie von Bedeutung auf den britischen Inseln noch nicht gab, da aber die Luxusbedürfnisse der englischen Großen und die industriell verwertbaren Überschüsse der britischen Naturalwirtschaft in gleicher Weise nach der völkerverbindenden Tätigkeit des Großhandels verlangten. — Im 13. Jahrhundert, als die britische Krone durch ihre Verbindung mit Papst- und Kaisertum, durch die Teilnahme Richards I. am 3. Kreuzzug in die bedeutendsten Angelegenheiten des Kontinents verflochten war, ergoß sich denn auch ein Strom fremder Kaufleute über England, zuweilen auch Schottland und Irland erreichend: sie

1) Die in allerjüngster Zeit durch H. Jenkinson und Miß Stead (Engl. Hist. Review XXVIII, 1913, S. 209 f., vgl. auch die Bemerkungen von Round ebenda S. 522 f.) publizierte und kommentierte Schuldnerliste des in 1166 verstorbenen William Cade (dem die Herausgeber ja auch wieder flandrische Abkunft zuweisen) bleibt vorläufig, so interessant sie ist, noch ein vereinzeltes Faktum. Übrigens rechtfertigt das Vorhandensein zahlreicher Außenstände in einer Verlassenschaft noch nicht die Bezeichnung [illegible] Gläubigers als „christian usurer“ (a. a. O. S. 217).

brachten Wein und Spezereien, Tuche, Seidengewänder und allerhand andere Kostbarkeiten; sie holten dafür das Zinn von Cornwall und vor allem die Wolle aus englischen Klostergütern; auch im Gefolge päpstlicher Zehntensammler kamen sie und schlossen Geldgeschäfte mit Prälaten und Klöstern, mit dem König und seinen Edlen ab. Das Volk sah die Fremden ungern; der Friede der altgewohnten Naturalwirtschaft war gestört, und die Erbitterung der Nation findet ein lautes Echo in den Schriften des Benediktiners MATTHAEUS PARIS. Mehrmals kam es zu feindlichen Maßnahmen gegen sie, vor allem gegen die Italiener[1]), die als Schützlinge der Kurie kühner aufzutreten vermochten und deren geschäftliche Gepflogenheiten in dem kommerziell unerfahrenen Lande besonderen Anstoß erregten. Neben ihnen sind seit der 2. Hälfte des Jahrhunderts auch die germanischen Angehörigen der Hanse[2]) in den Vordergrund getreten. Italiener sowohl als Hanseaten waren ja zumeist Saisonkaufleute, die von Fall zu Fall Privilegien erbaten, die übers Meer kamen, um nach Erledigung ihrer Geschäfte wieder heimzukehren. Zuweilen aber machte deren Ausdehnung doch auch ein längeres Verweilen im Lande notwendig: Als Vertreter einer Handelsgesellschaft, als finanzielle Berater des Königs, als Steuerpächter, aber auch als Warenkaufleute finden wir sie dann, vor allem in der Hauptstadt London, ansässig.

Neben den ausgesprocheneren Typen des italienischen Kapitalisten und des seefahrenden Hanseaten hebt sich das Bild des französischen Kaufmanns, der ebenfalls sehr häufig die britischen Inseln besuchte, minder deutlich ab. Die Franzosen hatten nicht die gewaltigen Geldbestände und die internationalen Verbindungen der Italiener, auch nicht die feste genossenschaftliche Organisation der hansischen Kaufleute. Die relative Nähe der nordfranzösischen Küsten, die politische Verbindung mit dem Südwesten des Landes gab ihren Unternehmungen den Charakter des Alltäglichen und Zufälligen. Die Dimensionen der Einzelunternehmung konnten sich in bescheideneren Grenzen halten, weil Transport-

1) Vgl. z. B. SCHAUBE, Handelsgesch. d. rom. Völker; Bond in „Archaeologia", Bd. 28.

2) S. u. a. LAPPENBERG, Gesch. des hansischen Stahlhofs in London (Hamburg 1851); FRIEDR. SCHULZ, Die Hanse und England (1911).

kosten und Risiko minder hoch waren. Aber bereits SCHAUBE [1]) hat auf den starken Anteil der Franzosen an den Wollausfuhrlizenzen des Jahres 1273 verwiesen, und, wenn auch die von MATTHAEUS PARIS gemeinten „Caursini" Sienesen und Florentiner gewesen sind, so führt eine nähere Untersuchung doch zu dem Ergebnis, daß das Auftreten der Südfranzosen, vor allem eben derjenigen aus Cahors und dem Quercy, noch vor dem der Italiener Einfluß auf das englische Wirtschaftsleben gewann. EDMOND ALBE [2]) hat über die Tätigkeit der Kaufleute von Cahors in England viel Wissenswertes mitgeteilt, und in meinen, dem Abschluß entgegengehenden Untersuchungen über die ganze Frage der „Kawerschen" soll auch das reiche, für England zur Verfügung stehende Material im Zusammenhang dieses Problems erörtert werden. Es wird sich dabei zeigen, daß die Kaufleute von Cahors — die wichtigsten unter allen in England Handel treibenden Südfranzosen — beinahe durch das ganze 13. Jahrhundert hindurch ihre Bedeutung bewahrten.

Auch von den Südfranzosen ist mehr als einer vorübergehend oder dauernd auf englischem Boden seßhaft geworden: so Wilhelm von Tournemire aus Marseille, Wilhelm de Fressenede, Raimund de Sancto Clemente und Wilhelm d'Averson (diese sämtlich aus dem Quercy [3]); auch die Brüder Beraldi [4]) von Cahors scheinen dort eine Zeitlang ansässig gewesen zu sein. Vor allem aber der letzte unter allen denen, die, vom Quercy her kommend, auf den britischen Inseln zu einiger Bedeutung gelangt sind, zugleich unter allen seinen Landsleuten derjenige, über dessen Wirksamkeit uns das publizierte Urkundenmaterial am ausgiebigsten unterrichtet: Wilhelm Servat. Über eine seiner Unterneh-

1) AD. SCHAUBE, Die Wollausfuhrlizenzen Englands im Jahre 1273 in Vjsch. f. Soz.- u. Wirtschaftsgesch. (Stuttgart 1908), S. 44 f.; für Cahors vgl. insbes. S. 61 f., 167.

2) Vgl. seinen Artikel „Les Marchands de Cahors en Angleterre" in Bull. de la Soc. des Etudes du Dép. du Lot, Jahrg. 1908.

3) Vgl. für Fressenede Patent Rolls Henry III (1258—66), S. 629 und Patent Rolls Edward I, I, 13; für Sto Clemente Rôles Gascons III, 250; für Averson eine Urkunde vom 15. Juli 1315; für Tournemire s. u. S. 485.

4) Vgl. z. B. Patent Rolls Henry III (1258—66), S. 263 f., 283; Rigg, Sel. Pleas 533 f.

mungen hat sich bereits R. J. WHITWELL[1]) des näheren verbreitet; die kaufmännische Tätigkeit des Mannes ist aber eine so vielseitige, daß sie sehr wohl eine kurze Gesamtdarstellung zu lohnen scheint, um so mehr, als die Handelsbetriebsamkeit der Franzosen auf englischem Boden überhaupt bisher im Verhältnis zu der der Italiener und Hanseaten von der Forschung wenig beachtet worden ist. Im folgenden soll denn über das Leben und die Wirksamkeit dieses rührigen Mannes das Wichtigste mitgeteilt werden.

Schon zur Zeit seiner ersten Erwähnung (1273)[2]) finden wir Wilhelm Servat als „Merchant of London" bezeichnet. Aber, wie auch damals gleichzeitig mit ihm Arnold Griffin (Grifos), ein Kaufmann von Cahors, eine Wollausfuhrlizenz erlangt — und zwar sind beide als Kaufleute von London bezeichnet —, so ist in den Jahren 1281 (zweimal)[3]) und 1291[4]) Cahors ausdrücklich als seine Heimat genannt, und obwohl von nun an seiner immer nur als eines Kaufmannes und Bürgers von London gedacht wird, so spricht 1330[5]) nach seinem Tode ein Dokument doch wieder von ihm als „Merchant de Caturco, late Citizen of London". Solange er auch in London ansässig gewesen war — seine Fremdbürtigkeit ist deshalb nicht in Vergessenheit geraten. Zuweilen heißt er ja in Urkunden auch Kaufmann aus der Gascogne oder gar aus der Lombardei; aber aus der Tatsache, daß er selbst sich immer wieder den Unternehmungen der Leute aus dem Quercy anschloß, die Vertrauensstellung eines Bevollmächtigten von ihnen zugeteilt erhielt und ihnen wiederum zuwies, wenn er einmal außer Landes ging, geht seine Herkunft aus jener Gegend mit Bestimmtheit hervor. Wir dürfen Wilhelm Servat also, trotzdem er offenbar schon in ganz frühem Alter nach London übersiedelte[6]), seiner Nationalität

1) Law Quarterly Review XIX, 6 ff.

2) Patent Rolls Edward I, I, 37.

3) WHITWELL a. a. O. S. 8; ds., Transact. of the Royal Hist. Soc. XVII, 204.

4) Close Rolls Edward I, III, 192 f.

5) Letter books of the City of London, ed. Sharpe: E, S. 244.

6) Setzen wir voraus, daß er, um bereits als „Merchant of London" bezeichnet zu werden, schon einige Zeit dort ansässig gewesen sein muß und, um als selbständiger Kaufmann aufzutreten, doch etwa ein Alter von 25 Jahren erreicht haben mußte, so dürfte er Mitte der vierziger Jahre geboren sein,

und seiner Stellung in der Wirtschaftsgeschichte entsprechend als einen in England ansässigen, aus dem Quercy stammenden Südfranzosen betrachten.

Aus einem der alten Patriziergeschlechter der Quercystadt Cahors ist dieser unternehmende Kaufmann nicht hervorgegangen. Auch über die sonst an der Stadtverwaltung beteiligten Familien geben uns ja die gut erhaltenen Stadtbücher von Cahors, vor allem das durch den Druck bekanntgemachte „Te Igitur“ [1]), gute Auskunft: der Name Servat findet sich darin nicht. Doch könnten wohl die Personen des Namens Servientis, Sirvent in Beziehung zu unserem Wilhelm gesetzt werden [2]). Man muß sich übrigens nicht

---

hat also, da er 1320 verstarb, ein Alter von etwa 75 Jahren erreicht. Es besteht somit kaum ein Grund, die in kontinuierlicher Folge überlieferten Nachrichten über einen Mann dieses Namens mit Albe (Marchands, S. 44 f.) auf zwei verschiedene Personen zu verteilen. 1291 wurde dem W. S. ein Sohn geboren (zu erschließen aus Close Rolls Edward I, V, 48). Er war also damals 40—50 Jahre alt, was ja auch nichts Unwahrscheinliches an sich hat. Ebensowenig wird es verwundern, daß er erst als älterer Mann in den Sechzigern Bedeutung innerhalb der Londoner Stadtverwaltung gewann. Auch hat es für mittelalterliche Verhältnisse kaum etwas Ungewöhnliches an sich, wenn ein Mann dieses Alters bei der Verteidigung einer Stadt sich persönlich betätigt (vgl. S. 499, Anm. 5). Wollte man aber etwa annehmen, der 1281 und 1291 genannte „Kaufmann von Cahors“ sei ein anderer als der sonst erwähnte „Kaufmann von London“, so steht dieser Vermutung die Tatsache entgegen, daß der 1290 in eine norwegische Anleihe verwickelte Mann doch zweifellos mit der Persönlichkeit gleichen Namens identisch gewesen sein muß, die 1286 an dem norwegischen Handel beteiligt war — und in jenem älteren Dokument von 1286 heißt er „Citizen of London“. Daß die Bezeichnung als „Kaufmann von Cahors“ zeitlich erst nach der als „Kaufmann von London“ erscheint, hat um so weniger Bedeutung, als er doch auch, nachdem er jahrzehntelang im öffentlichen Leben der Stadt hervorgetreten war, nach seinem Tode wieder der Mann von Cahors wird: man wird annehmen dürfen, daß, ähnlich wie noch heute, in manchen Fällen mehr der Geburtsort als der gesetzliche Wohnsitz interessierte. Übrigens gerät er ja einmal auch (1307) unter die „Merchants of Lombardy“ — so genau nahm es eben ein englischer Schreiber des Mittelalters nicht.

1) Manuscrits de la Ville de Cahors: Le Te Igitur (Publ. de la Soc. des Etudes du Lot), Cahors 1888.

2) Arnaldus Servientis als Zeuge 1314 (Te Igitur, No. 54); Johann Sirven(t) als Konsul 1313, 1320 und 1323 (Te Igitur, No. 20, 24, 447, vgl. auch No. 454); G. Sirvent als Konsul 1314 (Te Igitur, No. 448, S. 302).

auf die Herkunft aus der Stadt Cahors selbst versteifen; denn, wenn kurzweg von „Caurs" die Rede ist, kann auch die ganze Landschaft des Quercy gemeint sein, deren mittelalterliche Bezeichnungen (Caturcinium, Caorcinum, Caorsin) den für die Hauptstadt gebrauchten (Caturcum, Caors) sehr nahe kam. Daß aber die Namensform „Servat" in Südwestfrankreich auch sonst üblich war, beweist das Vorkommen eines Gerardus Servat (1290)[1]) im benachbarten Agennais; möglicherweise ist unser Kaufmann selbst sogar identisch mit Wilhelmus Sebat[2]) „De Bordalensibus", der 1272 Wein nach England importiert. Das spräche aber nicht gegen seine Herkunft aus dem Quercy; ist doch die Verwechslung der Leute von Cahors mit Gascognern[3]) in den englischen Quellen nichts so Seltenes. Sehen wir nun von dieser Möglichkeit ab, so ist die Erlaubnis zur Ausfuhr eines geringen Quantums Wolle[4]) im Jahre der großen Lizenzen das älteste uns bekannt gewordene Zeugnis über Wilhelm Servats Person. Stünde er nicht gerade dieses erste Mal mitten unter lauter Kaufleuten aus Südfrankreich als vereinzelter „Merchant of London", so könnte man glauben, daß er damals nur zu vorübergehendem Aufenthalt gekommen war und wieder in die Heimat zurückkehrte — denn durch sieben Jahre wissen wir nun nichts weiter über ihn. Vielleicht war er auch wirklich nach einem ersten Aufenthalt von ein paar Jahren nach Frankreich zurückgegangen, um erst in den achtziger Jahren wieder in London ansässig zu werden. Jedenfalls zeigt ihn die nächste Urkunde in einer anderen „Branche" tätig: er verkauft Spezereien, für die ihm am 25. März 1280[5])

1) Rolls of Parliament I, 59.

2) Placit. abbreviatio temp. reg. Ric. I. — Edward II (1816), S. 184. Gelegentlich setzt sich W. S. für einen gefangenen Mann aus Bordeaux ein (Close Rolls Edward II, II, 81). Er ist hier als Londoner Bürger bezeichnet; unter den andern, die „Merchants of Gascogny" heißen, befindet sich übrigens auch ein Poncius — von Toulouse.

3) So trifft sie Arnold Beraldi (1243, Rôles Gascons, No. 996), Arnold Fulcran und Genossen (1305, Letterbook B, S. 155). Auch Wilhelm Servat selbst ist im Juli 1290 einmal als „Mercator de Vasconia" bezeichnet (STEVENSON, Doc. illustr. of the hist. of Scotl., S. 142).

4) Patent Rolls Edward I, I, 37.

5) Letterbook A, S. 31.

der Kuchenbäcker Thomas le Flauner die Summe von 44 £ 12 s schuldet. Wenn wir im folgenden Jahre denselben Mann als Agenten[1]) (Marchaunt dedens ville et dehors) seines ehemaligen Gläubigers wiederfinden, so hat das eigentlich den Anschein, als ob er nicht imstande gewesen sei, seine Schuld zu zahlen, und Wilhelm sich die Lokalkenntnis seines Schuldners in dieser Weise zunutze machen wollte. Er bekommt die Ware in Kommission; bei der Abrechnung werden „Spesen" (sa sustinance necessaire) abgezogen; außerdem bezieht Thomas einen Jahresgehalt von 10 £. Über die Waren, die Wilhelm Servat dem Thomas in Vertrieb gab, ist nichts bekannt; vermutlich waren es Spezereien. Ein paar Monate früher wiederum hatte er in Verbindung mit Raimund de Sancto Clemente, der aus Montcuq bei Cahors stammte[2]), einem Londoner Schneider für 7 £ Seide verkauft. WHITWELL, der uns mit dem eben besprochenen Agenturvertrag bekanntgemacht hat, bespricht an anderer Stelle auch ein den „Accounts of receipts of the great wardrobe" entnommenes Dokument; hierin wird die Rückzahlung eines Darlehens angeordnet, das Wilhelm Servat in Verbindung mit einem andern Landsmann — Johann Delsolie[3]) — dem König Eduard gelegentlich des wallisischen Krieges vorgeschossen hatte. Sie hatten Aussicht, ein ganz leidliches Geschäft zu machen; für die entliehene Summe von 400 £ empfingen sie (wenn ich WHITWELL recht verstehe) „bonds" (Schuldscheine)[4]) für 450 £, während viele andere Gläu-

1) Diese Urkunde vom 20. Juni 1281 veröffentlichte WHITWELL aus „Memoranda Kings Remembrancer" und knüpft daran einige Bemerkungen über Wilhelm Servat im allgemeinen; vgl. seinen Artikel „A contract of agency in 1281", The Law Quarterly Review XIX, S. 6 f.; die Urkunde auf S. 8.

2) Das geht hervor aus einer Urkunde vom 25. Juli 1304, in der Peter von Montcuq als sein Bruder erscheint (Letterbook B, S. 139), sowie aus den Regesten Papst Clemens' V., der einem englischen Kloster die Erlaubnis erteilt, bei den Brüdern zu borgen (Reg. Clementis V, n. 1711).

3) Die Urkunde nennt ihn John de Sanliz, doch findet sich an anderen Orten mehrfach die Form de Solys. In Quellen von Cahors findet sich gelegentlich eine Familie Delsolie. Mit der Stadt Senlis hatte Johann nichts zu tun; die Verwechslung wird erklärlich durch die Existenz einer englischen Familie „de Sancto Licio".

4) bond = obligation, vgl. BERNH. FEHR, Die Sprache des Handels in Altengland (St. Gallen 1909), S. 60, 73 f.

biger sich mit unbestimmter Garantie begnügen mußten [1]). Jedenfalls reichen in diese Zeit die Beziehungen Servats zum Könige zurück, die späterhin so große Bedeutung gewinnen sollten.

1) WHITWELL rechnet (Transact. of the Royal Hist. Soc., XVII, 220) 12½ %igen Gewinn heraus; dies ist aber nur dann möglich, wenn die in den „accounts of the exchequer" mit „paid" gekennzeichnete Summe im Gegensatz zu den „acknowledgements" in den „bonds" den wirklich gezahlten Betrag darstellt. WHITWELL, der für Servat den gemäßigten Profit von 12½ % errechnet, scheut davor zurück, in dem gleichen Sinne seinen Landsleuten Donadieu und de Jean 30 % Gewinn zuzuweisen: er nimmt an, daß von ihnen der „bond" zu 100 £ neben den der Einzahlung entsprechenden 333⅓ £ (500 Mark) nicht „aufgenommen". d. h. daß dieser Teil des Geschäftes eben nur projektiert, aber nicht durchgeführt worden ist. In analoger Weise verfuhren ja damals andere Leute von Cahors: Johann Delsolie und Gerard de Byole erhalten zuerst eine Empfangsbestätigung für 250 £ (vom 16. Mai 1282: Various Rolls, S. 216), während in dem späteren Zahlungsversprechen vom 10. Juni (ebenda S. 231) die Summe auf 200 £ erniedrigt ist, mit dem Vermerk, daß 50 £ „gestrichen" worden seien. Wäre es nun so unwahrscheinlich, anzunehmen, daß man hier den Schuldposten einfach von einem bereits ausgezahlten Teilbetrag verkürzte? — Diese „acknowledgements", die heute (zum Unterschied von den „accounts") zum Teil gedruckt vorliegen, stammen aus dem in den „Various Chancery Rolls" veröffentlichten „rotulus Walliae". Dieselbe Quelle ergibt ferner, daß der „bond" für 100 £ zugunsten von de Jean und Donadieu vom 14. April 1282 stammt (S. 215), während erst in der nochmaligen Anerkennung der Empfänge die Summe von 500 Mark auftaucht (S. 230). Bei dieser zeitlichen Distanz der Empfangsbestätigungen ist es also sehr wohl möglich, daß auch jene 100 £ schon zurückgegeben oder auf gewisse Einkünfte angewiesen, an Zollsummen erlassen worden waren oder dgl., als die zweite Schuldanerkenntnis ausgegeben wurde. Beide Annahmen sind aber nicht unbedingt nötig, denn auch 30 % sind noch kein auffallend hoher Zinssatz. Das einzig Auffallende ist, daß wir von den dann als Verzinsung aufzufassenden 100 £ früher erfahren als von den das geliehene Kapital darstellenden 500 Mark. Aber die erste Empfangsbestätigung kann ja der über die 100 £ doch sehr gut vorausgegangen sein. Eher wäre es wahrscheinlich, daß die in die Hände der Ricciardi von Lucca gegebene Anleihe bei den Bardi, für die „bonds" zu 2000 £ ausgestellt wurden, außer den in den „accounts" verrechneten 1166 £ 13 s 4 d noch zu anderer Zeit einen weiteren Betrag ergab, der in dem „acknowledgement" stillschweigend mitgerechnet wird. Nun hat allerdings Mr WHITWELL auf meine Anfrage sich dahin erklärt, aus den „receipt rolls" gehe hervor, daß Zins von Kaufleuten nicht durch Einzahlung einer geringeren Summe als der in den Schuldverschreibungen gebuchten erlangt worden sei. Einem freundlichen Schreiben dieses Gelehrten entnehme ich ferner, daß das Schatzamt nur von „damages",

Diese Beziehung zur Krone war es wohl auch schon, die ihm 1281 die Empfehlung an die „barons of the exchequer“ eintrug: die Schulden, die Wilhelm, associiert mit Wilhelm von Tournemyre (einem Marseiller, dem einige Jahre vorher die Leitung der königlichen Münze übertragen worden war)[1]) und seinen andern Partnern, in England ausstehen hatte, seien zu zahlen „according to the Custom of the exchequer“[2]). Fünf Jahre später führt Wilhelm Servat, dessen Herkunft aus Cahors in der zuletzt erwähnten Urkunde hervorgehoben ward, schon den Titel eines Bürgers von London, verfügt auch über Grundbesitz in dieser Stadt. Wir kommen nun zum Jahre 1286, das ihn uns in verschiedenartige Angelegenheiten verwickelt zeigt. Zunächst schulden damals er und Robert von Araz dem Kleriker Wilhelm von Hamilton eine mäßig hohe Summe[3]), für die sie ihre Län-

nicht von „interests“ zu sprechen pflegt, vgl. auch a. a. O. S. 185, Anm. 4; doch gerade dadurch wird jener indirekte Modus doppelt wahrscheinlich, und insbesondere für unsern Fall wird man wohl, wenn anders überhaupt Servat durch die im Vergleich zu den „accounts“ höheren „bonds“ einen Gewinn erzielt haben soll, diesen nur durch die Annahme einer im Verhältnis zum geliehenen Betrag erhöhten Schuldsumme begründen können. Gerade er ist der beste Beweis dafür, daß diese Praxis, deren universelle Bedeutung ein Kenner wie Schaube sogar in allzuradikaler Form (Handelsgeschichte, S. 389 f.) betont, nicht, wie es Whitwell a. a. O. (S. 185, Punkt 3) zu begründen versucht, aus den Beziehungen der englischen Könige zu fremden Geldleuten ganz auszuscheiden ist. Denn, wenn ich ihn nicht völlig mißverstehe, so ist doch gerade hier ein Vergleich zwischen „accounts“ und „bonds“ möglich, und dieser Vergleich ergibt einen Unterschied zugunsten der letztern — woher, wenn nicht aus diesem Unterschied, sollte wohl auch der gerade von ihm betonte Profit des Kaufmanns von Cahors zu errechnen sein? Worin allerdings die besondere Bevorzugung dieser Gläubiger, der Vorteil jener „bonds“, die doch auch nur Versprechungen enthalten, gegenüber den den andern gegebenen „grants“ besteht, ist mir auch nicht ganz klar geworden.

1) Ruding, Rog., Annals of the Coinage, 3. A., I, 193, II, 447.

2) Memoranda K. R. Mich., 9, Edward I, mitgeteilt von Whitwell, Transact., S. 204.

3) 36 £ 13 s 4 d (Close Rolls, Edward I, II, 422; Urkunde vom 8. Juli 1286). Es ist schwer zu sagen, was diese Schuld zu bedeuten hat; denn Wilhelm von Hamilton erscheint in diesem einen Bande der Close Rolls in einer Menge verschiedener Funktionen; er war Archidiakonus von York, Kanonikus von Wells, Kleriker der Kanzlei, Testamentsexekutor des Bischofs von Bath, Verwalter des Bistums Winchester.

dereien und ihre bewegliche Habe in London als Sicherheit einsetzen. Gleichzeitig schuldet ein gewisser Henry Baunquer ihm und zwei anderen Südfranzosen (Gerard Solres und Ernard — Bernard? — Jon) den kleinen Betrag von 30 Schilling [1]). Aus einer Urkunde von Trinitatis desselben Jahres erfahren wir ferner, daß Wilhelm eine größere Forderung [2]) (42 £ sind nur als Teilzahlung bezeichnet) an den Nachlaß des in Irland begüterten Sir Robert Aguylon hatte; die erwähnten 42 £ gehen dann zwischen dritten Personen hin und her: denn Servat hat die Schuldforderung einem Landsmann von Cahors, dem Hugo Cambalo, abgetreten, und ein anderer Edler hat wieder gegen Überlassung irischer Ländereien die Bezahlung des Gläubigers übernommen. Diese kleinen Transaktionen deuten übrigens bereits auf eine ziemliche Gewandtheit in Geldgeschäften.

In demselben Jahre 1286 setzt endlich auch Wilhelm Servats Beteiligung an einer Angelegenheit [3]) ein, durch die ein weit größerer Zug geht als durch alle diese Verrechnungen von Warenlieferungen und kleineren Darlehensschulden. Wie sie freilich für ihn ausging, ist uns nicht bekannt. — Nach dem Tode König Alexanders von Schottland war als Tochter einer schottischen Prinzessin die junge Margarete von Norwegen gesetzmäßige Erbin dieses Königreichs, ohne jedoch vorerst ihre Ansprüche auf den schottischen Thron praktisch durchsetzen zu können. Eduard I. nun hoffte das Nachbarland seinem Hause dadurch zu sichern, daß er eine eheliche Verbindung zwischen der jungen Erbin und seinem Sohne Eduard anknüpfte. Die Verhandlungen beginnen im Mai 1286, und zwar mit der Entsendung eines norwegischen Gesandten, der in England Geld schaffen soll [4]). König Eduard selbst übernimmt es, den ge-

---

1) Letterbook A, S. 100.

2) SWEETMAN, Cal. of Doc. relat. to the hist. of Ireland, I, 245–246.

3) Vgl. ALEXANDER BUGGE, Handelen mellem England og Norge indtil Begyndelse af det 15de aarhundrede, Hist. Tidskrift, 3. R., 4. Bd., Kristiania 1898, S. 53 ff.; ALBE, Marchands, S. 40.

4) Am 29. März hatte ihn der König von Norwegen autorisiert, ein Darlehen bis zur Höhe von 2000 Mark aufzunehmen; vgl. STEVENSON, S. 3; siehe auch S. 147, Punkt 1.

wünschten Betrag von 2000 Mark vorzustrecken, und autorisiert zu Ende Juni des Jahres die „Kaufleute von Lucca“ — damals die bedeutendsten Kapitalisten am Londoner Hof —, dem Norweger in seinem Namen ein Darlehen zu gewähren. Die Höhe dieses Darlehens ebenso wie den Namen des Oberhaupts jener Handelsgesellschaft erfahren wir aus einer zu Yarmouth am 21. September 1286 abgefaßten Urkunde[1]): es ist Riccardo Guidiccioni, der dem König von Norwegen 2000 Mark vorstreckt im Namen des englischen Souveräns; die Überbringer aber, durch deren Hände jenes Geld ging, waren Wilhelm Servat, Bürger von London, und Bernard de Ponte, Kaufmann von Cajarc[2]). Die Teilnahme aber wenigstens des Wilhelm Servat beschränkte sich nicht auf diese Nebenrolle. Drei Jahre lang erfahren wir überhaupt nichts von der ganzen Heiratsangelegenheit; erst in den Jahren 1289—90 ist dann wieder von der

---

1) Diese Urkunde findet sich bei STEVENSON, S. 23 f.; über die vorhergegangene Autorisation vgl. ebenda S. 24, Anm. 3 und S. 148, sowie RYMER, Foedera (Ausg. London 1727) II, 324; siehe auch RAMSAY, Dawn of the constitution, S. 376. Nach STEVENSON, S. 24, Anm. 3, ratifizierte König Erich von Norwegen am 29. September den Empfang der Summe; vgl. STEVENSON, S. 147, Punkt 5 und Anm. 2; RYMER II, 339. Vorhergegangen war eine durch zahlreiche Verpflichtungsklauseln gestützte Urkunde, die aus London vom 20. Juli datiert ist, wahrscheinlich schon vor Auszahlung des Geldes, das der König „in quindena S. Michaelis“ auszuzahlen geboten hatte. Der Empfang zu Michaelis wird darin aber bereits bestätigt; das Dokument wurde wohl damals als Entwurf vorgelegt? Vgl. RYMER II, 327, STEVENSON, S. 147, Punkt 3. Schon in einem dritten der 1290 vidimierten Briefe (STEVENSON, S. 148) — es ist wohl der vom 29. September (Michaelis) 1286 — bestätigt König Erich den Empfang des Geldes durch die Hände des Guidiccioni, sowie des Servat und de Ponte. Die beiden Südfranzosen sind hier also bereits den Italienern beigeordnet; vermutlich hatten sie sich nachträglich mit eigenem Kapital an dem Risiko beteiligt. Vielleicht haben aber alle drei das Geld nur für kurze Zeit vorgeschossen, um dann durch den englischen König bezahlt zu werden, wie dieser es wenigstens den Lucchesen versprochen hatte („nos pecuniam illam faciemus vobis allocari“, schreibt der König, vgl. RYMER II, 324). Wahrscheinlich haben jedoch die Lucchesen, um das Risiko zu vermindern, noch Anschluß an die Südfranzosen gesucht.

2) An andern Stellen „von Cahors“. Doch halte ich in solchen Fällen den unbekannteren Ort der gleichen Gegend — Caja[illegible] Städtchen im südöstlichen Quercy — für den richtigen.

Sache die Rede. Auf unser Darlehen beziehen sich sodann folgende urkundliche Belege: am 6. Februar 1290 erhalten Wilhelm Daverson[1]) und Wilhelm Servat „für sich selbst und die Kaufleute von Cahors“ einen für drei Jahre ausgestellten Geleitsbrief. Wiederum könnte man glauben, Servat wäre eben aus der Heimat mitgekommen; aber wir haben ihn nun doch schon mehrmals nicht nur als „Kaufmann“, sondern auch als „Bürger“ von London erwähnt gefunden und können übrigens auch darauf hinweisen, daß er 1289 dem Eremiten von Cripplegate eine kleine Summe schuldig war. Man könnte wohl annehmen, daß jener Eremit dem Kaufmann von Cahors einen Dienst erwiesen, etwa ihn getraut oder sein Kind getauft habe[2]). Es ergibt sich jedenfalls, daß Servat, bevor er nach Norwegen ging, bereits längere Zeit in London ansässig war. Wahrscheinlich war den Genossen jener Geleitsbrief schon im Hinblick auf die norwegische Angelegenheit ausgestellt worden; denn wir werden sehen, daß auch Wilhelm Daverson an dieser Sache beteiligt war. Die nächste hierhergehörige Urkunde ist vom 10. April des Jahres 1290 datiert[3]): es ist die Bestallung des Bischofs Anton von Durham als Bevollmächtigten zu Verhandlungen mit dem norwegischen König. Auch dieser Bischof Anthony Bek ist eine Persönlichkeit, die für Wilhelm Servats Leben eine beträchtliche Bedeutung hat[4]). Am 20. April ernennt sodann Wilhelm Servat, seinerseits im Begriffe, nach Norwegen zu reisen, Wilhelm Da-

1) Auch Wilhelm Daverson stammte aus der Gegend von Cahors; nach ALBE hängt sein Name wohl mit dem Orte Vers in nächster Nähe jener Stadt zusammen.

2) Wir wissen, daß Wilhelm einen 1291 geborenen Sohn hatte; denn 1303 wird seines damals zwölfjährigen Sohnes gedacht (Close Rolls, Edward I, V, 48). Ferner hatte er auch einen vermutlich älteren Sohn außerehelicher Geburt, dem im Jahre 1304 der päpstliche Dispens für die Erlangung der Weihen erteilt wird (Papal letters ed. W. H. Bliss, London 1893, S. 616). 1289 kann also entweder jener ältere Sohn getauft oder die Ehe eingesegnet worden sein, aus welcher der 1291 geborene hervorging.

3) BAIN, Cal. of Doc. relat. to Scotland, Bd. II, No. 420.

4) Vielleicht kam er durch seinen älteren Bruder Thomas, der 1247 Verwalter der wardrobe, 1279 Schatzmeister wurde (vgl. Dict. of nat. biogr. II, 137), mit dem Kaufmann von Cahors in Verbindung, der ja schon im Jahre 1282 an einer Anleihe des Königs beteiligt gewesen war, vgl. oben S. 484.

verson und Wilhelm Fressenede (beide stammen aus der Gegend von Cahors) zu seinen Bevollmächtigten für zwei Jahre, indem er gleichzeitig einen Geleitsbrief für den gleichen Zeitraum empfing [1]). Wilhelm Daverson ist also jedenfalls nicht mitgegangen. Von Wilhelm Servat hat es den Anschein, als ob er im Gefolge der Abgesandten des Bischofs von Durham [2]), zugleich aber zur Vertretung seiner eigenen Interessen über See gegangen wäre. Welcher Art diese waren, erfahren wir aus einer Urkunde des Norwegerkönigs vom Ende des Jahres 1289 oder aus dem Frühjahr des Jahres 1290 [3]). Erich bittet darin den König Eduard, er möge die Kämmerer von Schottland dahin beeinflussen, daß sie die ihm von seiner Heirat her gebührende, aber seit langem — zu Pfingsten 1290 würden es vier Jahre — nicht mehr ausgezahlte jährliche Beihilfe von 700 Mark in der Gesamthöhe von 2800 Mark dem Wilhelm Daverson, Wilhelm Servat und Genossen auszahlen möchten, welche ihm zur Verfolgung der schottischen Ansprüche seiner Tochter diesen Betrag dargeliehen hätten. Ist das nun eine neue Anleihe oder ein Zuschlag zu der alten, die jetzt Wilhelm Servat, nunmehr associiert mit Wilhelm Daverson,

---

1) Patent Rolls Edward I, II, 352; BAIN II, 102.

2) Bereits die ursprüngliche Vollmachtsurkunde (RYMER II, 474) stellte es dem Bischof frei, durch Abgesandte zu verhandeln. Und in der Tat gehen denn auch in seinem Auftrag sein Kleriker Henricus de Rye, der Abt von Wellebek, Simon le Sauvage und zwei Minoriten hinüber (vgl. Pat. Rolls Edward I, II, 350; BAIN, No. 419, 422); aller Wahrscheinlichkeit nach hat sich ihnen Servat angeschlossen. Die Urkunde Eduards vom 17. April, in der dieser den Norwegerkönig bittet, seine Tochter alsbald nach England zu senden (RYMER II, 474), nahm jene Gesandtschaft wohl mit.

3) Diese Datierung ergibt sich aus dem Hinweis der in den Foedera II, 1090 abgedruckten Urkunde auf die „kommenden Pfingsten des Jahres 1290". Das Jahr selbst ist nicht ausdrücklich als ein „kommendes" bezeichnet; deshalb kann die Urkunde wohl auch kurz vor Pfingsten 1290 abgefaßt und der Gesandtschaft auf ihrer Heimreise mitgegeben worden sein, dann etwa auf Drängen des Wilhelm Servat, der sich damals wohl in Norwegen aufhielt. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß sie schon 1289 oder Anfang 1290 ausgestellt wurde — denn, wäre Servat zur Zeit ihrer Abfassung in Norwegen gewesen, so wäre seiner doch wohl in einer einleitenden „narratio" gedacht. Wir dürfen dann annehmen, daß sie erfolglos blieb und Wilhelm Servat gerade deswegen nach Norwegen mitging.

ganz auf sich genommen hat? Oder aber sind die 800 Mark, um die die neue Schuldsumme die alte übersteigt, nur als Zinsen berechnet? Vermutlich ist es doch ein neues Darlehen[1]), das etwa den norwegischen Gesandten während ihrer langen Anwesenheit im Jahre 1289 vorgestreckt worden war[2]) — denn es ist doch zu auffallend, daß in jener Urkunde weder des alten norwegischen Unterhändlers Oliver de Monte Spina noch auch des englischen Königs gedacht wird. Die Verbindung Servats mit den norwegischen Angelegenheiten ist aber jedenfalls auf jenen ersten Anlaß zurückzuführen. Diese Urkunde also wurde etwa zu Anfang des Jahres 1290 nach England gesandt. Vor seiner Reise nach Norwegen hatte Servat (oder Averson) wohl Gelegenheit, sich mit der königlichen Empfehlung bei den Kämmerern von Schottland zu präsentieren, vermutlich ohne Erfolg — und darum wird Wilhelm die königlichen Gesandten auf ihrer Mission begleitet haben. Der norwegische Historiker Bugge[3]) schließt aus der Ausstellung eines Geleitbriefes für drei Jahre[4]), daß Servat wirklich so lange in Skandinavien blieb, um sich an Zolleinkünften oder dergleichen schadlos zu halten. Daß er aus König Erichs Einkünften im Lande selbst eine Zahlung erreichen wollte, wird ja wohl richtig sein; aus einem für alle Zwischenfälle berechneten formellen Dokument, wie es Geleitsbriefe und Pässe sind, die Dauer des beabsichtigten oder gar des wirklich durchgeführten Aufenthaltes zu erschließen, geht in unserem Falle

1) Ob das alte Darlehen zurückgezahlt worden war? Bei dem Eifer, mit dem Eduard sich der norwegischen Sache von der politischen Seite her annahm, ist es nicht ausgeschlossen, daß der König an die Rückzahlung dieses freundschaftlich gewährten Darlehens gar nicht ernstlich dachte und die mit ihm in Verbindung stehenden Lucchesen anderweitig abgefertigt wurden.

2) Stevenson 89, 104.

3) Bugge hebt a. a. O. S. 54 hervor, daß Erich seine schottischen Gelder 1292 noch nicht in Händen hatte.

4) Der dem Servat mit ausdrücklichem Bezug auf eine Reise nach Norwegen ausgestellte Geleitsbrief gilt übrigens nur für zwei Jahre; dieser offenkundigen Beziehung gegenüber halte ich es für unwahrscheinlich, daß der von Bugge gemeinte Geleitsbrief vom 28. August des Jahres, der eine „Reise in verschiedene Gegenden" erwähnt, der norwegischen Reise gelte. Ich glaube vielmehr, daß Servat, als er diesen Brief empfing, schon wieder zurück war.

jedoch um so weniger an, als wir wissen, daß Servat an mehreren zu Anfang des Jahres 1291 in England verhandelten Rechtsfällen stark interessiert war und am 26. März 1292[1]) selbst wieder zum „attorney" seines verreisenden Landsmannes Gerard de Byole ausersehen ward. Ja, schon am 2. Juli 1290 übernimmt er — vermutlich gleichzeitig mit ihnen heimgekehrt — den Transport der beiden Minoriten, die der norwegischen Gesandtschaft angehört hatten, nach ihrem Kloster. Wahrscheinlich hatte er an der vom 1. Mai bis zum 25. Juni dauernden Reise auf eigene Kosten teilgenommen, da in den ausführlichen Abrechnungen seiner nicht gedacht wird[2]). Möglich ist es ja auch, daß er ein eigenes Schiff zur Verfügung hatte; jedenfalls aber stand seine Norwegenreise in Zusammenhang mit derjenigen der königlichen Gesandten. Das königliche Schiff selbst hat er nicht gestellt, auch dessen Versorgung mit Vorräten bewerkstelligte ein Bürger von Yarmouth. — Daß er nicht ganz unverrichteter Dinge wiederkam, scheint ja außer Zweifel; denn wir hören fortan nichts weiter über Verhandlungen der Kaufleute von Cahors mit den Kämmerern von Schottland. Zum Unterschied von den Lucchesen hatten die Südfranzosen die Angelegenheit ganz auf sich genommen. Denkbar ist es natürlich auch, daß die Anweisung an die schottischen Kämmerer erst das Resultat von Servats Norwegenreise war — dann wird es aber doppelt merkwürdig, daß wir über den weiteren Verlauf der Angelegenheit nichts mehr erfahren. Sie müßte jedenfalls bald geordnet worden sein, denn schon im Herbst 1290 ging die ganze Sache durch den Tod der „maid of Norway" in die Brüche. Mag nun aber die norwegische Anleihe für Servat besser oder schlimmer ausgegangen sein — der unternehmende Südfranzose, von dessen kommerzieller Vielseitigkeit wohl schon die bisherigen Angaben einen Begriff geben, hatte mehrere Eisen im Feuer. Der Bischof von Durham, der eigentliche Bevollmächtigte des Königs, hatte sich der nach Norwegen gehenden Mission selbst nicht angeschlossen; am 10. Juni[3])

1) Patent Rolls Edward I, II, 48. Gerard stammte aus dem Quercystädtchen St. Cirq-la Popie.

2) Vgl. STEVENSON, S. 142, 149; BAIN, No. 439 und 464.

3) Patent Rolls Edward I, II, 372.

erhält er schon wieder einen politischen Auftrag für Schottland und trifft im August mit norwegischen Abgesandten zusammen. Diesmal sind die auf dem Wege nach Skandinavien liegenden Orkneyinseln als Treffpunkt ausersehen. An demselben Tage aber, an dem der Bischof als Statthalter der „Königin Margarete“ und Bevollmächtigter für den Abschluß der Heirat in Schottland urkundet[1]), empfängt Wilhelm Servat[2]) für sich, seine Angestellten und Diener, die er nach verschiedenen Richtungen sendet mit seinem auf der Bostoner Messe neu gekauften Schiff „Cumfort“, freies Geleit für drei Jahre. Wir sehen also: er ist selbst Schiffseigentümer und verfügt über eine hinlängliche Anzahl von Angestellten, um selbst nicht mehr immer dabei sein zu müssen. Die genaue Übereinstimmung der Daten legt übrigens die Vermutung nahe, daß er das Schiff, das ausdrücklich als ein neu gekauftes bezeichnet wird und den viel verheißenden Namen „Cumfort“ trägt, an den Bischof vermietet hatte; seine spätere Verbindung mit jenem Prälaten und die Tatsache, daß er späterhin einmal auch ein Schiff für die Reisen der englischen Königin bereitstellt, stützen diese Annahme; zu einer feierlichen Mission, wie sie dem Bischof diesmal zugedacht war, würde das neue „comfortable“ Schiff auch recht wohl passen.

An zwei aufeinanderfolgenden Tagen des kommenden Jahres (1291) werden, wie schon oben angedeutet, zwei Rechtsstreite verhandelt, an denen beiden Servat beteiligt war. Jedesmal in anderer Kompanie: so sehr er sich auch in erster Linie an seine Heimatsgenossen hält, so wenig beschränkt er sich darauf, jeweils an einem einzigen Kompanieverhältnis teilzunehmen — eine Beweglichkeit, die an den modernen Kapitalisten erinnert, der gleichzeitig in mehreren Unternehmungen seine Kapitalien zu investieren pflegt. Die eine dieser Angelegenheiten — die

1) Bain II, 445 und 454—455.

2) Patent Rolls Edward I, II, 383 = Bain II, No. 453 (28. August 1290). Ich glaube, wie bereits oben erwähnt, nicht, daß es sich jetzt erst um Servats norwegische Reise handelt; während die Fahrt nach Norwegen im Anschlusse an eine diplomatische Mission doppelt begründet erscheint, hat es hier den Anschein, daß Wilhelm nur seine Leute auf Handelsfahrt sendet, vielleicht auf eine längere Rundreise, da die nähere Angabe des Zieles fehlt.

am 4. Februar verhandelte — ist an sich recht einfach, hat aber eine unklare Vorgeschichte. Wilhelm Servat mit seinem Sozius Raimund de Sancto Clemente (mit dem er schon 1281 in Verbindung gestanden war) und anderen Kaufleuten verlangen aus dem Nachlaß des verstorbenen Bischofs von Ely 600 £ in gemünztem Gold, sowie Metall und Waren im Werte von 450 £; nachdem die Exekutoren des bischöflichen Testaments zuerst allerlei Schwierigkeiten gemacht haben, einigt man sich endlich auf die Summe von 400 £. Es hatte sich aber offenbar nicht um ein Darlehen an den Bischof gehandelt, sondern um ein Depot bei einer Handelskompanie[1]), das sich der Bischof in unrechtmäßiger Weise angeeignet hatte. Aber auch damit nicht genug der Komplikation: das Depot ist einerseits von Servats Gesellschaft hinterlegt, anderseits von einem gewissen Gerard von Orilak (er stammte wohl aus Aurillac in der Auvergne), der mit den südfranzösischen Kaufleuten eine große Abrechnung zu regeln hatte. Hierbei handelte es sich um ganz gewaltige Summen — die Schuld des Gerard wird auf ungefähr 5000 £ (!) veranschlagt, aber offenbar standen auch die andern mit ihm in Gegenrechnung, denn sonst würden nicht beide Teile jene Kaution deponiert haben, die dann in unrechte Hände geriet.

1) Der Name des Kaufmanns, bei dessen Gesellschaft das Depot hinterlegt worden war, ist offenbar korrumpiert; die Urkunde in Rolls of Parl. I, 43 (deren Datum 1290 das Regest in Close Rolls Edward I, III, 190 offenbar mit Recht auf 1291 deutet) nennt ihn „Bourounsin water"; es scheint, daß dieser Kaufmann sich vorübergehend oder dauernd auf dem Gebiete jenes Prälaten aufhält und daß der Bischof die deponierten Gelder eigenmächtig konfisziert hat. Es handelt sich nun, wie wir konstatieren können, um „Bouruncinus Walterii von Lucca", der, allerdings mit einer bedeutend höheren Summe als Servat, ebenfalls an der Walliser Kriegsanleihe beteiligt war (s. Various Rolls, S. 215). Dieser Baroncino Gualtieri (Bouruncino of Lucca), der auch im Februar 1281 258½ Mark darlieh (Rhodes, in Hist. Essays of Owens College, Manchester 1907, S. 165 f.), und dem der König im Dezember 1284 eine Schuld überträgt (vgl. Fine Rolls, S. 208), war am 28. Dezember 1279 associiert mit Riccardo Guidiccioni und Rolandino del Poggio. Da Guidiccioni wieder an der norwegischen Anleihe hervorragenden Anteil nahm, bestehen Gründe genug für die Annahme, daß Servat in dauernder Geschäftsverbindung mit Lucchesen stand und seine Barvorräte bei diesen zu deponieren pflegte.

Wir dürfen annehmen, daß Servats Kompanie aus dem bischöflichen Nachlaß den ihr gebührenden Anteil erhielt, der zu der angegebenen Summe fehlende Betrag dagegen dem Gerard von Orilak zugehörte, von dem wir leider gar nichts weiter wissen. Jedenfalls auch hier wieder ein großzügiges Geschäft, das nach außen hin keinen guten Ausgang genommen zu haben scheint; doch war das Risiko offenbar immer auf ziemlich viele Köpfe verteilt.

Mehr kompliziertes Detail enthält auf den ersten Blick die tags zuvor von Schiedsrichtern in Ordnung gebrachte[1]) Streitsache zwischen einer südfranzösischen Handelsgesellschaft und der Abtei Pipperwell, einem Kloster in Northamptonshire, wo auch die andere Verhandlung stattfand, was die nahe Aneinanderrückung der Daten leicht erklärt. Die Dinge liegen hier aber viel einfacher: Wilhelms Hauptgesellschafter ist diesmal Arnold Delsolie, ein Verwandter des Johann Delsolie von Cahors, den wir bereits kennen[2]); die anderen sind ein gänzlich unbekannter Johann de Redole, ferner jener Gerard de Briole, der im folgenden Jahre den Wilhelm mit der Vertretung seiner Angelegenheiten betraute, sowie deren andere Genossen, Bürger und Kaufleute von Cahors. Die Urkunde, über die Whitwell sich seinerzeit vorgesetzt hatte, näher zu handeln, gewährt einen sehr interessanten Einblick in die Kämpfe zwischen Natural- und Geldwirtschaft, zwischen geldbedürftigen englischen Mönchen und romanischen Kapitalisten. Es sind im Grunde noch dieselben Zustände, über die seinerzeit Matthaeus Paris und seine Gesinnungsgenossen geklagt haben; wir sehen hier aber auch, wie noch in dieser relativ vorgeschrittenen Zeit der Südfranzose von Cahors in einer Weise den Zisterziensern von Pipperwell entgegentrat, die ganz an das Verfahren der Italiener gemahnt. Die Verbindung zwischen den beiden Parteien reicht offenbar schon einige Jahre weiter zurück, und es bestand schon früher eine Verpflichtung des Klosters, von der auf seinen Gütern ge-

1) Die Urkunde selbst ist am 28. Februar in London abgefaßt worden. Vgl. Close Rolls Edward I, 1289—96, S. 192f. Vgl. dazu Schaube, Wollausfuhrlizenzen, S. 172.

2) S. oben S. 483.

wonnenen Wolle nur an jene Kaufleute abzugeben, die den Mönchen damals im ganzen 120 £ geborgt hatten, überdies noch 106 £ 13 s 4 d für die zu liefernde Wolle anzahlten. Die Mönche haben sich nach der Entscheidung der Schiedsrichter gegen den alten Vertrag vergangen: denn über den Ertrag von 733 Schafen innerhalb zweier Jahre haben sie sich nicht genügend ausgewiesen, auch sonst einen Sack Wolle zu wenig geliefert und sollen dafür als Strafe drei Säcke Wolle und eine Buße von 40 s entrichten; abgesehen davon, ist es ihnen auch noch strafweise auferlegt, jährlich zwei Säcke Wolle gratis zu liefern oder für einen jeden fehlenden Sack 16 Mark zu zahlen. Der neue Kontrakt, der nun festgelegt wird, sichert den Kaufleuten aus dem Quercy ein nur wenig eingeschränktes Monopol des Wolleinkaufs für die Besitzungen des Klosters auf die Dauer von 13 Jahren. Ein Tarif wird festgesetzt nach den drei Abstufungen der guten, mittleren und gewöhnlichen Wolle; für die drei ersten Jahre wird bei der obersten und der untersten Qualität ein Vorzugspreis normiert. Eine gewisse fixierte Summe haben Servat und Genossen jährlich in London abzuliefern, den Rest auf der Messe von Boston[1]) zu entrichten. 900 Schafe sind für die Monopolinhaber auszusondern (der Rest wird wohl, da es sich ja um ein prinzipiell uneingeschränktes Monopol des Einkaufs handelt, für das Kloster selbst benötigt); aber nicht genug daran: wenn von diesen Tieren einige eingehen, so sind die Häute zu verkaufen und von dem Erlös andere Schafe zu kaufen, deren Wolle nun offenbar auch wieder ausschließlich jenen Südfranzosen reserviert ist. Die Höchstzahl der für die Kaufleute reservierten Schafe betrug wohl 1000, da bei einer Gesamtzahl von 2000 Schafen die Hälfte des Ertrags an die Kaufleute fallen soll. Die gewährten Vorschüsse sind nach bestimmter Vorschrift alljährlich in Abzug zu bringen. Verkauft das Kloster entgegen diesem Monopolprinzip an andere Händler, so hat es eine den Verkaufswert der so entfremdeten Wolle übersteigende Buße zu

1) Von hier erfolgte wohl gleich der weitere Transport; die „Stadt des heiligen Botulph" übertraf in jenen Jahren ja selbst London als Wollexporthafen an Bedeutung; vgl. z. B. Vict. County history, „Lincolnshire", S. 313 bis 314, auf Grund authentischer Angaben der „Pipe Rolls".

entrichten, ebenso, wenn es die vereinbarten Quantitäten und Qualitäten nicht rechtzeitig liefert. Die Kaufleute haben auch das Recht, die Fertigstellung der Wolle für den Transport, die durch einen Arbeiter des Klosters erfolgt, persönlich zu überwachen. Diesen vielen Schwierigkeiten für die Mönche gegenüber haben die Kaufleute viel weniger Unannehmlichkeiten zu gewärtigen: bloß, wenn sie nicht zahlen, haben die Mönche für je 10 Mark Außenstände das Recht, einen Sack guter Wolle anderweitig zu veräußern. Mit Ausnahme dieser einzigen, ziemlich milden Bestimmung sind alle die vorsichtig ausgeklügelten Details des Vertrags gegen die Produzenten gerichtet. Dazu sind Verpackung und Verzollung der zu liefernden Ware genau normiert — kurzum, das Ganze liefert das Bild eines wohlorganisierten, geistig verfeinerten, kapitalkräftigen Kaufherrntums, das in sehr geschickter Weise den Einkauf einer so geschätzten Ware, wie es die englische Wolle gewesen ist[1]) — und die Wolle von Pipperwell scheint besonders beliebt gewesen zu sein, kaufte sie doch der König selbst[2]) —, zu betreiben wußte. Schon die auf Grund von Vorschüssen[3]) erreichte vorherige Preisbestimmung für den langen Zeitraum von 13 Jahren wird wohl die Lage ganz zugunsten der Käufer gestaltet haben[4]). Bedenken wir dazu noch, in wieviel verschiedenen „Branchen" des Warenhandels dieser Mann tätig war und in wieviel anderen Angelegen-

---

1) Vgl. Doren, Florentinische Wolltuchindustrie (1902), S. 72 f. Whitwell, Engl. monasteries and the wool-trade in the 13th century (Vjschr. f. Soz.- u. Wirtschaftsgesch. II (1904), S. 16.

2) Vgl. Close Rolls Edward II, I, 289 (Urkunde 23, Oktober 1310; es handelt sich darin aber noch um Eduard I.).

3) Solche von fremden Kaufleuten gewährte Vorschüsse bewogen die englischen Klöster sogar, Wolle aufzukaufen, um sie jenen Kapitalisten abzugeben; vgl. die Klage von 1275 bei Whitwell a. a. O., S. 10. Aus dieser Tatsache läßt sich ein Schluß darauf ziehen, wie sehr Vorausbezahlung die Preise der Wolle beeinflußt haben muß.

4) Es scheint, daß Kaufleute von Cahors, darunter ja vielleicht auch unser Servat, noch im Jahre 1310 mit der Abtei Pipperwell in Verbindung standen, denn damals wurden „Güter der Kaufleute von Cahors" in Verwahrung des Abtes von Pipperwell gefunden, was sich ja am besten bei Fortdauer der Geschäftsverbindung erklärt; vgl. Anm. 2.

heiten engagiert, überdies in wievielen verschiedenen Kompanieverhältnissen er stand, so bestätigt sich der schon oben gewonnene Eindruck: Diese Vielgeschäftigkeit gibt seinem Wirken etwas von der Farblosigkeit des modernen kapitalistischen Betriebes; nur, daß im Mittelalter für einen solchen vielfach engagierten „Aktionär" ein ganz anderer Grad von geistiger Spannkraft und kühnem Wagemut notwendig war, als in unserem Zeitalter der öffentlichen Rechnungslegung und Börsennotierung.

Wir haben oben auf die auffallende zeitliche Annäherung hingewiesen, die zwischen den Daten der Missionen des Bischofs von Durham und der Geleitsbriefe für Wilhelm Servat besteht. Die Schlüsse, die wir aus diesen Zusammenhängen zogen, werden noch bekräftigt, wenn wir nun erfahren, daß am 18. Juni 1294[1]) in der Tat Wilhelm Servat in des Königs Dienst über See geht mit Bischof Anton von Durham; er empfängt damals einen Schutzbrief und ernennt seinen Geschäftsfreund Raimund de Sancto Clemente zu seinem Bevollmächtigten für ein Jahr. Der Bischof Anton Bek, dem Servat, wie wir wohl annehmen dürfen, als finanzieller Berater zur Seite stand, war ein sehr reicher und prachtliebender Prälat. In seiner Umgebung gab es für einen geschickten Kaufmann gewiß manche gute Gelegenheit, Geld zu verdienen — war es nicht durch verzinsliche Darlehen, so doch gewiß durch den Verkauf kostspieliger Waren; ist doch sogar eine Anekdote überliefert, deren Pointe dahin geht, daß der Bischof keinen Preis als zu hoch gelten lassen wollte[2]). Seine Reise im Jahre 1294 führte nach Frankreich, wo Wilhelm schon von Haus aus gute Verbindungen haben mochte. Dem Einfluß des Bischofs ist es denn wohl zuzuschreiben, daß um 1299 die Abtei Durham von Servat Zucker und Wein kaufte[3]). In dem

1) Patent Rolls Edward I, III, 373.

2) Als man einen wertvollen Stoff als „zu teuer selbst für den Bischof zu Durham" bezeichnete, habe er sich daraus einen Reitanzug machen lassen; vgl. Dict. of nat. biogr. II, 134 (Neue Ausgabe von 1908).

3) Extracts from the account Rolls of the abbey of Durham, ed. Surtees Soc. 1898 f., II, 491. Vielleicht geschah es wegen unbezahlter Forderungen dieser Art, daß er 1305 einmal die Wolle des Priors von Durham pfändete (vgl. Registrum Palat. Dunelm. I, 314—316; IV, 51.

gleichen Jahre 1299 noch übernimmt er für den Prälaten einen Anteil von 200 £ an der Schuld, die Bischof Anton den Testamentsexekutoren des königlichen Oheims Wilhelm von Valence gegenüber für eine abgetretene Schuldforderung eingegangen war[1]). In gleicher Weise, wie der Kaufmann hier seine Ländereien in Middlesex — der Grafschaft, zu welcher der größte Teil der Stadt London gehört — zum Pfande setzt, gab er diese Garantie auch zwei Jahre früher, am 13. April 1297[2]), dem Aymo de Quarto, Propst von Beverley. Auf dem Hofe des Erzbischofs von York zu Beverley hatten ein halbes Jahrhundert früher[3]) Kaufleute von Cahors ihre Wollvorräte liegen; wir werden in der Annahme, daß Wilhelm dem Propst die hohe Summe von 790 £ 6 s damals für eine Lieferung von Wolle zahlte, denn wohl um so weniger fehlgehen, als sein Partner in diesem Geschäft ein Kaufmann von Brügge gewesen ist; ein Bürger einer Stadt also, deren Tuchindustrie hohe Bedeutung besaß. — Wir gelangen nun an ein unerfreuliches Blatt in der Lebensgeschichte des Kaufmanns von Cahors: im Jahre 1300 machte sich Wilhelm Servat einer verbotenen Handlung schuldig, der verpönten Münzverschlechterung; zwei seiner Leute (yeomen) waren daran beteiligt: anfangs waren hierfür 500 Mark Strafe normiert, dann ging man, wie es scheint, auf den bedeutend kleineren Satz von 50 Mark herab[4]). Vielleicht waren es Servats Beziehungen zu dem einflußreichen Bischof von Durham, die ihn damals so leichten Kaufs davon kommen ließen[5]).

Dieser Vorfall hat Wilhelm Servat denn auch nicht daran verhindert, gerade in den beiden ersten Jahrzehnten des 14. Jahr-

1) Urkunde vom 18. und 21. Oktober 1299, vgl. Close Rolls Edward I, III, 517; IV, 321.

2) Close Rolls Edward I, IV, 88.

3) Close Rolls Henry III (1237—42), S. 471.

4) Die betreffenden Urkunden vgl. Pat. Rolls Edward I, III, 557—558. Die erstere, welche die höhere Strafe festsetzt, hat den Zusatz „Wacated because otherwise below".

5) Über diese Sache äußert sich Whitwell, Law Quart. Rev. a. a. O. in etwas übertriebener Weise mit Beziehung auf des Matthaeus Paris Invektiven gegen die „Caursini", die natürlich mit diesem verspäteten Kaufmann von Cahors von Haus aus nichts zu tun haben.

hunderts eine bedeutsame Stellung sowohl in der städtischen Verwaltung Londons als auch im Dienste der Könige zu erlangen. Eine Beziehung zum Londoner Stadtrat scheint schon die etwas verwickelte Urkunde vom 31. Mai 1302[1]) darzutun, die jedenfalls erweist, daß Wilhelm damals einem Gläubiger der Stadt eine kleine Teilzahlung zu deren Gunsten leistete. Zumindest seit 1309 hat er sodann selbst als Alderman das Viertel Walbrook[2]) vertreten, einen dem Quartier der Weinhändler benachbarten Stadtbezirk; in der Zeit von 1309—17 scheint er fortdauernd dieses Vertrauensamt bekleidet zu haben[3]). Schon 1309 — noch vor seiner ersten Nennung als Alderman — war er einer der zwei Vertreter der City bei einem „Colloquium"; 1313 wurde er als Alderman zum Parlament designiert[4]). In dieser Eigenschaft als Stadtrat hat er sich auch mehrmals dem Könige gegenüber widerspenstig erwiesen[5]).

Trotz dieser kleinen Mißhelligkeiten ist aber der Kaufmann von Cahors gerade in diesen Jahren in lebhaftester Geschäftsverbindung mit dem englischen Königshofe gestanden. Was uns von seiner sonstigen Tätigkeit in den Anfängen des 14. Jahrhunderts, dessen zwei erste Jahrzehnte er noch miterlebte, berichtet wird, hat daneben wenig Bedeutung: allerlei kleine Schuldbekenntnisse, in denen er bald der Gläubiger, bald der Schuldner

---

1) Letterbook C, S. 102.

2) Vgl. darüber Stow, Survey of London, Neue Ausgabe I, 238 f.

3) Nur für das Jahr 1315 ist mir kein Beleg bekannt; für 1309: siehe Letterbook C, S. 173; 1310: Letterbook D, S. 16, 17, 44, 48, 55—58, 187, 213—214, 225, 227, 231, 233, 237; Kunze, Hanseakten, S. 37; 1311: Letterbook D, S. 59, 61, 67, 77, 81, 144, 251—252, 253—256, 262, 271, 286; 1312: Letterbook B, S. 40, D, S. 19, 21, 92, 278, 283, 299; Riley, Memorials of London (1868), S. 94 f., 102; 1313: Letterbook D, S. 22, 186, 310, E, S. 17, 20; Close Rolls Edward II, I, S. 307; 1314: Letterbook D, S. 23 bis 24, E, S. 24; 1316: Letterbook D, S. 27, E, S. 68—70; 1317: Letterbook E, S. 80.

4) Letterbook C, S. 166, E, S. 17.

5) Am 26. April 1311 wird ihm die wegen eines Widerstands in Finanzdingen auferlegte Strafe erlassen, da er militärisch tätig gewesen war (Close Rolls Edward II, I, 307), wogegen er zu einer vom König einberufenen Versammlung, in der über die Verteidigung der Stadt verhandelt werden sollte, nicht erscheint (21. Januar 1312; vgl. Riley, Memori[illegible]

ist[1]); nur ein Dokument ist von größerer Bedeutung[2]): wir erfahren daraus, daß Wilhelm Servat in Verbindung mit Italienern, unter denen sich auch Angehörige der Bardi-Gesellschaft befanden — er selbst gerät mit unter den Gesamttitel der „Merchants of Lombardy" —, Schiffe nach Flandern sandte. Beidemal hatten die Unternehmungen Unglück: die Schiffe gehen zugrunde: das zweite Mal werden sie auch noch von den damals zum Strandraub geneigten Küstenbewohnern Norfolks bestohlen.

Durch die Anleihe von 1282, durch die norwegische Angelegenheit und die französische Mission des Bischofs von Durham war Servat den königlichen Finanzbeamten kein Unbekannter mehr. Aber erst mit dem Jahre 1302 setzt die ununterbrochene Reihe fortdauernder Beziehungen und Verrechnungen ein, mit deren ältestem Fall uns die Urkunden vom 7. und 20. Januar 1303 bekanntmachen. Kürzlich, so heißt es in dem Dokument vom 7. Januar — also wohl zu Ende des Vorjahres 1302 —, hatte Wilhelm Servat für die Bedürfnisse des königlichen Haushalts ein Schiff mit Spezereien von Dieppe nach Winchelsea kommen lassen, das dort von flandrischen Seeleuten ausgeplündert worden war. Und die ausführlichere Urkunde vom 20. Januar fügt hinzu, daß er seinen Gehilfen Peter Andreu zu diesem Zwecke nach der Provence entsandt habe, nennt die Namen der Räuber und gibt die Höhe des Schadens an; die Gewalttäter waren ursprünglich verhaftet worden, waren aber entflohen und hatten Wilhelms zwölfjährigen Sohn mitgenommen. Aus einem königlichen Schreiben vom 1. August erfahren wir, daß Wilhelm von den Räubern eine Buße von 2400 Pariser Pfund empfing und sich damit zufrieden erklärte; der Knabe war wohl zurückgegeben worden, da von ihm

1) Seine Schuldner sind einmal ein Färber (1309, Letterbook B, 211), dann ein gewisser Eduard von Hastings (20. Januar 1313, Close Rolls Edward II, I, 564); in eine kleine Forderung an zwei Männer teilte er sich mit seinem alten Gefährten Wilhelm Daverson („Guill. de Vorzoun"; Letterbook B, S. 174). Seine Gläubiger sind zwei Italiener (12. April 1310, Letterbook B, S. 247), ein Kleriker (5. August 1310, Close Rolls Edward II, I, 329) und ein königlicher „Sergeant at arms" (25. Januar 1312, Letterbook B, S. 35).

2) Pat. Rolls Edward I, IV, 538 (22. November 1307); beraubt werden sie bei Blakeneye. Über ähnliche Fälle in dieser Gegend vgl. Pat. Rolls Edward I, I, 172 und 380.

nicht mehr weiter die Rede ist. — Aus diesen Urkunden [1]) geht hervor, daß Wilhelm nicht etwa nur Einkäufe in Frankreich machen ließ und sodann einen Teil der dort erstandenen Waren an den königlichen Haushalt verkaufte, sondern daß er ein Schiff zu dem ausschließlichen Zwecke ausrüstete, diesen mit Spezereien zu versorgen; wir dürfen andererseits wohl annehmen, daß diese Lieferung ihm in erster Linie übertragen war. Gleichzeitig übernahm der Südfranzose, der durch seine Beziehungen in der alten Heimat dafür besonders geeignet erschien, auch die Versorgung des königlichen Haushalts mit Wein: in einer Urkunde vom 1. Mai 1303 [2]) verpflichtet er sich, einem Gascogner Weinhändler 500 Mark für gelieferten und 300 Mark für später zu liefernden Wein zu zahlen, wofür ihm der König den Ertrag des „coinage of tin" (Zinn–Wägestempel) [3]) in Cornwall bis zur Höhe von 750 £ verpfändet. Diese Summe übersteigt die von Servat selbst übernommenen Schuldsummen um mehr als 40 Prozent, die wohl als Verzinsung aufgefaßt werden dürfen. Nicht lange nachher fällt eine Nachricht, die uns beweist, daß Servat, der als Spezereilieferant des Königs unter seinen Standesgenossen nun ein besonderes Ansehen genießen mochte, nach Patrizierart zu leben begann; er erhält am 3. Oktober 1305 [4]) nämlich die Lizenz, einen Turm auf sein Haus zu bauen und diesen Turm mit Zinnen zu versehen. — In demselben Jahre finden wir den Kaufmann von Cahors auf einem Gebiete tätig, für das er sich bereits vor zwei Jahren einzuüben Gelegenheit gehabt hatte [5]): er war damals beauftragt, von den fremden Kaufleuten den neu eingeführten Zoll für Wolle, Wollfelle und Häute auf der Themse zwischen London und Gravesend [6]) einzuheben und die eingehen-

---

1) Close Rolls Edward I, V, 3, 8, 48; Pat. Rolls Edward I, IV, 111.

2) Fine Rolls, S. 493.

3) Vgl. J. Murray, New English Dictionary, II (Oxford 1893), S. 604, unter „Coinage", n° 4.

4) Patent Rolls Edward I, IV, 379; Bain IV, 373.

5) Er war nämlich am 21. März 1303 mit der Kontrolle der Wollwagen zu Ipswich, Harwich und Yarmouth betraut worden. Vgl. Fine Rolls, S. 472.

6) Es handelt sich um einen Zuschlag von 50 % [illegible] alten Zöllen, die 1275 eingeführt worden waren. Für den Sack W[illegible] 8 d

den Beträge an die Frescobaldi abzuführen; den gleichen Auftrag erhält er auch am 24. Juni 1306 und zu Ende des gleichen Jahres, nur heißt sein Genosse die ersten beiden Male Rich. de Refham, das drittemal Wilhelm de Cumbe(martyn ?)[1]). Wir meinen nicht, daß die Frescobaldi die eigentlichen Einnehmer waren und jene Männer bloß als ihre Unterbeamten zu betrachten sind; nur waren jene Einkünfte — und zwar für alle Häfen des Reichs — den Italienern auf einen langen Zeitraum hinaus verpfändet, und die königlichen Zolleinnehmer waren demgemäß beauftragt, die einlaufenden Summen an sie abzuliefern. Servat bekleidete auch späterhin — am 19. März 1310; sein Gesellschafter heißt nun Wilhelm Cusyn — die Würde eines „custos custumae lanarum" in der Stadt London[2]). Da wir endlich konstatieren können, daß Wilhelm Servat diesen Zoll am 6. August 1310[3]) gemeinsam mit Johann von Lincoln — einem in königlichen Diensten sehr vielseitig tätigen Kaufmann von Hull[4]) — einhob, daß diese Genossen zwischen Juli und November 1311 noch als Einnehmer fungierten und daß in der Urkunde vom 12. November dieses Jahres noch auf die alten Kompanieverhältnisse mit Cumbemartyn und Cusyn zurückgegriffen wird, ist es wahrscheinlich, daß Servat überhaupt, zu mindest in den Jahren 1305—11, fortdauernd als Einnehmer des neuen Wollzolls zu London fungierte, während die Namen seiner Amtsgenossen häufig wechseln. 1311 teilt ein königlicher Kleriker mit den beiden Zollbeamten das Recht des Siegelns — jedenfalls ein Zeichen dafür, daß es sich auch hier nicht um Pacht- und Pfandverhältnisse handelt, sondern um Beamtenstellungen, die allerdings entsprechend der Eigenart mittelalterlicher Gehaltsverhältnisse wohl mehr durch Beteiligung an den Einnahmen und Zu-

---

zu entrichten. Vgl. STEPH. DOWELL, Hist. of Taxation and Taxes, 2. Aufl., Bd. 1 (London 1888), S. 75 f., 78 f. Diese neuen Zölle wurden für die Zeit von 1311—22 aufgehoben.

1) Pat. Rolls Edward I, IV, 454, 485; Fine Rolls S. 539, 549.

2) MADOX, Exchequer I, 780.

3) Vgl. Close Rolls Edward II, I, 321, 382, 388; Fine Rolls, S. 70.

4) Er war zu verschiedenen Zeiten Controllor des Münzwesens und Vorstand des Wechsels. Vgl. RUDING I, 199, II, 246.

weisung von Nebengebühren honoriert als mit festen Summen dotiert waren. Während des fünften Regierungsjahres Eduards II. hatte eine Zeitlang der Genuese Antonio Pessagno dieses Amt inne[1]), aber im Januar 1312 und im April 1313 war es jedenfalls in den Händen von Wilhelm Servat, dem sich diesmal Wilhelm von Toulouse zugesellt. Pessagno dagegen, der uns als der eigentlich führende Finanzmann am Hofe Eduards II. erscheint[2]), verrechnet jetzt[3]) die eingehenden Zolleinnahmen und eine Reihe anderer Beträge bis zu der stattlichen Höhe von 111505 £. Die Londoner Einnehmer hatten damals 8921 £ 7 d direkt abzuliefern, 10000 £ an Enguerrand von Marigny, 3816 £ 10 s 6 d an Totus Guidi; die beiden Gläubiger scheinen übrigens 10000 £ weiter gestundet zu haben. Auf dieselben scheint auch die Anweisung von Zöllen zugunsten des Totus Guidi[4]) (24. März 1315)[5]) zurückzugreifen; in der hierhergehörigen Urkunde werden die beiden Südfranzosen als ehemalige Zolleinnehmer bezeichnet; damals haben bereits zwei andere — darunter Wilhelms ehemaliger Gefährte Johann von Lincoln — jenes Amt inne, aber erst seit ein paar Tagen, so daß offenbar damals Servat und sein Genosse dieses Amt zwei Jahre lang ununterbrochen verwaltet hatten[6]). Im Dezember 1311 war dem Servat und dem eben genannten Johann die Eintreibung einer andern königlichen Einnahme überwiesen worden: die des Zolles auf Tuch, Wachs, Avoir du pois und andere kleine Gegenstände, Pferde und andere Tiere, Korn

---

1) Fine Rolls 1307—19, S. 123; Rot. Cur. Scacc. I, 188 (zwischen Juli 1312 und April 1313). Der Zoll ist damals schon auf ½ Mark pro Sack ermäßigt.

2) Er hat zwischen dem 8. Juli 1313 und 16. Dezember 1316 dem König nicht weniger als 36985 £ 15 s geborgt, außerdem Einkäufe für den Haushalt und den schottischen Krieg bewerkstelligt. Nur die Frescobaldi, die Bardi und die Ricciardi haben noch mehr vorgestreckt. Er empfängt dafür große Beträge aus Zoll und Schatz, verrechnet in der „wardrobe", cf. Rhodes a. a. O., Appendix K, S. 163, 166.

3) Vgl. Pat. Rolls Edward II, II, 45, 203 f.

4) Dieser Italiener hatte Eduards Schulden aus der Zeit vor seiner Thronbesteigung beglichen. Vgl. Pat. Rolls, Edward II, II, 101.

5) Pat. Rolls Edward II, II, 164.

6) Vgl. die Urkunde vom 15. März 1315; Fine R

und andere Waren, die sich im Besitze fremder Kaufleute befinden[1]). Der Charakter dieses Zolles ist aus dem Regest im „Calendar of Close Rolls“ nicht deutlich zu erschließen: während es sich bei den Produkten der Schafzucht mit Bestimmtheit um einen Ausfuhrzoll handelt, müssen hier wohl zum guten Teil Gegenstände der Einfuhr belastet sein, was freilich bei Tieren und Getreide nicht ohne weiteres festzustehen scheint. Auch hier erfolgt die Einhebung nicht auf eigene Rechnung der Einnehmer, vielmehr ist diesmal aus dem Erlös des Zolles bereits eine Schuld des Königs an gascognische Weinlieferanten beglichen worden. Noch ein anderes Amt, wohl mehr ein Ehrenamt, haben die beiden Genossen im Jahre 1311 bekleidet; hier kommt ein dritter hinzu: der im königlichen Dienst mehrfach hervortretende Ricardus de Luda. Diese drei fungierten damals[2]) als Untersuchungskommission gegen den Gebrauch falscher Münzen in London — ein eigenartiges Zusammentreffen, wenn man an Servats Münzdelikt zurückdenkt[3]). Da sie im gleichen Jahre auch für Boston genannt werden, mag sich ihre Tätigkeit wohl über ganz England erstreckt haben.

In anderen Fällen — sie sind noch zahlreicher — fungiert Wilhelm Servat nicht als Einnehmer des Zolles, sondern nun selbst als Pfandinhaber, dem die Einnahmen abzuliefern sind. Sei es es nun, daß es der Tradition widersprach, einen königlichen Gläubiger in eigener Person die Zolleinkünfte mit Beschlag belegen zu lassen, oder wünschten die ausländischen Großfirmen, denen der König verschuldet war, der bequemeren Kontrolle halber nach Möglichkeit gerade Londoner Einkünfte zugewiesen zu erhalten: während der Kaufmann von Cahors in London für Rechnung des Königs und seiner Gläubiger Zölle einhebt, sammeln an anderen Orten andere Zolleinnehmer wieder für Servats eigene Rechnung. Im ersten Jahre des neuen Königs, in dessen Regierung Wilhelm offenbar ein erhebliches Schuldkonto aus den Zeiten des ersten Eduard herüberbrachte — wird

1) Close Rolls Edward II, I, 389.
2) Vgl. Rot. Cur. Scacc., S. 175; Fine Rolls, S. 80.
3) S. oben S. 498.

doch noch zehn Jahre später dieser alten Schulden gedacht —, ist ihm zum ersten Male eine derartige Abgabe überlassen: der Zoll von drei Pfennig pro Pfund für den Hafen von Yarmouth[1]). Es handelt sich hierbei nur um eine Teilzahlung; wenn auch in diesem Fall die Ursache des Schuldverhältnisses nicht näher erklärt wird, so ist doch aus der Bemerkung einer etwas späteren Urkunde zu entnehmen, daß der König jenem Kaufmann in Anbetracht seiner Lieferungen an Spezereien und anderem Haushaltsbedarf verschuldet war. Und da die Warenlieferung, von der wir oben hörten, schon sehr lange zurückliegt, ist zu vermuten, daß Wilhelm auch nach dem Jahre 1303 noch fortfuhr, des Königs Spezereilieferant zu bleiben. Auch am 17. Juli 1310 wird dann wieder die Verfügung getroffen, alle aus der Zeit des verstorbenen Königs herrührenden Nachtragszahlungen des neuen allgemeinen Ein- und Ausfuhrzolles seien dem Vertreter des Wilhelm Servat als Teilzahlung der königlichen Schuld für Haushaltslieferungen zu überweisen. Im Zusammenhang mit dieser Tätigkeit steht auch die Zuweisung der Einnahmen der wohlhabenden südwestfranzösischen Binnenstadt Marmande[2]): ihm werden die Zölle und Gebühren von Marmande für fünf Jahre zugewiesen gegen eine doppelte Verpflichtung, die der Kaufmann für die gleiche Periode auf sich nimmt: einmal nämlich, den königlichen Haushalt jährlich mit einem nach dem Gewicht und dem ungefähren Wert festgelegtem Quantum Wachs zu versehen, anderseits gewisse aus der Zeit Eduards I. fällige Schulden der Krone im Gesamtbetrag von 2100 £ während jener fünf Jahre zu begleichen. Die letztere Bedingung rückt den Warenkaufmann wieder in die nächste Nähe des Bankiers, wie denn überhaupt dieser vielseitige Kaufmann ein Musterbeispiel dafür ist, wie zuweilen im Mittelalter bei unternehmenden Leuten alle Grenzen bestimmter

1) 19. Juni 1308, vgl. Madox I, 385, s. auch unten S. 508 f., 510 Anm 1, 511 Anm. 6.

2) Es sind jährlich 800 Quintalla Wachs zu je 112 Pfund und zum Maximalpreis von je 65 Schillingen; das ergibt jährlich einen Wert von ca. 1000 £. Die Einkünfte von Marmande dürften übrigens einen höheren Betrag repräsentiert haben; denn es wird damit gerechnet, daß der Überschuß, welcher in der Gegenrechnung für das gelieferte Wachs etwa verbliebe, zugunsten jener anderen Schuld von 2100 £ in Abrechnung zu bringen sei.

Berufstätigkeit ineinander verfließen. Es dauerte übrigens lange genug, bis Wilhelm zur Nutznießung seines Pfandes gelangte. Am 26. Oktober 1309 kommt die erste Abmachung zustande[1]. Der Vertrag sollte in Kraft treten, sobald die Rechte des Herrn de Scuto auf jene Einnahmen erloschen wären. Diese Frage scheint aber lange nicht geregelt worden zu sein; denn nach der von CARTE berichteten neuerlichen Zuweisung vom 18. März 1310[2]), dem energischen Befehl vom 18. August[3]) und einer ausführlichen Urkunde, die nicht vor Juli[4]) 1311 gesetzt werden kann, bedarf es einer nochmaligen Mahnung vom 23. Mai 1312[5]): der Herr de Scuto sei schon längst bezahlt; der Seneschall von Bordeaux solle Wilhelm die seit den letzten Ostern zugeflossenen Einkünfte von Marmande zuweisen. Die Verpflichtung Servats gegenüber dem Könige hat sich unterdes gewandelt: anstatt Wachs hat er nun Tuch gleichen Wertes zu liefern.

Um die gleiche Zeit ward denn Wilhelm Servat, der hier als „Kings Merchant" charakterisiert wird, auch zum Tucheinkauf ein Geleitsbrief verliehen[6]) — er ging also über Landes, vermutlich nach Flandern —, und es sind auch nicht immer Zolleinkünfte, die ihm übertragen werden, sondern zuweilen auch Steuereinnahmen, wie z. B. 1313 ein Teil des vom Durhamer Prior zu entrichtenten „Fünfzehnten"[7]). Ebenso wird die Verwaltung der konfiszierten Templergüter zu London, die ihm gemeinsam mit Roger le Palmere am 20. Januar 1312 mit rückwirkender Kraft übertragen ward und die er am 8. Februar 1313 nicht mehr inne hatte[8]), kein bloßes Ehren-

---

1) Fine Rolls, S. 50—51.

2) THOM. CARTE, Catal. des Rolles Gascones I (Londres 1743), S. 37; vgl. TAMIZEY DE LARROQUE, Notice sur la ville de Marmande (Villeneuve s. L. 1872), S. 32.

3) Fine Rolls, S. 70.

4) Diese Urkunde stammt aus dem 5. Jahre Eduards II. und ist jedenfalls vor die zunächst erwähnte zu setzen. Sie findet sich Rot. Cur. Scacc., S. 189.

5) Fine Rolls, S. 133.

6) Pat. Rolls Edward II, I, 461 (25. Mai 1312).

7) Registr. Palat. Dunelm. IV (1874), S. 943, 961, 976—977. Über diese Steuern im allgemeinen vgl. DOWELL a. a. O., S. 64 f.

8) Vgl. Fine Rolls, S. 122; Pat. Rolls Edward II, I, 411; Close Rolls Edward II, I, 421—422, 468, 515; Charter Rolls III, 203. Nachdem Papst

amt gewesen sein. Dabei treten freilich zu der nie erschöpften alten Schuld immer wieder neue Ausgaben für den königlichen Herrn. Hatte Servat vor 20 Jahren den Transport bescheidener Klosterbrüder besorgt, so veranlaßte er nunmehr das Nötige für die Reise einer Königin: als nämlich Königin Isabella im Mai 1313 ihren Gemahl nach Frankreich begleitete [1]). Zwei Monate früher stellte er dem König 1000 £ in bar zur Verfügung — doch ist es Antonio Pessagno, der das Geld in Empfang nimmt. Man könnte glauben, der Genuese stehe Bürge für den König; das hat aber wenig Wahrscheinlichkeit, weil ja dem Gläubiger aus dem Wollzoll von Southampton sofortige Schadloshaltung zugesichert wird [2]). Pessagno, der für den Betrag in der „wardrobe“ [3]) verrechnen will, war mehrmals, so auch gerade um diese

---

Clemens V. den König schon am 16. Mai 1312 von der Übertragung der Templergüter an den Johanniterorden verständigt hatte, zögerte dieser doch bis zum 28. November 1313 mit der Erfüllung des päpstlichen Wunsches, er möge die Besitzungen den Johannitern auszuhändigen. Offenbar trennte er sich selbst ungern von diesen Gütern, aus deren Ertrag italienische Gläubiger bezahlt und fromme Spenden bestritten wurden. Sollte nicht vielleicht auch Servat Anweisungen auf die von ihm verwalteten Einkünfte erhalten haben? Vgl. für diese Daten Rymer, Foedera III, 326, 454; Syllabus z. Rymer, II, 168—169, 236—237, und Perkins, The wealth of the Knights templars in England (Amer. Hist. Review XV, 257, 259, Anm. 41, 42).

1) Abbr. Rot. Orig. in Curia scacc. I (1805), S. 204; vgl. über diese in den allgemeinen Darstellungen oft übergangene Reise Pat. Rolls Edward II, I, 579.

2) Pat. Rolls Edward II, I, 561.

3) Ich vermag für „wardrobe“ eine völlig befriedigende Umschreibung nicht zu geben. Nach Du Cange war die „gardaroba“ der englischen Könige Archiv und Schatzkammer. Madox berichtet (Ausgabe von 1711, S. 182 f., 593—594, 629—630) über Zahlungen in der „wardrobe“, ohne das Wort zu definieren; doch scheint durch den Inhalt der Zitate eine Verbindung mit dem Haushalt angedeutet. Gneist (Engl. Verf.-Gesch., S. 336) erwähnt unter den Hauptbeamten des königlichen Haushalts den „maitre de garderobe“, ohne ihn näher zu charakterisieren. Einige orientierende Bemerkungen finden sich bei Stubbs, Constit. Hist. II (1875), S. 275 f., 276 Anm. I, 545, 546, 552 f., und bei Fehr, der (a. a. O. S. 50 f.) vom „Königlichen Haushalt“ spricht. Auch Herrn Prof. Hansen in Köln bin ich für seine orientierenden Bemerkungen zu Dank verpflichtet. — Es steht wohl f[illegible] die „wardrobe“ die „privaten“ Einnahmen und Ausgaben des König[illegible] würde

Zeit, damit beauftragt, bedeutende Anleihen zusammenzubringen[1]); er ist gleichsam als privater Finanzminister Eduards II. zu betrachten. Außer den Kosten für die Reise der Königin bestritt Wilhelm in jenen Jahren mehrfach Zahlungen an einen Junker (Ecuyer) Johann de la Moillie[2]), der 1314 mit seinen Leuten dem Könige in Schottland (Dundee) und Dover Waffendienste geleistet hatte; er lieferte ferner im Juni 1313 oder 1314 Wein im Werte von 600[3]) £. Trotzdem ihm zu wiederholten Malen Zolleinkünfte von Southampton, Chichester, Ipswich und Yarmouth[4]) zugewiesen worden waren[5]), hatte Wilhelm auf Grund der eben angeführten neun Posten im Mai 1315[6]) noch über 666 £ zu fordern, die in der spezifizierten Schlußabrechnung vom 20. Juni[7]) bis zur Höhe von 686 £ 16 s $6^1/_4$ d korrigiert erscheinen; dazu hatte er neuerdings um mehr als 500 £ Tuche für den königlichen Haushalt besorgt. Hierher gehört wohl schon der oben erwähnte Geleitsbrief von 1312[8]); doch hat Servat, wie wir aus der Abrechnung vom 20. Juni 1315 erfahren, auch während des fünften und sechsten Regierungsjahres Eduards II. derartige Einkäufe mehrmals durchgeführt[9]). Endlich hatte er aber auch noch 1061 £ zu fordern, die er im Auftrag des seinerzeitigen Seneschalls der Gascogne, Richard von Havering, zu Zeiten Eduards I. und seines Sohnes verschiedenen Gläubigern der Krone ausge-

---

der Begriff der „Privatschatulle" fremde Elemente hereintragen und der des „Haushalts" zu enge Grenzen ziehen, weil z. B. auch militärische Ausgaben häufig in der „wardrobe" verrechnet werden. Ich behalte also im Texte lieber den technischen Ausdruck bei.

1) Vgl. Pat. Rolls Edward II, I, 570. Bond in „Archaelogia", Bd. XXVIII, S. 352, 354; nach Rymer II, 214 und 346.

2) Vgl. auch Pat. Rolls Edward II, II, 100; Rot. Scacc. I, 204.

3) Pat. Rolls Edward II, II, 305. Der Posten stammt aus dem Juli des 7. Jahres Eduards II.; da die Regierungsjahre dieses Königs immer im Juli beginnen, kann sowohl der Juli 1313 als derjenige des folgenden Jahres in Betracht kommen.

4) Z. B. (Yarmouth allein) am 8. Mai 1314 (Fine Rolls, S. 195).

5) Zuletzt erst am 7. April 1314. Vgl. Pat. Rolls Edward II, II, 100—101.

6) Close Rolls Edward II, II, 177.

7) Pat. Rolls Edward II, II, 305—306.

8) S. oben S. 506, Anm. 6.

9) Zwischen Juli 1311 und Juli 1313.

zahlt hatte. Da der 2100 £, die er gegen Überlassung der Einkünfte von Marmande zu bezahlen übernommen hatte, nicht weiter gedacht wird, muß man vermuten, daß es sich hier wieder um andere alte Außenstände handelte; er hat sie „im Auftrage des Seneschalls" beglichen, muß also eine Art Vertrauensbankier für die Verwaltung der südwestfranzösischen Provinz gewesen sein. Vielleicht gehen diese Geschäfte — abermals eine andere Auslage aus der Zeit Eduards I.; die für die Bezahlung des Jakob Pilat von Douai (wohl eines Tuchkaufmanns) aufgewandte Summe hatte schon wieder im Oktober 1312 ein anderer königlicher Vertrauensmann, der ehemalige Schatzmeister John de Sandale, dem Servat ersetzt[1]) — noch auf das Jahr 1294 zurück, in dem Wilhelm den Bischof von Durham nach Frankreich begleitet hatte[2]). Im Mai 1315 war es dem Schatzmeister und den Kämmerern freigestellt worden, ihm die ganze Forderung zu bezahlen; offenbar fand dieser Posten aber nicht ihre unbedingte Billigung, denn in der genauen Abrechnung vom 20. Juni ist er nicht mehr erwähnt — erst mehr als drei Jahre später wird er wieder hervorgeholt und auch da noch vor der Auszahlung die formelle Anerkennung jener Forderungen durch den ehemaligen Seneschall der Gascogne verlangt. Für die übrigen Schuldbeträge werden dem Servat dagegen schon damals bestimmte Zuschreibungen gemacht: sie begreifen den halben Zoll von Southampton bis zur Summe von 600 £, die von Chichester und Yarmouth bis zu 200 £, endlich den von Lynn bis zu 205 £ 6 s 4¼ d. Es scheint, daß der Gläubiger aus diesen Quellen zum guten Teil befriedigt worden ist[3]), denn diese Schuld hat er im ganzen nicht mehr weiter reklamiert. Dagegen stellte

---

1) Fine Rolls, S. 155, 159; es handelt sich um eine Summe von 384 £ 17 s 4 d.

2) S. oben S. 497.

3) Wahrscheinlich bezeichnet es einen Weg zur allmählichen Befriedigung Servats, daß er in einer Urkunde vom 30. Mai 1316 (Fine Rolls, S. 281) als Oberaufseher des Wollzolles in Chichester, Lynn und Yarmouth erscheint, und zwar durch „attorneys" vertreten, was darauf deutet, daß diese Würde ihm nur pro forma verliehen und auch die Ablieferung der Gelder in den Schatz nur Formsache ist.

er, wie schon angedeutet, im Dezember 1318 noch einmal jene andere Forderung[1]); mit welchem Erfolge, ist uns nicht bekannt. Falls die Berechtigung seiner Ansprüche anerkannt worden ist, wurden dem Wilhelm abermals Anweisungen auf die Wollzölle von Chichester, Yarmouth und Lynn gegeben, wie ihm erst kurz zuvor für eine gewisse Zeitperiode die halben Zölle von Southampton überantwortet worden waren[2]), ohne daß diesmal das Schuldverhältnis näher begründet würde. Wahrscheinlich handelt es sich hier doch noch um einen Teil der alten Forderung, der durch die 1315 zugewiesenen Zölle noch nicht völlig gedeckt worden war.

Daß Wilhelm Servat zu den finanziell führenden Persönlichkeiten der Regierung Eduards II. gehörte — der eigentliche spiritus rector freilich war der Genuese Pessagno, der auch in diesem Falle unter den Garanten an erster Stelle steht —, folgt auch aus der Tatsache, daß er mit zu den sieben „dilecti mercatores" gehörte, welche für den König Bürgen standen, als dieser in den Jahren 1314—15 von den Prälaten seines Landes die Summe von 10080 Mark zum Zwecke eines schottischen Heerzuges entlieh[3]). Es war wohl mehr ein Akt der Courtoisie gegen den König als ein eigentliches Geschäft; es hat übrigens den Anschein, als ob die Prälaten aus den Abgaben des niederen Klerus schadlos gehalten worden seien, das Risiko der Kaufleute also kein sehr bedeutendes gewesen wäre[4]).

Übrigens erweist dieser Hoflieferant und Hofbankier naturgemäß auch den königlichen Finanzbeamten zuweilen Gefälligkeiten: so wickelt er im Juli 1314 ein Geschäft — die Beleihung

1) Close Rolls Edward II, III, 49 (28. Dezember 1318). Die Identität dieser Summe mit der früher (vgl. S. 508 f.) in Anrechnung gebrachten ist in den Urkunden zwar nicht ausdrücklich bezeugt, ergibt sich aber aus der Erwägung, daß Wilhelm hier 3740 £ 19 s $9^1/_2$ d von Bordeaux, umgerechnet in 748 £ 3 s $11^1/_2$ d Sterling und dazu 312 £ 16 s $^1/_2$ d Sterling, verlangt, was zusammen genau die oben erwähnten 1061 £ ergibt.

2) Am 4. April 1318, vgl. Close Rolls Edward II, II, 534.

3) Vgl. Pat. Rolls Edward II, II, 157, 197, 204 f., 218, 271, 368; Reg. of Walter de Stapeldon, Bishop of Exeter, ed. Hingeston-Randolph (London 1892), S. 433.

4) Vgl. die Urkunde vom 21. März 1316 (Pat. Rolls Edward II, II, 440)

kirchlicher Einkünfte[1]) — gemeinsam mit Ralph de Stokes[2]) ab, der 1312—13 „Keeper of the wardrobe" gewesen ist; und 1316[3]) übernimmt er eine Bürgschaft für den der Unterschlagung verdächtigten Leiter des königlichen Wechsels zu London, seinen ehemaligen Kollegen in der Zolleinnahme, Johann von Lincoln. Als ein rühriger und einflußreicher Mann wird er nicht nur von seinen Geschäftsfreunden aus der alten Heimat mit der Wahrung ihrer Interessen während ihrer Abwesenheit betraut, sondern auch von Pfarrern, die über See gehen, von einem nach Rom Reisenden[4]) — vielleicht waren es „Kunden", die ihn dafür pekuniär oder in anderer Weise entschädigten.

Große neue Unternehmungen scheint Servat seit dem Jahre 1315 nicht mehr in Angriff genommen zu haben; er hatte wohl damals auch schon sein siebzigstes Lebensjahr erreicht. Das wenige, das wir nun noch von ihm erfahren, deutet eher darauf, daß er sich aus dem öffentlichen Leben zurückzog. Im Oktober 1317 befindet sich eines seiner Häuser im Besitze des Hofbankiers Pessagno; eine nicht viel später erlassene Urkunde beweist, daß dieser mehrere, früher dem Wilhelm gehörige Häuser im Besitz hatte und der Königin „schenkte" — in Wirklichkeit tauschte der Genuese, wie aus einer Urkunde vom 18. Juli 1318 hervorgeht, dafür Landbesitz ein[5]). In diesem selben Jahre meldet sich ja, wie wir bereits erwähnt haben, der Kaufmann von Cahors noch einmal mit seinen alten Schuldforderungen und erhält für den Fall, daß diese richtig befunden würden, königliche Einkünfte überwiesen[6]). Auch am 13. Januar 1320 war er wohl noch am Leben — denn seiner Besitzungen wird damals[7]) gedacht, ohne daß deren Inhaber als verstorben gekennzeichnet würde. Im Oktober desselben Jahres dagegen lebte er nicht mehr[8]): eine gewisse Matilda de Berclem von

1) Close Rolls Edward II, II, 190.

2) Pat. Rolls Edward II, II, 306; 1316 erscheint er als „Clerk of the wardrobe" (Close Rolls Edward II, II, 360).

3) Madox II, 240; Ruding II, 140.

4) Pat. Rolls Edward II, I, 187, 274, 277 (1309—10).

5) Vgl. Pat. Rolls Edward II, II, 42, 53; Close Rolls Edward II, III, 2.

6) S. oben S. 510, Anm. 1.

7) Letterbook E, S. 112.

8) Vgl. Close Rolls Edward II, III, 255, 330.

Brabant, wohl die Inhaberin eines Tuchgeschäftes, zu deren Gunsten der König noch im August des Jahres ein königlicher Zahlungsauftrag ergangen war, hatte aus der Verlassenschaft des verstorbenen Servat damals 17 Rechnungen für die „wardrobe" eigenmächtig an sich genommen; der König befiehlt infolgedessen, ihr keine Zahlung zu gewähren, sondern die Schuldige zu strafen. Aus der Urkunde vom 10. August ersehen wir, daß es sich um Kleider und dergleichen handelte — für diese Waren scheint Servat bis in seine letzten Jahre der Lieferant des Königs geblieben zu sein.

Im übrigen gibt eine so vielseitig tätige Persönlichkeit, wie es Wilhelm Servat war, auch nach ihrem Tode noch den Kanzleien zu schaffen: zwischen den Erben eines Ritters und dem Testamentsexekutor von Wilhelms eigenem Exekutor, der unterdes auch schon wieder verstorben war, wird im Jahre 1330[1]) über einen Schuldschein verhandelt, und noch 1333[2]) ist die Rede von einem Manne, der seinerzeit sein Untereinnehmer gewesen war. Es ist auch nicht allzu unwahrscheinlich, daß eine Ortsbezeichnung von 1344 — near Sarvate's Tower in the City of London — sich auf das Türmchen bezieht, mit dem Wilhelm Servat 1305 sein Haus schmücken durfte[3]).

Es hat nicht den Anschein, als ob Wilhelm Servat Erben gehabt hätte, die seine Tätigkeit fortsetzten. Wohl hatte er einen unehelichen Sohn; aber dieser trat, wie wir wissen, in den geistlichen Stand, und ob der 1342 als Geschworener vereinzelt genannte Walter Servat[4]) von ihm abstammt, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen; man könnte zugunsten dieser

1) Letterbook E, S. 244.

2) Close Rolls Edward III (1330—34), S. 473.

3) Ruding II, 140; die in der Anmerkung angezogene Stelle aus Stow Survey bezieht sich allerdings auf „Sernes Tower"; hat es aber nicht me für sich, an dem in der Urkunde gegebenen Namen festzuhalten, wenn v in Erwägung ziehen, daß gerade Servat ein Haus mit einem Turm bes (vgl. oben S. 501, Anm. 4) und der Name des Bewohners oft noch lan nachdem er es verlassen, an einem Hause haften bleibt? Vielleicht ist übrig auch „Serne" eine spätere Entstellung des vergessenen Namens uns Franzosen.

4) Letterbook F, S. 258.

Annahme nur die Tatsache anführen, daß Wilhelm in einer der Urkunden, die ihn als Verwalter der Templergüter anführen, irrtümlich gerade „Walter[1]) Servat“ genannt ist.

Wir dürfen wohl sagen, daß wir über keinen der um jene Zeit außer Landes handeltreibenden Franzosen so ausgiebig unterrichtet sind, wie über diesen Mann aus dem Quercy. Und das Bild, das wir von seiner wirtschaftlichen Persönlichkeit gewinnen, hat nichts Kleinliches, auch nichts mechanisch Gleichförmiges. Er gehört zu der Art von Leuten, die Kulischer im Auge hatte, als er die freilich in dieser Form unhaltbare Behauptung aufstellte, daß im Mittelalter Geld- und Warenhandel immer Hand in Hand gingen[2]). Ein Geldleiher von Beruf war Servat nicht. Im ganzen steht der Warenhandel bei ihm eher im Vordergrund. Und er handelte mit Waren der verschiedensten Art: vielleicht waren Wollexport auf der einen, Tuch- und Spezereihandel auf der anderen die wichtigsten seiner Betätigungen; aber auch auf Wein und Seide scheint er sich verstanden zu haben. Er war ferner Transportunternehmer: die Reise der Minoriten, der Königin nimmt er in die Hand; wahrscheinlich hat er auch 1290 sein Schiff „Cumfort“ für die Heiratsunterhändler bereitgestellt. Dann ist er königlicher Beamter gewesen, insbesondere war der wichtige Londoner Wollzoll ihm lange Zeit hindurch anvertraut. Diese seine vielseitige Tätigkeit verwickelte ihn naturgemäß auch in die verschiedenartigsten Geldgeschäfte. Da waren den verschuldeten Wollklöstern auf die künftige Warenlieferung hin Darlehen zu gewähren; die Verbindung mit dem Könige, dessen ständiger Spezereien- und Tuchlieferant er wurde, versetzte ihn in die Notwendigkeit, statt Barzahlung die Anweisung auf Einkünfte wie Zölle und Steuern oder Münzrechte anzunehmen; und die so erworbene Gewöhnung, als Zollpächter zu fungieren, mag ihm dann auch die Gewährung von Bardarlehen erleichtert haben, an deren prinzipieller Verzinslichkeit zu zweifeln wohl kein Grund

1) Close Rolls Edward II, I, 421.

2) Vgl. seinen Aufsatz „Warenhändler und Geldhändler im Mittelalter“, Zeitschrift für Volkswirtschaft, Bd. XVII, und meine Kritik dieser seiner allzu dogmatischen Einteilungsweise in einem Artikel, der 1908 in der Revue de Synthèse hist. erschien.

besteht. Vermutlich hielt er sich auch für die dem Norwegerkönig gewährte Anleihe auf ähnliche Weise schadlos wie in England. Die ständige Verrechnung mit dem königlichen Haushalt bewirkte es in der Folge aber auch, daß Servat für den König Zahlungen übernahm, vornehmlich in der Gascogne, überhaupt in Frankreich und an Franzosen, doch ebenso zum Beispiel für einen in Schottland kämpfenden Lehensmann. Und die Garantieübernahme für die Prälatenanleihe von 1314 charakterisiert ihn geradezu als einen der Hofbankiers. Der königliche Dienst brachte ihn überdies in Verbindung mit dem Bischof von Durham, dem er ebenso wie anderen hohen Beamten finanzielle Hilfe gewährte. Teilte er in früheren Jahren das Risiko zumeist mit seinen Landsleuten aus Südwestfrankreich, so trat er in seinen Geschäften mit dem Könige meist allein auf. Er steht aber auch in geschäftlicher Beziehung zu den italienischen Großbankiers, namentlich solchen von Lucca. Dabei ist es charakteristisch für seine Beweglichkeit, daß er zu gleicher Zeit dem König von England als Beamter, Pfandinhaber, Gläubiger und Warenlieferant gegenübersteht. Wechselnd, wie seine wirtschaftliche Tätigkeit selbst, ist auch ihr Schauplatz: von der Provence bis nach Norwegen führen die Spuren seiner Wirksamkeit. Vor allem aber war er doch Bürger und Bewohner von London; die englische Hauptstadt, der er jahrelang im Ehrenamte diente, ward ihm zur zweiten Heimat. Es hat jedoch nicht den Anschein, als ob er dort der Ahne einer blühenden Patrizierfamilie geworden wäre. Fremde haben, als er in hohem Alter verstorben war, seinen komplizierten Nachlaß verwaltet. Überhaupt ist dieser Südfranzose zu jener vorgeschrittenen Zeit auch unter seinen in England handelnden Landsleuten eine singuläre Erscheinung geblieben: im ganzen weist er nur zurück auf die vergangenen Blütezeiten des Handels von Cahors, von denen in der Überlieferung der Nachwelt nicht viel mehr übriggeblieben war, als der mißachtete Name des „Kawerschen".

Über den Plan einer Edition der deutschen Zolltarife des Mittelalters.

Von

Hermann Bächtold.

Es ist offenbar, daß der Erfolg wissenschaftlicher Forschung auch im Bereich der historischen Disziplinen heute zu einem guten Teile dadurch bedingt ist, daß gelehrte Körperschaften und Publikationsinstitute als organisierende Zentren auf den Gang der Arbeit einwirken. Man muß es deshalb mit Freuden begrüßen, daß die Historische Kommission bei der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften in ihrer diesjährigen Pfingstsitzung, nachdem ältere Unternehmungen großen Umfanges in das Stadium der Vollendung getreten sind, Beschlüsse gefaßt hat, die eine Ausdehnung ihres Arbeitsfeldes nach der Seite wirtschaftsgeschichtlicher, speziell handelsgeschichtlicher Publikationen bedeuten. Sie hat auf den Antrag v. BELOWS die Herausgabe der süddeutschen Handlungsbücher des Mittelalters mit Einschluß des 16. Jahrhunderts und die Edition der deutschen Zolltarife des Mittelalters ins Auge gefaßt.

Handlungsbücher und Zolltarife —, eine Hauptquellengruppe der privatwirtschaftlichen und eine Hauptquellengruppe der volkswirtschaftlichen Seite der Handelsgeschichte sind damit aus der Mannigfaltigkeit handelshistorisch bedeutsamen Materials herausgehoben und zu einheitlicher Sammlung bestimmt. Zweifellos entspricht die erstgenannte Publikation unmittelbarer einem weit verbreiteten Wunsch als die zweite, stammt aus einer gerade heute besonders starken wirtschaftswissenschaftlichen Tendenz (der Erforschung der Privatwirtschaftsgeschichte). Aber der zweite Plan ist darum nicht minder erwünscht. Kommt er weniger aus einem allgemein laut gewordenen Bedürfnis heraus, so wird er um so wertvoller durch die ihm innewohnende Bestimmung, die Forschung selber zu beeinflussen, sie auf vernachlässigte Gebiete und auf neue Aufgaben zu drängen.

Es sind nun zwar in der jüngsten Zeit in steigendem Maße Zolltarife ediert worden, so daß uns jetzt im ganzen wohl ein paar Hundert zur Verfügung stehen. Aber sie finden sich, wenn wir von eigentlichen Urkundenbüchern absehen, weit zerstreut in kleineren Schriften, in Dissertationen, in lokalen und provinzialen Zeitschriften, an teils verborgenen, teils wenig bequem zugänglichen Stellen. Es steht zu erwarten,

dass mit der Zeit alle die 2000 Tarife (oder wie viele es nun sein mögen) dasselbe Schicksal erleiden werden. Keine Aussicht könnte dem Handelshistoriker unerwünschter sein. Denn immer wieder kommt er in die Lage, im selben Augenblick nach Tarifen der verschiedensten Gegenden greifen zu müssen. Wer einmal einer einzelnen Ware z. B. nur im Bereich von Süddeutschland hat nachgehen müssen, weiß, wie viel Zeit mit dem Beschaffen der Quellen und der Literatur zum Teil aus den entlegensten Ecken verloren geht. Kaum für eine andere Quellengattung ist der Nutzen so in die Augen springend, den eine Sammlung zu bieten vermag, in der die einzelnen Stücke aus räumlich (und zeitlich) möglichst umfassendem Gebiet zusammengerückt sind. Man schätzt es schon, in den Keutgenschen Urkunden zur städtischen Verfassungsgeschichte auch nur ein paar der wichtigsten Tarife beisammen zu haben. Die Münchener Hist. Kommission ergreift ohne Zweifel eine der dankbarsten Aufgaben wirtschaftsgeschichtlicher Editionstätigkeit, wenn sie zu einer vollständigen Sammlung dieser reichhaltigen, erst in der Kombination ihrer hundertfältigen Elemente recht fruchtbar werdenden Materialien schreitet.

Für eine solche Veröffentlichung steht aber kein Vorbild zur Verfügung. Bietet zwar die Bearbeitung der einzelnen Stücke keine besonderen Schwierigkeiten, so um so mehr die Gesamtanlage. Es ist deshalb die nächste Absicht dieses Aufsatzes, einige Gedanken über die Organisation des Unternehmens zu äußern und zur Diskussion zu stellen. Doch scheint es mir am Platze zu sein, in Kürze die Situation anzudeuten, in der sich die handelsgeschichtliche Forschung heute befindet, in die die neue Publikation hineintritt und in der sie in verschiedener Richtung eine Mission zu erfüllen hat[1]).

Es muß einmal in die Augen fallen, wie ungleich die Forschung die verschiedenen Landesteile ergreift, wie zwischen stark bearbeiteten Bezirken Gebiete liegen, die kaum beachtet oder aber höchst unzuverlässig durchforscht werden. Wie wenig kümmern sich beispielsweise weitere Kreise um die Handelsstellung mitteldeutscher Gegenden, wie wenig (innerhalb der Alpen) um Innerösterreich! Wie viele Landschaften liegen brach (zwischen Mittelgebirge und Alpen) von der Mosel bis zur March! Es ist für die Sachlage, daß in manchem Kopf weite Gegenden gar nicht existieren, bezeichnend, wenn man da und dort der Voraussetzung begegnet, als ob mit Schultes Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien etc. die deutsch-italienischen Beziehungen überhaupt oder gar der süddeutsche Handel insgesamt so ungefähr erschöpft wäre.

Da ist die bevorstehende Edition berufen, Ausgleiche zu schaffen, Lücken zu schließen, neben traditionell gepflegten handelsgeschichtlichen Gegenständen auch andere gleichmäßig in den Gesichtskreis zu rücken, neben traditionell benutzten Quellen auf den Gehalt verborgener oder nicht beachteter hinzuweisen.

---

1) Ich greife im folgenden nur einzelne Gruppen von handelsgeschichtlichen Problemen heraus; über anderes habe ich mich ausgesprochen in den Jahrbüchern für Nationalökonomie u. Statistik, Bd. 45, S. 799 ff.

Dann aber: die neue Edition wird uns (räumlich) das Ganze vor Augen stellen. Sie wird entgegen allzu isolierter und zersplitterter Tätigkeit uns das gemeinsame Arbeitsfeld zum Bewußtsein bringen, wird unter die Erforschung von Einzelproblemen eine breitere Basis schieben. Die handelsgeschichtlichen Spezialuntersuchungen, die in ihrem Problembereich das gesamtdeutsche Material beherrschen, sind an den Fingern aufzuzählen. Wenige Forscher abgerechnet, zerfallen die Handelshistoriker einmal fast glatt in zwei Hälften: Norddeutsche und Süddeutsche. Und wenn man zugestehen muß, daß im Norden größere Einheitlichkeit herrscht, daß es sich dort gehört, daß einer Bescheid weiß vom Swin bis zum Finnischen Meerbusen, wenn man kürzlich sogar von einer Erhöhung der hansischen Geschichtsforschung auf einen „großhansischen" Standpunkt reden konnte[1]), wo sind im Süden die südostdeutchen Forscher, die sich um Südwestdeutschland, die südwestdeutschen, die sich um Südostdeutschland groß kümmern? Küstenwärts, nach beiden Längsflanken des Erdteils hin, und seewärts — wo das Meer ins Große weist — ist fast alles gerichtet, was an handelsgeschichtlichen Werken größeren Stils entsteht. Dazwischen, im Binnenland, macht der erreichte Bestand an handelsgeschichtlicher Erkenntnis den Eindruck eher der Zerstücktheit, streckenweise den eines Trümmerfeldes.

Ich weiß mich frei von aller Bewunderung für gewisse großräumige, aber schlecht fundierte geschichtliche Architektonik, bin mir wohl bewußt, wie auf dem und jenem Gebiet wirtschafts- und verfassungsgeschichtlicher Forschung entscheidende Etappen durch kleine, aber energisch auf ein Problem konzentrierte und beschränkte Einzeluntersuchungen markiert sind, aber wenn uns das letzte Menschenalter blühender wirtschaftsgeschichtlicher Forschung aus einer Zeit und einem Geist von universalerer Richtung —, wo die einzige selbständige (nennenswerte) deutsche Handelsgeschichte des vergangenen Jahrhunderts, wo eine ganze Anzahl welthandelsgeschichtlicher Versuche gediehen — herausgeführt und auf räumlich und sachlich beschränkte Gebiete gebannt hat, so haben wir damit neben dem Gewinn eben doch auch einen Verlust erlitten.

In diese Situation hinein tritt der Beschluß der Münchener Hist. Kommission und spannt vor aller Augen ein weites, ein gesamtdeutsches Untersuchungsfeld.

Es ist ein weiterer Grund, warum man der neuen Edition als einem großen Gewinn entgegensehen muß. Man kann die Beobachtung machen, daß, soweit bedeutende Köpfe sich um handelshistorische Dinge bemühten, sie mehr von Problemen angezogen wurden, die juristisch und nationalökonomisch begrifflicher Bearbeitung vor allem zugänglich sind, also von den Institutionen, die im Handelsleben eine Rolle spielten. Der Körper der Verkehrswirtschaft selbst in seiner äußern Erscheinung und Lagerung blieb stark außerhalb des Interesses und war dann nur zu oft unkritischem Dilettantismus ausgesetzt.

---

1) R. Häpke, Zeitschr. des Vereins für lüb. Gesch. u. Altertumskunde, Bd. 15, S. 328.

Diese Seite der Handelsgeschichte ist es nun vornehmlich, der die Tarifpublikation (ihrem Inhalt gemäß) erhöhte Gunst verschaffen soll. Wir besitzen für den Komplex der hier in Frage kommenden Tatbestände keine allgemein gebräuchliche Bezeichnung, weil er selbst kaum je als Einheit gefaßt worden ist. Nennen wir ihn Handelsgeographie, so rückt das geographische Moment an eine Stelle (an die des Grundbegriffes), die ihm von unserm Standpunkt aus nicht zukommt. Aber ich sehe vorläufig keinen bessern Namen und beschränke mich hier darauf, das Gesamtproblem zu zerlegen in seine Komponenten, die Handelsgeographie in Produktions- und Absatzgeographie — d. h. die Gestaltung der Polpunkte oder Polfelder der Verkehrsspannungen und ihrer Auslösungen —, in Straßen-, Marktstätten- und Händlergeographie — d. h. die Gestaltung der die Auslösung bewirkenden Faktoren.

Eine Hauptzierde der Edition werden die Warenregister sein. Schon heute fußen unsere produktions- und absatzgeographischen Kenntnisse zu einem wesentlichen Teil auf Zolltarifen. Wenn es immerhin tariflose Zeit- und Gebietsräume von großer Ausdehnung gibt, so kommt uns doch auch in solchen Fällen zugute, wenn wir allgemeine Grundanschauungen und Maßstäbe aus Zolltarifen geschöpft haben. Das warengeographische Bild des Hochmittelalters z. B. ist doch stark verankert in den alten Zolltarifen und tarifähnlichen Quellen von Trient, Augsburg, Enns, Wien, Wiener-Neustadt und Prag, von Metz, Koblenz, Köln, Utrecht, Hamburg, Lübeck usw., trotzdem noch fast jede andere Quellengattung ebenfalls in Betracht kommt.

Es ist auffallend, eine wie bescheidene Rolle Zolltarife in der Frage gespielt haben, welche Wirtschaftsgüter im Mittelalter Gegenstände des Fernhandels gewesen seien, und es ist rätselhaft, daß von dieser Kontroverse aus keine merklichen Anregungen zu warengeschichtlichen Untersuchungen ausgegangen sind. Die Warenmannigfaltigkeit, die in dem halben oder ganzen Dutzend von Zolltarifbänden zum Vorschein kommen wird, wird den BÜCHERschen Warenkatalog wesentlich erweitern, nachdem man jetzt schon für Waren, die dort fehlen, eine erdrückende Menge von Nachrichten zusammenstellen kann, z. B. für Metalle und Metallwaren, für den Salzhandel (nicht nur in einzelnen Gegenden Deutschlands), für den Weinhandel (nicht nur nach norddeutschen Städten). Die ganze Frage ist bisher doch zu schematisch behandelt worden. Verfassen wir vor allem einmal 10 oder 20 Monographien einzelner Waren nach ihrer produktions- und absatzgeographischen Seite hin. Nicht eine wirklich mustergültige besitzen wir bis jetzt. Niemand wird mit HARTMEYERS Arbeit über den Weinhandel im hansischen Gebiet das widerlegen wollen. Lassen sich auch für kürzere Zeitabschnitte selten anschauliche Bilder herstellen, so wenigstens für den Ablauf mehrerer Jahrhunderte und fürs ganze Mittelalter.

Wie lebendig steht, um einige Beispiele zu nennen, schon vor 1300 vor unseren Augen, wie die Abströmungsgebiete der Salzproduktionsstätten Mitteleuropa unter sich aufteilen! Wir sehen da und dort, wie diese Rinnsale (oft künstlich gestaut) sich an Marktstätten konzentrieren, manchmal direkt marktbildend wirken, Zollstätten hervorrufen, Brücken

schlagen, innerhalb der städtischen Händlerschaften Gruppen bilden, Kämpfe um Strassen, um Zollstätten, um Städte, ja um Territorialgrenzen erregen. Da steigen die Salztransporte aus den Salzgärten der Mittelmeerküste landeinwärts, zum Teil bis weit ins Gebirge hinauf, nach Innerösterreich, nach Tirol, in die Schweizer Alpen, rhoneaufwärts, stoßen mit ihren nördlichen Stirnen auf das Absatzgebiet eines Abbaugürtels, der in der nördlichen Zone der Alpen oder ihrem Vorland von Burgund (und Lothringen) ostwärts über Hall in Tirol, Reichenhall, Hallein, Gosau, Hallstadt nach Aussee und Admont verläuft, der dann auch wieder nordwärts den Konsum beherrscht, eingeengt durch kleine Salinen da und dort, abgegrenzt nach Norden zu durch den Absatz von Produktionsstätten, die am Nordrand des Mittelgebirges in Westfalen und Ostsachsen in Betrieb stehen, oder die das Festland von Flandern über Seeland, Friesland, Lüneburg, Oldesloe bis nach Pommern hin säumen.

Oder wie früh treten die osteuropäischen Quellen ans Licht, aus denen sich Mitteleuropa mit feinem Pelzwerk versorgt! Wir sehen die beiden Hauptströmungen — an der Nordküste und im russisch-polnischen Binnenland — westwärts verlaufen, dort an den Rhein, hier an die Donau ausmünden, Pelzmärkte nährend, von denen aus dann die letzten Zweige gehen, sehen, wie auffallend früh innerhalb der städtischen Gewerbe die Kürschner auftauchen, besitzen zahlreiche Nachrichten über die Hauptkonsumenten, vor allem die Bischofshöfe allüberall.

Oder wir sehen das Silber der Silberbergwerke im östlichen Mitteleuropa Brücken schlagen nach den westlichen Hauptverkehrsplätzen, beobachten, wie die ersten Nachrichten charakteristischerweise eben dorthin die Silberrinnen ausmünden lassen, die ungarischen (und wohl auch böhmischen) in den größten süddeutschen Handelsplatz jener Zeiten (Regensburg), die Harzer in den größten deutschen (Köln), die ungarischen und böhmischen in den werdenden Weltmarkt an der Nordküste (Brügge), die kärntnischen, ungarischen und wohl auch böhmischen in den alten Weltmarkt an der Südküste (Venedig), die Schwarzwälder in die Weltmessen des Binnenlandes (Champagne).

Wir sind noch weit davon entfernt, die Struktur der Absatzgebiete einzelner Produktionsstätten für sich oder zueinander in ihren charakteristischen Zügen zur Darstellung gebracht zu haben, so wie sie sich gründen auf hemmende und fördernde verkehrsgeographische Elemente, auf territoriale Gebietsverhältnisse, auf finanz- und wirtschaftspolitische Maßnahmen, auf kulturelle Faktoren anderer Art.

Es ist auch zu erwarten, daß die Fülle von Warennamen, die die Register zusammenstellen werden, zur dringend nötigen Bearbeitung und Klärung der mittelalterlichen Warennomenklatur anregen, z. B. die Frage der Umwandlung von Herkunftsbezeichnungen in Gattungsnamen umfassender stellen werden.

Wie die Warengeographie einerseits Erstehen und Absterben von Produktionspunkten und -gebieten in ihrer räumlich geographischen Erstreckung, andererseits die daraus resultierenden Bewegungen der Absatzfelder in eine Geschichte, in ein Entwicklungskartenbild zu fassen

hat, so ergibt sich auch für die Erzeugung und Verbrauch verknüpfenden Leitungen eine doppelte Aufgabe: in eine Geschichte zu fassen einerseits die räumliche Entwicklung der Straßenlinien und andererseits die Entwicklung der Einzugsgebiete der Straßen, d. h. der sie zu beiden Seiten begleitenden Verteilungs- und Aufsaugungszonen, die in wechselnder und mannigfach bedingter Mächtigkeit den Charakter der einzelnen Wegeabschnitte bestimmen. Da legen die Zolltarife Querschnitte, oft auch längere Strecken bloß. Sorgfältige Kombination (und Zuhilfenahme anderer Quellen) können unsere Kenntnisse noch unendlich vermehren.

Viel zu einseitig konzentriert sich die Forschung, was die Straßengeographie betrifft, auf die Paßstraßen (Alpen, Thüringer Wald, Erzgebirge usw.) und auf die Wasserstraßen (Rhein, Main, Donau, Isar, Elbe usw.) und begleitet dann die letztere Beschränkung mit der ewig wiederholten Behauptung, die Landstraßen seien im Mittelalter neben den Wasserstraßen fast gar nicht in Betracht gekommen, eine Behauptung, die natürlich einen gewissen Grad von Wahrheit enthält, deren Verteidigungsweise aber eigentümlich berührt, wenn sie (wie so oft) darin besteht, daß die jeweils in Betracht fallenden Landwege einfach nicht näher untersucht werden. Bei solcher Arbeitsweise entstehen dann Vorstellungen über den Verlauf einzelner Straßenzüge, schief, wie folgende: eine Straße zog sich „an beiden Ufern der Lippe entlang über das heutige Essen, Dortmund, Unna, Soest zur obern Lippe“ und weiter nach Minden[1]), oder: von Magdeburg über Hildesheim, München, Köln, untere Maas (Tiel) nach Flandern[2]), oder: am nördlichen Rheinufer bis Allensbach, wo auch noch zwei andere Verkehrslinien, von Biberach und Offenburg—Donaueschingen kommend, zusammentrafen“ (womit das in der Erforschung der städtischen Verfassungsgeschichte berühmte Allensbach nun auch glücklich seine Stellung als Straßenknotenpunkt erhält)[3]). Man stelle sich ferner vor: eine Straße von Köln westwärts zur Maas nach Maastricht und Lüttich, „wo wiederum die Linien längs der Maas und Sambre und längs der Schelde hin verzweigten“. Wie verkehrt sind ferner die folgenden Straßenlinien für sich allein und im Vergleich miteinander gesehen: Die „Donaustraße“ verlief von Salzburg nach Ulm und über Regensburg nach Wien und Konstantinopel, und gleich daneben die Behauptung, der italienische (!) und süddeutsche Handel sei auf der „Donaustraße“ nach Böhmen und Mähren gegangen[4]). Solche Beispiele sind nicht nur ein paar Ausnahmefälle; die Aufzählung könnte noch lange fortgesetzt werden. Und erst recht unvollkommen sind die Versuche, die Zusammenordnung der einzelnen Straßenzüge zu ausgedehnteren Systemen aufzuzeigen.

---

1) E. KALISCHER, Beiträge zur Handelsgeschichte der Klöster, S. 50.

2) ESCHEBACH, Die Beziehungen der niedersächs. Städte zur deutschen Hanse, S. 11.

3) E. KALISCHER, a. a. O. S. 53.

4) Art. Verkehrswesen im Mittelalter im Handwörterbuch der Staatswissensch., Bd. VIII, S. 244.

Auf der Grundlage eines in seiner Struktur scharf erfaßten straßengeographischen Bildes wird sich auch die Einsicht in die Einlagerung der Verkehrsorgane — der Marktstätten und Kaufmannssiedlungen (auch der Münz- und Zollstätten) — vertiefen lassen. Und wiederum wird auch hier das Problem nach zwei Seiten hin erfaßt werden müssen: in ein entwicklungsgeographisches Bild zu bringen einerseits das Überwachsen des Raumes mit jenen Gebilden und andererseits die nie ruhende Bewegung der Einschnürungs- und Ausweitungsbewegungen des Einflußbezirkes des Marktgebietes und des Aktionsrayons der ansässigen Händlerschaft (auch des Umlaufsgebietes der Ortsmünze und des oft zu beobachtenden Machtbereiches der Zollstätte). Es wird sich immer lohnen, wenn so beide Erscheinungen gesondert verfolgt werden, wenn hinwiederum auch die Feststellung des Geltungsbereiches einerseits des Marktes, andererseits der ansässigen Händlerschaft, trotzdem beide in der Regel in eine Einheit (die Stadt) kombiniert erscheinen, gesondert geschieht, da die Intensität beider ja meist nicht parallel geht, vielmehr eine ganze Skala von Möglichkeiten zwischen Städten mit bescheidener Marktbedeutung, aber Händlerschaften, deren aktiver Unternehmungsgeist weit hinausreicht über die Verkehrszüge, die die Stadt selbst berühren, und Städten mit länderumspannendem Marktgebiet, aber Bürgerschaften, deren Tätigkeit sich im engsten Raum von Maklerdienst, Wirtsgewerbe und örtlichem Kleinhandel erschöpft.

Der Handelshistoriker übt sich zu wenig im scharfen Erfassen individueller und typischer Stadtphysiognomieen. Die meisten Schilderungen gehen auf im bloßen Aneinanderreihen der konkreten kommerziellen Beziehungen. Man sollte viel öfter vergleichender Betrachtung begegnen, die Allgemeines und Individuelles gleicherweise schärfer beleuchtet. Stellen wir Goslar neben Friesach, so werden diese auf Silberadern begründeten Plätze mit ihren frappierend ähnlichen Zügen sich wechselseitig schärfer beleuchten. Stellen wir Wien neben Lübeck, dann werden die Grundzüge eines jeden dieser beiden, aus teilweise ähnlichen Bewegungen erwachsenen, dann so völlig und charakteristisch anders sich entwickelnden Handelsplätze um so deutlicher sich abzeichnen. Dann fasse man ferner Städtegruppen ins Auge, die ihre Einheit im Gesamthandel einer bestimmten Route oder einer bestimmten Landschaft finden; man dringe zur ursprünglichen Kraft durch, die den Anstoß zur ersten Marktbildung in der betreffenden Gegend und zur ersten Ausscheidung oder Zuwanderung kaufmännischer Elemente führte, man verfolge, welche Umstände wirksam waren, daß die verkehrsgeographisch wichtigen Punkte der betreffenden Gegend in der oder jener bestimmten Reihenfolge für die Städtebildung fruchtbar wurden, daß das Verhältnis der sich bildenden städtischen Siedlungen untereinander den oder jenen Charakter trug. Da liegen z. B. in den östlichen Alpen nebeneinander zwei Landschaften, das Grazer und das Klagenfurter Becken (mit seiner Nachbarschaft), die den Aufbau ihres Städtewesens jede auf ihre eigene Art vollzogen haben. Es liegt ein tiefgreifender Unterschied vor, wenn in der steirischen Landschaft die Entwicklung in einer Einheitlichkeit und Geschlossenheit und in einer wohl fast ungestörten Linie sich in der Weise vollzog,

daß im Mittelpunkt ein kommerzielles Zentralorgan und darum eine sekundäre Schicht nicht mit ihm konkurrierender, sondern ihm sich unterordnender Marktsiedlungen entstanden, ohne daß sichtbar oder zu vermuten wäre, daß an einem Punkte Tendenzen sich geregt hätten, die einheitliche Abschichtung der Plätze zu stören, — wenn dann aber in der kärntnischen Landschaft, auf der Grundlage territorialer Zerrissenheit aus der (zwar vielfach verdeckten) Entwicklung ein ganz andersartiger Gang der Dinge durchschimmert, kein einheitlicher zentraler Punkt die Fernhandelsbeziehungen ungestört sammelte und ausstrahlte, Konkurrenz und Widerstreit vielmehr das Verhältnis der Plätze bestimmte, diese sich nicht in natürlicher Abstufung zu einer Einheit zusammenordneten.

Der weite deutsche Boden bietet in dieser Beziehung der Forschung eine Fülle der lockendsten Gegenstände. Ich beschränke mich darauf, noch auf zwei interessante Standböden solcher Städtegruppen hinzuweisen, die im Früh- und Hochmittelalter wohl die gewaltigsten Verschiebungen innerhalb des Markt- und siedlungsgeographischen Bildes, in Vernichtung an den einen Stellen, Neuschöpfung an anderen erlebt haben: das Rheindelta und der Fuß der jütländischen Halbinsel. Daß bei solchen Versuchen natürlich größte Besonnenheit am Platze ist, mag uns ein Muster des Gegenteils gerade in bezug auf das erstgenannte Gebiet, das Delta, zeigen. An den Flußarmen der linken Deltaseite läßt sich im Übergang vom Früh- zum Hochmittelalter eine Schwächung der kommerziellen Bedeutung der binnenwärts gelegenen Plätze beobachten: Dorstats Blüte fällt; in einer zweiten Phase sinkt Tiel. Das mußte erklärt werden. Handelsgeschichtliche Forschung hat hier ein besonders wirres Bild gezeichnet. Der Niedergang Dorstats (und seiner Zollstätte) soll einer großen handelspolitischen Aktion der weiter seewärts zur Herrschaft gelangten holländischen Grafen zum Opfer gefallen sein. Und das im 11. Jahrhundert, wo ein Handelsplatz Dorstat seit mehr denn einem Jahrhundert nicht mehr existierte. Dieselbe Maßnahme soll auch den Handel Tiels unterbunden, den Niedergang des Platzes bewirkt haben. Nach einer andern Meinung ist jedoch die 1174 vorgenommene Verlegung der kaiserlichen Zollstätte von Tiel weg nach Kaiserswerth die Ursache gewesen; nach einer dritten die teilweise Verschiebung des Verkehrszuges von der Waal (an der Tiel lag) nach dem Lek; nach einer vierten eine Verschiebung des Verkehrs nach der andern Seite, auf den kölnisch-flandrischen Landweg. Unkritisch und willkürlich sind noch weitere Quelleninterpretationen, die Beginn und Ende der Blütezeit Tiels festlegen wollen. Die holländische Handelsstadt Dordrecht hinwiederum, der bei der Niederzwingung Tiels eine Rolle zugewiesen wird, soll schon im 10. und 11. Jahrhundert als Stapelplatz Ziel der Kaufleute vom Niederrhein und von Ostsachsen gewesen sein; es war aber im 11. Jahrhundert nicht nur kein Stapelort, sondern existierte überhaupt noch nicht[1]). So unabgeklärt stehen die Erklärungen handelsgeschichtlicher Erscheinungen nebeneinander.

1) Vgl. dazu mein Norddeutscher Handel im 12. u. beginnenden 13. Jahrhundert, S. 34 ff. und 42 ff.

Ohne auf das Problem historischer Münz- und Zollstättengeographie und seine Förderung durch eine Gesamtausgabe der Zolltarife näher einzutreten, wäre in Bezug auf die Erforschung des im vorstehenden auseinandergelegten Komplexes handelsgeschichtlicher Erscheinungen noch etwa folgendes zu sagen: So wünschenswert es ist, daß ihnen in Zerlegung der Probleme derart nachgegangen wird, daß Produktionspunkte (und -gebiete), Verkehrsstraßen, Marktstandorte, Kaufmannssiedlungen, Münz- und Zollstätten je in ihrer geographischen Ausbreitung, ihrem Aufkommen und Niedergang, und dann jedes dieser Gebilde in der Wandlung seines Geltungsbereiches gesondert erforscht wird, so darf die Synthese nicht ausbleiben, das Ineinanderfügen zu dem einen Handelsverkehrskörper; denn nicht nur im Verfolgen der Zusammenhänge der Gebilde gleicher Art durch die Räume und Zeiten hin, sondern auch der Zusammenhänge unter den Gebilden verschiedener Art entstehen neue Probleme. Aus dem zeitlich, räumlich-geographisch und sachlich zersplitterten und so massenhaft umherliegenden Erkenntnismaterial muß über bloß summierende Zustandserklärung hinaus ein wohlgefügtes Gesamtbild entstehen. Es ist dabei speziell zu betonen, wie weit wir noch von der Erkenntnis des genetischen Aufbaus des Ganzen entfernt sind, wie weit z. B. davon entfernt, zu wissen, wo im Gebiet des Deutschen Reiches die ältesten Keime des Handelsnetzes lagen, woher sie Nahrung sogen, welche Bedeutung der Verbindung Westdeutschlands mit Gallien über Lothringen zukommt neben derjenigen über Belgien, wann und in welchem Maß entscheidend italienische Einflüsse einzuwirken begannen, in welcher Weise vom Westen aus der Ausbau ostwärts über den Rhein weg erfolgte. Man darf hierbei auch aufmerksam machen auf all das Unsichere und Widerspruchsvolle, das über Epochen- und Periodenbildung innerhalb der mittelalterlichen Handelsgeschichte zirkuliert.

Und endlich ist es nicht unnütz, auf die Fruchtbarkeit geographischen Sinnes für solche Arbeiten hinzuweisen. Das sei nicht gesagt als Ausfluß einer bestimmten Anschauung vom Mitwirken geographischer Momente bei der Bildung der historischen Wirklichkeit, die jenseits geschichtswissenschaftlicher Sphäre ihren Ursprung hätte, sondern weil der Mangel an geographischem Sinn in unserem Bezirk m. E. nun einmal etwas zu stark verbreitet ist. Denn „niemals und nirgends ist der Boden ein geschichtlich indifferentes Ding", und wenn die Karte in der jüngsten Zeit in geschichtlicher Forschung und Darstellung nach verschiedenen Richtungen hin eine so große Rolle zu spielen begonnen hat, warum sollen wir den so stark auf der Erde verankerten handelsgeschichtlichen Bewegungen in der mittelalterlichen Geschichtskarte nicht eine gebührende Stellung verschaffen?

Wenn das in bezug auf eine Seite der Handelshistorie nicht verschwiegen werden kann, so darf man auch über die mancherlei Schäden, die sie im allgemeinen an sich trägt, nicht hinwegsehen. Es ist wahrlich ehrliches Bedürfnis und nicht Überhebung, wenn ich der Meinung Ausdruck gebe, daß uns in starkem Maße eine abgeklärte, sichere Methode fehlt, daß aus der Gesamtheit handelsgeschichtlicher Darbietungen das Gesicherte sich zu wenig heraushebt, im

Gegenteil viele Irrtümer unkontrolliert mitlaufen, leere Worte oft den Mangel an Einsicht verdecken, zahlreiche Probleme ungelöst liegen bleiben, und eben ganz im allgemeinen die handelshistorische Arbeitsweise in starkem Maße der jeweiligen Einigung auf bestimmte Probleme, der Zusammenarbeit entbehrt, ja auf weite Strecken der Planlosigkeit verfallen ist. Es ist ja klar: wir benötigen in besonderem Grade lokalgeschichtliche Kenntnisse und haben Not, entweder in ihnen nicht zu versinken oder aber bei allgemein gehaltenen Untersuchungen sie in vollem Umfang zu erwerben. Eine so ideale Verbindung lokalgeschichtlicher Fundierung und der Fähigkeit zu allgemeiner Betrachtungsweise, wie sie auf anderem Gebiet z. B. bei SIEGFRIED RIETSCHEL hervortrat, ist ja nicht etwas Alltägliches. Kein Zweifel, wir besitzen auch bedeutende handelsgeschichtliche Leistungen, aber sie sind nicht zahlreich, und ich glaube der Zustimmung einsichtiger Forscher sicher zu sein, wenn ich die Notwendigkeit kritischer Besinnung auf Mängel und Aufgaben unserer Disziplin betone.

Das gilt nun speziell noch in besonders starkem Maße für die zollgeschichtliche Forschung. Man sieht es ihr an, daß kaum ein Forscher bedeutenden Namens sich anhaltend in dieser Richtung betätigt.

Insbesondere sind die verschiedenen zollgeschichtlichen Quellengattungen nie systematisch als besondere Untersuchungsobjekte vorgenommen worden mit der Absicht, ihre Eigenart, ihre Struktur und demgemäß ihren Aussagebereich zu bestimmen. Es ist bekannt, wie viel auf andern Gebieten die Aufhellung dunkler Tatbestände gewonnen hat durch Untersuchungen solcher Art, aber für unsere Quellengruppen blieb das ohne Wirkung. Die rechtlichen Faktoren der Entstehung und Weiterbildung der Zolltarife (und ähnlicher Quellen), die wirtschaftlichen und sonstigen Motive der Gestaltung ihrer Positionen, die technischen Momente des Aufbaues und der Struktur der Tarife sind fast durchweg nur gelegentlich und nebenbei, vor allem auf zu schmaler Materialbasis und oft ohne genügende Einsicht in allgemeine Voraussetzungen, endlich ohne ausreichende Vergegenwärtigung örtlicher Verhältnisse eruiert worden. Es ist doch ein Armutszeugnis, daß in so manchen grundlegenden Dingen noch immer der alte FALKE aushelfen muß. Aber es entspricht der Sachlage. Man muß nur neueste zusammenfassende Artikel über die Geschichte des Zollwesens, z. B. in Handwörterbüchern, durchgehen und wird einsehen, daß wir tatsächlich nur ganz unmerklich vorwärtsgekommen sind.

Gehe ich hier auf Einzelnes ein, so kann es natürlich nur geschehen, um kurz anzudeuten und zu illustrieren.

Kaum ein ernsthafter Versuch ist gemacht worden, die rechtliche Seite der Tarifentstehung, respektive der Entstehung der einzelnen Tarifpositionen, genau zu bestimmen. So ist m. E. bisher nicht erfaßt worden, wie trotz des reichsgesetzlich ausgesprochenen und, wie es scheint, im allgemeinen Rechtsbewußtsein sich vorfindenden Gedankens der Bindung der Zollpositionen auf den altgewohnten Zustand oder auf bestimmte Normaljahre die Tarife doch tausendfältig sich fortentwickeln im Kampfe mit Hunderten und Aberhunderten von einzelnen Versuchen,

sie auf den alten Stand zurückzuwerfen. Da kommt man mit der modernen Kategorie der autonomen Tarifschaffung (jedenfalls oft) nicht aus, und die andere, die vertragliche Festsetzung, ist in der Ausdehnung und den Formen ihrer Anwendung auch noch lange nicht genügend erforscht.

Mehr als die rechtlich-formalen Momente haben immer die sachlich-inhaltlichen Kräfte das Interesse in Anspruch genommen. Vom Gebührenprinzip, das man teilweise mit so seltsamen Gründen gestützt hat, redet man nicht mehr so viel, hat auch seine Anwendungssphäre z. T. schärfer bestimmt[1]); in der Frage, ob Schutzzoll oder Finanzzoll, trifft man noch auf die verschiedensten Urteile. Abgesehen davon, daß kaum je in Rechnung gezogen wird, daß sehr wohl beide, wirtschaftspolitische und fiskalische Motive, in ein und derselben Position stecken können, ist wiederum zu sagen, daß es Tatbestände gibt, die es verbieten, alles in diesem Gegensatz aufgehen zu lassen. Was die wirtschaftspolitischen Motive anbetrifft, die so vielfach geleugnet werden, so muß man sagen, daß wir hier doch einmal gründlichere und systematischere Untersuchungen veranstalten müssen, als wir sie bis jetzt besitzen. Noch nicht einmal das für das Hochmittelalter einzigartige Urkundenmaterial über die Stellung der fremden Händler am Kölner Zoll ist bisher genügend verarbeitet worden. Es mag an dieser Stelle noch ein Wort jenem Brauch gewidmet sein, immer und immer wieder die bekannten (aus dem Mittelalter selbst stammenden) Aussprüche über die maßlose Zollbedrückung zu zitieren und daraus Unterdrückung und Vernichtung des Handels zu folgern. Selbstverständlich ist die Belastung vielerorts groß gewesen. Aber man sammle einmal die Stimmen moderner Freihändler und folgere dann aus ihnen, im letzten Menschenalter wachsenden Schutzzolls sei die Steigerung unseres modernen Handels zum Stillstand gekommen. Es macht allerdings einen großen Eindruck, wenn man z. B. liest, in Unterösterreich allein hätten 77 Donauzollstätten existiert[2]); doch ist das natürlich unsinnig. Der Behauptung ist keine Quellenangabe beigegeben; in solchen Fällen ist es immer ratsam, FALKE nachzuschlagen. Da steht auch wirklich etwas von 77 Zollstätten in Niederösterreich, aber nicht, daß es alles Donauzölle gewesen wären, und zudem hat auch FALKE schon kräftig über Niederösterreich hinausgegriffen[3]).

Not tun uns ferner vor allem Untersuchungen über die technische Seite der Zolltarifschaffung, über die Entwicklung der Tarife einzelner Städte und über den Charakter der mittelalterlichen Tarife überhaupt. Denn davon hängt wesentlich die Einsicht in das Maß ihrer Verwendbarkeit ab. Wir handhaben bisher ein Instrument, dessen Wesen wir noch viel zu wenig kennen. Man kann z. B. die Beobachtung machen,

---

1) F. KEUTGEN, Handelsgeschichtliche Probleme, Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine (1904), S. 22 f.

2) SOMMERLAD, Art. Binnenzölle im Handwörterbuch der Staatswissenschaften III, S. 44.

3) FALKE, Geschichte des Zollwesens, S. 66.

wie Tarife an Zuständen der Vergangenheit festhalten, die zur Zeit ihrer Aufzeichnung selbst offenbar nicht mehr vorhanden waren, z. B. wenn in einem Zolltarif Denare erwähnt werden, die schon Jahre vorher durch andere Münzen ersetzt waren. Hinter solchen Beobachtungen taucht dann die ganze Frage auf: bis zu welchem Grade entspricht der Tarif überhaupt den konkreten Verhältnissen seines Standortes, seiner Entstehungs- und Geltungszeit? In welchem Maße vermag er den sich wandelnden Verkehrsverhältnissen zu folgen oder nicht? Wann enthält er also zu viel, wann zu wenig? Es ist im einzelnen schon mehrfach die Beobachtung gemacht worden, der oder jener Tarif könne nicht vollständig sein. Aber systematisch an 100 oder 500 Tarifen das zu untersuchen, fällt niemandem ein. Und doch ist mit vereinzelten Beobachtungen nicht viel anzufangen. Denn in anderen Fällen frappiert ein Tarif gerade wieder durch die genaue Kongruenz mit den tatsächlichen Verhältnissen. Man untersuche den ersten Koblenzer Tarif von 1104 darauf hin[1]). Man wird beobachten können, wie genau er sich eindeckt auf andere Quellen. Wie charakteristisch ist es, daß er z. B. aus Südostdeutschland einzig Regensburg nennt, erst in der nächsten Revision (1209) dann Augsburg! Oder wie bezeichnend ist es, wenn er zwischen dem Delta-Innern und Flandern Holland überspringt! Wie genau stimmen an manchen Stellen (wo Vergleiche möglich sind) seine Sätze zusammen mit dem, was man aus der kaufmännischen Einwanderung nach Köln und auch aus andern Quellen erschließen kann!

Starke Unsicherheit beherrscht ferner die Benützung zollgeschichtlicher Quellen anderer Art, z. B. der Zollbefreiungen. Hier muß einmal einläßlich untersucht werden, was an Formeln mitten unter einmalig gültigen Sätzen steht. Statt aller allgemeinen Erörterung sei hier ein Fall näher ans Licht gestellt, der in seiner Wirkung ganz besonders kraß sich darstellt.

In der Zeit vom 10. bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts finden wir mehrfach eine vom Reichsoberhaupt verschiedenen Städten (Magdeburg, Goslar, Quedlinburg) verliehene Zollfreiheit erwähnt, die dahin lautet, daß ihre Kaufleute frei sein sollen von allen Zöllen im Reiche, außer in Köln, Tiel und Bardowiek (das erste Mal ist auch noch Mainz genannt). Der erste und grundlegende Fehler, den man bei der Interpretation da machte, war nun, daß man nicht erkannte, daß eine Formel vor einem liegt, die durch Jahrhunderte in gleicher Form bestehen blieb und für verschiedene Städte in gleicher Form verwendet wurde. Das hätte einmal davon abhalten sollen, aus ihrem Inhalt ohne weiteres Schlüsse zu ziehen einerseits auf die Zeit nach ihrer Entstehung und andererseits auf die verschiedenen Städte, die damit begabt wurden. Denn eine solche Formel ist allein aus den Verhältnissen ihrer Entstehungszeit, in diesem Fall des 10. Jahrhunderts, erwachsen und spiegelt diese und an sich nur diese wieder. Das positiv festzustellen, hat man durchaus unterlassen. Die erste Urkunde, in der diese Zollexemtionsformel erscheint, gehört ins Jahr 975. Es wird darin auf Otto I. als

1) KEUTGEN, Urkunden zur städtischen Verfassungsgeschichte, S. 49.

den ersten Verleiher zurückverwiesen. Es ist auch aus der Formel selbst mit vollkommener Sicherheit zu erweisen, daß sie in der sächsischen Kaiserzeit entstanden ist. Alles an ihr verrät sächsisches Milieu. Doch ist in ihr noch einmal eine Scheidung zu treffen zwischen allgemeiner Form und speziellem Inhalt. Der letztere stammt aus der Zeit der Sachsenherrscher (kann älter nicht sein); die erstere stammt schon aus der fränkischen Zeit, war dort natürlich mit fränkischem Inhalt gefüllt. Es ist nun zweifellos, man kann ihrem aus der Kanzlei des sächsischen Herrschers stammenden speziellen Inhalt recht interessante Dinge entnehmen, nur gerade die nicht, die man tatsächlich daraus schöpfte. Ich will nicht davon reden, daß man sie, die an drei der wichtigsten ostsächsischen Städte verliehen wurde, in unsern Tagen einer vierten, in der Nachbarschaft gelegenen gleich auch noch zusprach. Ich will auch davon nicht reden, daß man irrigerweise bestritt, daß sie volle Zollbefreiung verliehen habe, vielmehr behauptete, nur Befreiung von unrechtmäßigen Zöllen sei gemeint, endlich auch davon nicht, daß von der einen Seite behauptet wurde, sie betreffe Passierzölle, von der andern, sie betreffe Marktzölle (während doch Zoll überhaupt gemeint ist). Das sind schließlich mehr zufällige Irrtümer; aber methodischer Dilettantismus ist es, wenn nun aus der Exemtionsformel da, wo sie in einer Urkunde des 12. Jahrhunderts auftaucht, der Schluss (der für das 10. Jahrhundert zulässig wäre) gezogen wird, die von der Befreiung ausgenommenen Zollstätten resp. Verkehrsplätze seien damals noch von großer Bedeutung gewesen; wenn man ferner aktiven Handelsverkehr von den beschenkten Städten eben nach Köln, Tiel und Bardowiek hin erschließt; wenn man in der Annahme, es seien Passierzölle gemeint, aktiven Handelsverkehr über Köln, Tiel und Bardowiek hinaus konstruiert, z. B. nach Mainz, nach Lüttich und Dinant, nach den „flandrischen Weltmärkten“ (die noch gar nicht existierten), nach Dordrecht (das auch noch kein Handelsplatz war), nach Lübeck (zu einer Zeit, wo diese Stadt noch nicht gegründet war) und nach England hinüber; wenn man endlich annahm, Köln, Tiel und Bardowiek seien hintereinander besucht worden. So wird mit Quellen gewirtschaftet, in deren Charakter Einblick zu gewinnen, man nicht den leisesten Versuch macht. Die wahre positive Erkenntnis indes bleibt aus[1]).

Man sollte meinen, daß da, wo das verfassungs-, verwaltungs- und finanzgeschichtliche Interesse am Zollwesen vorwaltete, man vornehmlich zu territorialer Problemstellung hätte greifen sollen, daß da, wo die handelsgeschichtliche Bedeutung der Zölle im Vordergrund stand, man die Untersuchung namentlich auf die Punkte hätte richten sollen, wo der Einbau des Zollapparates ins Verkehrsleben am kompliziertesten und innigsten war, in den Städten. Beides ist bis in neueste Zeit nicht oder nur selten geschehen. Haben wir Monographien über einzelne Zollstätten, so betreffen sie meist Passierzollstätten und nicht Stadtzölle;

1) Vgl. mein Norddeutscher Handel im 12. und beginnenden 13. Jahrhundert, S. 164 ff.

haben wir Monographien über einzelne Zollstättengruppen, so betreffen sie meist Zollstättenreihen längs der Flüsse, nicht die durch ein Territorium umfaßten Zölle. Man vergleiche in letzterer Hinsicht nur das treffliche Bild, das O. STOLZ, Untersuchung über das mittelalterliche Zollwesen Tirols, uns bietet, mit dem Ertrag von Arbeiten über die Rhein- oder Elbzölle. Vor allem aber möchte ich noch dem Wunsche Ausdruck geben, daß für eine größere Anzahl von Städten, einzeln oder gruppenweise vergleichend, das Zollwesen untersucht werde nach seiner etwa vorkommenden rechtlichen Gliederung in mehrere, räumlich in ein- und derselben Stadt beisammenliegenden Zölle, dann nach der administrativen Entwicklung des Zollhebeorganismus aus einem rechtlich einheitlichen Zoll und endlich der Funktion desselben im wirtschaftlichen Leben der Stadt. In dieser letztern Hinsicht sind wir noch nicht einmal zu einer übereinstimmenden Interpretation auch nur der bekanntesten ältern Tarife gelangt; und neben dem, was kontrovers ist, ist vieles noch nicht gedeutet.

Mit dem Blick auf Mängel und Postulate der erwähnten Art —, dass die einzelnen Verkehrsgebiete zu ungleich, dann zu zusammenhanglos, manche Probleme unkritisch, zu wenig systematisch und meist auf unvollständiger, zufälliger, örtlich allzu begrenzter Quellengrundlage erörtert werden, daß in der handelsgeschichtlichen Forschung im allgemeinen mehr Zusammenschluß, mehr Planmäßigkeit und wechselseitiges Zusammenwirken herrschen sollte, zentrale Instanzen auch auf diesem Gebiet organisierend eingreifen möchten — mit solcherlei Aussetzungen und Wünschen knüpfen wir neue Hoffnung an den Beschluß der Münchener Historischen Kommission.

Ohne auf Spezialfragen der Edition, z. B. der Textgestaltung usw., einzugehen[1]), erörtern wir einige Grundfragen der Organisation dieser Edition. Erstens: wie weit soll in diesem Fall der Begriff Zolltarif gefaßt werden und welche Grundsätze sollen bei der Heraushebung dieser speziellen Quellengattung aus dem gesamten zollgeschichtlichen Material zur Geltung kommen? Zweitens: Wie ist das so abgegrenzte Stoffgebiet für die Durchführung der Publikation einzuteilen und wie das Gesamtwerk selbst zu gliedern? Ich beginne mit diesem zweiten Punkt.

Von einem persönlichen, möglichst gesamtdeutsch gehaltenen Standpunkt aus schien mir einen Augenblick eine völlig einheitliche Anlage möglich in dem Sinne, daß die einzelnen Tarife aus dem ganzen Reichsbereich unbesehen ihrer jeweiligen örtlichen Zugehörigkeit genau in ihrer chronologischen Reihenfolge zum Abdruck kämen, so daß die Publikation sich dann gleichsam einheitlich mit der ganzen

---

1) Natürlich spielen bei dieser Publikation die Register eine große Rolle: Warenregister, Ortsregister, Transportmittelregister (namentlich für Wasserfahrzeuge, für die ja eine Unmenge von Bezeichnungen existiert, die noch lange nicht alle gedeutet sind), Münzregister und Gewichts- und Maßregister. Es konnte in dem vorliegenden Artikel auf die große Bedeutung der Tarife für die Geschichte der Transportmittel, des Münzwesens, der Maße und Gewichte nicht eingegangen werden.

Gebietsfläche von der ausgehenden Karolingerzeit an vorwärtsbewegen würde bis 1600, daß so für jeden beliebigen Zeitabschnitt die Tarife des ganzen Reiches in der Edition unmittelbar hintereinander, also die in ihnen ruhenden Zustände gleichsam nebeneinander zu liegen kämen. Diese Idee ist natürlich von beiden Standpunkten aus, die wir berücksichtigen müssen, dem der Herstellung und dem der Benützung der Publikation, unbrauchbar: von dem des Benützers, weil unbeschadet aller Wünsche nach räumlich umfassenderer Forschung doch eben die lokale und regionale Beschränkung immer überwiegen wird, und eine Anlage im angedeuteten Sinn nun den Benützer zwänge, auch wenn er sich in engem Kreis bewegt, doch ev. alle 6—10 Bände zu konsultieren; aber auch vom Standpunkt der Bearbeitung aus: sei es nun, daß das ganze Reichsgebiet unter die Mitarbeiter räumlich aufgeteilt und einer Zentralstelle die chronologische Gruppierung der von jenen eingesandten Tarife überwiesen würde — das würde eine gleichmäßig fortschreitende Tätigkeit der Mitarbeiter erfordern, die zweifellos nicht zu erreichen ist —; sei es, daß man den Gesamtstoff chronologisch in eine Anzahl Teile zerlegen und jedem Mitarbeiter einen solchen zuweisen würde — das wäre ein höchst unpraktisches Beginnen, jeden Mitarbeiter über alle Archive und alle Mitarbeiter in jedes einzelne Archiv zu senden.

Von diesem letzten Einwande aus kann als sicheres Prinzip fixiert werden, daß die einzelne Zollstätte (und also natürlich meist auch das einzelne Archiv) ganz ein und demselben Bearbeiter zugewiesen werden muß, und weiter, daß auch in der definitiven Anlage die Tarife ein und derselben Zollstätte beisammen stehen müssen; sie bilden ja sowieso schon oft eine Einheit derart, daß der jüngere Tarif auf dem ältern fußt, manchmal so wenig Abweichungen aufweist, daß eine Nennung der Abweichungen in Anmerkungen genügen wird.

Steht das so fest, und muß man ferner damit rechnen, daß von gleichmäßigem Fortschreiten der einzelnen Bearbeiter abzusehen ist, daß endlich eine völlig einheitliche Sammlung mit alphabetischer Aufreihung der Zollstätten auch der Mehrzahl der Benützer nicht erwünscht sein wird, so müssen wir zu einer räumlich-geographischen Zwischengruppierung kommen, die nicht nur im Stadium der Herstellung, sondern auch im fertigen Werk selbst zum Vorschein kommt.

Die Gruppen werden aber doch nicht zu enge Gebiete sein, die Abgrenzung wird ferner nicht allzu schroff verkehrsgeographische Zusammenhänge zerreißen dürfen und muß endlich leicht zu übersehen sein.

Politische Territorialgebiete, weder mittelalterliche noch moderne, können also nicht in Betracht fallen, da ihre Gesamtheit weder verkehrsgeographisch noch übersichtlich gegliedert ist, da sie stetem Wechsel unterworfen sind und so Zollstätten hin- und herzerren aus einer territorialen Zugehörigkeit in die andere.

Zu einer annehmbaren Einteilung gelangen wir m. E. auf folgende Weise.

Was vorerst den räumlichen Umriß des Ganzen anbetrifft, so wird er sich im ganzen anschließen an die politischen Umrisse des alten Reiches und im einzelnen verkehrsgeographische Gründe entscheiden

lassen. Damit schiebt sich die Südgrenze einheitlich vor bis an die südliche Fußlinie der Alpen, derart, daß die Austrittstore der Gebirgswege von der Großen St. Bernhardstraße bis zu der von Laibach über den Karst an die Adria tretenden Route vielleicht noch einbezogen werden. Im Norden ist die Küste die gegebene Grenze (in Jütland bis nach Schleswig ausbiegend), im Osten südlich der Donau der Ostrand der Alpen, nördlich der Donau der Westrand der Karpathen, zwischen Karpathen und Sudeten die Weißkirchner Pforte und im nördlichen Flachland ungefähr die politische Reichsgrenze. Im Westen liegen die Dinge nicht so einfach, aber das Sammelgebiet muß jedenfalls über die zur Linken des Rheins lagernden Gebirge (Jura, Vogesen etc.) hinausgreifen bis gegen die große ostfranzösische, Donau und Saône aufwärts nach der Champagne und Flandern sich ziehende Verkehrsströmung hin, diese selbst aber ausschließend. Dabei werden nach Norden zu ohne Zweifel die Niederlande bis gegen die Schelde einzubeziehen sein. Da wäre also dieser Fluß, innerhalb und südlich der Ardennen die Maas, noch weiter südlich die Saône die Grenze: die Verbindung zwischen dieser Westgrenze und der Südgrenze böte sich vielleicht am besten in der großen Verkehrsroute, die von der Saône (resp. der Champagne) über den Jura auf den Großen St. Bernhard zustrebt (wobei eine Ausbuchtung noch Genf einbezöge).

Im Innern wird die bekannte (zwar durchaus nicht genügend aufgeklärte) handelsgeographische Zweiteilung Deutschlands eine Scheidelinie aufdrängen, die ungefähr am System der Mittelgebirge verläuft. Ebenso entschieden macht sich innerhalb des Südens die Teilung nach den Stromgebieten des Rheins und der Donau geltend, ohne daß die Wasserscheide nun im einzelnen genau innegehalten werden müßte. Historische Gründe lassen im Norden die Teilung in ein nordwestdeutsches und nordostdeutsches Gebiet durch die Elbe-Saale-Linie am annehmbarsten erscheinen.

Bei der näheren Festlegung der Scheidelinie zwischen Südwest- und Südostdeutschland folge diese innerhalb der Alpen dem Oglio aufwärts, springe von der Grenzhöhe des Ortler zum Arlberg und laufe illerabwärts ins nördliche Vorland aus bis zur Donau (Ulm), setze dort über den Jura zur Rednitz, ende zunächst am Main bei Bamberg, und zwar zähle diese ganze Linie selbst mit ihren Zollstätten zum östlichen Gebiet, was beim Oglio selbstverständlich, bei der Rednitz, speziell bei Nürnberg, schließlich auch bei Ulm ganz am Platz ist. Auf dem mittel- und norddeutschen Gebiet würde sich auf diese süddeutsche Linie eindecken die Saale-Elbe-Route, die man wiederum zum Osten nähme, wobei sich allerdings die Korrektur empfehlen würde, sie von Magdeburg an westlich ausgreifen zu lassen bis zur Wasserscheide der Lüneburger Heide, so daß die altmärkischen Städte und Lüneburg nicht von der Elbe abgetrennt werden.

Wir haben noch die Abgrenzung des Südens gegen den Norden genauer zu fixieren. Im westlichen Teile wird die Mainlinie, im östlichen, wo das Gebirge schmäler ist, der Kamm des Erzgebirges und der Sudeten das Gegebene sein. Ganz im Westen von der Mündung des Mains weg ist als Grenze am sichtbarsten der Rhein bis Koblenz und die

untere Mosel bis Trier und von dort eine Linie westlich gegen die Maas[1]).

Bamberg ist der Punkt, wo alle 4 Räume zusammenstoßen.

Sollte sich als wünschbar erzeigen — und das wird wohl der Fall sein —, daß Südostdeutschland noch einmal zerlegt wird, so scheidet eine Linie Tagliamento—Plöckenpaß—Großglockner — Salzach—Inn und endlich der First des Böhmer Waldes recht glücklich den Südosten in eine östliche und westliche Hälfte. Die Donau wird zwar so in zwei Teile zerrissen, doch möchte ich das eher in Kauf nehmen, als etwa Böhmen—Mähren als besondere Abteilung von Österreich loszutrennen.

Demnach ergeben sich 4 resp. 5 Abteilungen, deren jede wohl in 1—2 Bänden das Material, und zwar in alphabetischer Aufreihung der Zollstätten, fassen könnte. Jeder Abteilung könnte ein Übersichtskärtchen von ganz Deutschland beigegeben werden, das in der Hauptsache nur die Scheidelinien der obigen Gebiete genauer zu verzeichnen hätte und so übersichtlich aufzeigte, wie sich die letztern aneinanderfügen.

Entschließt man sich, nur die nackten Tarife zu edieren, so kann ein Bearbeiter wohl je eine der 5 Abteilungen bewältigen.

In dieser Seite der Organisation liegt aber wahrscheinlich die kleinere Schwierigkeit. Die größere ist in der zweiten Frage beschlossen: Wie und in welchem Maße soll das tarifarische Material aus dem Gesamtkomplex des zollgeschichtlichen Quellenstoffes herausgehoben werden?

Zwar dagegen kann m. E. kaum ein Zweifel sich regen, daß die Tarife aller Verkehrsabgaben, die nach Transportmitteln oder Waren oder Ortschaften oder Ländern (und Landesteilen) Tarifpositionen zusammenstellen, aufgenommen werden müssen, auch wenn sie nicht unter dem Namen Zoll gehen oder vom wissenschaftlichen Standpunkte aus darunter rubriziert werden, so z. B. Geleitstarife, Tarife in Kaufhausordnungen usw. Ebensowenig wird man sich beschränken dürfen auf isolierte, für sich stehende Tarife. Wo Tarife eben in größere Aufzeichnungen eingebettet sind, wird man sie herauslösen; sind dabei die nichttarifarischen Bestandteile bloßer Rahmen und dazu noch zollstofflichen Charakters, so wird man das Ganze drucken.

Wir haben nun aber oft statt oder neben Aufzeichnungen aller an einer Zollstätte gültigen Zollsätze, also neben Gesamttarifen Aufzeichnungen, die nur die Zollpositionen einzelner Gruppen von Zollpflichtigen überliefern. Ich halte dafür, daß man auch vor solchen Quellenstücken nicht haltmachen kann. Stehen sie innerhalb eines allgemeineren Privilegs oder einer sonstigen Aufzeichnung, so wird man gleich verfahren müssen, wie beim analogen Fall in betreff ganzer Tarife.

Aber damit befinden wir uns vor der prinzipiellen Frage: soll nur dasjenige Material berücksichtigt werden, das in Tarifform vorliegt, oder auch anderes, soweit es die Kenntnis der Zolltarifpolitik und der Zolltarifbehandlung an einer Zollstätte vermittelt, also auch Aktenmaterial,

---

1) Will man die kurrheinischen Zölle in einer Abteilung beisammen haben, so müßte die das Rheingebiet (Westdeutschland) zerlegende Linie weiter südlich verlegt werden.

Berichte über Tarifstreitigkeiten usw. Da würden schließlich auch die Zollbefreiungen Anspruch auf Mitnahme erheben, denn Befreiung von einem Zoll ist schließlich auch ein Stück Zolltarifbehandlung. Das alles macht die Edition weit schwieriger, aber auch weit wertvoller. Man würde in diesem Fall für die spätere Zeit wohl stark mit Regesten arbeiten können.

Auf jeden Fall bleibt scharf aller Quellenstoff ausgeschieden, der die verfassungs- und verwaltungsgeschichtliche Seite des Zollwesens betrifft, ebenso zollstrafrechtliche und prozeßrechtliche Bestimmungen. Auch Zollregister und Zollbücher kommen natürlich nicht in Betracht. Es wäre vielleicht bei der einen oder anderen Abteilung möglich, daß zwei Bearbeiter sich in die Arbeit teilen; denn es bedeutet das so erweiterte Programm natürlich eine starke Vermehrung der Arbeit, namentlich da es doch kaum eine Frage sein kann, daß man zeitlich bis 1600 wird vorrücken müssen. Denn da Tarife oft weit zurückweisen, würde eine mehr zurückliegende Zeitgrenze manches aussperren, was doch noch für das (traditionell abgegrenzte) Mittelalter unentbehrlich ist. Persönlich möchte ich mich für den stofflich umfassenderen Plan aussprechen.

Doch fällt die Entscheidung so oder so, auf jeden Fall hat der Handelshistoriker in dem Beschlusse der Münchener Hist. Kommission zum ersten Mal Aussicht auf ein großes gesamtdeutsches Quellenwerk.

The Assessment of Wages in England by the Justices of the Peace.

By

R. H. Tawney.

(Schluß.)

IV. The motives for the Assessment of Wages in Non-Textile trades.

In what light are we to regard the system of regulating wages which was set up by the Statute of Artificers? Are its opening words, with their declaration that "wages are in divers places too small . . . respecting the advancement of prices" to be taken as indicating a paternal solicitude on the part of the Government for the well-being of the wage earning classes? Or should we follow THOROLD ROGERS in discounting this pious preamble as mere hypocrisy, and see in the assessment of wages simply one outcome of the enduring instinct of the governing classes in favour of using the law to buttress their economic privileges?

Between the hypotheses of philanthropy and class tyranny it is not, perhaps, necessary to make a definite choice. The mediaeval ideal of equity in bargaining, of which the fixing of wages was one expression, was based on the assumption that it was possible to do substantial justice to the interests of all parties to a contract; and though there are some indications that in the 17th century Puritanism, with its insistence on the duty of labour, and its severe condemnation of luxury, led to a harsh view being taken of the moral evils supposed to result from high wages, the establishment of a maximum wage did

not in itself necessarily involve any more injustice to the wage-worker than the establishment of a maximum price did to the dealer. That, as far at least as all trades except the textile industries were concerned, the principal object of the assessment of wages was to prevent them rising above the level thought "reasonable" by the justices, there is no doubt whatever. Quite apart from the connection between the Act of 1563 and the earlier Statutes of Labourers, both the wording and the administration of the law leave no room for uncertainty as to its purpose. It imposes penalties on those who pay or accept more, not on those who pay or accept less, than the legal rates. A form commonly employed in the assessments is that "wages shall be such and no more than are hereafter set down". When punishment is incurred by masters and workmen, it is invariably for exceeding the figure fixed by the Justices. The writers of legal text-books all state that the wage was a maximum. The cases to be considered later, in which a minimum was established, are of a special and peculiar character, and in no way invalidate the conclusion that, as a general rule, the object and effect of assessments were to prevent the worker demanding more than a certain sum for his labour.

To say this, however, is neither to substantiate ROGERS' charge of hypocrisy, nor to imply that, in the circumstances of the age, the establishment of maximum rates was a piece of intolerable tyranny. In the first place, there is the minor point that the view sometimes expressed as to the discrepancy between the preamble of the Act and its substance appears to have been formed in forgetfulness of the fact that it was one, and the least harsh, of a series. As a matter of fact the wage clauses did exactly what the preamble indicated that they should do. They substituted a sliding scale for the fixed maximum imposed by previous statutes. The effect of this is seen in the words with which assessments frequently begin, stating that they are made "in respect and consideration had of the great dearth and scarcity of things at this present", or "having a special regard . . . to the prices at this time of all kinds of victual and apparel, and all other necessary charges, wherewith

artificers, labourers and servants are more grieviously charged than in time past". Whether the movement of wages did in fact correspond to the movement of prices is, of course, another question. As will be shown later, there is good reason for believing that in most districts it did not. But that should not be allowed to obscure the fact that the Statute of 1563 made possible a movement of legal rates, which, under the earlier acts, had been out of the question. By directing yearly assessments it certainly fufilled the declaration of its preamble, that it was enacted in order to "yield unto the hired person both in the time of scarcity and in the time of plenty a convenient proportion of wages".

In the second place, the policy of fixing a maximum wage must be interpreted with reference to the general economic circumstances of the Tudor age. The two fundamental facts in the social structure of the 16th century were the wide distribution of property and the scarcity of wage labour. It is, of course, quite true that the process of commutation which, in spite of the existence of backwaters where the remnants of labour services still lingered on, was virtually complete by the reign of Elizabeth, can only be explained by the existence of a considerable number of persons who were available for employment as hired labourers. It is true also that the agrarian revolution which was taking place with growing rapidity from 1450 onwards resulted in the increase of a landless proletariat dependent upon wages for its livelihood. But though forces were at work to replace the mediaeval wage problem, which consisted in the scarcity of labour, by the modern wage problem, which consists in its abundance, they certainly had not by the middle of the sixteenth century proceeded so far as to effect any substantial alteration in the balance between the relatively large number of property holders and the relatively small number of wage workers. Statistical evidence on this subject is naturally not very easy to obtain, but such as it is, it confirms the view that except in those parts of the country, like East Anglia, where a large population was employed in the textile industries, the family entirely dependent for its livelihood upon wage-labour

was in rural districts the exception. That this was the case is suggested, in the first place, by such incidental evidences of economic status as are supplied by the descriptions of offenders presented for justice. In the Quarter Sessions records [1]) of the North Riding, for example, at the beginning of the 17th century, the large number of yeomen and husbandmen presented is very striking. Out of 3780 persons mentioned in recognizancies in the records [2]) of the Worcestershire Quarter Sessions between 1591 and 1643, 667 are described as labourers, 1303 as husbandmen, 1810 as yeomen, the latter always, and the second usually, implying a holder of land. The more detailed evidence of manorial surveys points in the same direction. Taking 52 [3]) manors in the 16th century, I find that of the 1664 Customary tenants upon them rather less than one-third, 562, had less than 5 acres of land, while of these 255 had more than 2½ acres, and only 167 are entered as holding no land other than gardens. In Norfolk or Suffolk, the proportion of landless cottagers, is as one would expect, considerably larger, and, of course, though the head of a family held land, he had usually a family of sons who would be employed for a time, at any rate, by the large farmers of the district. But such figures suggest that the proportion of persons holding land in 16th century England was still large; while if we approach the matter from the other end, and examine the staffs employed both on demesne farms and by small landholders, we thall be inclined, I think, to say, that the number of employees, even when there is no reason to suspect any sweeping change in the direction of pasture farming, was singularly small. On the demesne farms of 22 religious [4]) houses in Leicester, Warwick and Sussex there

---

1) Atkinson, Quarter Sessions of the North Riding of Yorkshire, lists of recusants, *passim*.

2) Willis Bund, Kalender of the Sessions Rills of Worcestershire 1591 to 1643. Part. II.

3) For details see Tawney, The agrarian Problem in the Sixteenth Century, pp. 63—66.

4) Savine's article in Vinogradoffs Oxford Studies in Social and Legal History, vol. I, pp. 223—226.

were on the eve of the Dissolution 255 hinds, and 76 women servants, an average of about 11 hinds and about 3 women to each farm. Best[1]) narrates how he worked a considerable farm in Yorkshire with 4 men, 2 boys, and 2 maid-servants; and we read of a village[2]) where in the latter part of the 17th century, 13 freeholders farmed 580 acres with the aid of only ten men-servants before enclosure, and ot seven afterwards. The smallness of the permanent staff of wage-workers suggests that at times of unusual pressure, labour must generally have been drawn from men who normally were occupied on their own holdings, and quite explains why the Statute of Artificers empowered the Justices to press artisans for work on the land during the corn and hay harvest.

A recollection of the large part which was played in 16th century England by the small property holders should warn us that to estimate the wage policy of Tudor and Stuart Governments by presuppositions drawn from the experience of modern industrial communities is an error in the very foundations of the subject. In countries where the Great Industry has developed, the vast majority of the population are workers for wages; the principal social problem is the problem of wages; to fix a maximum wage by law would be to depress the price of something, which is already, often, a drug in the market. In the England of the Tudors and Stuarts, though the proportion of the people employed as wage-labourers was growing, the typical "workman" was not a wage-labourer, but a small master craftsman or a landholding peasant. The economic problem which received most attention both from writers and statesmen was not the problem of wages, but that of usury and prices, matters which were felt acutely by the man who had to stock his farm or his shop with borrowed capital, and who was easily exploited by a large dealer who cornered the supplies of raw materials or food stuffs. The wage labourers scattered between the interstices of a society based on property were often in a strong

1) Surtees Society, vol. XXXIII.

2) LEE, A vindication of a regulated enclosure (16

position relatively to their employers. To check by law the demands which they might make was often no doubt a grievance analagous to that of the speculator in grain, who found his profits swept away when prices were lowered by a proclamation from the Privy Council, or when an energetic Justice inspected his barns and exposed to compulsory sale below the market rates the corn which he had hoarded against a time of scarcity. The object, however, of assessing wages was not to benefit a privileged oligarchy of employers at the expense ot the vast majority of workers, but to protect one class of workers against another. The system is evidence not so much of the defencelessness of the wage-worker against oppression as of the fact that he was often able to drive a hard bargain with a master who was not much better off than himself.

Such an account of the economic environment which produced the system of assessing wages will not seem fanciful to anyone who studies contemporary complaints of the difficulties caused by the scarcity of labour. One must of course enter a caveat against taking the arguments of employers or of those who write from the employers standpoint *au pied de la lettre.* But their statements, even when discounted, harmonize too well with what we know from other sources, to be other than reliable. To give an extreme example of the situation which sometimes arose one may cite in the first place the difficulties of the English colony of Massachussetts. The experience of the colonists is worth attention, because the scarcity of labour which is to be expected in a new country naturally causes the problem to be seen there in its simplest form. The journal of WINTHROP[1]), the governor of the colony, gives us an insight into the situation produced by the high prices of labour. "The scarcity of workmen had caused them to raise their wages to an excessive height, so as a carpenter would have three shillings a day, a labourer two shillings and sixpence etc. and accordingly those who had commodities to sell advanced their prices sometimes double that they cost in England . . . which the Court taking knowledge of,

1) WINTHROP's Journal, vol. I, p. 112 (1633); vol. II, p. 228 (1645).

made an order that carpenters, masons, etc. should take but two shillings a day, and labourers eighteen pence, and that no commodities should be sold at above fourpence in the shilling more than it cost for ready money in England". "I may upon this occasion report a passage between one Rowley and his servant. The master being forced to sell a pair of his oxen to pay his servant his wages, told his servant he could keep him no longer, not knowing how to pay him next year. The servant answered he would serve him for more of his cattle. "But how shall I do" saith the master, "When all my cattle are gone?" The servant replied, "You shall serve me, and so you may have your cattle again". The answer scandalized the decorous WINTHROP, and if the servant had made it in England, the neighbouring Justices would probably have made him rue his impudence. But though the economic conditions of a colony were peculiar, there were times, even in England, when the wage earner could make his own terms. Side by side with the remarks of a statesman like Cecil as to difficulties caused by the high price of agricultural labour, one may set a complaint from a rural community which is all the more remarkable, in that it comes from the latter part of the 17th century. "We desire" say the Grand Jury of Worcestershire in 1661 "that servants' wages may be rated according to the Statute, for we find the unreasonableness of servants' wages a great grievance, so that servants are grown so proud and idle that the master cannot be known from the servant, except it be because the servant wears better clothes than the master[1])." It would, at any rate, be a grave error to think of agricultural labourers in the 16th and 17th centuries as the helpless victims of economic oppression. Combination to raise wages was, of course, forbidden by Statute, nor need we place much reliance on the statements of writers like ROGER COKE[2]) and the author of "Britannia Languens"[3]), who find a stick with which to beat the Elizabethan

1) Hist M. S. S. Com. Cd. 784, pp. 322—323.
2) ROGER COKE, A discourse of Trade (1670).
3) Britannia Languens, or A discourse of Trade (

Poor Laws in the alleged fact, that by making the worker independent of his master, they are "the principal, if not the only, reason of the excessive wages of servants as well as of labourers, who will neither serve nor labour". Quite apart, however, both from trade unionism and parochial relief, there were two methods of raising wages to which the workers could have recourse. In the first place they could practice passive resistance by refusing to enter the labour market, and, instead of working for an employer, employing themselves at home. This alternative, which in modern England, at any rate, is beyond the reach of the worker whose wages are reduced, was made possible by the predominance of small scale production both in agriculture and in many, though not all, branches of manufacturing industry. The peasant could work on his own holding, the village weaver for customers who dealt with him direct, the village joiner in doing odd jobs for his neighbours. That it was used as a lever for raising wages is proved by the orders which Justices found themselves obliged from time to time to issue, directing that since "young people both men and maids . . . will not go abroad to service, without they may have excessive wages, but will rather work at home at their own hands, whereby the rating of wages will take little effect, therefore no young men or maids fitting to go abroad to service . . . shall remain at home . . . but shall with all convenient speed betake themselves to service for the wages aforesaid" [1]).

In the second place, there was nearly always the possibility of turning from employment with a master to some sort of rough subsistence farming. In the sparsely populated England of the Tudors the land under cultivation was everywhere an island set in an ocean of unreclaimed barrenness, and well into the eighteenth century the wastes available for occupation by settlers were enormous. As a consequence, the worker who was discontented with the terms offered for his labour could often make

1) Hist M. S. S. Com. Cd. 784, f. 132 (Wiltshire 1656); see also HAMILTON, Quarter Session Records of Devonshire from Elisabeth to Anne, pp. 163—164, for an order made in 1657 that "Masterless persons should have Masters within a month".

an independent, though precarious, living, by squatting upon unoccupied land, and working for himself. It was, indeed, in this process of spontaneous colonization that many of the peasants displaced by the spread of pasture-farming found an alternative to wage-labour, and in the 17th century the issuing of licenses for the erection of cottages on waste lands by able bodied men who had come with their families from a distance became a regular part of the business of Quarter Sessions. The economic effect of the existence of these reservoirs of unoccupied territory is indicated by the lamentations of contemporary economists over the high wages which they enabled workers to demand. "In all or most towns, where the fields lie open" writes a pamphleteer, "there is a new brood of upstart intruders or inmates . . . loiterers who will not work unless they may have such excessive wages as they themselves desire" [1]). "There is with us now" states another, whose words offer a striking parallel both to the story told by Winthrop and to the complaint of the Worcestershire Grand Jury, "rather a scarcity than a superfluity of servants, their wages being advanced to such an extraordianry height, that they are likely ere long to be masters and their masters servants, many poor husbandmen being forced to pay near as much to their servants for wages as to their landlords for rent" [2]).

That such complaints were exaggerated, that the workers would have given a very different account of their conditions, is highly probable. But the fact that it should have been possible to make these statements with any show of verisimilitude shows how radically different was the situation of the wage worker at the time when the fixing of maximum rates was enforced from that with which the modern world is acquainted. Remembering the multitude of small property holders and the comparative fewness of the families who had no holdings of land at all, we shall be in a position to understand the extreme sus-

1) Pseudonismus, Considerations Concerning Common Field and Enclosures (1654).

2) Pseudonismus, A vindication of the Considerations Concerning Common Field and Enclosures (1656).

picion with which petty farmers and craftsmen regarded any attempt at independence on the part of their employees, and to realize that the assessment of wages may have been a policy popular not only with the governing classes who sat on the County Bench, but with large bodies of humble people; for humble people were property holders and employers themselves. Readers of "John Bull's Other Island" will remember the horror with which the Irish peasant, who had just acquired land under the Land Purchase Acts, greeted the proposal to pay the labourer, Patsy Farrell, 20/- a week. The attitude of the yeomen and small masters in the England of the Sixteenth and Seventeenth centuries towards the Patsy Farrells of their day was much the same. In the "Distributive State" to which some modern admirers of small scale agriculture and small scale industry look as an ideal, the laws regard with an eye that is anything but favourable the claim of the wage-earner to make the best bargain for himself that he can. Happily for him, the economic conditions which produced a demand for the assessment of his wages were such as to facilitate his escape from a life of continuous wage-labour. If the establishment of maximum rates had been widely regarded as oppressive we should almost certainly have heard of some petitions, some riots, against it, such as were made so frequently by peasants who resisted enclosures. That nothing of the kind has come down to us from any bodies of agricultural labourers is evidence of some weight for the belief that the interference of the State with wages was not regarded as an intolerable grievance.

V. The economic motive for the assessment of Wages in the Textile Trades.

There was, however, another side to the wage-policy of the Tudors and Stuarts than that which we have hitherto considered. If the labour problem in agriculture arose in the Sixteenth and Seventeenth centuries, as in the middle ages, from the scarcity of wage-workers, the labour problem in the textile industries was nevertheless of a quite modern character, and consisted in

the inability of large bodies of artizans to resist the reductions forced upon them by their employers. It was the attempts spasmodically made by the Government and some Boards of Justices to use the Statute of Artificers to maintain a standard wage in the textile trades, which has led to the suggestion that its general effect was to protect the worker against exploitation. In reality the policy pursued towards workers in the woollen industry was a special departure arising from the peculiar circumstances of that trade. The production of woollen cloth was the branch of manufacture in which, in the sixteenth century, capitalism had proceeded furthest. There were, of course, a certain number of independent weavers who worked to the order of purchasers in their own immediate neighbourhood. There were also, especially in the Northern counties, a large number of small masters, of a type that survived in the West Riding of Yorkshire well into the 19th century, who bought their own raw materials, marketed the finished product themselves, and were not far removed in economic status from the two or three journeymen whom they employed. But these were the irregular forces of the industry, not the main army. In the principal "clothing counties", Norfolk and Suffolk, Wiltshire, Gloucestershire, Somersetshire and Devonshire, several causes had combined to supersede the simple organisation under which the same individual was at once merchant, master, and artizan, to specialize in separate lands the commercial and industrial sides of the industry, and thus to run the greater part of it into a capitalistic mould. For one thing, a large part of the cloth manufactured in the South and East of England was exported to Continental markets. For another thing, the collecting, sorting, and distributing of raw materials was a business in itself. Different kinds of wool were produced in different parts of the country. Different kinds of cloth required different kinds of wool, and it was therefore common for wool produced in one county to be distributed for manufacture over half a dozen different counties far removed from each other and from its place of origin. "The places of growing and the places of converting are as far distant as the scope of this kingdom will give leave. The wools growing in the counties of Worcester,

Salop, and Stafford, are spent partly in Worcester, and a great part of them in the counties of Gloucester, Devon, and Kent, and much of them in Southampton. The wool of the counties of Lincoln, Northampton, Rutland, Leicester, Warwick, Oxford and Bucks. are thus dispersed: one sort of it is carried into the North parts, to Leeds, Wakefield, Rochdale, etc., and another sort is carried into part of it into the East parts, to Norwich ... and part of it into the West parts into Exeter ... some wools growing in Norfolk are brought three score miles or more to London and from thence carried eight score miles or more into North Wales, then draped into cloth and so sent back again and sold in London"[1]). The result was that the commercial side of the industry passed into the hands of a special body of capitalist entrepreneurs, who bought and sold on a large scale and could afford to take risks and wait for their returns. The actual operatives were no longer independent craftsmen, but entirely dependent on these great "clothiers" for their employment. One outcome of the over-shadowing of the artizan by the entrepeneur was the tentative growth of a rudimentary factory system. A large number of towns in the 16th and 17th centuries, when confronted with the difficulty of finding work for the unemployed, used to lend money to capitalist clothiers to establish what were factories[2]) in all but name. The most general consequence, however, of the spread of capitalism in the textile industries was not the appearance of a factory system, which was hampered both by the laws forbidding the engrossing of looms, and by the fact that most of the families engaged in the production of cloth could not easily be massed together, since they practised agriculture as a bye-employment. It was the so-called "Commission-System", under which a single great clothier provided the raw materials worked up in hundreds of cottages, paid the artizans their wages, and collected the finished product for the home or foreign market when the process of manufacture was over. It

1) S. P. D. James I, vol. LXXX, No. 13 (quoted UNWIN, "Industrial Organization in the Sixteenth and seventeenth Centuries", pp. 188—189.

2) Hist M. S. S. Com. Cd. 788, pp. 17, 44 (LINCOLN), Records of the Borough of Reading, vol. II, pp. 273, 357; vol. III, pp. 7, 25.

was calculated that in Suffolk in the reign of James I one large merchant would keep 500 workers employed.

The natural outcome of the organization of the industry on a capitalistic basis was the appearance of complaints as to low wages and payment in kind. In 1539 the weavers of Suffolk were complaining exactly in the manner of the handloom weavers in the early 19th century. "The rich men the clothiers be concluded and agreed among themselves to hold and pay one price for weaving, which price is too little to sustain householders upon, working night and day, holiday and week day, and many weavers are thereby reduced to the position of servants [1])". "The rich clothier" said an observer "that buyeth his wool of the grower in the wool counties in the winter time hath it spun by his own spinsters, and woven by his own weavers and fulled by his own tuckers, and all at the lowest rate of wages" [2]). A draft bill [3]) of 1593 states that spinners are driven to embezzle yarn, and weavers to weave faulty cloth, because "necessity doth many times enforce them thereunto for lack of sufficient wages and allowance for the workmanship at the hands of the clothiers". The fixing of maximum wages directed by the Statute of Artificers was obviously not a remedy for such conditions. On the other hand, in view of the interference with wages being a traditional part of the policy both of town authorities and of the government, the step involved in fixing a minimum wage was not a long one. It was taken first by the former. At intervals from the middle of the 15th century onwards the Court Leet of Coventry, where the journeymen weavers and the masters had already (in 1429) made a collective bargain [4]) binding the latter to pay the journeyman a third of the value of every cloth woven,

---

1) Victoria County History of Suffolk (Social Economic History), p. 259.

2) S. P. D. James I, vol. 80, No. 13 (1615), quoted UNWIN, op. cit. appendix A, II.

3) S. P. D. Eliz., vol. 244, No. 126.

4) HARRIS, Coventry Leet. Book, vol. I, p. 94. "Oct. 24, 1424. Indenture between the master weavers and journeymen ... and the journeymen may have the third part of the payment for weaving cloth, as well less as larger, which they weave with their masters, as they used to have."

was busy with the issue of ordinances regulating wages in the woollen industry. In 1452 any spinner who was given more that two and a half pounds of wool to spin was directed to bring his or her complaint before the Sheriffs, who were to pay the spinner for his labour, and to confiscate the spindles provided by the employer[1]). In 1460 it was enacted that all weavers, fullers, spinners, and carders should be paid in ready money. In 1514 clothiers who gave out wool to spinners were ordered not to put more to each weight than two and a half pounds, and to pay in ready money 5 d per pound for the best quality, and 4 d for inferior qualities[2]). In 1524 a price list was drawn up for weaving. The usual rule was made as to payment in ready money, and payments were fixed for standard patterns of cloth, ranging from 5/- for the heaviest, to 4/6 for medium weights, and 3/4 for the lightest. This was followed by a similar list for walkers, "for a low-priced cloth 3/6, and for a middle cloth 4/- and for a fine cloth 5/-, and for a very fine cloth as the owners and he can agree"[3]). What was done at Coventry in the way of protecting the journeymen against exploitation seems to have been a fairly common practice on the part of town authorities, though not so general as the attempts to protect the consumer by fixing maximum wages in the building industries. At Norwich in 1502 a body of woollen weavers requested the authorities to enact a rule fixing XX d as the minimum price for cloth of a certain quality[4]). At Reading in the early 17th century the Court of the Borough fixed the rates of spinners at "13 d a padd for spinning ordinary work, and so ratably for better work", and when the workmen in a local woollen factory partly financed by the town complained that their wages were too low, appointed three arbitrators to report upon the dispute[5]). In 1648 the Common Council of Nottingham, who had followed the common practice of lending capital to a clothier provided

1) ibid. vol. II, p. 271.
2) ibid. vol. III, p. 640.
3) ibid. vol. III, p. 689.
4) Selected Records of the City of Norwich, vol. II, p. 106.
5) Records of the Borough of Reading, vol. III, pp. 46—47, 252.

he would start work in the town, fixed a fairly elaborate scale of prices for spinning and carding different kinds of wool [1]).

These examples, though not sufficient to prove that the fixing of minimum rates was a common practice, do at any rate point to the conclusion that there was a disposition to treat workers in the textile industry in a different way from the great mass of labour, and that in fixing minimum rates for workers in that industry, the State would have some experience which it could follow. It was not, however, till the latter part of the reign of Elizabeth that this aspect of the wage problem began to receive attention from the Government. In 1593, a year in which, owing to the failure of the harvest, distress was unusually severe, four Bills [2]) were drafted which can still be examined in the Record Office. One of them need not detain us long. It is headed "The rate of the wages for clothiers to give unto their spinsters and weavers"; it is simply a list of piece-prices for spinning and weaving, with certain provisions as to the pattern of tools to be used, containing six rates for the former and eleven rates for the latter; there is no preamble and no enacting words, and it was intended perhaps to appear as a schedule to any Acts which might be passed upon the subject. The other three drafts are more elaborate. They deal not only with wages, but with frauds practised on clothiers by spinners and weavers – of which they complain in terms almost identical with those used by the Commission on Handloom weavers in 1835 – with the length of cloth to be woven, and with that bugbear of sixteenth century statesmen, the speculator, "yarn choppers or jobbers" who "for their own private gains, without having any regard to the maintenance of the Commonwealth, using no trade either of making woollen cloth or any other thing made of woollen yarn . . . do . . . buy up and get into their hands so great quantities of woollen yarn". There is some difference between the Bills in the matter of wages. One of them does not set out any "list" in detail, but enacts that the wages of spinners of warps shall

1) Records of Nottingham, vol. v, pp. 259—260.
2) S. P. D. Eliz., vol. 244, Nos. 126, 128, 129, 130.

be advanced 30 per cent, , that those of spinners of wefts and those of weavers shall be advanced 25 per cent, and that the clauses in certain Acts allowing clothiers to make cloth of a length greater than that fixed by law shall be repealed, on the ground that the effect of them has been that "divers poor artificers, as spinners, weavers, tuckers, carders, clothworkers, and divers others have been secretly and most unconscionably deceived, oppressed and wronged in their labours, for that the masters and owners of the said long clothes neither have given nor do give wages answerable to the great length of the said clothes." The other two Bills set out a list of piece-prices for spinning and weaving, fix a fine of 12 d for every penny that a "clothier shall withold or detaine . . . contrary to the charitable intent of this Statute", but provide that where higher rates have hitherto been paid than those contained in the Bills, they shall continue to be paid in the future. Neither of these measures became law. But their existence proves that the idea of fixing a minimum wage for workers in the woollen industry was one to which the Government was prepared to give consideration. Ten years later Parliament returned to the subject, this time with some result. By an Act of 1603 (1 James. cap. VI) the Statute of Artificers was reenacted with the addition of three significant clauses. The first stated that there had been some ambiguity in the Act of 1563, which had resulted in its being uncertain whether the Justices had power to rate the wages of workers other than those engaged in husbandry and other than those whose wages had been assessed under previous Acts. It accordingly enacted that it was to be interpreted as giving authority to assess the wages of any "Labourers, Weavers, Spinners, and Workmen whatsoever". The second clause definitely laid down that as far as workers in the woollen industry were concerned the rates fixed were to be a *minimum*, and that clothiers were to be fined for paying less, not for paying more, than that rate. It is so important that I quote it in full: "And furthermore, be it enacted by the authority aforesaid, that if any clothier or other shall refuse to obey the said order, rate, and assessments of wages, as aforesaid, *and shall not pay so much or so great*

wages to their weavers, spinsters, workmen or workwomen, as shall be set down, rated, and appointed, according to the true meaning of this Act, that then every clothier and other person or persons so offending thall forfeit and lose . . . for every such offence to the party grieved ten shillings". The third clause took the important step, without which that just quoted would have been of little value, of forbidding clothiers who were also Justices of the Peace to take part in assessing wages "for any weaver, tucker, spinster, or any other artizan that dependeth on the making of cloth".

If the Statute of 1603 is strictly construed it would appear to have directed the Justices to fix a minimum, not a maximum, rate for workers in *all* occupations, not only for those engaged in the manufacture of cloth. If this was its intention it does not appear to have been carried out. Subsequent assessments allude to 5 Elizabeth c. 4, but scarcely ever contain any reference to 1 James I c. 6 and, as has been explained, above, they usually say that wages are not to be *more* than a certain amount. It is plain, however, from the references in the Statute to clothiers, that its main object was to empower the Justices to fix a minimum for the woollen industry, and though evidence as to the effect of this part of it is not so abundant as could be desired, there is no doubt that both local authorities and the Central Government did from time to time administer it in this sense. To see the line taken by the former we may examine the dealings of the Justices of Wiltshire, one of the most important of the cloth manufacturing counties, with the wages of spinners and weavers. My first example[1]) comes from the year 1602. The drafting of piece rates for the woollen industry was an extremely technical matter, involving expert knowledge as to qualities of wool and yarns, breadth of looms etc. What the Justices did, therefore, was to ask the clothiers who gave out the materials and the weavers who worked them up in their cottages to submit a statement of the prices which they thought reasonable. In 1602 a piece list, — "the just proportions of the

1) Hist M. S. S. Com. Cd. 784, p. 162.

severall works usually put forth by the clothiers of the County of Wiltshire both to the weavers and spinners with the valuation of the wages according as every sorts of work do deserve by reason of the fineness of the wool and spinning of every sort of work" — was signed by seven clothiers and six weavers, and was submitted to the Justices. The Justices confirmed it as it stood, and reissued it in 1605 [1]) with certain trifling variations. It would be too much to say that the Justices ratified a collective bargain which had already been made by the representatives of the employers and the workmen, for one does not in these documents find traces of a permanent organization among either party, nor would it have been lawful for them to combine to alter working conditions prescribed by the State. It is evident, however, that the Justices did not simply settle matters over their heads, and that some attempt was made to ascertain the opinion of the industry before thrusting the rough hands of Quarter Sessions into its delicate mechanism. Moreover the fixing of rates was certainly regarded as an advantage by the workmen concerned. This is proved not only by the part which the journeymen weavers took in preparing the price-list, but by the fact that they later petitioned the Justices to enforce the assessment of wages as a means of protecting them against their employers. In 1623 the artizans engaged in the Wiltshire cloth-making industry were in deep distress. "May it please you" they write to the Justices "to be informed of the distressed state of most of the weavers, spinners, and others that work on the making of woollen cloths, that are not able by their diligent labours to get their livings, by reason that the clothiers at their wish have made their work extremely hard; and abated wages what they please. And some of them make such their workfolk to do their household businesses, to trudge in their errands, spool their chains, twist their list, do every command, without giving them bread, drink, or money for many days labours. May it please you, therefore, for the redressing of these enormities done by Clothiers, to appoint certain grave and dis-

1) ibid. p. 168.

creet persons to view the straitness of works, to assess rates for wages according to the desert of their works, now especially in this great dearth of corn, that the poor artificers of these works of woollen cloths may not perish for want of food, while they are painfull in their callings [1])." The Justices responde to this appeal. They issued an order summoning the clothiers and workmen to meet them at Devizes; directed the observance of the piece-list, which was already nominally in force, though broken by the clothiers; and ordered its publication on market-day at Devizes "in order that workmasters and workmen alike may take notice thereof, and that the workmen who desire that the same rates may stand, may be the better satisfied".

The fixing of minimum rates for artizans in the woollen industry had not the same reasons for commending itself to the Justices as had the fixing of maximum rates for other classes of workers. It is, therefore, not surprising that the interference of the Privy Council should often have been required in order to induce them to do their duty. To see its economic activities at their height one must, of course, turn to the period betwcen March 1629 and April 1640, when "that noise", as Laud called Parliamentary debate, was silent. The Government's intervention to control economic conditions was one side of the attitude which found its more famous expressions in arbitrary taxation and the enforcement of conformity in religion, a natural outcome of the authoritarian conception of the State held by Charles and his advisers. It did not imply any popular sympathies, but simply a desire to prevent agitation by removing the material causes of discontent, and incidentally to put pressure on the middle and upper classes, who were the stronghold of religious and constitutional opposition. To levy fines upon an enclosing landlord was a convenient financial expedient. The Bishops who punished the usurer, or the dealer who charged extortionate prices, before the Courts [2]) of Star Chamber and High Commis-

1) ibid. p. 94.

2) Camden Society, Reports of Cases in the Courts of Star Chamber and High Commission, Attorney General V. Archer (see especially Lauds' remarks); Attorney General v Taylor and others (both these in the Star chamber); also,

sion had an excellent opportunity of expounding the duty of obedience to the established authorities, and scolded the offender with all the more gusto when he was suspected of being a Puritan as well. In the matter of wages there was no general change of policy. From a letter [1]) which the Derbyshire Justices wrote to the Government in 1631 stating, in reply to a circular from the Council, that "we find none presented to us that . . . refuse to work for reasonable wages", it is plain that in the case of agricultural labourers the fixing of maximum wages still went on. But attempts to get the Justices to carry out their obligation of fixing minimum rates for workers in the cloth-manufacturing industry were made more regularly than either before or since. In 1629 [2]) the Council wrote to the Earl of Warwick and the Justices of Essex directing them to take steps to raise the wages of the weavers of baize who worked in the neighbourhood of Braintree and Bocking. In September [3]) 1630 they circularized the Justices of Norfolk, Suffolk, Essex, Cambridge, all cloth manufacturing Counties, and the Mayor of Norwich, stating that "the Statutes of 5 Eliz & 1 Jac have so carefully provided against these inconveniences it were a great shame if, for want of due care in such as are specially entrusted with the execution of these lawes, the poore should be punished in these times of scarcity and dearth", and requiring them to see to the assessment of wages. To these instances, which I take from Miss LEONARD's "Early History of English poor Relief", one may add the example offered by the proceedings of the Government in the matter of the cloth trade of Sudbury and the neighbouring parts of Suffolk and Essex. They illustrate excellently the grievances of the workers, the attitude of the Privy Council, and the difficulties of the Justices.

---

before the Court of High Commission, the case of Mr. Viccars of Stamford, a Puritan minister who adds overstrict opinions about usury to his other heterodoxies.

1) S. P. D. Charles I, vol. 202, No. 54. "We doe not find upon our enquiry that the Statute for laborers and ordering of wages is deluded . . ."

2) Privy Council Register, Charles I, vol. v, p. 399. Quoted Leonard op. cit. p. 160.

3) Quoted LEONARD op. cit. p. 162.

The question was first raised by a petition addressed to the Council in February 1630 on behalf of the workers in the trade by one Sylva Harbert [1]). It stated that the Clothiers of Sudbury had reduced the wages of combers, spinners and weavers to such an extent that "they (who in times past maintained their families in good sort) ... are constrained to sell their beds, wheels, and working tools", and asked the Government to interfere. The Council directed that the petition should be forwarded to a committee composed of the Justices of Suffolk and Essex together with two Aldermen of Sudbury, who were instructed to call before them representatives of both parties, to insist on wages being raised to the level hitherto customary, and to bind over any refractory person to appear before the Council. The clothiers began [2]) by attempting to show that Sylva Harbert had no real grievance, but had acted at the malicious instigation of a third party who had a grudge against one of them. The committee, after examining the complaints of the workpeople, decided that they were justified, and drew up a price list for spinners and weavers which forbad deductions ("fines"), and stated the length of reels to be used for the yarns. They informed the Council, however, that the reason alleged by the manufacturers for reducing wages was the competition of the trade in other parts of the country, and that "if the like order be not more general than to Sudbury, and to towns adjacent, it must necessarily be their ruin and utter undoing" [3]). This

---

1) Privy Council Register, Charles I, vol. v, pp. 350—351.

2) S. P. D. Charles I, vol. 197, No. 72.

3) ibid. vol. 189, No. 40. The Justices assessment runs as follows: "Essex. An order made at our Meetinge at Halsted in the said countie the eight day of Aprill anno dmi 1631 by vertue of an order from the Lords of the Cownsell.

It is ordered and agreed uppon by us whose names are hereunder written, that the Saye makers within the towne of Sudbury in Suff. shall paye unto the spynsters for spynnings of every seaven knotts, one penny, and to have noe dedūccon of their wadges, and that the keele wheron the yard is reeled to be a yard in length and not longer. And we doe further order, that for all the white sayes under five pounds weight the Saymaker shall give unto the weaver 12 d the pound for the weavinge thereof, and for the Sayes that shall be above five pounds und under Tenne pounds to give 12 d

eminently reasonable request does not appear to have received any attention from the Government. But it continued to lend an ear to the complaints of the Sudbury wage-earners. In 1637 three weavers again approached the Star Chamber with the complaint that, not content with reducing their wages, a manufacturer named Thomas Reynolds insisted on their accepting payment in truck "dead commodities, such as they cannot put off, and at a far undervalue, he himself refusing to take them again without great abatement, making merchandize of the petitioner's labours" [1]). The Star Chamber found on enquiry that Reynolds was a bad character who had already been punished for a similar offence — "this way of oppressing and abusing poor weavers hath been ordinary with him" — and committed him to the Fleet till he should have repaid the wages due, together with the plaintiff's costs. Having complied with the order of the Court, he was released a week later [2]).

What has been said above of the objects of the assessment of wages may now be summarized. The principal aim of the wage clauses of the Statute of Artificers was to prevent the scarcity of agricultural labour driving wages above the point thought "reasonable", and at the same time to allow that point to be shifted upwards by the Justices as prices rose. In the textile industries, however, where owing to the development of a capitalistic organization, the wage problem was of a different character, the policy of fixing a minimum wage had been pursued by town authorities from an early date. It was given statutory sanction by the Act of 1603 and was enforced at intervals both by the Justices of the Peace and by the Privy

---

the pound abatinge 6 d in the peece for the weaving thereof, and for the mingled Sayes conteyninge eight or nyne pounds nyne shillings, and soe proporcionally, as it shall conteyne more or less in weight. This our order to contynewe untill the fiftenth daye of Maye next ensuinge, Excepte from the Cownsell there shall be other order taken.

Tho. Wyseman R. Wareyn
Willi Maxey Ri. Skynner
Dra. Deane Beniamine Fisher."

1) Privy Council Register, Charles I, vol. XIII, pp. 389—390.
2) ibid. p. 422.

Council. After the constitutional revolution of the 17th century the assessment of maximum wages continued; but the fixing of a minimum for artizans in the cloth manufacturing industry, which was opposed to the interests of the wealthier classes, fell into desuetude. The clause in the Act of 1604 stating that doubt had been expressed as to whather the wage clauses of the Act of 1563 applied to other than labourers in husbandry shows that even in the generation immediately following the passage of Statute of Artificers there was a tendency to limit its application; and in the reign of Anne (if not before) it was definitely decided by the Judges that only the wages of agricultural workers fell within the jurisdiction of the Justices; — "the statute extends only to service in husbandry, not to gentlemens' servants, nor to journeymen with their masters" [1]). Memories of the earlier practice survived, however, into the latter part of the 18th century, and prompted the demands for the establishment of a minimum wage advanced both by the Gloucestershire weavers in 1756, and by many other bodies of textile operatives at the time of the rise of the factory system.

VI. The effects of the assessment of wages.

It remains to ask what was the economic effect of the system of assessing wages. On this question I can throw little light. I will begin by describing the procedure in making assessments, and examining the movements in wages as set out in some of them, and then go on to say what I can of the actual administration of the law.

By the Act of 1563 the Justices were directed to consult "grave and discrete persons", and to confer together "concerning the plenty and scarcity of the time, and other circumstances necessary to be considered". The view taken of the administration of the Act must depend to some extent upon the degree to which the Justices are thought to have complied with these

1) SALKELD'S Reports vol. II, p. 442. Trin. 3° Anne. Cf. BLACKSTONE, Commentaries, vol. I, pp. 426—428.

instructions. Did they take the trouble to obtain the necessary economic information before issuing their rules? or did they act entirely upon their own discretion? That some attention was paid by the Justices to the movements of prices is suggested by the allusions to them which are frequent in the preambles of assessments. That they went further, and made any regular attempt to secure advice from persons qualified to judge as to the economic conditions of the wage-earners is, as far at any rate as agricultural labour is concerned, extremely improbable. In one case, indeed, we do get a hint of inquiries preceding the issue of rates. In 1648 the inhabitants of the Eastern division of the Hundred of Portbury in Somersetshire [1]) called the attention of the Justices to the fact that twenty-three years before the wages in their district had been fixed by the "two next Justices", and stated that the assessment was now disobeyed. Accordingly Quarter Sessions referred the matter to a committee of three "to examine the said proportion or rate, and to certify the true state thereof at the next General Sessions". But in no instance is there any evidence that the views of the wage workers themselves were in any way consulted. The agricultural labourers were then, as now entirely unorganized. The Justices, who were mainly country gentlemen, were naturally biassed in favour of keeping down their wages. The course which they seem to have followed when it was thought desirable to take the opinion of persons other than those of the County Bench was to refer the matter to the Grand Jury. As judicial charges show, the presentment of "labourers or servants" who "take any more wages than the rate of wages allowed by the Justices" [2]) was part of its ordinary duties. What more natural than that it should be consulted when rates were being fixed? The records of Wiltshire, Worcestershire, and Somersetshire supply examples of what was probably a common practice. In the former county [3]) an assessment of 1625 which considerably raised the wages of

1) Somersetshire Quarter Sessions Records, vol. XXV, p. 66, No. 13.

2) Harleian Miscellany, vol. II. Sergeant Thorp's Charge to the Grand Jury at York Assizes. March 20th 1648.

3) Hist. M. SS. Com. Cd. 784, p. 169.

workers in husbandry was embodied in the Grand Jurys' presentment. In Worcestershire [1]) the Grand Jury addressed the Justices with some vigour in 1661, remonstrated with them for failing to administer the Statute of Artificers, and, among other demands, requested that servants' wages might be assessed according to law. In Somersetshire [2]) eight assessments were issued between 1647 to 1655. The formula most commonly used is, first, "This Court desired the Grand Jury to present their opinions what wages they thought fit to be set and assessed"; second, "the presentment of the grand inquest" containing the rates proposed; third, "This Court doth approve thereof". It is scarcely necessary to point out that the intervention of the Grand Jury, consisting as it generally did of gentry and yeomen, was anything but a protection to the wage-earner. If the exhortation addressed by George Fox to the Nottingham Justices, "not to oppress the servants in their wages, but to do that which was right and just to them" was not always necessary, the cause was not the good will of the "grave and discrete" persons, but the comparatively strong position of the agricultural labourer.

In the case of workers other than those employed in agriculture it was easier for the Justices to take expert advice. We have already seen that in fixing the wages of spinners and weavers in Wiltshire they consulted both the employers and the journeymen. In the towns Gilds and Companies supplied an obvious source of information. In Chester in 1588 wages were fixed by the Mayor with "the advise and consultation of divers others of the city" [3]), and 1607 the London Justices specially directed the wardens of the London companies to attend the meeting at which wages were to be assessed [4]). Whether the intervention of a Gild was a safe-guard to the wage-earners or to their employers depended entirely upon its constitution. In

1) ibid. pp. 322—323.

2) Somersetshire Quarter Sessions Records (Somerset Record Society, vol. XXVIII).

3) MORRIS, Records of Chester, p. 367.

4) MCARTHUR, E. H. R., vol. XV.

the smaller towns, where capitalist industry was little developed, and where therefore, the gap between master and man was still only a narrow one, gilds seem occassionally, as at Bristol, Norwich, Coventry and Carlisle, to have prevented the reduction of wages below a certain minimum[1]). In most cases, however, the gild was only too ready to be used by the Justices as a means of preventing a rise in wages inconvenient to the masters by whom it was governed, and to assist them in seeing, in the words of the authorities of Bury St. Edmunds, that "every journeyman do serve according to the Queen's Majesty's Statutes"[2]). In Chester, where there was much complaint of the great exactions of "the artizans and servants belonging to the corporation of Wrights and Slaters", the Mayor fixed their wages, and compelled the governors of the Society to enter into bonds to see that the rates settled by him were observed[3]). In London many of the companies had, by the middle of the seventeenth century, developed into extremely aristocratic and exclusive bodies. It is not surprising, therefore, to find the wardens of the Company of Carpenters making recommendations to the Lord Mayor "in pursuance of your lordship's desire of our opinion for the reducing of the excessive wages of labourers and workmen"[4]).

According to the preamble of the Act of 1563 the Justices should have made wages move in correspondence with prices. The question how far they did this is not easily answered, partly because there was no common form in which assessments were issued, so that it is often impossible to compare different assessments made for the same county, even when there is only a few years between them; partly because, though we know the general course of prices, we do not know their local variations. By way of testing whether there was any close correspondence between wages and prices, I set out below an index number of wheat

1) See HUTCHINS in Economie Journal, vol. x.
2) Hist. M. S. S. Com. Fifteenth Report Appendix, Part VIII, p. 139.
3) MORRIS, Op. cit. p. 436.
4) MCARTHUR, loc. cit.

prices[1]), and of the rates assessed at different dates in one Borough and four Counties. They are as follows:

Chester		*1570*		*1597*
Wages		100		141.7
		1571—81		*1593—1602*
Wheat prices		100		209
Rutland		*1563*		*1610*
Day wages		100		104.16
Yearly wages		100		101.2
Wheat prices		100		274.6
Devonshire		*1594*		*1654*
Day wages		100		107.04
Yearly wages		100		132.4
Wheat prices		100		135.4
Wiltshire	*1603*	*1635*	*1655*	*1685*
Wages	100	125	137	150
	1603–12	*1633–42*	*1653–62*	*1680–92*
Wheat prices	100	117	134	97
Gloucestershire		*1632*		*1655*
Day wages		100		131.3
Yearly wages		100		108.1
		1623—32		*1653—62*
Wheat prices		100		108.1

It will be seen that there is a rough parellelism between the rise of wheat prices and the rise of wages in Wiltshire up to 1655, and of yearly wages in Devonshire up to 1654. For the rest, there seems to be no correspondence at all. At Chester wages rise by over 40 per cent when prices rise by 109 per cent; in Rutland wages rise by under 5 per cent, when prices rise by 174 per cent. In Wiltshire, where prices and wages move with the same correspondence up to 1655, wages rise after that date and prices fall. Even if the means for making a comparison were more satisfactory than they are I doubt very much

1) I take the prices on which my index number is based from STEFFEN, Studien zur Geschichte der englischen Lohnarbeiter.

whether any close correspondence would be established. It was hardly to be expected that the Justices who saw prices doubled would meet the situation by doubling wages. They themselves belonged to a class which felt the rise severely, for the rents of their copyhold and freehold tenants were fixed, while they were buying everything dearer. An advance in wages as great as the advance in prices would have benefited the worker while aggravating their own difficulties. Moreover all sorts of factors influenced wages besides the movement in prices. Custom was very powerful, and one Board appeals to the fact that wages have always been lower in the Northern part of the country than elsewhere as a justification for refusing to raise them [1]). After the Civil War the scarcity of labour forced wages up, and the assessments, as the Gloucestershire Justices pointed out, had to follow the market rate [2]). A motive which tended to raise the price of agricultural labour while lowering that of artizans was the interest of the country gentlemen in preventing a shortage of the former. This is probably the reason why the wages of workers in husbandry were advanced in Wiltshire, on the recommendation of the Grand Jury, in 1635, while those of other classes of wage earners were unaltered; and why in Warwickshire the wages of certain classes of agricultural workers were fixed at a much higher rate in 1672 than in 1657, while those of masons, tilers, plasterers and bricklayers were reduced by from 75 to 100 per cent [3]). Such a double movement was a simple method of ensuring that the supply of agricultural labour would-be sufficient. It is not surprising, therefore, that wages and prices should not have risen and fallen together.

When assessments were made, were they operative in prac-

---

1) EDEN, State of the Poor, vol. III, app. p. CVI. — An assessment for Lancashire. May 22, 1735. "The said county being eighty miles in length, we think the more northern parts thereof ought not to demand so much, but be content with what the custom of the county hath usually been."

2) ROGERS, Hisory of Agriculture and Prices, vol. VI, p. 694. ". . Which afterwards, since these troubles, have been increased, and in the year 1655 were thus assessed . . ."

3) M. S. Records of Warwickshire Quarter Sessions at Warwick.

tice, or did the market rate of wages move quite independently of them? The methods employed to secure the observation by employer and workman of the legal rates were very various. Under the Act of 1563 the Justices were bound to forward their assessments to the Court of Chancery. The Privy Council was to examine them, to have them printed if they were approved, and to send them, in the form of a proclamation, to their respective countries before September 1st, where Sheriffs and Justices were to cause them to be proclaimed on market days and to be posted up in some conspicuous place. When the act of 1598 relieved the Justices of the necessity of forwarding their assessments to London for confirmation, the ordinary practice was to send them to the Sheriff of the County with the request that they should be published in every City and market town. Sometimes however, the Justices sent them to the constables direct, and on one occasion they ordered that, with a view to giving them publicity the rate should "be read every Quarter in their Parish Church or some other convenient place upon Sunday or festival day after morning prayers" [1]). Occasionally special expedients were adopted for discovering breaches of the assessments. In Buckinghamshire [2]), for example, a special "governor of labourers" was appointed in every township in the Chiltern Hundreds in 1562 to supervise the movements and hiring of labourers, and to present masters who gave too high a rate of wages. In Devonshire [3]) in 1601 the Justices divided themselves into sub-committees to deal specially with offenders in different parts of the county. In the North Riding of Yorkshire [4]) in 1610 on account of "much complaint, as well by masters as servants, of sundry abuses committed against the Statute of Labourers and Apprentices" the Justices decided that in the future they would hold an additional Summer Sessions every year for the purpose of hearing cases under the Act. It was, however, the

1) Victoria County History of Lincolnshire, vol. II, p. 336. (1680).

2) Victoria County History of Buckinghamshire, vol. II, p. 69 (1562).

3) HAMILTON, Quarter Session Records from Elizabeth to Anne.

4) ATKINSON, Quarter Session Records of the North Riding of Yorkshire, vol. I, p. 204.

parish constables who supplied the hinge upon which the whole system turned. For the Justices to supervise the actual hiring and discharge of labour, was of course, out of the question. But when the machinery of the law was working properly no man could get a master, and no master could get a man, without the constable knowing the terms of the bargain. It was the duty of the workman to show the constables (or the Curate or Churchwarden) a testimonial from his last master. It was the duty of the employer to register with the constables the names of his labourers and the wages at which they were engaged, and to notify to him anyone who left his service without giving the statutory notice of one quarter. The whole system depended in fact, on the presence of a third party at every contract made between master and man; it was only workable in so far as publicity was given to the engagement of labour, and it was for this reason that rules are so frequently made requiring young people to go into service, unemployed workmen to stand in some conspicuous place until they find an employer, employers to hire publicly and not in secret, masterless men to take masters. The man who had labour to sell was in fact treated exactly like the corndealer. Neither was to be allowed to forestall the market or to take advantage of an exceptionally good offer to force up the price. Neither could pick his purchaser or refuse to sell except upon his own terms. Hence, when the machinery was working properly, the constables had in their possession a register of persons hired and of the wages offered to them, which they could compare with the assessments issued by the Justices, and by means of which they could check any alteration in wages which might subsequently be made or demanded.

That in some districts and at some periods the constables succeeded in keeping in close touch with their duties is proved by the appeals which the Justices made to them for information, and by the presentment of offenders who break the law. The punishment of offenders at Reading has already been mentioned. In the Court of the Manor of Ingoldmells[1]) in Lincolnshire, fourteen

1) MASSINGBERD, Ingoldmells Court Rolls, p. 285.

persons were summoned in 1567 "before the steward appointed te execute the Statute of Labourers". In the North Riding of Yorkshire, there were numerous presentments of both masters and journeymen for paying and taking more than the statutory rate of wages, or otherwise evading the Act. "John Bulmer of West Cottam, husbandman, for hiring servants without recording their names and salaries before the chief constable" "The inhabitants of Thirkleby . . . for refusing to give the names of their servants and their wages to the constables of the said Town and to the head constables" "the inhabitants of Kilbourne for giving their servants more wages than the Statute doth allow" "Thomas Gibson of Easingwold for retaining and accepting into his service one Will Thompson without showing to the Head Officer Curate, or Churchwarden, any lawful testimonial" "Thomas Wawne yeoman for giving wages. . . . Rymer his servant to exceeding the rate set down by the Justices"[1]); such examples show that in parts of the country the administration of the Statute was a reality. Occasionally we find particulars of wages which show that the market rate and the legal rate coincided. In Rutland[2]), for example, where an assessment was made in 1610, the High Constable's list of persons hired between 1626 and 1624 proves that the rates then fixed were closely followed. In Derbyshire[3]) the masons and labourers who worked at Chatsworth in 1693 obtained the rates per day, 1/4 and 10 d, which had been fixed by the assessment of 1648. Usually, however, the evidence which could enable us to determine whether assessments when made were effectively carried out is lacking. There are no presentments of offenders for exceeding the legal rates in the M. S. proceedings of the Warwickshire Quarter Sessions which I have examined from 1610 to 1680. Nor have I found any in the records of other counties which have been printed, with the exception of those contained in the proceedings of the North Riding Quarter Sessions. As far as my evidence goes

1) ATKINSON, op. cit. vol. I, pp. 27, 60, 105.
2) Archaeologia, vol. XI, p. 200.
3) Victoria County History of Derbyshire, vol. II, pp. 182–183.

at present, which is not very far, the legal rate often differed considerably from the market rate, and usually fell short of it. In Buckinghamshire [1]) for example, some workmen in the building trades were being paid in the latter part of the 16th century a wage more than double that fixed by the assessment of 1562, and though the legal scale was considerably raised in the latter part of the following century it was still exceeded by the actual rates paid by masters. In the 18th century at any rate, the Courts seem to have countenanced the evasion of the Act by ruling that a master might "reward a deserving servant, over and above his wages, according as he shall decide; so it be not by way of promise or agreement upon his retainer" [2]). While, therefore, it is probable that the practice of assessing wages tended to keep them down by setting up a standard to which the master could appeal, it is also probable that it was evaded without much difficulty by the exceptionally competent journeyman, or by the master who was in difficulties through a shortage of labour.

1) Victoria County History of Buchinghamshire, vol. II, pp. 67—68.
2) BURN, Justice of the Peace, vol. IV, pp. 130—132.

Das Judentum und die Anfänge der modernen Kolonisation.

Von

Hermann Wätjen.

(Schluß.)

Als die im Jahre 1621 gegründete niederländisch-westindische Kompagnie, der die Westküste Afrikas, ganz Amerika und der Stille Ozean als Operationsfeld übergeben ward, begehrliche Blicke auf Brasilien richtete, fanden ihre Pläne freudigen Widerhall bei den brasilianischen Juden. Sie sahen in den Holländern Befreier vom Glaubenszwang, Erlöser von der steten Furcht vor der Inquisition, mit deren Einführung die Regierung immer von neuem drohte. Daß die Holländer, als sie dem Gedanken einer Eroberung Brasiliens nähertraten, auf den Beistand des jüdischen Elementes rechneten, ist kaum zu bezweifeln. Der sehr zuverlässige P. M. Netscher behauptet sogar, die niederländischen Flottenführer hätten von den Marranen wichtige Informationen über die politische Lage in der brasilianischen Kolonie bekommen [1]). Für Kohuts Annahme, daß schon vor dem holländischen Einfall Beziehungen zwischen den Amsterdamer und brasilianischen Juden bestanden haben sollen [2]), fehlen vorläufig die Belege. Überhaupt wird es ratsam sein, die Mitwirkung des Judentums bei dem Unternehmen nicht zu hoch zu veranschlagen. Da mehrere Arbeiten in den Veröffentlichungen

---

1) Les Hollandais au Brésil (La Haye 1853), p. 14.

2) Les Juifs dans les Colonies Hollandaises, Revue des études juives, t. 31, p. 294.

der American Jewish Historical Society betonen, die Juden seien „influential stockholders" der W.I.C. gewesen[1]), könnte vielleicht die Meinung aufkommen, die westindische Gesellschaft[2]) habe aus Rücksicht auf ihre jüdischen Aktionäre gerade Brasilien als Angriffsobjekt erkoren. Davon ist gar keine Rede. Denn mit der Beteiligung Israels an der W.I.C. sah es in der Anfangszeit nicht viel besser aus als bei der O.I.C. Das geht mit aller Deutlichkeit aus dem einzigen Aktienbuch hervor, das sich heute noch im Kompagniearchiv befindet und glücklicherweise das erste Amsterdamer Register ist[3]). Es enthält die in den Jahren 1623 bis 1626 gezeichneten Beträge[4]). Sie ergaben in Amsterdam 2846582 fl. Insgesamt kamen 7108106½ fl. als Stiftungskapital der W.I.C. zusammen[5]). Von der Amsterdamer Summe brachten die Juden nicht mehr als 36100 fl. auf, und daran partizipierten folgende Personen:

Françisco Coutinco (Coutinho?) . . .	mit	4000 fl.
Bento Osorio	„	6000 „
Anthonio Nunez Torres	„	1200 „
Duarte de Palacio	„	1000 „
Francisco Mendes de Medeiros . . .	„	1800 „
Francisco Vaz de Leon	„	2400 „
Jeronimo Rodrigues Mendes	„	1800 „
Gaspar Nunez Torres	„	1500 „
Francisco Mendes und Miguel de Crasto	„	1800 „
Estevan Cardoza	„	1000 „
Diego Fernandez Dias	„	2400 „

1) Vor allem in der Sammlung von Aufsätzen und Reden: The Two Hundred and Fiftieth Anniversary of the Settlement of the Jews in the United States. Addresses delivered at Carnegie Hall, New York on Thanksgiving Day, 1905 (Publ. XIV).

2) Es gab zwei westindische Kompagnien in Holland. Die erste, die sog. alte Kompagnie, ward 1674 aufgelöst, die zweite bestand von 1675 bis 1791.

3) „'T Eerste Capitael-Boeck, Aenvang neemende in Novembr Anno 1623 in Amsterd." Archiv W.I.C. (Oude Compagnie) Nr. 18*. Reichsarchiv. Haag.

4) Obwohl die Stiftung der W.I.C. im Sommer 1621 erfolgte, wurde die Einzeichnungsfrist bis zum 31. August 1623 verlängert.

5) Vgl. VAN REES, Staathuishoudkunde II, p. 134.

Duarte Nunez da Costa	mit	4000 fl.
Jeronimo Rodrigo de Souza	„	1800 „
Simon Rodrigo de Souza	„	600 „
Die Witwe von Eiomar Henriques . .	„	1200 „
Fernando Airez Mezurado	„	900 „
Bramqua de Pina	„	1200 „
Duarte Rodrigues Mendes	„	1500 „

Diese 18 Buchungen geben kein gerade überwältigendes Bild von der Bereitwilligkeit des portugiesischen Judentums in Amsterdam, die westindische Gesellschaft finanziell nach Kräften zu unterstützen. Übertraf doch die Gesamtsumme der jüdischen Einlagen nur um 100 fl. das Kapital, das der Prinz von Anhalt[1]) durch seine Agenten Adolf van Borstel, Charles de Latseur, Philippo Calandrini und Andreas van der Meulen in Amsterdam am 1. November 1623 und 10. Januar 1625 in W.I.C.-Aktien anlegen ließ. Ob in dieser reservierten Haltung der jüdischen Finanziers später eine Änderung eingetreten ist, läßt sich bei dem Mangel an weiteren Rechnungsbüchern nicht mit Bestimmtheit sagen. Wiederholt werden in glaubwürdigen Berichten, auf die wir bei der Betrachtung von Israels Einwanderung in Nordamerika kurz eingehen müssen, die Juden als Hauptanteilhaber von W.I.C.-Aktien bezeichnet. In schroffem Gegensatz dazu stehen aber drei von Samuel Oppenheim veröffentlichte Auszüge aus den „Hooftparticipantenlijsten" der Jahre 1656, 1658 und 1671[2]). Danach waren:

im November 1656	unter	167	Namen	nur	7	jüdische,
am 26. April 1658[3])	„	169	„	„	11	„ ,
im März . . 1671	„	192	„	„	10	„ .

Vorsichtig fügt Oppenheim hinzu: „The proportion of the Jewish names to the whole in each of these lists can therefore be readily judged". Wahrscheinlich handelt es sich hier um Ex-

1) Welcher der fürstlichen Linien (Anhalt-Dessau, -Bernburg, -Cöthen oder -Zerbst) dieser Prinz angehörte, ist leider im Kapitalbuch nicht angegeben.

2) Publ. XVIII, p. 14. Ich komme an anderer Stelle auf diesen wichtigen Aufsatz zurück.

3) In einer zweiten Liste vom April 1658, die 278 Namen von Hauptpartizipanten enthält, sind 8 Juden mehr als oben genannt.

zerpte aus Amsterdamer Registern, weil die erste Aufstellung von Hans Bontemantel herrührt[1]), und Seeland oder irgendeine der andern Kammern (Rotterdam, Hoorn, Enkhuizen und Groningen) kaum so viele Hauptteilnehmer gehabt haben. Gewöhnliche Aktionäre gab es natürlich überall in großer Menge. Für die auffallend geringe Ziffer der jüdischen Hauptpartizipanten käme einmal die schon geschilderte politische Lage der in Holland lebenden Juden in Betracht. Sodann aber dürfen wir die außerordentlich ungünstige Situation der W.I.C. um die Mitte des 17. Jahrhunderts nicht außer acht lassen, die sicherlich manchen jüdischen Kapitalisten abgeschreckt hat, hohe Summen in W.I.C.-Aktien zu investieren. Ich glaube, daß die Beteiligung der Söhne Judas an der alten westindischen Kompagnie nicht viel größer als an der ostindischen Gesellschaft in den ersten 70 Jahren ihres Bestehens gewesen ist. Über die Teilnahme der Juden an der zweiten, im Jahre 1675 aufgerichteten W.I.C. fehlen bisher alle Nachrichten. Wir wissen nur, daß es in ihr ebensowenig israelitische Direktoren gegeben hat wie in ihrer Vorgängerin und in der O.I.C. Diese jüdischen „Bewindhebber" spuken namentlich in der Phantasie von einigen judaistischen Forschern Amerikas, die für ihre Behauptung auch nicht die Spur eines Beweises zu finden vermochten. Daß während des 18. Jahrhunderts im Direktorium der W.I.C. die gleichen Familien dominierten wie im Vorstande der ostindischen Schwester, bestätigen uns die Heerenboekjes.

Im Jahre 1624 griff ein von der Kompagnie ausgesandtes Geschwader Bahia an und eroberte die völlig überraschte Stadt fast ohne Blutvergießen. Die Proklamation der Sieger, jeder Bürger könne sein Eigentum behalten und ungehindert seinem Glauben leben, soll über 200 Juden nach der Allerheiligenbai gelockt haben. Ob diese Mitteilung richtig ist[2]), entzieht sich meiner Beurteilung. In holländischen Quellen habe ich nichts

1) Über Bontemantel vgl. J. E. Elias, De Vroedschap van Amsterdam I, p. 485 ff., und G. W. Kernkamp, De Regeeringe van Amsterdam ... ontworpen door Hans Bontemantel (Werken van het Histor. Genootschap te Utrecht, 3. Serie, Nr. 7).

2) Encyclopedia, Artikel: Brazil.

darüber finden können. Soviel steht aber fest, die Freude der Juden über den Genuß der religiösen Freiheit war nur von kurzer Dauer. Schon 1625 gewannen die Portugiesen den wichtigen Platz wieder, und es vergingen fünf Jahre, ehe es den Holländern gelang, sich zum zweiten Male auf brasilianischem Boden festzusetzen. Nach harten Kämpfen fiel die Kapitanie Pernambuco in ihre Hand, und bis 1635 unterwarfen sie die nördlich davon gelegenen Provinzen Itamaraca, Parahyba und Rio Grande, die unter dem Namen „Neuholland" zu einem einheitlichen Kolonialgebiet verschmolzen wurden[1]). Als die Kompagnie erklären ließ, daß im holländischen Brasilien jedes Glaubensbekenntnis respektiert werden würde, begann eine starke Einwanderung von christlichen und jüdischen Kolonisten. Diese Immigration steigerte sich bedeutend, nachdem der 1637 zum Statthalter Neuhollands ernannte Graf Johann Moritz von Nassau Ordnung in die chaotischen Zustände gebracht und durch erfolgreiche Kämpfe gegen die Portugiesen die Existenz der jungen Kolonie sichergestellt hatte. Seiner Initiative war es vor allem zu danken, daß die schwer daniederliegende Zuckerindustrie zu neuem Leben erwachte, und daß die Pflanzer Mut bekamen, die zerstörten Plantagen wieder aufzurichten. Da nur ein Teil der geflüchteten portugiesischen Großgrundbesitzer — in erster Linie Juden — nach Pernambuco zurückkehrte, beschlossen Johann Moritz und der von der W.I.C. eingesetzte „hohe Rat", die herrenlosen Zuckermühlen und Ländereien zu beschlagnahmen und sie öffentlich versteigern zu lassen. Der Gedanke fiel auf fruchtbaren Boden. Die Auktionen waren lebhaft besucht und ergaben über 2 Mill. Gulden. Als Käufer traten frühere Offiziere, Kompagniebeamte und Kaufleute auf, den größten Prozentsatz aber stellte das jüdische Element. Um den neuen Pflanzern, die, von wenigen Ausnahmen abgesehen, das erworbene Stück Land oder die Mühle gar nicht bar bezahlen konnten, möglichst entgegenzukommen, gestattete man ihnen, die Kaufsumme in jährlichen Raten abzutragen und die Rückzahlungen in Zucker zu leisten. Wenn

1) Vgl. darüber WÄTJEN, Holland und Brasilien im 17. Jahrhundert. Hans. Geschichtsbl., Jahrgang 1911, p. 464.

SOMBART sagt: „Ihren vollen Glanz beginnt die Kolonie erst zu entfalten, als sie in die Hände der Holländer übergeht, und nun die reichen holländischen Juden anfangen, hinüberzuströmen", so offenbaren uns die Quellen, daß unter den Kolonisten nur die alten jüdischen Siedler aus der portugiesischen Zeit und vereinzelte Kaufleute wohlhabend waren, daß aber die allermeisten der nach Pernambuco wandernden Juden die Mildtätigkeit und Unterstützung dieser Glaubensgenossen anrufen mußten.

Aus den verschiedensten Teilen der Welt erschienen israelitische Flüchtlinge in Brasilien. Die Heimat der einen war Ungarn, Polen, die Türkei oder Berberei, andere kamen aus Spanien und Portugal, die dritten aus Holland und Deutschland. Aber vornehmlich fuhren portugiesische Israeliten nach Südamerika hinüber, die hier wie überall mit Verachtung auf die Söhne des deutsch-polnischen Stammes herabblickten. 1642 trafen ein paar Hundert portugiesische Juden in Neuholland ein. An ihrer Spitze standen Moses Raphael de Aguilaer und der erste Rabbi der jüdischen Kongregation in Pernambuco, Aboab de Fonseca[1]). Das rasche Wachstum Israels, sein erstaunliches Anpassungsvermögen an die für den schwerblütigen Niederländer doch recht fremdartigen brasilianischen Verhältnisse, die lästig empfundene Konkurrenz im Groß- und Kleinhandel führten sehr bald zu Reibungen mit der christlichen Bevölkerung. Protestanten und Katholiken klagten, daß die Juden ihre religiöse Freiheit dazu benutzten, um sich über Gebräuche der christlichen Kirchen lustig zu machen. Da strenge Ermahnungen der toleranten Obrigkeit nichts fruchteten, wurden schon 1638 die jüdischen Konventikel aufgehoben und den Mitgliedern der sich langsam bildenden israelitischen Gemeinde religiöse Übungen nur in Privathäusern erlaubt[2]). Jahr für Jahr bestürmte der reformierte Kirchenrat Kompagnie und Gouverneur, unter keinen Umständen den Bau einer Synagoge zuzulassen und durch Einwanderungsverbote die

1) M. KAYSERLING, The Earliest Rabbis and Jewish Writers of America (Publ. III, p. 14 ff.).

2) Gouverneur und hoher Rat an d. Kammer v. Seeland, 14. Januar 1638. W.I.C. (Oude Compagnie), Nr. 53. Reichsarchiv Haag.

jüdische Hochflut einzudämmen[1]). Wie tief der Haß der christlichen Kaufmannschaft gegen das ihr wirtschaftlich überlegene Judentum wurzelte, beweist ein charakteristisches, von ohnmächtiger Wut diktiertes Schreiben, das 1641 Johann Moritz und dem hohen Rat überreicht wurde[2]). „Mehr und mehr", heißt es zu Beginn der Eingabe, „ist im holländischen Brasilien der Handel in jüdische Hände geraten. Christliche Geschäftsleute sind hier so gut wie ausgeschaltet, sie sind zu ‚spectateurs van de negotie der jooden' geworden. Da für Protestanten und Katholiken auf kommerziellem Gebiet kein Raum mehr vorhanden ist, müssen sie den Klageweg beschreiten. Alle hier eintreffenden Juden werden von ihren portugiesischen Landsleuten freundlich aufgenommen, als Agenten, als Zuckerfaktoren angestellt oder auf den Plantagen beschäftigt. Jede frei gewordene Maklerstelle fällt selbstverständlich einem Israeliten zu, der dann seine ganze Kraft der Hebung des jüdischen Handels widmet. Fast aller Zucker geht durch Judenhände, und gibt es irgendwo etwas zu verdienen, so hat Israel schon Beschlag darauf gelegt. Was für seine Jünger nicht gut genug ist, überläßt man großmütig den Christen. In anderen Ländern müssen die Juden Abzeichen tragen, rote Hüte oder gelbe Merkmale an der Brust, damit ein jeder weiß, wen er vor sich hat, und nicht betrogen oder bestohlen wird. Warum scheut man sich hier, so zu verfahren? Warum gestattet man den Israeliten, Kleinhandel zu treiben und Läden zu eröffnen? Ist es doch bekannt, mit welchen Mitteln Judas Söhne arbeiten. Sie lügen und betrügen, sie gebrauchen falsche Gewichte und falsche Maße, mit ihnen kann nur der Kaufmann konkurrieren, der vor gleichen Kniffen nicht zurückschreckt. Durch Wuchergeschäfte und systematische Aussaugerei von christlichen Pflanzern sind sie eine Pest in brasilianischen Landen geworden und dürfen hier nicht länger geduldet werden. Ist denn das Kapital der W.I.C. nur zugunsten dieser Leute eingezahlt und erhöht worden? Haben wir unser Leben in die Schanze geschlagen,

1) Vgl. Akten der „Classis in Brasyl". W.I.C. (Oude Compagnie) Nr. 55.

2) „De gemene Cristenen" an Gouverneur und Rat, 1641. W.I.C. (Oude Compagnie), Nr. 56. Die Akte ist von 66 Kaufleuten unterzeichnet. Ich gebe den umschlächtigen holländischen Text in freier Übersetzung wieder.

damit Betteljuden mit Reichtümern beladen in ihre Heimat zurückkehren können? Brasilien gehört uns, den Christen, und nicht den verstockten Kindern Israels, die Tag für Tag den allerheiligsten Namen von Jesus Christus schänden, die brave Soldaten und Witwen tapferer Streiter zugrunde gerichtet haben. Als aber die spanische Flotte vor Pernambucos Küste (1640) erschien, da weigerten sich die Juden, zu fechten, weil Sabbat sei. Überhaupt, solange Brasilien im Kriegszustande war, sah man kaum etwas von ihnen. Jetzt essen sie das gute Fleisch und lassen uns nur die Knochen. Wir brauchen hier keine Israeliten, wir Christen können genau dasselbe leisten wie sie. Und keinen Pfennig würde die Kompagnie weniger verdienen, wäre Brasilien judenfrei. Ja, wenn nur reiche Leute nach Neuholland kämen! Was wir erhalten, sind Schiffsladungen von armen Israeliten, die alle Synagogen der Welt nach Südamerika abgeschoben haben, und die uns nun das Brot vom Munde wegnehmen. Zum Heil der christlichen Gemeinde muß dagegen eingeschritten und den Juden, wie gesagt, das Detailgeschäft unterbunden werden."

So gehässig und übertrieben uns manche dieser Anklagen erscheinen mögen, in einzelnen Punkten trafen sie den Nagel auf den Kopf. Kleinhandel und Maklergewerbe waren in Recife seit 1638 tatsächlich jüdische Domänen geworden. Und daran trugen die Christen selber Schuld. Durch Nachlässigkeit und mangelnde Solidität hatte sich vor Johann Moritz' Ankunft eine beträchtliche Zahl von niederländischen Krämern um ihren Kredit gebracht und teilweise das Land verlassen müssen. Die so entstandenen Lücken wurden sehr bald von Juden ausgefüllt, deren Konkurrenz den gleichzeitig eingewanderten holländischen Kleinhändlern das Emporkommen außerordentlich erschwerte. Daher unterstützten Gouverneur und hoher Rat die Petition der christlichen Kaufleute und sandten das Schriftstück mit warmen Empfehlungen nach Holland [1]).

Daß jüdischerseits Betrügereien und Übervorteilungen vorkamen, läßt sich gar nicht bestreiten. Man wies israelitischen Händlern Fälschungen im Gewicht der von ihnen deklarierten

1) Gouverneur und hoher Rat an d. Rat d. XIX, 22. August 1641.

Zuckermengen nach und ertappte sie wiederholt beim Schmuggel. Aber das waren Vergehen, die sich christliche Beamte, Kaufleute und vor allem Schiffer in gleichem Maße zuschulden kommen ließen, und die in Brasilien zur Tagesordnung gehörten. Die Briefe des Gouvernements sind voll von Klagen über diese unausrottbaren Übelstände. Sah sich Johann Moritz deshalb mehrfach genötigt, gegen jüdische Übertretungen vorzugehen, so hütete er Israel doch nach Kräften vor dem wilden Haß protestantischer und katholischer Zeloten und sicherte es vor Gefahren, die von seiten der eifersüchtigen christlichen Kaufmannschaft drohten. Er wußte, daß Judas Söhne zu den zuverlässigsten Untertanen in Neuholland zählten, und daß sie im Fall der Not treu zur holländischen Fahne stehen würden. Wohl kamen auch ihm gelegentlich Zweifel, ob er ihnen ein so weitgehendes Vertrauen schenken dürfe. Was mochte geschehen, wenn Johann Braganza den Juden Glaubensfreiheit gewährte? War dann nicht ein sofortiger Übergang zum Feinde zu befürchten [1])?

Aber derartige Besorgnisse vermochten den edlen Fürsten und den von ihm beeinflußten hohen Rat in der Haltung gegenüber dem Judentum nicht zu beirren [2]). So fühlten sich die Kinder des verstoßenen Volkes heimisch und sicher im Machtbereich des nassauischen Grafen. Einige Marranen — sie waren unter den in Neuholland lebenden Juden in der Überzahl — warfen kurz entschlossen die neuchristliche Maske ab und bekannten sich offen zum Glauben ihrer Väter. Aber Vorsicht war geboten, denn je mehr der Reichtum und die wirtschaftliche Macht der Juden wuchs, desto offenkundiger trat die Feindschaft der christlichen Mitbewerber zutage. Man gönnte es den Juden nicht, daß sie einige der schönsten Plantagen in den Flußtälern von Pernambuco ihr eigen nannten [3]), und daß der gewinnbringende

1) Joh. Mor. an d. Generalst., 24. September 1642. Liassen W.I.C. Stat. Gen., Nr. 5773, Reichsarchiv Haag.

2) Vgl. auch Revue des études juives, t. 31, p. 294.

3) Die Behauptung Sombarts, daß alle großen Plantagen in Händen der Juden gewesen seien, habe ich bereits in dem oben erwähnten Aufsatz als unrichtig zurückgewiesen. Auch Holländer kauften große Plantagen und bewirtschafteten sie mit einer beträchtlichen Zahl von Sklaven. Ich werde das

Negerhandel vornehmlich jüdische Kassen bereicherte. Denn die Juden waren im holländischen Brasilien nicht nur die Hauptsklavenhalter, sie versorgten auch andere Kolonisten mit schwarzen Arbeitern, die sie möglichst billig auf den Auktionen erstanden und zu hohen Preisen weiterveräußerten. Die Kaufsumme ward gewöhnlich in Zucker abgetragen. Konnten aber die Schuldner am Verfalltage das Geld nicht aufbringen, so verlangten jüdische Gläubiger monatlich 3—4% von dem zu erlegenden Betrage. Man klagte auch sehr darüber, daß sich Juden, wenn sie auf Negerversteigerungen Bürgschaft für christliche Kaufleute zu leisten hatten, diesen Dienst mit 20—30% vom Gesamtwert der erhandelten Sklaven vergüten ließen. „Aus allem wissen sie ein Geschäft zu machen", schrieb der Finanzrat Adriaen Lems den Bewindhebbern in Middelburg, „doch die Plantagenbesitzer können dabei nicht prosperieren, weil die Neger zu teuer und die Prozente zu hoch sind" [1]).

Solange Johann Moritz von Nassau die Geschicke Neuhollands leitete, wurden Juden und Holländer als auf gleicher Stufe stehend angesehen und die Entfaltung der zu Beginn des 4. Jahrzehnts gegründeten israelitischen Kongregation nicht gestört. Wohl litten christliche und jüdische Kolonisten außerordentlich unter den schlechten Zuckerernten der Jahre 1642, 1643 und 1644, wohl konnten viele von ihnen lange Zeit der Zahlung ihrer Schulden, die aus dem Erwerb von Sklaven und Zuckermühlen erwachsen waren, nicht nachkommen. Aber die unausgesetzten Bemühungen des Statthalters, Abhilfe zu schaffen, und das ernste Bestreben, die religiösen Gegensätze zu überbrücken, erweckten immer wieder Hoffnungen auf Besserung der prekären Lage und Ausgleich der Verluste. Da gab die schroffe Ablehnung der geforderten Truppenverstärkungen Johann Moritz ein deutliches Zeichen, daß die schon längst über seine kostspielige Amtsführung ergrimmte Kompagnie ihn los sein wollte. Er bat um seinen Abschied und verließ im Mai 1644 das mit so vieler Arbeit in eine lebensfähige

einschlägige Material in einem demnächst erscheinenden Buche veröffentlichen, das die hier nur angedeuteten Beziehungen der W.I.C. zu Brasilien auf breitester archivalischer Grundlage behandeln soll.

1) Der Brief ist vom 13. Juni 1643 datiert.

Kolonie verwandelte Neuholland. Was der Verlust dieses Mannes bedeutete, sollten Bewindhebber und Siedler bald genug erfahren. Die Not stieg im Reiche durch die Mißernten und schlechte Lage des Zuckermarktes, namentlich aber durch die Rücksichtslosigkeit, mit der das Gouvernement trotzdem die Ausstände einfordern ließ, so hoch, daß zu Anfang des Jahres 1645 sich eine erschreckende Armut unter den in der Stadt lebenden Juden und Christen breitmachte. Der Rat schrieb nach Holland, es hätten sogar angesehene Leute um Almosen gebeten[1]). Einer der reichsten Israeliten Pernambucos, Georgio Homen Pinto, 9facher Mühlenbesitzer und Eigentümer von 370 Sklaven und 1000 Zugochsen, erklärte der Regierung, daß er seinen finanziellen Verpflichtungen nicht mehr genügen könne. Betrage doch seine Schuldenlast nicht weniger als 937 997 fl.[2])! Da der Ruin Pintos ein harter Schlag für den Wohlstand der Kolonie sein mußte, schoß man ihm und anderen in ähnlicher Lage befindlichen Pflanzern die zur Fortführung der Betriebe nötigen Mittel vor, die sie im Lauf von 6 Jahren zurückzuzahlen hatten. Den Erfolg dieser Maßregel vereitelte die plötzliche Erhebung der mit dem holländischen Regiment stets unzufriedenen und nur durch Johann Moritz' Autorität niedergehaltenen portugiesischen Bevölkerung. Ihr Führer ward João Fernandes Vieira. Überraschend schnell geriet der Süden Pernambucos in die Hände der von Bahia kräftig unterstützten Aufrührer. In vielen Teilen der Kapitanie wurden Pflanzungen und Mühlen zerstört, ja bis an die Tore von Recife dehnte sich das Vernichtungswerk aus. Handel und Verkehr standen still, alle Zahlungen stockten. Hatten einzelne Juden noch gehofft, durch raschen Übertritt zu den portugiesischen Landsleuten das drohende Verhängnis abzuwenden, so wurden sie durch Schreckensbotschaften darüber belehrt, was sie auf seiten der Gegner erwartete. Man erfuhr, daß Moses Mendes, Isaac Razao und andere Israeliten in grauenhafter Weise zu Tode gemartert, daß Männer wie der leidenschaftliche Isaac de Castro Tartas der Inquisition übergeben

1) Notulen van Brazilië, W.I.C. (Oude Compagnie), Nr. 71, 4. Okt. 1645.

2) Der hohe Rat an die Kammer von Seeland, 13. Februar 1645, W.I.C. (Onde Compagnie), Nr. 60.

waren[1]). So blieb den in Recife und sonstigen festen Plätzen Neuhollands eingeschlossenen Juden nichts anderes übrig, als den trügerischen Lockrufen der Portugiesen kein Gehör zu schenken und sich um die holländische Fahne zu scharen. Mannhaft taten die jüdischen Bürger der Kolonie ihre Pflicht. Was sie und die christlichen Mitkämpfer bei der Belagerung der Hauptstadt, die alsbald mit den Forts in Itamaraca, Parahyba und Rio Grande die letzte niederländische Insel in Brasilien war, erdulden mußten, das hat uns der Rabbi Isaac Aboab in bewegten Worten geschildert. „Bücher wären nicht imstande, unsere Leiden zu fassen. Der Feind breitete sich in Feld und Wald aus, lauerte hier auf Beute und dort auf das Leben. Viele von uns starben mit dem Schwert in der Hand, andere aus Mangel. Sie ruhen jetzt in kalter Erde. Wir Übriggebliebenen waren dem Tode in jeder Gestalt ausgesetzt. Die an Leckerbissen Gewöhnten waren froh, trockenes, verschimmeltes Brot zur Stillung ihres Hungers zu erhaschen[2])."

Zu Beginn des Jahres 1654 fiel Recife. Die Übergabe der holländischen Kapitale machte dem total mißglückten brasilianischen Unternehmen ein Ende. Es war ein Experiment gewesen, das die westindische Gesellschaft mit großen Hoffnungen, aber viel zu kleinen Mitteln in Szene gesetzt, und zu dessen Durchführung ihr von Anfang an die Kraft gefehlt hatte. Den Holländern wurde freier Abzug gewährt, und in die Amnestieerklärung schloß man auch die Juden ein. Sie und alle anderen Nichtkatholiken, sagte die Deklaration, könnten in Brasilien bleiben, wenn sie es wünschten. Ihre Behandlung würde dann die gleiche wie in Portugal sein. Das hieß nichts anderes als Preisgabe der Ungläubigen an die Inquisition, und mit Recht bemerkt Netscher, diese Formulierung „cachait une arrière-pensée digne de l'intolérance religieuse de ces jours-la[3])". Kein Wunder, daß die Kolonisten jüdischen Stammes dem sicheren Untergang die Auswanderung vorzogen. Wohin sie gerieten, und was sie in der

1) Der hohe Rat an dieselbe Kammer, 10. Dezember 1645, W.I.C. (Oude Compagnie), Nr. 61. Ferner Grätz X, p. 102.

2) Zitiert nach Grätz X, p. 28.

3) Les Hollandais au Brésil, p. 163.

neuen Heimat leisteten, wird uns im letzten Teil dieser Abhandlung zu beschäftigen haben.

Wie Leon Hühner in der Encyclopedia mitteilt, verließen nicht alle Juden die brasilianischen Lande. Einige wenige Neuchristen blieben zurück, deren Zahl sich im Laufe der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch Nachschübe aus Portugal bedeutend vermehrte. Freilich waren die Marranen keinen Augenblick vor den Nachstellungen des heiligen Gerichtes sicher, und 1723 erlitten mehrere reiche Kaufleute jüdischen Glaubens, die man in Rio de Janeiro verhaftet hatte, den Flammentod in Lissabon. Die beständige Gefahr, in die Fangarme des gefürchteten Tribunals zu geraten, schwand erst, als Pombal, dem Geiste des Aufklärungszeitalters entsprechend, die Autodafés in Portugal verbot und durch den Erlaß vom 25. März 1773 die Gleichstellung der „neuen und alten Christen" erfolgte [1]). Seitdem sind die Marranen Brasiliens ganz und gar in der katholischen Bevölkerung des Landes aufgegangen [2]).

Sombart hat dem Jahr 1654, in dem Neuholland zugrunde ging, „epochale Bedeutung" für die jüdisch-amerikanische Geschichte zugeschrieben. Man muß ihm darin beistimmen, weil ein großer Teil der brasilianischen Juden sich in anderen Gebieten Amerikas niederließ und seine Erfahrung in der Plantagenkultur und im Zuckergeschäft diesen Ländern übermittelte. Die Wichtigkeit der Zuckerproduktion für die amerikanische Kolonialwirtschaft in der Gründungszeit ist von Sombart scharf hervorgehoben worden, und nicht mit Unrecht sieht er in ihr „das Rückgrat der ganzen kolonialen Volkswirtschaft", von der Edelmetallgewinnung natürlich abgesehen. „Man kann sich kaum noch eine richtige Vorstellung machen von der überragenden Bedeutung, die Zuckerindustrie und Zuckerhandel in jenen Jahrhunderten hatten [3])."

Neben Brasilien kam als Zuckergebiet zunächst das Nachbarland Guayana in Betracht, das die W.I.C. nach dem Verluste Neuhollands mit ganz anderen Augen ansah als bisher. Sie hatte in den 20er Jahren von Essequibo und Berbice (Teile des heutigen

1) Sombart, p. 35.
2) Artikel: Brazil.
3) Sombart, p. 37.

britischen Guyanas) Besitz ergriffen und an geeigneten Punkten Forts angelegt. Aber die „wilde Küste", das einstige Dorado Walter Raleighs, erfüllte so wenig die darauf gesetzten Hoffnungen, daß von einer eigentlichen Kolonisation bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts noch gar keine Rede sein konnte. SUPAN gibt uns ein anschauliches Bild, wie um 1650 die politischen Machtverhältnisse in Guayana lagen[1]). Im Westen befanden sich die holländischen Kolonien Essequibo und Berbice, in der Mitte das damals noch englische Surinam und im Osten Cayenne, das die Franzosen nach kurzer Okkupation wieder aufgegeben und 1653 den Holländern überlassen hatten. 11 Jahre später kam dann Cayenne definitiv an Frankreich, während der Friede von Breda (1667) Surinam an die Niederlande gab. Seitdem teilten sich Holländer und Franzosen in den Besitz von Guayana, aus dem die Briten für lange Zeit verschwanden.

Die Geschichte des Judentums in diesen Landstrichen hat das Interesse der jüdischen Forscher Amerikas lebhaft erregt. Wir finden in den Publikationen der Jewish Historical Society eine Reihe von Aufsätzen, Mitteilungen und Notizen über die Schicksale jüdischer Siedler in Guayana[2]), aber das vorgelegte Material steht an Güte und Ausgiebigkeit weit hinter dem zurück, was uns die Brasilpapiere der niederländisch-westindischen Kompagnie bieten. Ich habe die reichste Belehrung über die guayanischen Judenkolonien aus einer vortrefflichen Arbeit SAMUEL OPPENHEIMS empfangen. Sie behandelt den Werdegang der bis dahin ganz übersehenen jüdischen Niederlassung am Pomerunfluß in Essequibo[3]) und stützt sich vornehmlich auf Haager und Middelburger Archivalien. SOMBART zitiert zwar den OPPENHEIMschen Aufsatz, ich bezweifle aber, daß er ihn aufmerksam gelesen hat. Sonst

---

1) Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien, p. 86.

2) Um nur einige Arbeiten zu nennen: B. FELSENTHAL und R. GOTTHEIL, Chronological Sketch of the History of the Jews in Surinam (Publ. IV, p. 1 ff.); J. S. ROOS, Additional Notes on the History of the Jews in Surinam (Publ. XIII, p. 127 ff.); P. A. HILFMAN, Some Further Notes on the History of the Jews etc. (Publ. XVI, p. 7 ff.).

3) An Early Jewish Colony in Western Guiana 1658—1666 (Publ. XVI, p. 95 ff.; XVII, p. 53 ff.).

würde er nicht ohne weiteres die Bemerkung „hier saßen seit 1644 Juden" niedergeschrieben haben[1]). OPPENHEIM weist die von holländischen und amerikanischen Historikern mitgeteilte Tatsache, daß 1644 brasilianische Juden mit vielen Sklaven nach Surinam gekommen seien und sich in der sog. Judensavanne unweit von Paramaribo niedergelassen hätten, als unrichtiges „statement" zurück. NETSCHER habe die in seinem Brasilbuch gemachte Angabe später selbst rektifiziert[2]) und die ins Jahr 1644 gesetzte Auswanderung brasilianischer Israeliten nach Guayana für einen Irrtum erklärt. Auf Grund eigener Untersuchungen kann ich dieser Feststellung nur beipflichten. Einmal findet sich in dem von NETSCHER angegebenen Aktenfaszikel[3]) kein auf die jüdische Emigration von 1644 bezügliches Dokument, und zweitens wäre ein solches Ereignis doch in den Briefen oder Tagebüchern (Notulen) des hohen Rates vermerkt worden[4]). Ob hier eine Verwechslung des Datums vorliegt, ob NETSCHER — von ihm scheint man die Zahl 1644 unbedenklich übernommen zu haben — vielleicht das Jahr 1654 gemeint hat, bleibt dahingestellt.

Über die Ankunftszeit der ersten Juden in Surinam fehlen uns leider zuverlässige Nachrichten. Aus einem plausiblen Grunde, „for these is a gap in the material records at The HAGUE from 1646 to 1657[5])." Um 1650 waren aber einzelne Israeliten in der Savanne am Surinamfluß ansässig. Zur selben Zeit soll es auch in Cayenne eine jüdische Kolonie gegeben haben, doch „the authority for this statement does not appear"[6]). Viel besser sind wir über die Anfänge israelitischer Niederlassungen in Essequibo unterrichtet, weil ein großer Teil der dafür in Betracht kommenden Akten in seeländischen Archiven erhalten geblieben ist. Die Besiedelung dieses Gebietes hatte die westindische Kompagnie den Bewind-

1) p. 37.

2) In der Arbeit: Geschiedenis van Essequibo, Demerary en Berbice (Haag 1888).

3) Liassen Stat. Gen. W.I.C., Nr. 5773. Reichsarchiv Haag.

4) Sie sind für das Jahr 1644 vollzählig erhalten.

5) STORM VAN' SGRAVESANDE, The Rise of British Guiana. Herausgegeben von C. A. Harris und J. A. J. de Villiers, Hakluyt Society, Series II, Vol. XXVI, p. 14.

6) Publ. XVI, p. 99.

hebbern in Seeland anvertraut, die den drei Städten Middelburg, Veere und Vlissingen[1]) Auftrag gaben, die Kolonisation in die Hand zu nehmen. 1656 begannen die genannten Plätze nach Siedlern Umschau zu halten, und am 22. März des folgenden Jahres landeten die ersten 12 Kolonisten in Essequibo. Allem Anscheine nach befanden sich unter ihnen keine Juden. Die neue Kolonie sollte den Namen „Nova Zeelandia" führen. Einige Meilen von der Mündung des Pomerun entfernt, beschloß man den Hauptpunkt der Siedelung anzulegen, die durch ein Fort geschützte Stadt „Neu-Middelburg". In den nächsten Jahren nahm die Zahl der Kolonisten beträchtlich zu, und die 1658 und 59 nach Essequibo segelnden Schiffe beförderten viele brasilianische Juden nach Nova Zeelandia, um deren Überführung sich Paulo Jacomo Pinto und Philippe de Fuentes ein großes Verdienst erwarben. Da die meisten jüdischen Siedler Zuckerpflanzer von Beruf waren und sich als solche auch in der neuen Kolonie betätigen wollten, hoffte die seeländische Kammer, aus ihren Erfahrungen den größten Nutzen für Essequibo zu ziehen. „Schon längst hatte man erkannt, daß der Wert Guayanas nicht in seinem fabelhaften Goldreichtum, sondern in seiner Eignung für den Plantagenbetrieb liege[2])." Mit großer Energie widmeten sich die Juden dem Anbau des Gewächses, und „under their tuition a small number of plantations were cleared and planted with canes"[3]). Alsbald erschienen die ersten Proben des Pomerunzuckers auf dem Middelburger Markt. Ein Zeichen für die rasche Ausbreitung der Kultur waren die vielfach erhobenen Klagen, Essequibo habe zu wenig Negersklaven und leide unter dem ständigen Mangel an Kesseln für seine Raffinerien. 1660 schrieb FUENTES, nach seiner Ansicht sei das Land besser als Brasilien. Ein anderer Zeitgenosse sprach von der Pomerunkolonie „as the most flourishing one the Dutch ever had in America"[4]).

---

1) STORM VAN' SGRAVESANDE I, p. 15. G. EMUNDSON, The Dutch in Western Guiana, English Histor. Review, Vol. XVI, p. 654.

2) SUPAN a. a. O. p. 86.

3) Nach JAMES RODWAY, History of British Guiana. Zitiert in Publ. XVI, p. 105.

4) Ebenda p. 137. Das Folgende nach OPPENHEIMS Darstellung.

Ihr war kein langes Leben beschieden. Während des zweiten englisch-niederländischen Seekrieges wurde Nova Zeelandia 1665/66 von den aus Barbados kommenden Briten besetzt und seine Plantagen verwüstet. Die flüchtigen Pomerunjuden, denen sich wahrscheinlich aus Cayenne verjagte portugiesische und italienische[1]) Glaubensgenossen angeschlossen hatten, lenkten in der Mehrzahl ihre Schritte nach dem englischen Surinam, wohin sie wohl die kleine israelitische Niederlassung in der Savanne zog. Pflegten die Engländer bis dahin den jüdischen Kolonisten als Eindringling zu behandeln, und gab es für ihn in britischen Ansiedlungen „no assurance of safety", so trat darin um die Mitte der 60er Jahre eine bedeutsame Wandlung ein. Surinam brauchte die Zuckerkultur — „wealth was then largely reckoned in sugar" — und da die Pomerunjuden mit dem Zuckerrohrbau gut vertraut waren, zeigte ihnen das britische Gouvernement ungewohntes Entgegenkommen. 1665 ward den Israeliten ein Privileg gegeben, das die Sicherheit jüdischen Eigentums garantierte und dem Anhänger Jehovas alle Rechte des englischen Bürgers gab. „Through its recitals and liberal terms" offenbarte das Dokument zugleich den Wunsch der Regierung, die Juden in der Kolonie festzuhalten und wenn möglich weitere israelitische Pflanzer dorthin zu locken. Zum ersten Male sprachen die Briten offen aus, daß der jüdische Kolonist Wert für sie habe. Sie folgten darin dem Beispiel der Holländer, die ja in der Duldung des verstoßenen Volkes allen Nationen Europas vorangegangen waren.

1667 wurde Surinam niederländisches Besitztum. Der Herrschaftswechsel räumte die letzten Hindernisse beiseite, die der Weiterentwicklung des Judentums in Mittelguayana noch im Wege gestanden hatten. Auch Essequibo erholte sich langsam von den schweren Schäden des englischen Einfalls, aber die Juden zeigten keine Neigung, die zerstörte Niederlassung am Pomerunfluß wiederherzustellen. Nur ganz wenige Pflanzer scheinen dorthin zurückgekehrt zu sein, auch im 18. Jahrhundert begegnen uns in den

1) Die überwiegende Mehrzahl der Pomerun- und Cayennejuden bestand aus Portugiesen. Es waren aber einige Hundert Israeliten darunter, die aus Livorno gekommen und sich um 1660 in Essequibo und Cayenne niedergelassen hatten.

Plantagenregistern höchst selten Namen von jüdischen Eigentümern[1]). Surinam blieb Israels Stützpunkt an der wilden Küste, und die schon mehrfach erwähnte Savanne, in die sich ursprünglich „die Juden zurückgezogen hatten, um der Kopfsteuer zu entgehen“[2]), ward — man könnte fast sagen — eine Art von Ghetto in Holländisch Guayana. Schon während der zweiten Hälfte des 17. Säkulums erstarkte das Judentum so, daß es mit Forderungen an die westindische Kompagnie herantrat. Man verlangte einmal das Recht eigener Kontrolle in allen Angelegenheiten, die Synagoge und jüdische Religion angingen. Der andere Punkt betraf den Wunsch, Sklaven am Sonntag beschäftigen zu dürfen. Was die Regierung den jüdischen Postulanten erwiderte, ist mir nicht bekannt. Wahrscheinlich gab sie nach anfänglichem Sträuben ihre Einwilligung. 1685 wurde die erste Synagoge in der Savanne gebaut[3]) und 1703 den Israeliten gestattet, Ehen nach mosaischem Ritus zu schließen. Surinam blühte auf, aber die Kolonie hatte unter den Angriffen der wilden Buschneger sehr zu leiden, die nach Supans Urteil „die ruhige Entwicklung Guayanas nicht minder schwer bedrohten als die beständigen Kriege der Kolonialmächte untereinander“. Auch jüdischen Plantagen ward großer Schaden zugefügt. Doch man wies darauf hin, daß die Juden zur Entstehung des Buschnegertums selbst das meiste beigetragen hätten! Als nämlich 1663 die Kopfsteuer eingeführt wurde, sandten die Bewohner der Savanne, um die verhaßte Abgabe zu umgehen, ihre Neger in den Busch. Den Schwarzen gefiel das freie Leben in den guayanischen Wäldern so gut, daß sie hier dauernd blieben. Ihr Beispiel fand Nachahmung. Entlaufene Sklaven kamen scharenweise zu ihnen, und immer mehr entwickelte sich das Buschnegerwesen zur Landplage. Da alle Versuche, die wilden Schwarzen auszurotten, an der Unmöglichkeit, bis zu ihren Schlupfwinkeln vorzudringen, scheiterten, sahen sich die Holländer 1760 gezwungen, „die Unabhängigkeit der Buschneger vertragsmäßig anzuerkennen“[4]). Nach übereinstimmen-

1) Ein großer Teil der Register ist in den Heerenboekjes abgedruckt.
2) Supan, p. 112.
3) Storm van' sGravesande I, p. 211, Anm. 2.
4) Supan, p. 112.

den, allerdings judaistischen Zeugnissen haben die Surinamjuden bei den Kämpfen gegen diesen gefährlichen Gegner Mut und Entschlossenheit bewiesen, und von keiner Seite sind der jüdischen Division der Bürgerwehr Vorwürfe gemacht worden, sie habe ihren Mann nicht gestanden. Reiche israelitische Pflanzer wie Samuel, Isaac und David Nassi wurden zu Kapitänen der waffenfähigen Juden ernannt. In dieser Stellung hat Isaac bei einem verlustreichen Gefecht den Heldentod gefunden (1750).

Zu den Besitzungen der niederländisch-westindischen Kompagnie gehörte seit 1634 auch das Venezuela vorgelagerte und noch heutigen Tages holländische Eiland Curaçao. 16 Jahre nach der Besitzergreifung erschienen hier die ersten jüdischen Familien[1]), durchweg Portugiesen, die damals die eigentlichen Pioniere des Judentums in Koloniallanden waren. Die W.I.C. hatte sich zur Ansiedlung von Israeliten entschlossen, weil sie zu ihrer Betrübnis bemerkte, daß die hier bereits ansässigen Holländer gar nichts für die Bebauung des Bodens taten und kein anderes Bestreben kannten, als aus dem blühenden Schmuggelverkehr mit spanischen Gebieten möglichst viel Geld herauszuschlagen. Zwei Meilen vom Fort Willemstad entfernt wurde den Juden Land zur Kultivierung angewiesen. Das Gouvernement versprach, sie mit Negern, mit allen erforderlichen Utensilien auszurüsten und hoffte, als 1651 ein neuer Schub Israeliten nach Curaçao kam[2]), daß die Kolonie nun endlich die schon so lange auf sie gesetzten Erwartungen erfüllen würde. Doch darin täuschte man sich, denn die Niederlassung kam in den ersten Jahren über wenig versprechende Anfänge nicht hinaus. Der geringe Erfolg erweckte Mißtrauen gegen die Brauchbarkeit der jüdischen Siedler, und 1652 erklärten die Kompagniedirektoren: „Time must show whether we shall succeed well with this nation; they are a crafty and generally treacherous people, in whom therefore not too much confidence must be placed". Die Bewindhebber sahen aber ein, daß auch von ihrer Seite etwas geschehen mußte, um den Kolonisten, aus deren Arbeit die W.I.C.

1) Für Curaçao kommt in erster Linie der Aufsatz von G. Herbert Cone, The Jews in Curaçao in Betracht (Publ. X, p. 141 ff.).

2) Unter der Führung von Jan de Illan oder Ilhan. Für die folgende Schilderung ist Cones Arbeit maßgebend gewesen.

Nutzen ziehen wollte, das Leben auf der Insel erträglich zu gestalten. So gewährte man ihnen 1652 — 13 Jahre bevor die Engländer dasselbe in Surinam taten — eine Reihe von Privilegien. Diese „charter of privileges", die den Juden auf Curaçao Bürgerrecht und religiöse Freiheit gab, ist wahrscheinlich das früheste, für Israel erlassene Toleranzedikt in Amerika gewesen. Obwohl die Akte auch 10jährige Befreiung von allen Steuerlasten verhieß, schritt der Anbau nicht vorwärts. Der Gouverneur klagte über jüdischen Schmuggelhandel nach Venezuela und den großen Antillen, und die Kompagnie sah die Siedelung als verfehltes Experiment an, das Unsummen koste und gar nichts einbringe. Wiederholt wurden der W.I.C. Beschwerden über exorbitant hohe Preisforderungen von jüdischen Händlern vorgebracht. Sie hätten z. B. für „old curtains and other old shreds" dreimal soviel verlangt, als man in Holland dafür geben würde. Den Kolonisten dagegen gingen die Bestimmungen der Charter noch nicht weit genug, und vor allem erregte es ihr Mißfallen, daß die Kompagnie dem jüdischen Handel Hindernisse in den Weg legte und Israel zugestandene kommerzielle Vorteile für sich auszunutzen suchte. Die Niederlassung auf Curaçao wäre zugrunde gegangen, hätten nicht im entscheidenden Augenblicke holländische Schiffe einen Teil der aus Brasilien geflohenen Juden hier gelandet. Sie begannen Zucker und Tabak zu pflanzen, sie förderten durch ihre Verbindungen den bisher nur unentwickelten Handelsverkehr der Insel und milderten nicht durch „the immense quantity of wealth they brought with them" — hatten doch fast alle Hab und Gut im Kriege verloren —, sondern durch ihre Tüchtigkeit „the old prejudices against the Jewish nation". Man erlaubte den Brasilianern sich anzusiedeln, wo es ihnen am besten gefalle. Cone erzählt uns, sie hätten später die schönsten Häuser in Willemstad und die fruchtbarsten Ländereien des Eilands im Besitz gehabt. Ob das richtig ist, weiß ich nicht. Jedenfalls schlang das Erscheinen der brasilianischen Israeliten ein engeres Band um die holländischen Kolonien Neuamsterdam und Curaçao. Die Vermittler dieses für die wirtschaftliche Hebung der Insel so nützlichen Verkehrs wurden die portugiesischen Juden, die sich in Nord- und Mittelamerika die Hände reichten.

Leider sind wir über die Lage Israels in anderen Teilen Westindiens nur mangelhaft orientiert. Da hier vornehmlichs panische Kolonien in Frage kommen, ist man als Hauptquelle auf die Papiere der Inquisitionsarchive angewiesen, die bisher ihre Schätze ängstlich vor den neugierigen Blicken der Historiker verschlossen haben. Nur fragmentarische Stücke sahen das Licht der Öffentlichkeit. Sie berichten von Verfolgungen, Prozessen und Autodafés, enthalten gelegentlich Mitteilungen über die Vermögensverhältnisse der Verurteilten, doch das, was man gerne wissen möchte, ist aus diesen Publikationen nicht zu erfahren. So können wir HERBERT FRIEDENWALD beipflichten, wenn er meint, die Zeit, eine Geschichte des Judentums in Westindien zu schreiben, liege noch in weiter Ferne[1]). Dafür müßten zunächst einmal die Westindiendokumente spanischer, holländischer, englischer, französischer und dänischer Archive intensiver, als es bisher geschehen ist, durchsucht und vielleicht auch an Ort und Stelle Nachforschungen veranstaltet werden. Die allgemeinen Darstellungen der westindischen Geschichte wimmeln von Irrtümern und schenken den Schicksalen der jüdischen Siedler so gut wie gar keine Aufmerksamkeit. Auch die Encyclopedia bringt über Cuba, Haiti und Puertorico wenige, meist fragliche Notizen, die eine Wiedergabe kaum lohnen. Etwas besser ist es mit den Nachrichten in bezug auf Jamaica bestellt. Allerdings beginnen sie erst in dem Augenblick zu fließen, nachdem sich die Engländer 1655 der Insel bemächtigt hatten. MEYER KAYSERLING, der auch diesem Gegenstand eine Studie gewidmet hat, nimmt an, daß hier zur Zeit der britischen Eroberung spanische und portugiesische Juden, wenn auch in beschränkter Zahl, wohnten[2]). Von 1660 an erhielt das jüdische Element kräftigen Zuwachs, und die englische Regierung, der an der wirtschaftlichen Entwicklung Jamaicas sehr viel gelegen war, instruierte Anfang der 70er Jahre ihren Gouverneur, allen Siedlern Religionsfreiheit zu gewähren. Die Plantagenwirtschaft

1) Material for the History of the Jews in the British West Indies (Publ. V, p. 45 ff.). FRIEDENWALDS Mitteilungen beruhen auf Auszügen aus den Calendars of State Papers.

2) The Jews in Jamaica etc. The Jewish Quaterly Review, Vol. XII, p. 708.

nahm unter der britischen Herrschaft großen Aufschwung. 1664 führte Thomas Modyford, den Karl II. nachher zum Generalgouverneur der Insel ernannte, aus Barbados die rationelle Zuckerfabrikation ein [1]). Man hatte in Jamaica längst mit dem Anbau des Rohrs begonnen, es bisher aber nicht verstanden, die Produktion ertrag- und exportfähig zu machen. Diesem Mangel half Modyford ab. Er hatte das geeignete Verfahren auf Barbados kennen gelernt, wo die aus Brasilien gekommenen „Holländer" — gemeint sind, wie SOMBART treffend bemerkt, die portugiesischen Juden — die Lehrmeister der Bewohner in der Methode zweckmäßiger Pflanzung und richtiger Zuckerbereitung geworden waren [2]). Gab es 1656 nur drei unbedeutende Siedereien auf Jamaica, so wurden 1670 schon 75 Mühlen betrieben, von denen einzelne 2000 Zentner im Jahre zu produzieren vermochten. „Um 1700", schreibt LIPPMANN, „war der Zucker bereits der Hauptartikel Jamaicas und die Quelle seines Wohlstandes".

Über die Teilnahme Israels an dieser Entwicklung wissen wir nichts Positives. SOMBART schließt aus dem Faktum, daß 1671 englische Kaufleute an das Council die Bitte um Verjagung der Juden richteten, auf starke Beteiligung. Die Petition enthielt in Wirklichkeit keine so weitgehende Forderung. Sie drang nur auf ein Verbot des israelitischen Kleinhandels. Obwohl sich die Juden verpflichtet hatten, „to settle and plant", trieben sie meist Handel und eröffneten Läden [3]). Und darin sahen die christlichen Krämer eine große Gefahr für ihre Existenz. Es begann also auf Jamaica dasselbe Spiel, das wir unter etwas anderen Verhältnissen in Brasilien kennen gelernt haben. Die Christen verlangten, das Judentum solle sich auf den Großhandel beschränken und ihnen das Detailgeschäft überlassen. Alle Israeliten, die ihr Bürgerrecht nicht nachweisen könnten, müsse das Gouvernement zum Verlassen der Insel zwingen. Der Statthalter lehnte den

---

1) LIPPMANN a. a. O. p. 302.

2) LIPPMANN, p. 301. Vgl. für Barbados auch den schon angezogenen Aufsatz von HERBERT FRIEDENWALD. Eine Liste jüdischer Siedler auf dieser Insel (1680) hat CYRUS ADLER, Jews in the American Plantations (1600—1700), in Publ. I, p. 105 ff. veröffentlicht.

3) KAYSERLING, Jews in Jamaica, p. 710.

Antrag ab und schrieb am 17. Dezember 1671 an Lord Arlington: „He was of opinion that His Majesty could not have more profitable subjects than the Jews and the Hollanders“ [1]). So entgegenkommend sich die Regierung in dieser Angelegenheit zeigte, die, falsch behandelt, zu bedenklichen Konsequenzen für den Wohlstand Jamaicas hätte führen können, so rücksichtslos ging sie in der Besteuerung Israels vor. Den Juden war völlige Gleichstellung mit den Engländern zugesagt worden. Das hinderte aber die Behörden nicht, Israeliten besonders hohe Lasten aufzuerlegen. Als 1700 Belmonte dem Gouverneur erklärte, die Juden hätten während der letzten drei Jahre 3470 £ über ihre gesetzliche Quote zahlen müssen, erhielt er die unfreundliche Antwort, wer zu einer „separaten“ Gemeinde gehöre, dürfe auch „separate“ Lasten tragen. Die jüdischen Kaufleute seien ja Herren des Handels und könnten daher die Abgaben sehr leicht entrichten.

Unter viel strengerer Kontrolle als in britischen und namentlich in holländischen Kolonien standen die Juden im französischen Westindien, auf Guadeloupe, Martinique und in Westhaiti (seit 1659) [2]). Als Frankreich die beiden zuerst genannten Inseln okkupierte, befand sich auf Martinique „un certain nombre de Juifs“, die als Agenten, Kaufleute oder Pflanzer ihren Unterhalt verdienten. Das französische Gouvernement duldete sie stillschweigend und störte auch ihre Sabbatfeier nicht. Mehr als 20 Jahre lebten die israelitischen Familien hier glücklich und zufrieden. Nach Kräften suchten verständige Statthalter sie vor Neid und Mißgunst christlicher Konkurrenten, besonders aber vor der Intoleranz der massenweise einströmenden geistlichen Orden zu schützen. Das Streben der Gegner lief auf Vernichtung des jüdischen Handels hinaus, und 1658 kam ein Beschluß des „con-

1) Den Unterschied zwischen „Jews“ und „Hollanders“ verstehe ich so, daß mit Jews die alten israelitischen Kolonisten, mit Hollanders die brasilianischen Juden, deren Niederlassung auf der Insel außer Frage steht, bezeichnet werden sollten. Ob neben ihnen christliche Holländer im 17. Jahrhundert auf Jamaica tätig gewesen sind, entzieht sich meiner Kenntnis.

2) Über Guadeloupe und Westhaiti liegen für das 17. Jahrhundert, soweit ich sehe, keine Nachrichten vor. Für Martinique vgl. die Arbeit von Ab. Cahen, Les Juifs de la Martinique au XVII^{e} siècle. Revue des études juives II, p. 93 ff.

seil souverain" zustande, der den Juden ihre Handelsprivilegien rauben wollte. Nur mit Mühe gelang es der Behörde, das Dekret zu redressieren. 1664 folgte eine Attacke gegen die Sabbatheiligung, aber diesen Schlag parierte die Obrigkeit durch lässige Handhabung des Verbotes. Eine Zeit lang mußten die Juden am Sabbat arbeiten, nachher achtete man nicht mehr darauf. Colberts Einfluß hatte es Israel dann zu danken, daß, solange er Minister war, die Treibereien der Jesuiten keinen durchschlagenden Erfolg mehr erzielten. Das änderte sich aber, als das Ansehen des großen Staatsmannes bei Hofe erschüttert ward. Jetzt brauchte die Verwaltung Martiniques keinen Widerspruch zu befürchten, wenn sie judenfeindliche Maßnahmen traf. Am 24. September 1683 erschien ein königlicher Erlaß, der die Vertreibung aller auf der Insel anwesenden Juden befahl [1]) und den Behörden einschärfte, Niederlassungen israelitischer Kolonisten für immer zu verbieten. Die Tatsache, daß die Regierung ihr Dekret von Zeit zu Zeit erneuern mußte, beweist zur Genüge, wie fruchtlos ihre Bemühungen waren, das Judentum aus dem französischen Westindien auszuschalten. Wohl nahm die Zahl der Israeliten in den ersten Jahren gradatim ab, einzelne Familien aber wichen auch in den Zeiten rigorosesten Vorgehens nicht von ihrem Posten. Was Judas Söhne immer wieder hierher zog, und alsbald ein erneutes Anschwellen ihrer Ziffer verursachte, war der glänzende Aufschwung der Zuckerkultur und des damit im engsten Verbande stehenden Zuckergeschäfts. Um die Wende des 17. Jahrhunderts wurden Frankreichs westindische Kolonien die Hauptzuckergebiete der Erde. Wie hoch man sie im Mutterlande bewertete, erfahren wir aus einem Ausspruch des Pariser Handelsrates von 1701: „Frankreichs Schiffahrt verdankt ihren Glanz dem Handel seiner Zuckerinseln, und kann nur durch diese erhalten und erweitert werden" [2]). Das französische Westindien überflügelte im 18. Säkulum das britische, und Haiti war die Perle unter Frankreichs überseeischen Besitzungen. Seine Plantagenkultur stellte die Pflanzungsbetriebe der Nachbargebiete völlig in den Schatten,

1) 1683 befanden sich 94 Juden (Männer, Frauen und Kinder) auf der Insel, von denen die Mehrzahl Portugiesen waren. Vgl. CAHEN, p. 114.

2) LIPPMANN, p. 302.

aber auch Guadeloupe und Martinique nahmen an dem Aufschwung lebhaften Anteil. Die Behörden wußten sehr wohl, daß gegen den königlichen Willen jüdische Kaufleute und Pflanzer auf den Inseln lebten. Man tat, als sähe man sie nicht und spielte, „soit par tolérance, soit par faveur spéciale" der Pariser Regierung gegenüber den Unbefangenen. 1717 knüpfte das jüdische Haus Gradis in Bordeaux Beziehungen zu Westindien an. 5 Jahre später wurden Filialen in St. Pierre auf Martinique und an verschiedenen Punkten der Küste von Haiti errichtet, deren Leitung Familiengenossen der Gradis übernahmen [1]). Das Vorgehen dieses reichen Handelshauses traf nirgends auf Widerstand. Die Lokalverwaltungen hatten selbst das größte Interesse daran, sich gut mit den Gradis zu stellen, weil ja durch ihre Hände ein wesentlicher Teil des französischen Kolonialhandels ging. — Es dauerte noch bis 1780, ehe das Königtum der Bourbonen den Juden ein freundlicheres Gesicht zeigte. „Damit bereitete sich der Befreiungsakt vor, den die französische Revolution vollenden sollte [2])."

Aus den spärlichen Mitteilungen, die wir über Westindien besitzen, ist meines Erachtens zweierlei deutlich zu erkennen: 1. die rege Beteiligung Israels an der Zuckerkultur und am Zuckerhandel, und 2. die Hebung der Produktion durch Anwendung der in Brasilien erprobten Methoden, deren Kenntnis flüchtige portugiesische Juden den westindischen Pflanzern übermittelten. Müssen wir auch an Hand der Quellen den Ausspruch von Lucien Wolf, „for a time the whole sugar trade of the West Jndies was a Jewish monopoly" [3]) vorläufig als unbewiesene Behauptung bezeichnen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß die Juden zur Förderung des westindischen Zuckergeschäfts sehr viel beigetragen haben, und daß ohne ihre Hilfe der Aufschwung nicht so rasch und nicht so durchgreifend erfolgt wäre.

Eine gleich starke Einwirkung Israels sieht Sombart auch in der Entwicklung der Vereinigten Staaten. „Die Juden,"

1) Ab. Cahen, Les Juifs dans les Colonies Françaises. Revue des études juives, B, IV, p. 132 f.

2) Cahen, Les Juifs de la Martinique, p. 114.

3) Zitiert bei Max J. Kohler, Jewish Activity in American Colonial Commerce (Publ. X, p. 60).

sagt er, „sind wie ein goldener Faden in einem Gewebe, von Anfang bis zu Ende in die amerikanische Volkswirtschaft hineingewoben, so daß diese ihre eigentümliche Musterung durch sie vom ersten Augenblick an empfängt[1])." Leider hat sich SOMBART bei der Darlegung dieses Werdegangs nicht die Zurückhaltung auferlegt, die, von kleinen Übertreibungen abgesehen, seine Schilderung der mittel- und südamerikanischen Verhältnisse auszeichnet. Er wirft in den historischen Partien einfach die Quellen beiseite und überläßt das Feld seiner Phantasie. So sind farbige Bilder entstanden, die das Auge des Lesers erfreuen, die aber mit dem wirklichen Sachverhalt gar nichts zu tun haben. Charakteristisch dafür ist namentlich seine Vorstellung von der Kolonisation Nordamerikas. Obwohl dieser Passus aus anderen Besprechungen bekannt sein dürfte, möchte ich ihn wegen seiner Eigenart noch einmal wiedergeben. SOMBART ist davon überzeugt, daß „die Vereinigten Staaten es den Juden verdanken, wenn sie überhaupt da sind", ja daß sie, „dank allein dem jüdischen Einschlag so da sind, wie sie da sind, das heißt eben amerikanisch. Denn das, was wir Amerikanismus nennen, ist ja zu einem sehr großen Teile nichts anderes als geronnener Judengeist.

„Woher aber stammt diese starke Tränkung der amerikanischen Kultur mit dem spezifisch jüdischen Geiste? Wie mir scheint: aus der frühen und ganz allgemeinen Durchsetzung der Kolonistenbevölkerung mit jüdischen Elementen.

„Soviel ich sehe, ist die Besiedlung Nordamerikas in den meisten Fällen so vor sich gegangen: ein Trupp kernfester Männer und Frauen — sage zwanzig Familien — zog in die Wildnis hinein, um hier ihr Leben neu zu begründen. Unter diesen zwanzig Familien waren neunzehn mit Pflug und Sense ausgerüstet und gewillt, die Wälder zu roden, die Steppe abzubrennen und mit ihrer Hände Arbeit sich ihren Unterhalt durch Bebauung des Landes zu verdienen. Die zwanzigste Familie aber machte einen Laden auf, um rasch die Genossen auf dem Wege des Handels, vielleicht sogar des Wanderhandels, mit den notwendigsten Gebrauchsgegenständen, die der Boden nicht her-

1) p. 42.

vorbrachte, zu versehen. Diese zwanzigste Familie kümmerte sich dann auch sehr bald um den Vertrieb der von den neunzehn anderen der Erde abgewonnenen Produkte. Sie war diejenige, die am ehesten über Bargeld verfügte und deshalb in Notfällen den andern mit Darlehen nützlich werden konnte. Sehr häufig gliederte sich an den ‚Laden', den sie offen hielt, eine Art von Landleihbank an. Oft wohl auch eine Landverkaufsagentur und ähnliche Gebilde. Der Bauer in Nordamerika wurde also durch die Wirksamkeit unserer zwanzigsten Familie von vornherein mit der Geld- und Kreditwirtschaft der Alten Welt in Fühlung gebracht. Das ganze Produktionsverhältnis baute sich von vornherein auf einer modernen Basis auf. Das städtische Wesen drang gleich in die entlegenen Dörfer siegreich vor. Die Durchtränkung der amerikanischen Volkswirtschaft mit kapitalistischer Organisation und kapitalistischem Geiste nahm, möchte man sagen, vom ersten Tage der Siedlung an ihren Anfang. Denn jene ersten Zellen kommerzialistischen Wesens wuchsen sich alsbald zu alles umspannenden Organisationen aus. Und von wem ist — soweit wie persönliche Faktoren hier den Ausschlag gaben und nicht etwa die bloße Sachlage die neuen Entwicklungsreihen erzeugte — von wem ist diese ‚Neue Welt' kapitalistischen Gepräges erbaut worden? Von der zwanzigsten Familie in jedem Dorf.

„Nicht nötig zu sagen, daß diese zwanzigste Familie jedesmal die jüdische Familie war, die sich einem Siedlertrupp anschloß oder ihn bald nach seiner Niederlassung aufsuchte.

„Diese Zusammenhänge sehe ich einstweilen so allgemein nur mit meinem geistigen Auge, indem ich die Fälle, in denen sie nachzuweisen sind, zu einem Gesamtbilde zusammenfüge. Die nach mir kommenden Forscher werden unter dem von mir hervorgekehrten Gesichtspunkte die Wirtschaftsgeschichte der Vereinigten Staaten zu schreiben haben[1])."

Ich kann es wohl verstehen, wenn RACHFAHL, der schonungslos gegen SOMBARTS historische Thesen zu Felde zieht, mit grimmigem Sarkasmus die Haltlosigkeit dieser Ausführungen bekämpft

1) p. 44f.

und die Schale seines Zorns über den Verfasser ausgießt. „Das ist denn doch die höchste Leistung der dynamisch-genetischen Methode, — eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt: gewisse Züge des Kapitalismus sind eminent jüdisch, nun sind sie der amerikanischen Volkswirtschaft zu eigen; folglich ist diese jüdischen Ursprungs, Amerikanismus nichts anderes als geronnener Judengeist. Man sieht die Puritaner in der neuen Heimat ihren Einzug halten, immer 19 Familien, in der Mitte ihre Leibjudenfamilie! Niemals hat wohl die Phantasie auf dem Gebiete historischer ‚Forschung' schlimmere Orgien gefeiert, wie im vorliegenden Falle[1])."

Noch schärferen Tadel als die phantastische Geschichtskonstruktion verdient meines Erachtens die unwissenschaftliche Art ihrer Begründung. Um die Richtigkeit seiner These zu erhärten, nimmt SOMBART aus Arbeiten jüdischer Gelehrter ein paar Notizen heraus, reiht sie ohne chronologische Ordnung und Zusammenhang willkürlich aneinander und gibt uns so ein Sammelsurium von Zitaten, aus denen wir, wie RACHFAHL sagt, nur erfahren, daß „in verschiedenen Gegenden der Vereinigten Staaten während des 17., 18. und 19. Jahrhunderts hier und da Juden gesessen und irgendwelche ökonomische Tätigkeit entfaltet haben, wie sie ihnen eben eigen ist." Belege für den von SOMBART als typisch angesehenen Vorgang der Besiedlung Nordamerikas vermag ich darin mit bestem Willen nicht zu erkennen. Wenn der Verfasser des Judenbuches wirklich davon überzeugt ist, daß die Kolonistenbevölkerung der Vereinigten Staaten schon „vom ersten Tage der Siedlung an" mit jüdischen Elementen durchtränkt war, warum schildert er uns dann nicht die Einwanderung Judas in die ältesten englischen Niederlassungen, warum schweigt er von Virginien und den Neuenglandgebieten? Enthalten doch LEON HÜHNERS in den Publications veröffentlichte Aufsätze Material genug über diese Kolonien[2])! Aber die Er-

1) Preuß. Jahrbücher, Bd. 147, p. 66.

2) The Jews of Virginia from the Earliest Times to the Close of the 18th Century (Publ. XX, p. 85 ff.); The Jews of New England etc. (Publ. XI, p. 75 ff.).

gebnisse des amerikanischen Forschers fanden keine Gnade vor SOMBARTS Augen, weil er sie für seine Zwecke nicht gebrauchen konnte, und weil sie dem Siedlungsmärchen von der zwanzigsten Familie geradezu Hohn sprechen.

Wie HÜHNER nachweist, hat es in Virginien, das 1606 den London Adventurers zur Kolonisierung überlassen wurde, bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts sehr wenig Juden gegeben. Das hing mit dem Mangel an großen Städten und dem Fehlen einer "substantial merchant class" zusammen. Für kommerzielles Leben und kaufmännische Unternehmungen war hier kein Raum vorhanden. Der Tabak bildete das Hauptprodukt der Kolonie und die Ausbreitung seiner Kultur führte notgedrungen zur Entstehung von Großbetrieben. Söhne englischer Edelleute kamen ins Land, die ohne viel Aufwand von Geld rasch reich werden und alsdann ihr Dasein genießen wollten [1]). Durch Hinzunahme freier Ländereien erhielten ihre Plantagen gewaltige Dimensionen. Man baute Tabak und dachte nicht an Gründung von Städten oder Handelszentralen. So konnte der auf den Verkehr angewiesene Jude in Virginien sehr schwer festen Fuß fassen. Zwar sollen im 17. Jahrhundert Israeliten in einigen Flecken und Dörfern der Kolonie gewohnt haben. Es müssen Händler gewesen sein, die wenig Einfluß und Ansehen besaßen, sonst würden wir sicherlich mehr von ihnen wissen. HÜHNER nennt einen Elias Lagardo — er war 1624 oder 1625 virginischer Bürger — ist sich selbst aber nicht klar darüber, ob dieser Mann als Israelit angesprochen werden darf. Um die Mitte des 17. Säkulums reden die virginischen Records [2]) von vier bis fünf Juden, ohne weitere Angaben zu machen. Dann versiegen die Quellen bis 1760, wo sie von neuem zu fließen beginnen. Daß zu dieser Zeit mehrere Israeliten in Virginien lebten, steht außer Frage.

---

1) DARMSTAEDTER, Die Vereinigten Staaten von Amerika, p. 27.

2) HÜHNER bedauert, daß der Staat Virginia noch nicht begonnen hat, seine Records zu publizieren. "There will be made accessible a wealth of material", das wahrscheinlich wichtige Dinge für die jüdische Geschichte Amerikas zutage fördern wird.

In dem benachbarten, von Lord Baltimore 1632 ins Leben gerufenen Maryland entwickelten sich ähnliche wirtschaftliche Verhältnisse wie auf virginischem Boden. Daher waren Israels Kinder auch hier nicht am richtigen Platze. J. H. HOLLANDER bezeichnet als Charakteristikum für die 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts „the apparent absence of any single influx of Jews" in der Kolonie, meint aber, es könne trotzdem jüdische Siedler dort gegeben haben, „if credence is to be given to the distinctiveness of such names as Matthias da Costa, Isaac de Barrette, Hester Cordea, David Fereira and Jacob Leah" [1]). Mit dokumentarischer Sicherheit läßt sich in der Gründungsepoche nur ein Jude in Maryland nachweisen, und das ist der hervorragende Arzt Dr. Jacob Lumbrozo. „Among the hazy forms which thus constitute the history of the Jews in provincial Maryland," sagt HOLLANDER, „the figure of Jacob or John Lumbrozo stands forth in bold prominence. His arrival forms a distinct event in the life of the province and for nearly a decade he continues an important figure in its economic activity" [2]). Gerade darüber erführe man gerne Näheres. Oder ist die letzte Äußerung HOLLANDERS nur als Floskel anzusehen?

Carolina, die im Süden an Virginien grenzende Kolonie, scheint erst gegen Ausgang des 17. Säkulums jüdische Einwanderung erhalten zu haben. Lange Zeit pflegte man das Jahr 1740 oder 1750 als Datum der Ankunft israelitischer Kolonisten zu bezeichnen. HÜHNER ist dagegen der Ansicht, daß der 1665 zum Gouverneur von Carolina ernannte Sir John Yeamans Juden aus Barbados mitgebracht haben könnte [3]). In der Tat erfolgte ja die Besiedlung des Landes zum guten Teil von Westindien aus [4]). Da aber Beweise für HÜHNERS Behauptung bisher nicht erbracht sind, darf sie auf Glaubwürdigkeit vorläufig keinen

1) Some Unpublished Material relating to Dr. JACOB LUMBROZO of Maryland (Publ. I, p. 25). Encyclopedia, Artikel: Maryland.

2) Folgert SOMBART daraus, daß Lumbrozo jüdischer Händler war? Sonst ist mir seine Bemerkung auf p. 46 unverständlich.

3) The Jews of South Carolina from the Earliest Ssettlement to the End of the American Revolution (Publ. XII, p. 39 ff.).

4) DARMSTAEDTER, p. 20.

Anspruch erheben. Wir lesen in den Records, daß sich 1694 unter den Bewohnern von Charleston der Jude Mordecai Nathan befand. Ein Jahr später ist von einem jüdischen Dolmetscher die Rede, und 1702/03 schon die Anwesenheit mehrerer Israeliten nachweisbar. Dann scheint das Judentum in Südcarolina — aus dem nördlichen Teile liegen leider keine Berichte vor — langsam Boden gewonnen zu haben. 1750 weihte man eine Synagoge in Charleston ein, dessen „most prominent Jew" damals der Indigogroßhändler Moses Lindo war.

Ganz andere Hindernisse als im Süden versperrten in Neuengland jüdischen Siedlern den Weg. Im Jahre 1620 hatten die puritanischen Pilgerväter das den Plymouth Adventurers anvertraute, von ihnen aber total vernachlässigte Territorium betreten und sogleich mit der Kolonisierung begonnen. Sie dachten, hier nicht nur bessere Existenzbedingungen zu finden, sie wollten in der neuen Heimat vor allem ihre Glaubensideale verwirklichen und ein Gottesreich auf Erden, wie sie es sich vorstellten, schaffen. Man weiß, daß ihre strengen Gesetze es Andersgläubigen in New Plymouth, New Hampshire, Maine, Massachusetts, Connecticut und Newhaven, den rasch nacheinander an Neuenglands Küste entstehenden Siedelungen, unmöglich machten, dauernden Aufenthalt zu nehmen. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts lockerte man die Zügel ein wenig und ließ in einzelnen Gemeinwesen die Festigung von Juden zu. So gehörten 1695 zu Bostons Bewohnern „Samuell the Jew" und Raphaell Abandana[1]). Die früheste Notiz über einen Israeliten in Connecticut stammt aus dem Jahre 1659. Wenn auch die Records dieser Kolonie in der Folgezeit wiederholt jüdische Namen erwähnen, und im 18. Jahrhundert die Pintos zu angesehener Stellung gelangt sein sollen, groß kann die Zahl von Jehovahs Anhängern hier in der Kolonialzeit nicht gewesen sein, da Hartford, Connecticuts Hauptstadt, vor 1847 keine Synagoge besaß. Von den Schicksalen Judas in Newhaven, New Hampshire, Vermont und Maine, den

1) Hühner hat in den Records von Massachusetts eine Notiz gefunden, wonach der Jude Salomon Franco 1649 wöchentlich 6 Schillinge erhalten sollte, und zwar 10 Wochen lang, bis sich ihm Passage nach Holland böte.

der kanadischen Grenze zugewandten Gebieten [1]), wissen wir so gut wie nichts. Mitglieder einer Familie Moses werden gelegentlich in den Records namhaft gemacht, aber jüdische Gemeinden sind in diesen Staaten erst nach 1800 gebildet worden.

Vergleicht man die dürftigen, aber quellenmäßig festgelegten Resultate mit dem prächtigen Bilde, das SOMBART uns entwirft, so zeigt sich die Wertlosigkeit seiner phantasievollen Schilderung. Mit alleiniger Ausnahme von Maryland, wo ein Jude, wenn er auch keinen „Laden" aufmachte, zu den frühesten Kolonisten gehörte, vollzog sich in den anderen, von uns berührten Gebieten Nordamerikas die Besiedlung ohne die geringste jüdische Hilfe. In Virginien, Carolina und Neuengland betrat Israel den Schauplatz, als diese Kolonien ihre Kinderjahre längst hinter sich hatten.

Das späte Eingreifen des Judentums findet seine Erklärung wohl darin, daß die Vorbedingungen für jüdische Ansiedlung in den genannten Ländern sehr ungünstig waren. Das gleiche scheint auch in der holländischen Kolonie Neuniederland der Fall gewesen zu sein, deren Tore zwar allen Nationen offen standen, deren streng kalvinistische Behörden aber mit den Juden so wenig wie möglich zu tun haben wollten [2]). So fehlte hier wie in den englischen Niederlassungen der Jude beim Aufbau des Gemeinwesens. Er trat erst hervor, als das Leben der Kolonie sich in geregelten Bahnen bewegte und die Anfangsstadien der Entwicklung schon lange durchlaufen waren.

Bevor die Plymouth Adventurers an eine Kolonisation Neuenglands dachten, hatten die Holländer 1610 vom Hudsontale Besitz ergriffen und eine Niederlassung gegründet, der sie den Namen Neuniederland gaben. Daß dieses Gebiet bereits von Jakob I. einer englischen Siedlungsgesellschaft zugesprochen war, konnte dem holländischen Kolonisten ganz gleichgültig sein, weil

---

1) Über die ganz unbedeutende Rolle Israels in Kanada vor dem englisch-französischen Kriege unterrichtet uns ein Aufsatz von A. C. JOSEPH, The Settlement of Jews in Canada (Publ. I, p. 117 ff.).

2) Das zeigte sich deutlich bei der Ankunft der ersten Juden in Neuniederland.

die Plymouth Company gar nichts für ihr Territorium tat. So mußten die Briten zusehen, wie sich ein Fremdkörper zwischen Virginia-Maryland auf der einen und Neuengland auf der anderen Seite einnistete[1]). Die Neuniederlande lebten zunächst vom Handel mit den Indianern, entfalteten sich aber rasch, als die Hochmögenden sie 1621 der niederländisch-westindischen Kompagnie übergaben. Das Zentrum der Siedelung ward die fünf Jahre darauf im Mündungsgebiet des Hudson errichtete Stadt Neuamsterdam, die eine ganz kosmopolitische Bevölkerung erhielt. Dort sollen 1643 schon 18 verschiedene Sprachen gesprochen worden sein[2]). Juden gab es damals noch nicht in der Metropole, sie stellten sich erst elf Jahre später ein. Im Hochsommer 1654 landete das Schiff de Peereboom einen Passagier mit Namen Jacob Barsimson, der nach den bis jetzt vorliegenden Forschungsergebnissen als der erste Jude Neuamsterdams angesehen werden muß[3]). Ihm folgten im Herbst desselben Jahres 23 Glaubensgenossen. Sie kamen an Bord des St. Charles aus Brasilien und waren Angehörige der großen Judengemeinde in Recife, deren Mitglieder nach dem Zusammenbruch der holländischen Herrschaft meist in Amsterdam, Westindien und nachher in Guyana Zuflucht suchten. Diese 23 Israeliten schlugen den Weg

1) Supan, p. 65.

2) Darmstaedter, p. 22.

3) Über die Anfänge und Schicksale der jüdischen Niederlassung in Neuamsterdam, dem späteren New York, liegt in den Publications reiches Material vor. Ich nenne zunächst die Arbeiten von Max J. Kohler, Beginnings of New York Jewish History (Publ. I, p. 41 ff.), Phases of Jewish Life in New York before 1800 (Publ. II, p. 77 ff., III, p. 73 ff.), Civil Status of the Jews in Colonial New York (Publ. VI, p. 81 ff.). Ferner Albion Morris Dyer, Points in the First Chapter of New York Jewish History (Publ. III, p. 41 ff.), Leon Hühner, Whence came the First Jewish Settlers of New York (Publ. IX, p. 75 ff.). Eine ausgezeichnete kritische Studie, die mit vielen unrichtigen Angaben in den eben genannten Abhandlungen aufräumt, und die auch die Grundlage meiner Ausführungen bildet, hat Samuel Oppenheim, The Early History of the Jews in New York (1654—1664) in Publ. XVIII, p. 1 ff. beigesteuert. Er warnt darin mit Recht vor den amerikanischen Übersetzungen holländischer Dokumente. "In a number of cases the translation as printed, do not closely follow the original, and in others, words have been mistranslated."

nach der nordamerikanischen Besitzung der W.I.C. ein und wurden dort die Stammväter des sich schnell entfaltenden Judentums. Übereinstimmend melden die Quellen, sie seien mittellos in Neuamsterdam eingetroffen und hätten nicht einmal ihre Passage bezahlen können. Das scheint tatsächlich der Fall gewesen zu sein, wenn auch SAMUEL OPPENHEIM darauf aufmerksam macht, daß die Amnestieerklärung Portugals den brasilianischen Juden drei Monate Zeit gelassen habe, ihre Angelegenheiten zu regeln, den Besitz zu veräußern oder mit Hab und Gut das Land zu verlassen. Außerdem seien Schiffe gestellt und Holländern wie Israeliten alle möglichen Reiseerleichterungen gewährt worden. Für die Armut der Ankömmlinge sprechen aber die Prozesse, in die sie wegen Zahlungsunfähigkeit sofort verwickelt wurden, und ihre an den Magistrat von Neuamsterdam gerichtete Bitte um Unterstützung. Sie mußten sich an die Behörden wenden, weil sie gar keine Freunde in der Stadt besaßen, und Barsimson, der einzige hier anwesende Jude, in derselben pekuniären Bedrängnis war[1]). Die Petition der Brasilianer fand bei Pieter Stuyvesant, dem „strongheaded, brave, but irascible" Gouverneur der Kolonie, der als frommer Kalvinist Lutheraner, Quäker, Katholiken und Juden grimmig haßte, eine sehr unfreundliche Aufnahme[2]). Aus Besorgnis, die jüdischen Einwanderer könnten dem Stadtsäckel zur Last fallen, verlangte er im Einverständnis mit Bürgermeister, Rat und Presbytern ihre sofortige Abreise. In einem Schreiben an die Bewindhebber bat er die Kompagnie, Neuniederland nicht mit diesem „betrügerischen Volk" zu infizieren und die Kolonie von solch „gehässigen" Feinden und „blafemateurs van de name Christj" reinzuhalten[3]). Die W.I.C. lehnte das Ansinnen des Gouverneurs ab und sprach sich zu-

---

1) Publ. XVIII, p. 50. „His own passage to New Amsterdam had not been paid for when he left Holland."

2) In den Publications hat Stuyvesant vielfach eine sehr harte Beurteilung erfahren, die den Leistungen des zwar herrschsüchtigen und engherzigen, aber tüchtigen Mannes nicht gerecht wird.

3) Auch der um das Zustandekommen der W.I.C. hochverdiente Kaufmann Willem Usselinx nannte die Juden "a race faithless and pusillanimous, enemies to all the world and especially to all Christians."

gunsten Israels aus. KOHLER bezeichnet den in den Publications wiederholt zitierten Brief der Direktoren (vom 26. April 1655) als ein Musterbeispiel für den Streit zwischen „old-time bigotry, prejudice and intolerance and the commercial instinct of the Dutch“ [1]). Auf den Beschluß der Kompagnie scheint eine von OPPENHEIM veröffentlichte Eingabe der Amsterdamer Judenschaft großen Einfluß gehabt zu haben [2]). In bewegten Worten weist das Schriftstück auf die schweren Verluste Israels beim Untergang der brasilianischen Kolonie hin und klagt, daß ein Teil der gänzlich verarmten Juden Recifes jetzt den holländischen Glaubensbrüdern zur Last liege, die aber auf die Dauer die schweren Kosten nicht tragen könnten. Da die Inquisition den Israeliten eine Rückkehr nach Spanien oder Portugal unmöglich mache, müßten die Unglücklichen in überseeischen Besitzungen der holländischen Kompagnien ein Unterkommen suchen, „omme aldaer door hunnen arbeijt en agentie te mogen leven“. Man wisse, wie treue und zuverlässige Untertanen Judas Söhne seien, und wie tapfer sie Gut und Blut in Brasilien eingesetzt hätten. Und nun, wo es gelte, Neuniederland mit arbeitsfähigen Kolonisten zu bevölkern, verweigere die Landesverwaltung jüdischen Siedlern den Eintritt. Wenn Frankreich portugiesische Israeliten auf Martinique und anderen westindischen Inseln zulasse, wenn England sie auf Barbados dulde, warum mache dann Holland Schwierigkeiten in Nordamerika? Säßen doch seit 60 Jahren Juden in Amsterdam und würden als Bürger geachtet! Und wie viele von ihnen seien „Hooftparticipanten“ der Kompagnie und hätten große Summen in W.I.C.-Aktien und Obligationen eingebüßt!

Das war der Punkt, den auch die Bewindhebber in ihrem Schreiben an Stuyvesant besonders hervorhoben und als bestimmend für ihre Entscheidung bezeichneten. Ich habe an anderer Stelle schon darauf hingewiesen, daß diese Erklärung der Direktoren — sie gab den ersten Anlaß, die Zahl der jüdischen Aktionäre sehr hoch anzunehmen — mit den von OPPENHEIM

1) Publ. I, p. 42.
2) Publ. XVIII, p. 11 ff.

aus Amsterdamer Hauptteilhaberlisten mitgeteilten Auszügen im scharfen Widerspruch steht[1]). Welcher von beiden Angaben wir am meisten Glauben schenken dürfen, vermag ich im Augenblick nicht zu sagen. Vielleicht lösen weitere Nachforschungen das Rätsel. Die einzig richtige Antwort könnten uns natürlich nur die Kapitalbücher der W.I.C. geben, die leider verloren gegangen sind.

Der Streit zwischen Israel und dem Gouverneur hatte mit dem Siege der Juden geendet. Die Kompagnie erlaubte ihnen, zu fahren und zu handeln „naer ende op nieunederlandt", auch dort zu „woonen ende verblijven"[2]). Man verbot den Israeliten aber die Gründung einer Kongregation[3]), den Betrieb von Detailgeschäften und die Bekleidung öffentlicher Ämter. Fehlte so dem Juden, der in Neuamsterdam seinen Wohnsitz nahm, die politische und religiöse Freiheit, und mußte er sich in der „liberalen" Kolonie den üblichen Ausnahmegesetzen unterwerfen, die Bahn zu kraftvoller Entfaltung war ihm trotzdem geöffnet und damit eine Möglichkeit geboten, das Joch der Unterdrückung abzuschütteln, mochte es auch harte Kämpfe kosten. Sie blieben Israel nicht erspart. Stuyvesant und die ganz unter seinem Einfluß stehenden Verwaltungsorgane Neuniederlands schikanierten die Juden, wo sie nur konnten. Unverhohlen trat der Widerwille aller christlichen Siedler gegen das sich mehr und mehr ausbreitende Judentum zutage, und da Weisungen aus Holland wenig fruchteten, war die Lage der nach Neuamsterdam kommenden Israeliten nicht gerade erfreulich zu nennen. Es gab aber in der Judenschaft Männer, „who brooked no insult and who were ready to fight for what they deemed the rights of freemen". Als die Behörden den nicht zum militärischen Dienst zugelassenen Juden eine Wehrsteuer auferlegen wollten, und zwar im Betrage von 65 Stübern monatlich, da weigerte sich der 1655 nach Neuniederland übergesiedelte und anfangs in recht bedrängten Ver-

1) Vgl. meine Ausführungen auf S. 567.

2) Publ. XVIII, p. 9.

3) Um kein öffentliches Ärgernis zu erregen, durften jüdische Glaubensübungen nur in Privathäusern stattfinden.

mögensverhältnissen lebende Asser Levy, die geforderte Summe zu zahlen [1]). Er setzte es schließlich durch, daß man ihm erlaubte, „to do guard-duty like other citizens". Levy war es auch, der 1657 beim Magistrat den Antrag stellte, in die Bürgerschaft Neuamsterdams aufgenommen zu werden. Daß man so rasch diesem Verlangen nachgab und allen Israeliten das Bürgerrecht verlieh, geschah wohl im Anschluß an das Vorgehen in Holland, wo zur selben Zeit, wie wir sahen, Israel das Poortersrecht bekam. Auch der Kleinhandel wurde den Juden freigegeben, und wenn im Lauf der nächsten Jahre eine Milderung in dem gespannten Verhältnis zwischen Behörden und Judenschaft in Neuamsterdam eintrat, so hatte der wenig gebildete, aber entschlossene Asser Levy viel dazu beigetragen. Man fing an, Judas Söhne in Ruhe zu lassen, als sie begannen, sich gegen Schmälerungen der ihnen von der Kompagnie gemachten Zugeständnisse aufzulehnen. Asser Levy zeigte seinen Glaubensgenossen den Weg, den sie einschlagen mußten, und daher sind seine Verdienste für die jüdischen Bewohner Neuamsterdams bei der $2^1/_2$ Jahrhundertfeier von Israels Eintreffen in den Vereinigten Staaten (1905) gebührend gepriesen worden. Zum Teil in eigentümlicher Form. So nimmt z. B. Louis Marshall den Mund recht voll, wenn er begeistert ausruft: Unter den jüdischen Kolonisten war ein Mann „of heroic stature, of Titanic mold, worthy to occupy a commanding position in the Walhalla of our early American history. High looms up the figure of Asser Levy . . . the protagonist of Jewish rights and liberties in America, the embodiment of the Jew militant, the prototype of the American revolutionist." Er gewann „civic victories", die größere Folgen als auf dem Schlachtfeld errungene Siege nach sich ziehen sollten [2]).

Die Stellung der neuniederländischen Juden konnte eine leidlich befriedigende genannt werden, als das Gebiet 1667 in eng-

---

1) L. Hühner, Asser Levy, A Noted Jewish Burgher of New Amsterdam (Publ. VIII, p. 9 ff.). Levy war Schlachter und Händler und in den 60er Jahren „the first Jewish owner of real property".

2) Publ. XIV, p. 99.

lischen Besitz überging. Man spaltete nun das Territorium in drei ungleiche Stücke, und jeder Teil, New York, New Jersey und Pennsylvanien, ward als besondere Kolonie organisiert[1]). Die Stadt New York blieb aber das Zentrum des Judentums, das in New Jersey und Pennsylvanien zunächst nicht recht Fuß zu fassen vermochte[2]). Ob das 1732 zum englischen Kolonialreich hinzugeschlagene Georgia seine ersten jüdischen Siedler aus dem ehemaligen Neuniederland erhalten hat, wissen wir nicht[3]). Jedenfalls breitete sich Israel in den New York benachbarten Gebieten schon während der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts aus. Nach Long Island, Albany, Philadelphia und Rhode Island kamen Juden, die sich hier etablierten und an der kommerziellen Entwicklung dieser Gebiete lebhaften Anteil nahmen. 1658, 22 Jahre nach der Gründung Rhode Islands, erschienen in der kleinen Hafenstadt Newport jüdische Siedlerfamilien[4]). Ihre Zahl blieb gering, bis sich um die Mitte des 18. Säkulums der Verkehr von Newport hob und die steigende Bedeutung des Platzes Scharen israelitischer Kaufleute hierher lockte. Es waren reiche und an große Geschäfte gewöhnte Handelsherren darunter, die wie Aaron Lopez das kommerzielle Leben der Stadt erst recht in Schwung brachten. KOHLER erzählt uns, dieser kluge und unternehmungslustige Kaufmann habe zeitweise 30 Schiffe in seinem Besitz gehabt und sei die Seele des damals zu hoher Blüte kommenden Westindienhandels gewesen. Und weiter erfahren wir, daß die Kraft des Newporter Judentums auf den Handelsverbindungen mit Mittel- und Südamerika, vor allem aber auf dem westindischen Zuckergeschäft beruhte. An der Richtigkeit dieser Mitteilung ist kaum zu

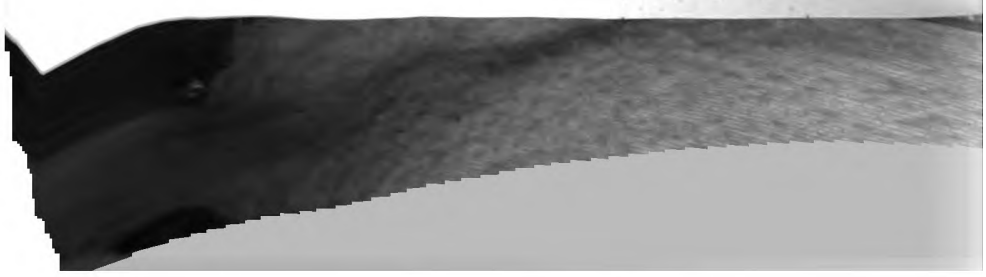
---

1) DARMSTAEDTER, p. 23.

2) A. M. FRIEDENBERG, The Jews of New Yersey from the Earliest Times to 1850 (Publ. XVII, p. 33 ff.), A. S. WOLF ROSENBACH, Notes on the First Settlement of Jews in Pennsylvania 1655—1703 (Publ. V, p. 191 ff.), H. NECARSULMER, The Early Jewish Settlement at Lancaster, Pennsylvania (Publ. IX. p. 29 ff.).

3) CH. C. JONES, The Settlement of the Jews in Georgia (Publ. I, p. 5 ff.), L. HÜHNER, The Jews of Georgia in Colonial Times (Publ. X, p. 65 ff.).

4) MAX J. KOHLER, The Jews in Newport (Publ. VI, p. 61 ff.).



zweifeln. Newport und andere neuenglische Handelsplätze standen mit den Plantagengebieten des karibischen Archipels in engen Beziehungen, und der Hafen Rhode Islands war der Sitz der für den Sklavenhandel so wichtigen Rumfabrikation. Lag aber der ganze Verkehr mit Westindien nur in Judenhänden, wie SOMBART uns glauben machen will[1])? War „das Judenkommerz" im 17. und 18. Jahrhundert tatsächlich die „Quelle, aus der die Volkswirtschaft der amerikanischen Kolonie ihr Leben schöpfte". Und haben Israels Handelsbeziehungen allein den überseeischen Besitzungen in Nordamerika die Möglichkeit gewährt, „in dauernder ökonomischer Gebundenheit dem Mutterland gegenüber zu verharren und doch zu eigener wirtschaftlicher Blüte zu gelangen"?

Für SOMBARTS Geschichtskonstruktionen sind auch diese mit Aplomb hingeworfenen Sätze ganz charakteristisch. Weil Newporter Juden am Westindienhandel großen Anteil hatten, und auf den Zuckerinseln viele Israeliten saßen, weil Edelmetalle aus Süd- und Mittelamerika nach dem Norden kamen, und Judas Söhne an diesem Geschäfte ebenfalls nicht unbeteiligt waren, kann nach SOMBARTS Meinung gar kein Zweifel darüber bestehen, daß Nordamerika es lediglich den jüdischen Handelsverbindungen zu danken hatte, wenn ihm von außen her ein beständiger „Blutstrom" zugeführt wurde. Ohne ihn hätte sich, wie SOMBART sagt, der nordamerikanische Wirtschaftskörper im 18. Jahrhundert verbluten müssen, da „durch die Nötigung, die England seinen Kolonien auferlegte, alle gewerblichen Erzeugnisse im Mutterlande zu kaufen, die Handelsbilanz der Kolonie stets passiv war". Ein Blick in DARMSTAEDTERS Werk genügt, um zu sehen, wie wenig SOMBART die amerikanische Wirtschaftsgeschichte kennt, und wie stark er die ökonomische Abhängigkeit der Kolonien vom Mutterlande überschätzt. Man brauchte den ganzen Bedarf gar nicht in England zu decken, denn es bestanden in Nordamerika eigene und gutgehende Industrien, die dem Lande Schiffe lieferten und es mit groben Wollzeugen, mit Holz-, Töpferei-, Glas- und Eisenwaren versahen. Überdies wollte die britische

1) p. 43 f.

Handelspolitik das Mutterland nur zum „Stapelplatz für den Absatz der Kolonialprodukte in Europa und für den Import nach den Kolonien aus Europa“ machen [1]).

Schließlich steht Sombarts These von der Bedeutung des Judenkommerzes auch im schreienden Widerspruch zur jüdischen Bevölkerungszahl, die vor dem Ausbruch der Revolution sicher nicht mehr als 700 Köpfe betrug [2]). Nach Supan zählten die 13 Kolonien 1770 2312000 Weiße [3]), davon bildete also Israel nur ± 0,03 %. Und da sich unter den 700 Juden nicht nur reiche, sondern auch minderbegüterte und arme Leute befanden, da nur in einigen Städten Israeliten gehäuft saßen, wird man ihre Einwirkung auf das gesamte Wirtschaftsleben des kolonialen Nordamerika nicht hoch veranschlagen dürfen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden die Vereinigten Staaten ein „beliebtes Wanderziel“ für die europäische Judenschaft. Deutsche, polnische und russische Israeliten kamen scharenweise hierher. 1818 ward die Totalziffer auf 3000 veranschlagt, 1826 waren es schon zirka 6000, 1840 etwa 15000, 1848 50000, wovon 12000 in New York lebten. Während des Sezessionskrieges, an dem 7243 jüdische Soldaten teilnahmen [4]), wuchs die Zahl auf 150000, 1880 auf 230000, 1897 auf 937000, und heute ist die zweite Million schon längst überschritten [5]). Manche der nach Nordamerika hinübergegangenen Juden sind zu großen Stellungen im amerikanischen Geschäftsleben gelangt [6]), aber die Vorherrschaft hat das jüdische Kapital, wie Rachfahl ganz richtig sagt, bisher noch nicht zu gewinnen vermocht. Ich glaube auch, daß davon in absehbarer Zeit keine Rede sein kann und halte Sombarts Zukunftstraum für ein Luftgebilde. Er meint nämlich: „Wenn sich die Verhältnisse in Amerika so weiter entwickeln, wie im

1) Preuß. Jahrb., Bd. 147, p. 64.

2) Vgl. die Tabelle bei Madison Clinton Peters, The Jews in America, p. 95 ff.

3) Terr. Entwickl. der europ. Kolonien, p. 140.

4) S. Wolf, The American Jew as Soldier and Patriot (Publ. III, p. 38 f.).

5) Nach Peters' Liste zusammengestellt. Vgl. auch Rachfahl, p. 67 Anmerkung.

6) Siehe Sombarts instruktive Übersicht auf p. 40.

letzten Menschenalter, wenn die Zuwanderungsziffern und die Zuwachsraten der verschiedenen Nationalitäten dieselben bleiben, so erscheinen die Vereinigten Staaten nach 50 oder 100 Jahren in unserer Phantasie ganz deutlich als ein Land, das nur noch von Slaven, Negern und Juden bewohnt sein wird, und in dem die Juden natürlich die wirtschaftliche Hegemonie an sich gerissen haben[1])."

Es ist nicht meine Absicht, den Einfluß Israels auf die Kolonialwirtschaft im 19. Jahrhundert zu schildern und die Darstellung bis zur Gegenwart durchzuführen. Ich wollte nur den Nachweis erbringen, daß SOMBART gewaltig übertreibt, wenn er den Juden eine entscheidende Rolle bei der kolonialen Expansion der europäischen Völker zuschreibt. Israel ist in dem einen Gebiete früh, im anderen spät erschienen, es hat sich hier rasch, dort erst allmählich eine Position im Wirtschaftsleben der Niederlassung errungen, es hat vereinzelt auch an der Gründung einer Kolonie teilgenommen. Zu hoher Bedeutung aber ist in den früheren Zeiten der Kolonisation die Tätigkeit der Juden nur in den Plantagengebieten des lateinischen Amerikas, vor allem in Brasilien gelangt, wo die aus Portugal verjagten Marranen Hauptzuckerpflanzer wurden und um die Mitte des 17. Säkulums ihre Erfahrungen den westindischen Kolonisten mitteilten. Bahnbrecher des Judentums sind in den überseeischen Ländern die Sephardims gewesen, doch in Asser Levy hat auch der deutschpolnische Stamm wenigstens einen hervorragenden Kämpfer gestellt.

Die Zeit, ein abschließendes Urteil über die Gesamtleistungen Israels in der Geschichte der modernen Kolonisation zu fällen, liegt noch in weiter Ferne. Soviel Fleiß die jüdische Forschung aufgewandt, soviel Material sie aus den Archiven herausgeholt und verarbeitet hat, ihre Tätigkeit ist über Anfänge kaum hinausgekommen. Und daß sich darüber die rührige American Jewish Historical Society keine Illusionen macht, beweisen die Worte, die CYRUS ADLER als Vorsitzender der Gesellschaft einmal aussprach. „Jeder weiß", sagte er, „that we have but scratched

1) p. 41.

the surface; that patient investigation and the examination of original records in every part of this continent and among the principal libraries of England, Holland, Spain and Portugal, and a careful study of the conditions which caused the migrations from Germany, Poland, and still later from Russia, will be necessary before the whole story can be told. We shall never be able to write the history of the Jews in America until the history of each community has been separately examined [1]).“

1) Address of the President (Publ. IX, p. 3 und 7.)

Miszellen.

Zur schwäbischen Rechtsgeschichte.

Von

Franz Beyerle (Jena).

Die Tübinger Studien für Schwäbische und Deutsche Rechtsgeschichte (Tübingen, H. Laupp) bringen im 3. Hefte ihres 2. Bandes (Nr. 7; 1910) zwei Aufsätze, deren einer, an Umfang bei weitem der kürzere, als abgerundeter Abriß der Geschichte einer deutschen Stadt, deren anderer als fruchtbare Detailstudie zum deutschen Strafprozeß des ausgehenden Mittelalters dankbar zu begrüßen ist.

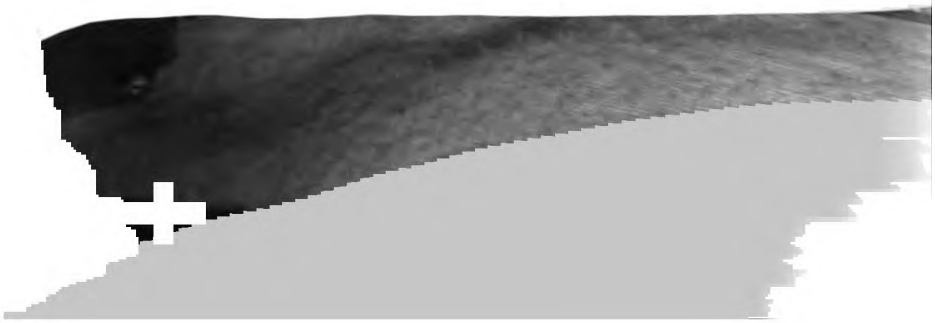
Mit seiner „Geschichte der Stadt Schlettstadt" hat Dr. PAUL WENTZKE eine treffliche historische Skizze geschaffen, in welcher neben der politischen auch die Wirtschafts- und nicht zuletzt die Kulturgeschichte der Humanistenstadt willkommene Beleuchtung erfahren. Der Schwerpunkt des Aufsatzes liegt in dem anschaulichen Gesamtbilde, das der Verf. von den Schicksalen und der Bedeutung der elsässischen Reichsstadt entwirft und durch welches uns sein aus eigenster Forschung geschöpfter Beitrag besonders schätzenswert erscheint.

Sorgfältige Einzelforschung steht dagegen im Vordergrunde der Abhandlung KARL OTTO MÜLLERS „Zur Geschichte des peinlichen Prozesses in Schwaben im späteren Mittelalter". Ausgehend von der hier (am Schlusse) erstmals veröffentlichten Ellwanger Halsgerichtsordnung, die Verf. ins Jahr 1466 datiert, untersucht MÜLLER an Hand des einschlägigen Quellenmaterials der Städte Ulm, Ravensburg, Augsburg, Wangen, Kempten, Lindau, Biberach, Memmingen, Isny, Leutkirch, Eßlingen und Dinkelsbühl die Grundlagen des peinlichen Verfahrens in Schwaben im 14. und 15. Jahrhundert. Wie dies durch die Arbeiten von HERMANN KNAPP bereits für fränkisches Rechtsgebiet geschehen war. Das Ergebnis sei vorweggenommen: es bedeutet die Ablehnung der v. ZALLINGERschen Deutung des Verfahrens gegen landschädliche Leute auch für den schwäbischen Stadtrechtskreis. Bei dem Interesse, das die Frage nicht nur für die Strafrechts-, sondern auch für die Sozialgeschichte des Mittelalters beanspruchen darf, erscheint es wohl gerechtfertigt, den MÜLLERschen Darlegungen etwas eingehender zu folgen.

Zahlreiche süddeutsche Quellen des späteren Mittelalters kennen statt Reinigung oder klägerischen Zeugenbeweises eine vereinfachte Überführung mit Eideshelfern, das Übersiebnen. Ausgehend von der Bezeichnung der Überführten im Eidestenor als schädlicher, landschädlicher Leute erblickte v. ZALLINGER (Das Verfahren gegen landschädliche Leute in Süddeutschland) im Übersiebnen ein ursprünglich nur gegen Berufs- und Gewohnheitsverbrecher gerichtetes, erst später und namentlich in den Städten zu allgemeiner Anwendung gelangtes Verfahren. Das beweise insbesondere die sog. Schädlichkündigung der Landfrieden, welche der Feststellung des Leumundes des Bezichtigten als eines notorischen Gewohnheitsverbrechers gedient habe. Diese Inzicht sei später in Österreich durch die Landfrage (Rüge) ersetzt worden und schließlich trete an die Stelle der Übersiebnung kraft Schädlichkündigung oder Rüge das summarische Überführungsverfahren der Stadtrechte, welches nur die Festnahme des Beschuldigten zur Voraussetzung habe und nunmehr auch über den Bereich des Gewohnheitsverbrechertums hinaus auf alle Strafklagen sich erstrecke. Verf. bekämpft diese Auffassung zunächst für Ellwangen an Hand der HGO. von 1466 und der im Original dieser beigehefteten Urgichten. Die HGO. galt ersichtlich für alle Ungerichtsfälle ohne Rücksicht darauf, ob es sich um Gewohnheits- oder Gelegenheitsdelikte handelte. Nun bilde aber nach der Ellwanger HGO. gerade das Übersiebnen dann stets die ordentliche Überführung des Beschuldigten, wenn es sich nicht um handhafte Tat handle und der Täter nicht geständig sei. In den letzteren Fällen genügte der Schwur zweier Eidhelfer. Vom Ellwanger Rechte leitet sodann Verf. zur Untersuchung anderer schwäbischer Stadtrechte über.

Schwäbisches und Fränkisches Recht gehen nach ihm darin einig, daß sie ein besonderes Verfahren gegen Gewohnheitsverbrecher nicht kennen. Verschieden ist aber ihre Behandlung des Schuldbeweises. Während das alte formale Offenkundigkeitselement handhafter Tat der Mehrzahl der schwäbischen Rechte mit dem Geständnis gleichwertig erscheint und hiernach schon mit zwei Eidhelfern voller Beweis erbracht wird, ist anderen (und zumal den fränkischen — Nürnberger — Rechtsquellen) diese Wertung wahrer Handgetat fremd; erwiesen wird ihnen die Täterschaft nur durch das Geständnis oder durch Übersiebnen. Dabei ist hier aber das Geständnis so sehr herausgehoben, daß es jede weitere Überführung erübrigt. Man müsse in dieser Auffassung die stärksten Antriebe zur Einführung der Folter und der dadurch bezweckten Erpressung eines Geständnisses suchen.

Eine prozessuale Verschweigungswirkung tritt in einzelnen Stadtrechten — der Verf. nennt die Ulm-Ravensburger Rechtsmitteilung und ein Wangener Privileg von 1331 — beim Richten auf „Beleumdung“ bzw. „Inzicht“ hinzu. M. erblickt darin — im Gegensatz zur v. ZALLINGERschen Deutung der Schädlichkündigung — das dem Geständnis sich nähernde Nichtreagieren des einer bestimmten Missetat Bezichtigten. Notwendige Voraussetzung dieser Beweisform ist das auch dem fränkischen Rechte geläufige Inzichtsverfahren, wonach jeder einer solchen Tat Bezichtigte vor Gericht erscheinen und durch Eineid



sich reinigen konnte. Unterläßt er dies, so genügt zu seiner Überführung, teilweise wenigstens beim Ausbleiben desselben im Rechtstage, das Zeugnis zweier Eideshelfer.

Eine Erleichterung der Überführung von Verbrechern bedeutet die Abschaffung des „Binuft", welchen Verf. treffend als die symbolische Wiederholung der Ergreifung des Täters vor Gericht durch den Ankläger erklärt. Wurde diese Handlung nicht mehr gefordert, so konnten auch solche die öffentliche Klage erheben, welche bei der Verfolgung und Ergreifung des Täters nicht beteiligt waren. Damit war auch diese letzte Besonderheit des (nach v. ZALLINGER) jüngeren Übersiebnungsverfahrens der Stadtrechte beseitigt. In einer Linie mit diesen Zielen liegt ferner der Zeugniszwang, wie er zu Biberach und Isny geübt wurde.

Wie zu Ellwangen, so gelte auch in den übrigen schwäbischen Städten der geschilderte Rechtsgang, wofür Verf. zahlreiche Belege anführt, bei jeder Art von Ungerichten, und insbesondere finde die v. ZALLINGERsche Deutung des Ausdrucks „schädlicher Mann" als Gewohnheitsverbrecher im Sprachgebrauch der Quellen keine Stütze.

Um die Wende des 14. Jahrhunderts kommt nun in den schwäbischen Reichsstädten auf Grund kaiserlicher Privilegien eine neue Verfahrensart auf, das Richten nach Leumund. An die Stelle des Kredulitätseides der Eideshelfer tritt das eidliche Erkenntnis der Mehrheit des Rates, daß der Angeklagte — auf Grund des festgestellten Leumundes der ihm zur Last gelegten Tat für fähig und verdächtig — derselben für überführt erachtet, ein der Stadt, Landen und Leuten schädlicher Mann sei. Also ein Indizienbeweis gleich dem Eide der Eidhelfer. So die M.sche Deutung gegen v. ZALLINGER, der im Richten auf Leumund die Überführung des Beschuldigten als schädlichen Mannes, d. h. gewohnheitsmäßigen Übeltäters erblickte.

Der Verf. führt noch ein Eßlinger Privileg von 1391 an, welches bei notorischer Urheberschaft des Beschuldigten an der ihm zugeschriebenen Tat sogar sofortige Urteilsfällung ohne Übersiebnen oder Leumundserforschung gestattete. Ich möchte darin den unmittelbaren Einfluß kanonischer Rechtsgedanken erblicken. Mit der Einführung der Folter tritt sodann auch im schwäbischen Rechtsgebiete das durch sie herbeigeführte Geständnis ausschließlich an die Stelle jedes anderen Beweisverfahrens, das daneben höchstens als Formale bestehen bleibt.

Hatte schon die KNAPPsche Beweisführung gegen v. ZALLINGER den Beifall RIETSCHELS gefunden, so war auch der Darstellung MÜLLERS, die ihrerseits z. T. auf eine Anregung des Tübinger Germanisten zurückgeht (s. n. 1 S. 34), Zustimmung beschieden (vgl. PLANITZ in der Zeitschr. d. Sav.St. f. RG. 32, S. 529 ff.).

In der Tat gibt sie ein recht anschauliches und zuverlässiges Bild von der Gestaltung des peinlichen Rechtsganges im schwäbischen Stadtrechtsgebiete, indem sie zugleich unsere Quellenkenntnis durch Erstveröffentlichung der Ellwanger HGO. bereichert. Auch hat Verf., gleich KNAPP, unzweifelhaft darin recht, daß das Übersiebnen nicht gegen Gewohnheitsverbrecher gerichtet war. Wennschon es m. E. unzweckmäßig war. hierfür die Ellwanger HGO. ins Feld zu führen, da für

diese späte Zeit ja auch nach v. ZALLINGER die allgemeine Anwendung des Übersiebnens keinen Bedenken begegnen würde. Der Belege sind es aber daneben, auch bei MÜLLER, mehr als genug.

Trotzdem war das Übersiebnen von Hause aus ein besonderes Verfahren, kein ordentlicher Prozeß. Nur daß es nicht die gewohnheitsmäßigen, sondern die offenkundigen Verbrecher zu treffen bestimmt war. Der Zusammenhang mit Inzicht (Schädlichkündigung), Landfrage und Leumundsbeweis redet eine nicht mißzuverstehende Sprache.

Das Verfahren ist, worauf schon PLANITZ (a. a. O. S. 534 f.) hingewiesen hat, ein Achtverfahren, entsprechend jenem um handhafte Tat. Daher die Hervorhebung der Landschädlichkeit des Täters, daher das Erfordernis zwangsweisen (gefesselten) Einbringens vor Gericht, wie bei der Klage gegen den in der Verfestung Ergriffenen nach Sachsenrecht.

Die weit zurückreichenden Wurzeln der ganzen Entwicklung hoffe ich demnächst an anderer Stelle näher zu erörtern.

Literatur.

Emanuel Sella, Der Wandel des Besitzes. Versuch einer Theorie des Reichtums als Organismus. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von Dr. J. Bluwstein. Duncker & Humblot, München und Leipzig, 1912.

Das vorliegende Buch gehört, wie der Übersetzer betont, zu den Versuchen einer neuen Richtung in der nationalökonomischen Forschung, die die wirtschaftlichen Tatsachen als Bestandteil des großen Gesellschaftsganzen betrachtet. Insbesondere hat den Verfasser wohl bei seinen Ausführungen die unausgesprochene Absicht geleitet, die aus der klassischen Nationalökonomie bekannte Figur des mathematischen Egoisten als falsch nachzuweisen. Die Ausführungen des Werkes drehen sich nämlich in der Hauptsache darum, daß der Reichtum nach seinen Wirkungen und teils auch nach den Motiven der ihn Erwerbenden weit über den Kreis des erwerbenden Individuums hinausgreift und zwar besonders nach drei Beziehungen: Erstens kommt er einem Kreise von Nachkommen und anderen Personen späterer Zeit zugute, der sich außerordentlich weit ausdehnt; zweitens treibt die Ungewißheit des Todes zu Anhäufungen, die erst von den Erben genossen werden; endlich verwendet die Nachwelt den Besitz für ganz andere Zwecke als diejenigen, für die der Erwerbende ihn angehäuft hat. — An anderer Stelle wird ausgeführt, wie die Verwendung des Reichtums sich heute im Zusammenhang unserer ganzen Kultur geändert hat: früher wurde vor allem von einer Generation zur anderen unter äußerster Einschränkung gespart, während heute ein viel größerer Bruchteil des Besitzes für das Gedeihen der Besitzer und der Nachkommen verausgabt wird. Ferner wird betont, wie die gesamte Art der modernen Kultur den Individualismus in der Familie begünstigt und ihr altes Gefüge lockert. Dies wird insbesondere S. 45 f. an der heutigen italienischen Bauernfamilie erläutert. Man könnte dazu bemerken, daß sich derselbe Vorgang auch bei den Naturvölkern da, wo die europäische Kultur eindringt, mit einer fast unheimlichen Regelmäßigkeit abspielt.

Das Buch behandelt seinen Stoff fast überall nur in der Form der Andeutung, und dabei ist alles einzelne an sich längst bekannt. Der Übersetzer hat daher gewiß recht mit seiner Erklärung im Vorworte, daß die vorliegende Schrift nur ein Programm bedeute. Ob aber ein Bedürfnis vorlag, eine solche vorläufige Arbeit zu übersetzen?

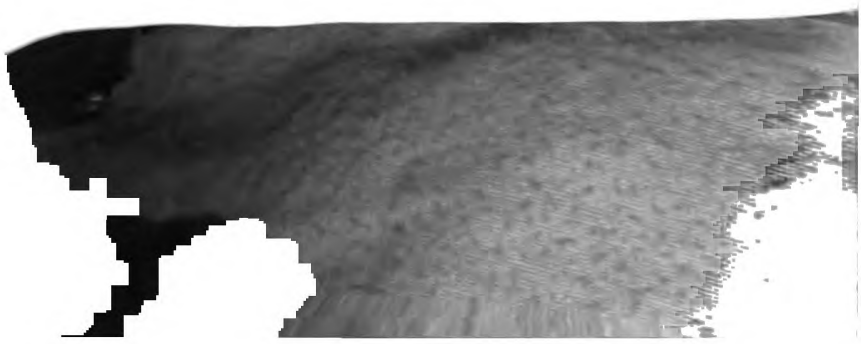
A. Vierkandt.

Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte, 8. Aufl., unter Mitwirkung von Ernst Baasch, Adolf Bachmann, Paul Bailleu, Ernst Bernheim, Bernhard Bess, Franz Bliemetzrieder, Erich Brandenburg, Karl Brandi, Harry Bresslau, Werner Deetjan, August Fournier, Heinrich Friedjung, Richard Galle, Martin Hass, Albert Hauck, Karl Heldmann, Sigmund Hellmann, Paul Herre, Adolf Hofmeister, Robert Holtzmann, Moritz Hoernes, Karl Jacob, Curt Jany, Paul Kautzsch, Albert Kleinclausz, Friedrich Köpp, Karl Koetschau, Rueolf Kötzschke, Karl Mirbt, Rudolf Much, Kurt Perels, Friedrich Philippi, Georg Friedrich Preuss, Felix Rachfahl, Oswald Redlich, Hugo Riemann, Ludwig Schmidt, Gerhard Seeliger, Walter Stein, Georg Steinhausen, Karl Uhlirz, Georg Berthold Volz herausgegeben von Paul Herre. Leipzig, K. F. Koehler, 1912.

Dahlmanns Quellenkunde, bei ihrer Entstehung ein Heft von 69 Seiten, liegt in den Händen der Benützer dritter Generation als ein Buchriese von 1000 (aufs Doppelte angewachsenen) Seiten, das Register nicht mitgerechnet. Sie ist in ihren ersten 39 Jahren (3. Aufl.) aufs Dreifache, in den folgenden 25 (6. Aufl.) aufs Zehnfache und in den letzten 18 aufs Dreißigfache ihres ursprünglichen Umfangs angeschwollen. In so mächtig sich weitenden Ringen hat die deutsche Geschichtswissenschaft sich entfaltet.

Und bei dieser Entwicklung hat die Quellenkunde, in der ursprünglich „in Auswahl und Anordnung alles der individuellen Haltung“ von Dahlmanns Lehrtätigkeit angepaßt war, längst das Persönliche und Intime abgestreift, ist zu einem bibliographischen Magazin geworden, bei dessen Füllung in starker Arbeitsteilung nun fast ein halbes Hundert Mitarbeiter tätig ist, bei dessen Benützung je für den einzelnen nur noch ein kleiner Teil in Betracht kommt. Sie ist in ihrer Gesamtheit weit über die Kraft eines einzelnen Bearbeiters und ist weit über den individuellen Bedarf des einzelnen Benützers hinausgewachsen und damit den Weg gegangen, den so viele moderne Einrichtungen gingen.

Man kann heute, wo der Dahlmann-Waitz offenbar zum letzten Mal in einem Band erscheint, erneut die Frage erheben, ob das Prinzip, Quellen und Literatur, soweit sie brauchbar sind, in annähernder Vollständigkeit aufzunehmen, noch zu halten sei. Mir scheint, es gibt in dieser Beziehung auf dem eingeschlagenen Weg kein Haltens mehr. So, wie das Werk nun vorliegt, entspricht es in dieser Beziehung gewiß auch im wesentlichen berechtigten Anforderungen. Natürlich sind Lücken vorhanden, aber sie sind doch nur selten klaffend. Man kann beispielsweise fragen, warum von Heyds Levantehandel nur die französische Ausgabe erwähnt ist. Über deren Vorzügen sollte doch die deutsche nicht ignoriert werden. Auch Ad. Schaubes Buch über den Handel der Mittelmeerromanen (im Handbuch von v. Below und Meinecke) darf nicht fehlen; es ist darin auch von deutschem Handel die Rede. Ferner sollte Alfred Weyhmann, Geschichte der älteren lothringischen Eisenindustrie (Jahrbuch der Ges. für lothr. Gesch. und



Altertumsk. 1905), genannt sein, ebenso F. BASTIAN, Regensburgs Handelsbeziehungen zu Frankreich (in der Festgabe für H. GRAUERT, 1910). Mit Rücksicht auf das heute stark sich regende literaturgeschichtliche Interesse an der Entwicklung der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung hätte R. Th. GEMEINER, Über den Ursprung der Stadt Regensburg und aller alten Freistädte etc. Ein Beitrag zur allgemeinen Handelsgeschichte, 1817, mit der gegenwärtigen Auflage nicht verschwinden sollen. Der Wunschzettel ließe sich leicht vergrößern (unten soll dies und jenes noch vorgebracht werden); notwendiger ist die Frage, was für ein Prinzip die Herausgeber bei der Aufnahme der Publikationen zur Wirtschaftsgeschichte — nur diese fasse ich ins Auge — der neuesten Zeit, also des 19. Jahrhunderts, leitete und etwa bei künftigen Ausgaben leiten wird. Es ist ja auf den ersten Blick klar, daß hier Vollständigkeit, auch soweit nur wirklich Brauchbares in Betracht gezogen wird, nicht entfernt erreicht ist. Es wäre erwünscht gewesen, wenn das Vorwort sich über das hier befolgte Prinzip ausgesprochen hätte.

Die Sorgfalt, die im allgemeinen zu beobachten ist, läßt im Register etwas zu wünschen übrig. In der Zuteilung der Publikationen zu ihren Autoren herrscht doch an gar zu vielen Stellen Konfusion. DIETRICH SCHÄFER (Hist. Zeitschrift 110, S. 602 f.) hat schon eine ganze Serie von Verwechslungen erwähnt. Sie kann, auch ohne daß man sich besonders dahinterlegt, verdoppelt werden. Es hätte z. B. auf den ersten Blick auffallen sollen, daß M. MAYER, der 1893 über Bayerns Handel (Nr. 2573) schrieb, nicht 1907 in Freiburg i. B. seine Dissertation (Nr. 6917) abgeschlossen haben wird. Unter A. HERZOG gehen auch zwei verschiedene Personen: A. HERZOG, Nr. 6918, ist ein HERZOG für sich. Der andere, Nr. 1879, schreibt sich übrigens HERTZOG. Bei E. KOBER hätte nahe gelegen, zu vermuten, daß, wer 1908 in den Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte eine Arbeit über die Anfänge des deutschen Wollgewerbes (Nr. 2622) veröffentlicht, nicht 1909 Nr. 6892 als Marburger Dissertation druckt. Nr. 6486 bei TH. KIESSELBACH gehört zu A. KIESSELBACH. Bei H. GOLDSCHMIDT hat Nr. 2106 einen anderen Verfasser als die beiden anderen Nummern. Die verschiedenen MÜLLER wurden natürlich erst recht zum Fallstrick. MÜLLER J. (Rodwesen etc.) ist z. T. mit „MÜLLER JOH." zusammengeraten; jedenfalls Nr. 8815 bei letzterem gehört zu ersterem. J. TH. MÜLLER, Nr. 2806, ist identisch mit J. MÜLLER, Zinzendorf etc. Nr. 10637.

Doch liegen mir einige andere Bemerkungeu mehr am Herzen. Sie betreffen die Gruppierung des Materials. Um bei der Anordnung auf unterster Stufe anzufangen, scheint es nicht unnötig, zu betonen, wie nützlich es gerade auch für jüngere Benützer ist, wenn die Gruppierung bestimmter Publikationen um einzelne Probleme deutlich zum Ausdruck kommt. Es lassen sich doch viele Fälle konstatieren, wo das nicht genügend geschieht. Einmal kann da der Wunsch nach vermehrter Berücksichtigung der wichtigeren Rezensionen nur unterstützt werden. Wie oft kommt es vor, daß Rezensionen die Probleme schärfer herausarbeiten als die rezensierten Schriften, daß erst sie die Stellung der

letzteren innerhalb einer bestimmten Diskussion klar bestimmen. Natürlich ist hier intime Sachkenntnis nötig, aber bei der jetzt stark durchgeführten Arbeitsteilung ja vorauszusetzen. Doch auch sonst dürften an mancher Stelle die durch ein Problem oder eine Kontroverse zusammengehaltenen Publikationsgruppen besser hervortreten. Die in Nr. 2566 erwähnte Literatur über das Gesellschaftsrecht auf dem Gebiet des hansischen Handels z. B. bietet nur Fragmente der betreffenden Diskussion. In erster Linie gehört einmal KEUTGENS Abhandlung über hansische Handelsgesellschaften in der Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 4, hierher. Dann müssen die (erwähnten) Ahhandlungen LEHMANNS und KEUTGENS folgen; und endlich sollte die weitere Vernehmlassung LEHMANNS in derselben Zeitschr., Bd. 8, nicht fehlen. Damit hätte man die Diskussion über diese Frage im wesentlichen beieinander. Es wäre angezeigt, in der Nähe auch PAPPENHEIM, Altnord. Handelsgesellschaften (Zeitschr. für d. ges. Handelsrecht, XXXVI.), zu nennen, zumal auch LEHMANNS erstgenannter Artikel die altnordischen Verhältnisse mitbehandelt. Auch JOSEPH STRIEDER, Zwei Handelsgesellschaftsverträge aus dem 15. und 16. Jh., Leipz. Diss., 1908, sollte in der Nähe zu treffen sein. Und dieser Wunsch leitet uns über zu dem andern, die Literatur zur Privatwirtschaftsgeschichte möchte nicht zersprengt, sondern gesammelt beisammenstehen. Darauf richtet sich ja heute in vermehrtem Maße das wissenschaftliche Interesse. Bei der Literatur über die Frage der Existenz von Großhändlern im Mittelalter, (Nr. 2561 und überhaupt) sollte auch auf H. PIRENNE, Les marchands batteurs de Dinant au XIV^e^ et au XV^e^ siècle (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 2), hingewiesen werden. Von der Kontroverse über SOMBARTS Auffassung von der Entstehung des Kapitalismus, Nr. 2509 f., könnte das literarische Bild auch vollständiger sein. R. HEYNEN, Zur Entstehung des Kapitalismus in Venedig, 1905 (Münchener volkswirtschaftliche Studien 71), z. B. wäre, auch wenn er außerdeutsche Verhältnisse betrachtet, nicht auszuschließen. O. STOLZ, Nr. 2596 (Transportorganisation in Tirol), gehört neben JOH. MÜLLER, Nr. 6798. Zu STOLZ' Arbeit über die Tiroler Geleitsverträge etc. (Nr. 6797) nehme man A. SCHULTZE, Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 9, S. 229 ff. Bei Nr. 5658 sind v. INAMAS Darlegungen über den Lechbrückenzolltarif aufgenommen, nicht aber diejenigen KEUTGENS, die doch jenen vorangehen und zugrunde liegen (dieselbe Zeitschr., Bd. 2). Zu MOLLWOS Publikation über die ältesten Lüb. Zollrollen (Nr. 5662) ist hinzuzunehmen F. FRENSDORFF, Die Zollordnung des lüb. Rechts in den Hans. Geschichtsbl. 1897, und P. HASSE, Die älteste Lübecker Zollrolle, Hans. Geschichtsbl. 1893. Daß die ältere Wirtschafts- und Sozialverfassung der Alpenslawen den Gegenstand einer Kontroverse gebildet hat, tritt auch nicht hervor. Nach J. PEISKER, Nr. 3674, wäre anzuführen A. DOPSCH, Die ältere Sozial- und Wirtschaftsverfassung der Alpenslawen, dann PEISKERS Artikel in der Vierteljahrschrift f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 7 und DOPSCHS Antwort am selben Orte. Bei LIPPERTS Sozialgeschichte Böhmens

sollte außer WERUNSKY noch PEISKERS Abhandlung zur Sozialgeschichte Böhmens (Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgesch. 5) genannt sein.

Die Beispiele ließen sich vermehren. Es darf hier auch erwähnt werden, daß die Gruppierung nach Nummern und die Verteilung von Klein- und Großdruck nicht immer einleuchtet und offenbar auch nicht durchweg einheitlich vorgenommen ist. Neuerungen in letzterer Hinsicht haben übrigens zwar mehr Raum geschaffen, aber dem Seitenbild etwas von seiner Übersichtlichkeit geraubt.

Auch die Anordnung der Literatur zu höheren Gruppen wird nicht überall ohne Widerspruch bleiben. Die sachliche Scheidung ist nicht immer vor der Kritik gesichert. H. ECKERT, Die Krämer in süddeutschen Städten (Nr. 6829), gehört nicht unter Gewerbe (d. h. Produktion), sondern unter Handel, H. SIEVEKING, Die mittelalterliche Stadt, nicht unter Bevölkerungswesen neben PÜSCHEL (Nr. 2304); auch SOMMERLAD, Nr. 2502, paßt nicht zu seiner Umgebung. Es ist ferner keine kleine Mühe, die Literatur z. B. über das Stapelwesen (STIEDAS Artikel im Handwörterbuch der Staatswissenschaften darf nicht fehlen) oder über das Zollwesen sich zusammenzusuchen. Ich betrachte die Verteilung derselben nicht für sachgemäß und praktisch.

Die Gliederung der Wirtschaftsgeschichte sollte (in Rücksicht auf den vornehmsten Zweck der Bibliographie) vor allem auch gleichförmiger sein. Die handels- und die verkehrsgeschichtlichen Schriften sind in dem einem Buch ungeschieden, in einem andern getrennt, und im letztern Fall leuchtet die Verteilung nicht durchwegs ein. Wenn z. B. D. SCHÄFER, Niedersachsen und die See, Nr. 2604, unter „Schiffahrt“ und nicht unter „Handel“ eingereiht wird, so müßte noch manches andere auch unter „Schiffahrt“ gesetzt werden. (Es gibt ja natürlich Fälle, wo die Eingliederung beim besten Willen nicht klar vollzogen werden kann). Der „Verkehr“ selbst wird dann mehrfach der „Schiffahrt“, dem „Postwesen“ etc. bei- statt übergeordnet. Der „Buchhandel“ nimmt die verschiedensten Stellungen ein. Einmal finden wir ihn unter „Handel und Verkehr“, dann zwischen „Handel“ einerseits und „Verkehr“ andrerseits, dann hinter „Handel und Verkehr“ vor „Postwesen“ etc., endlich ganz vom „Handel“ entfernt hinter „Postwesen“ und „Eisenbahnen“. Die „Hanse“ bildet im 4. Buch neben „Verfassung“, „Wirtschaft“ usw. einen selbständigen Abschnitt für sich, ist im 5. Buch unter „Wirtschaft“ (resp. Handel) eingereiht und im Inhaltsverzeichnis nicht einmal mehr angedeutet. Im allgemeinen Teil und in den 8 einzelnen Zeitaltern sollte m. E. so viel wie möglich gleichförmige Gliederung herrschen. Das würde in diesem Fall gewiß nicht pedantisch gescholten werden.

Alle diese Dinge (und anderes, gleich zu Erwähnendes) wären nicht so sehr zu betonen, wenn nicht tatsächlich für Disziplinen wie die Wirtschaftsgeschichte das erste Erfordernis einer Bibliographie — die Möglichkeit schneller, sicherer und vollständiger Orientierung — unstreitig nicht genügend erfüllt ist.

Die Orientierung wird nun noch dadurch erschwert, daß die wirtschaftsgeschichtliche Literatur im Ganzen in 9 Abschnitte, einen allge-

meinen und 8 zeitlich begrenzte, zerlegt wird. Die zugrundeliegende Periodisierung war bei den früheren Auflagen verständlich, wo die Wirtschaftsgeschichte und andere Disziplinen noch schwach vertreten und in der Hauptsache im allgemeinen Teil untergebracht waren. Aber nach der 6. Auflage paßte die im wesentlichen der politischen Geschichte entnommene Zeiteinteilung nicht mehr für alle Gebiete. Was wir da an geschichtlichen Perioden haben, sind jedenfalls zum größten Teil keine wirtschaftsgeschichtlichen. Den Bearbeitern hat die Zuteilung der Literatur zu den einzelnen Büchern wohl nicht wenig Kopfzerbrechen gemacht, den Benützern jedenfalls ist sie nicht bequem. Dabei ist die Zuteilung nicht immer richtig. Z. B. A. Bugge, Die nordeuropäischen Verkehrswege etc. (Nr. 4035), finden wir im 1. Buch (vorfränkische Zeit), während die Abhandlung doch das 9.—13. Jahrhundert umfaßt. Daß die Zuteilung manchmal auch nicht konsequent ist, ließe sich leicht belegen. Aber sie ist vor allem nicht rationell. Sie reißt Dinge auseinander, die zusammengehören, die man jedenfalls beieinander sucht. Es sei nur daran erinnert, daß der Großteil der hansischen Literatur im 4. Buch, ein kleiner Rest davon abgetrennt im 5. Buch verzeichnet ist, daß die beiden Schriften über den steirischen Eisenbergbau, die einander ergänzen, weit auseinanderliegen, die eine Nr. 2536, die andere 8893, daß die Fuggerliteratur (und anderes von ähnlicher Zusammengehörigkeit) unnatürlich (durch das Jahr 1517) auseinandergesprengt ist (S. 496 und 659). Meines Erachtens muß die sachliche Disponierung auf dem uns interessierenden, aber wohl auch auf einigen andern Gebieten der zeitlichen vorangehen; es sollte also die Wirtschaftsgeschichte herausgelöst werden aus dem Periodenschema, das für sie nicht paßt.

So wie der Dahlmann-Waitz nun gestaltet ist (aber vielleicht auch nach einer ev. Umwandlung), ist ein Sachregister kaum mehr länger zu umgehen. Man sollte bei der nächsten Auflage in der Registergestaltung einen Schritt vorwärtstun. Es ist ja natürlich, daß die Quellenkunde ursprünglich überhaupt ohne Register genügte, daß dann, wie sie unter Waitz umfangreicher wurde, ein Autorenregister auftrat, und wie in der Folge die nackten Nummern hinter den Autorennamen sich mehrten, die (abgekürzten) Titel der Publikationen zum Vorschein kamen. Heute jedoch muß die Sache auch selbständig sich in ein besonderes Register ordnen. Es ist durchaus nicht richtig, wenn man gemeint hat, das ausführlich gewordene Inhaltsverzeichnis leiste denselben Dienst.

Wir verkennen die Fortschritte nicht, die auch diese Auflage wieder über die vorangegangenen gemacht hat, aber uns scheint, eine Vervollkommnung und Umwandlung des Dahlmann-Waitz in den angedeuteten Richtungen wird seine Brauchbarkeit erheblich erhöhen.

Basel. H. Bächtold.

Edmund E. Stengel, Die Immunität in Deutschland bis zum Ende des 11. Jahrhunderts. I. Teil. Diplomatik der deutschen Immunitäts-Privilegien vom 9. bis zum Ende des 11. Jahrhunderts. Innsbruck, Wagner, 1910. XXVIII und 752 Seiten.

Das Buch bezeichnet sich selbst als eine diplomatische Arbeit mit verfassungsgeschichtlichem Endziel. Es soll eine Darstellung der älteren Immunität vom 9.—11. Jahrhundert geliefert werden, und zwar im engsten Anschluß an die diplomatische Wertung der Quellen, als welche für diese Zeit fast ausschließlich die Immunitätsurkunden der deutschen Herrscher in Betracht kommen. Der erste, jetzt vorliegende Band bereitet das Quellenmaterial für die Darstellung, die dem zweiten Teil vorbehalten sein soll.

Sickels berühmte Abhandlung über die Immunitätsurkunden der ersten Karolinger war Vorbild und Ausgangspunkt, und es ist schon der erste Beweis für den hohen Wert der Stengelschen Untersuchung, daß sie gleich dort, wo sie an Sickels Ergebnisse unmittelbar anknüpft, zu neuen und bedeutenden Ergebnissen gelangt. Die Fassungen, welche die Kanzlei Ludwigs des Frommen für Immunitäten verwandte, bleiben durch die drei folgenden Jahrhunderte vorherrschend; wer die Entwicklung des Immunitätsformulars verfolgt, beantwortet zugleich die Frage, welchen Veränderungen das ludowicische Formular in der Folgezeit ausgesetzt war. Stengel führt uns die Entstehung der ludowicischen Fassungen vor Augen, indem er die Muster zu rekonstruieren versucht, nach denen in der Kanzlei Ludwigs des Frommen die Immunitätsurkunden und nach diesen wieder die Immunitätsformulare der 828—832 entstandenen Formulae imperiales gestaltet wurden, und er zeigt, daß die Kenntnis der in der Kanzlei Ludwigs I. entstandenen Formulare den Kanzleien seiner Nachfolger nicht durch die Formulae imperiales vermittelt wurde. Es waren vielmehr die zur Bestätigung eingereichten Immunitätsurkunden, die von den Beamten nicht allein für den Empfänger, der sie vorgelegt hatte, sondern auch für andere Petenten als Vorlage benutzt wurden. In mühevoller Arbeit und z. T. gestützt auf die Resultate anderer konnte Stengel (siehe Tab. S. 66 f.) in 74 Fällen mehr oder minder bestimmt nachweisen, daß spätkarolingische Immunitäten nach Vorurkunden Ludwigs des Frommen stilisiert seien. Wir verzeichnen dieses Ergebnis mit dem Wunsche, daß die gleiche Arbeit auch für Westfrancien durchgeführt werden möge. Da die Edition der französischen Königsurkunden nunmehr in Fluß geraten ist, werden die Voraussetzungen dieser vergleichenden diplomatischen Betrachtung hoffentlich in absehbarer Zeit geschaffen sein; vor dem Erscheinen der Ausgabe der Diplome Karls des Kahlen ist freilich an die Durchführung einer solchen Aufgabe nicht zu denken.

Die Herrschaft der Vorurkunde hat dem ludowicischen Formulare auch in nachkarolingischer Zeit Bedeutung gesichert. Es gibt keine typische Immunitätsfassung der Ottonen-Zeit; man legte, wenn nötig, den neuen Inhalt in die alte Form. Die Urkunde offenbart sich damit als „das konservativste Element des Rechtslebens". Es hat nur diplomatisches Interesse, wenn Stengel zweimal beobachten konnte, daß

in der Kanzlei Ottos I. und seiner Nachfolger ein Formular als eine Art von Dauerkonzept zu verschiedenen Zeitpunkten mehrfach Anwendung fand. In der überwiegenden Anzahl von Fällen (etwa 400 gegen 200) sind es die Vorurkunden, welche die Gestaltung der Immunitätsdiplome wesentlich bestimmen, und wo es bei Neuverleihungen an einer Vorlage gebrach, sind nicht selten Diplome anderer Empfänger, die eben in der Kanzlei waren, zur Stilisierung herangezogen worden, oder der Bewerber präsentierte selbst eine Textvorlage, die aus einem befreundeten oder durch ein Rechtsverhältnis gebundenen Kloster beschafft worden war. Die Redaktion des Textes blieb den Diktatoren überlassen; den Einfluß, den sie auf die Herstellung der Immunitätsurkunden in textlicher Hinsicht nahmen, hat STENGEL in einem eigenen großen Kapitel gewürdigt. Unter den 90 verschiedenen Notaren, die wir als Schreiber und Verfasser von 400 Immunitätsdiplomen des 10. und 11. Jahrhunderts zu betrachten haben, sind verhältnismäßig wenige, die durch Quantität und Qualität ihrer Leistungen hervorragen. Noch geringer ist die Zahl derer, die auf die Fortbildung des Formulars Einfluß geübt haben. Wo ein solcher nachweisbar ist, bleibt er „im allgemeinen auf Einzelheiten, auf einzelne Formeln und Wendungen beschränkt". Schulzusammenhänge sind erkennbar; mehrfach ist aber für die Verbreitung einer bestimmten Fassung nicht Schul- oder Kanzleieinfluß, sondern die oft zufällige Beschäftigung eines Notars mit einer älteren Fassung maßgebend gewesen. Die von einem Verfasser herrührenden Urkunden bilden einen Komplex für sich; bietet eine von diesen in bezug auf Textierung oder Interpretation Schwierigkeiten, müssen die übrigen zur Klarstellung herangezogen werden.

Die folgenden Ausführungen STENGELS bewegen sich hauptsächlich in zwei Richtungen: sie gelten den einzelnen Formeln des Immunitätsformulars und den Beziehungen dieser Diplome zu anderen Urkundenarten. Was der Verfasser da in entsagungsvoller Detailarbeit zusammengetragen hat, kann man eine Grammatik des Immunitätsformulars nennen, die in vielen subtilen Fragen der Urkundenkritik treffliche Dienste leisten wird. Das Kapitel über die Papsturkunde gehört zu den besten Leistungen des ganzen Buches und bietet mehr, als die Überschrift sagt: nicht nur eine Feststellung der wechselseitigen Formularberührungen zwischen dem päpstlichen Schutzprivileg und der königlichen Schutz- und Immunitätsurkunde, sondern auch eine Darlegung der Anfänge des päpstlichen Schutzes in Deutschland bis zu der Zeit, da er seit Leo IX. eines der Mittel zur Förderung päpstlicher Machtansprüche wurde. Besonderer Beachtung empfehlen wir auch das 8. Kapitel über Teilimmunität und Bannimmunität. Der Verfasser hat einerseits diese Begriffe in Gegensatz zur Gesamtimmunität gestellt, anderseits gezeigt, daß die Vorlagen der Bannimmunitäten sowohl Teil- als auch Gesamtimmunitäten sein können. Darin liegt eine Bestätigung der Auffassung, „welche aus inneren Gründen die Bannprivilegien unter den Begriff der Immunität stellt".

Es wird fast allgemein angenommen, daß in die vom Verfasser behandelte Periode eine bedeutsame Veränderung des Immunitätsbegriffes fällt. Die Frage drängt sich somit von selbst auf, inwieweit

die Entwicklung des Formulars der Wandlung des Rechtsinhaltes entspricht. Die Antwort fällt negativ aus. Es gibt keine einschneidende Fortbildung der Immunitätsfassung, die auf eine Wesensänderung der Institution schließen ließe. Von einer Entwicklung des Formulars kann überhaupt nur im beschränkten Sinne gesprochen werden. Im einzelnen konnte STENGEL allerdings mehrfach Beobachtungen mitteilen, die ergeben, daß man zuweilen doch auch in der Form der Veränderung des Inhaltes Rechnung trug. Schon das ist bezeichnend, daß die größte Zahl der Neustilisierungen am Ausgang des 9. Jahrhunderts nachweisbar ist, und es verdient alle Beachtung, wenn im 10. Jahrhundert der finanziellen Rechte des Immunitätsherrn mit steigender Häufigkeit gedacht und die Befreiung der Immunitätsleute vom Grafending ausgesprochen wird. Seit der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts mehren sich die Fälle, daß Immunitätsverleihungen in die Form der manumissio gekleidet und die Begriffe immunitas und libertas gleichgestellt werden. Auf diesen wichtigen Resultaten STENGELS weiterbauend, konnte ich vor kurzem die Anfänge cluniazensischen Einflusses auf die deutsche Kirchenverfassung im 10. und 11. Jahrhundert darlegen (Klosterimmunität S. 19 ff.).

Die Beilagen enthalten eine Rekonstruktion des Immunitätsformulars Ludwigs des Frommen, eine Übersicht der Empfängergruppen (mit den Feststellungen der Vorurkunden) und ein Verzeichnis der Urkundenzitate — eine wichtige Voraussetzung für die bequeme Benutzbarkeit dieses an Zitaten reichen Buches. Zu einem der Nachträge sei es mir gestattet, das Wort zu ergreifen, da sich STENGEL dort (S. 702) auf eine von mir abgegebene Äußerung bezieht. Wir haben unabhängig voneinander gefunden, daß das falsche Diplom Arnulfs für Ebersheim (MÜHLBACHER[2] n. 1817) dem Reichenauer Fälschungskreise zuzuweisen sei. Auf die schon oft diskutierte Frage, ob das Spurium im Straßburger oder im Ebersheimer Interesse entstanden ist, geht STENGEL, weil sie für seine Darstellung unerheblich ist, nicht näher ein; doch könnte seine Behauptung, daß Benutzung einer echten Immunitätsurkunde Arnulfs für Straßburg möglich sei, leicht als Indizium für Entstehung im Straßburger Interesse genommen werden. Aber die Kenntnis der Immunitätsfassung des durch das Eigenkirchenrecht übergeordneten Bistums wird man einem Kloster leicht zumuten dürfen; dafür finden sich gerade im Buche STENGELS Belege. Die falsche Arnulf-Urkunde muß jetzt als die älteste der Ebersheimer Fälschungen gelten; die jüngeren Falsa stellen ein fortgeschrittenes Stadium der Prätensionen des Klosters dar. Wenn im Arnulf-Diplom die Rechte des Straßburger Bischofs noch beachtet werden, ist zur Erklärung die treffende Bemerkung MÜHLBACHERS anzuführen, daß die Fälschung zu einer Zeit entstanden sein dürfte, „da man des Straßburger Bischofs sich möglichst erwehren wollte, aber doch nicht ganz erwehren konnte". Zweifellos hat man, als um die Mitte des 12. Jahrhunderts die weiteren Fälschungen in Ebersheim entstanden, das Reichenauer Spurium auf den Namen Arnulfs gekannt und benutzt; was MÜHLBACHER an diesen jüngeren Falsifikaten als „Ebersheimer Mache" erkennen wollte, ist in Wirklichkeit z. T. Sprach-

gut des Reichenauer Fälschers. Ja es läßt sich sogar noch erweisen, daß um die genannte Zeit die Urschrift von MÜHLBACHER² 1817 in Ebersheim gewesen sein muß. Das unechte Diplom Ludwigs des Frommen (MÜHLBACHER² 864) zeigt, namentlich in der verlängerten Schrift, Chrismon und Rekognitionszeichen, den Einfluß der Schrift des Reichenauers[1]). Die Schreibvorlage kann nur MÜHLBACHER² 1817 gewesen sein und ein derart enges Verhältnis zwischen beiden Fälschungen ist kaum anders als durch die Annahme zu erklären, daß beide demselben Empfänger und Besitzer, eben der Abtei Ebersheim, eigneten.

Es hieße einseitig dem diplomatischen Standpunkt Rechnung tragen, wollten wir am Schluß als Vorzug des Buches bloß den Scharfsinn preisen, den der Verfasser in der Behandlung der formularkritischen Fragen entwickelt hat. Die Bedeutung des Werkes liegt darin, daß eine weit ausgesponnene diplomatische Untersuchung der künftigen Darstellung eines der wichtigsten Verfassungsinstitute des frühen Mittelalters als Grundlage dienen soll: in dieser umfassenden und methodisch scharf betonten Art ist eine Diplomatik und Verfassungsgeschichte gleichmäßig berührende Arbeit noch nicht durchgeführt worden. Vom zweiten Band wird man endgültige Klarheit erwarten dürfen, inwieweit diplomatische und verfassungsgeschichtliche Studien bei Klärung des Immunitätproblems für die genannte Zeit einander gegenseitig bedingen und ergänzen. Auf die methodische Bedeutung, die STENGELS Arbeitsweise auf jeden Fall zukommt, darf aber schon jetzt hingewiesen werden; denn es kann kein Zufall sein, daß die Diplomatiker in allerletzter Zeit mit Vorliebe Probleme in Angriff nehmen, die zugleich diplomatischer und verfassungsgeschichtlicher Natur sind.

Wien. HANS HIRSCH.

OTTO STOLZ, Geschichte der Gerichte Deutschtirols. Abhandlungen zum historischen Atlas der österreichischen Alpenländer, Landgerichtskarte von Deutschtirol. Sonderabdruck aus dem Archiv für österreichische Geschichte, 102. Band, I. Hälfte. Wien, A. Hölder, 1912. 252 S.

Als Erläuterung zu einer historischen Karte in Angriff genommen, stellt die vorliegende Arbeit doch eine völlig selbständige und in den Grundlagen abschließende Untersuchung des tirolischen Gerichtswesens dar, soweit es ins deutsche Sprachgebiet fällt. Sie ist ausgezeichnet ebenso durch eine scharfe und vielseitige Erfassung der Probleme,

1) Die Ähnlichkeit geht sehr weit; man kann daher noch bestimmt sagen, daß die Spurien MÜHLBACHER² 1402 und DH. II n. 348ᵇ der in Ebersheim benutzten Reichenauer Fälschung graphisch am nächsten gestanden haben müssen. Für Überlassung von Photographien der Ebersheimer Spurien habe ich Herrn Stadtarchivar Dr. WENTZCKE herzlich zu danken.

vorsichtige und doch nicht ängstliche Kombination, wie durch eine klare und ansprechende Darstellung. Daß sie eigentlich in allen Fragen (z. B. nach dem Charakter der Landsteuer, der Entstehung der Gerichtsbezirke)[1]) die herrschenden Anschauungen der allgemeinen deutschen Verfassungsgeschichte bestätigt, mindert ihren Wert keineswegs, vor allem, da Tirol in mancher Hinsicht durch Besonderheiten der Entwicklung ausgezeichnet ist.

Die hervorstechendste ist unzweifelhaft das hohe Maß territorialer Geschlossenheit, das diesem schon durch geographische Momente zusammengehörigen Lande früh vergönnt war, wo die Grafen von Tirol im 13. Jahrhundert nicht nur Herren der teils allodialen, teils von der Kirche lehnbaren Grafschaften, sondern auch fast aller Vogteien geworden sind. Die feste Behauptung der gräflichen Rechte, unterstützt durch diesen Anschluß der vogteilichen hat einen Zustand des Gerichtswesens entstehen lassen, bei welchem fast alle Gerichte vom Landesherren abhingen und den patrimonialen Gewalten nur wenig Raum gegeben war. Tirol bietet in dieser Zeit ein eklatantes Beispiel für jenen sich damals anbahnenden territorialfürstlichen Absolutismus, auf den jüngst SPANGENBERG[2]) in weiterem Zusammenhange hingewiesen hat. Aber gleich wie anderwärts, sind auch in Tirol die privilegierten Stände, besonders der Adel, in der Folgezeit emporgekommen. Die schon ganz vom Landesherren abhängigen Landgerichte werden Adeligen, den sog. Dynasten, auf Lebenszeit, ja selbst erblich zur Verwaltung, meist als Darlehenspfand übertragen, so daß aus der Wurzel staatlicher Beamtung ein Verhältnis entsprang, das oft mit dem der wirklich patrimonialen Gerichte verwechselt wurde. Dieses Zurückweichen der Fürstengewalt, diese Erschlaffung der rein staatlichen Prinzipien setzt im späten Mittelalter ein und nach übereilten und vergeblichen Reformen Josefs II. hat erst die Fremdherrschaft und die neu etablierte österreichische Regierung des 19. Jahrhunderts einen Zustand beseitigt, der für die Rechtspflege mit den größten Nachteilen verbunden war.

Besondere Beachtung verdient das Kapitel: Kulturgeographie der Grenzbildung in Tirol, das unter den freilich sehr günstigen Bedingungen des Gebirgslandes ein neues Feld fruchtbarer Betrachtung der historischen Geographie erschließt und z. B. das Zusammenfallen der Gemeinde-, Kirchspiels-, Mark- und Gerichtsgrenzen, wie auch ihre gelegentliche Abweichung von einander tiefer aus den Lebensbedingungen der Bevölkerung verstehen lehrt. Für die Frage der Territorialbildung erscheint auch der Nachweis von Belang, daß in den nicht oder nur dünnbevölkerten Gebirgsgegenden Territorialhoheit und Besitz des Wildbannes im Zusammenhang stehen (S. 319 ff.).

Düsseldorf. HERMANN AUBIN.

---

1) Wobei VOLTELINIS Theorie, die von Burgbezirken ausgeht, mit richtiger Kritik zurückgewiesen wird.

2) H. SPANGENBERG, Vom Lehnstaat zum Ständ

FRITZ KERN, Die Anfänge der französischen Ausdehnungspolitik bis zum Jahre 1308, mit einer Karte. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1910. XXXII—375 S. in-8°.

Ce livre, bien que portant le millésime de 1910, a paru en 1911, c'est à dire en même temps que l'importante collection de documents inédits publiée par M. F. KERN sous le titre de *Acta Imperii, Angliae et Franciae ab a. 1267 ad a. 1313.* On ne s'étonnera donc pas d'y trouver l'utilisation de bon nombre de renseignements inconnus jusqu'aujourd'hui. Ce n'est là d'ailleurs qu'un des mérites qu'il présente. On en louera aussi, sans réserves, l'information bibliographique et surtout l'exposé sobre, clair et attachant.

M. KERN a divisé son travail en deux parties. La première est consacrée à exposer les motifs de la politique d'expansion de la France (conviction des *reges Francorum* d'être les successeurs des Carolingiens, confusion de la *Francia* avec la *Gallia*, rayonnement de la civilisation française au delà des limites du royaume) et à analyser très finement les divers moyens employés pour arriver au but (activité des fonctionnaires royaux sur les frontières, protectorats, pariages, concession de fiefs à des dynastes étrangers, alliances, mariages etc.). On lira surtout avec grand intérêt les pages excellentes dans lesquelles l'auteur montre que la méthode employée par les agents du roi pour étendre son pouvoir à l'étranger est identique à la méthode suivie pour augmenter l'autorité monarchique à l'intérieur.

La seconde partie expose, pour les règnes de Philippe III et de Philippe IV, les annexions de la France au delà de sa frontière de l'Est, des embouchures de l'Escaut à celles du Rhône. Ce n'est, en effet, que de l'expansion française au détriment de l'Empire qu'il est question. M. KERN passe complètement sous silence la longue lutte des Capétiens contre l'Angleterre, et il eût peut-être été utile de l'indiquer par le titre du volume. Cette omission, qui paraît étrange tout d'abord, s'explique pourtant fort bien par le point de vue de l'auteur. Pour lui, la France n'est pas le pays dans lequel règne réellement le roi de France; c'est cette partie de l'Empire carolingien qui a été attribuée à Charles le Chauve en 843 par le traité de Verdun, en d'autres termes, c'est la *Francia Occidentalis.* A envisager les choses ainsi, le roi de France, en repoussant l'Angleterre du continent, n'a fait que reprendre son bien. Il n'y a pas là d'annexion proprement dite. Au contraire, en dépassant la frontière de 843, il a conquis des terres qui ne lui appartenaient pas. Et sans doute, cette manière d'envisager les choses est parfaitement légitime. On peut se demander pourtant si elle n'est pas plus juridique qu'historique. En tous cas, en concentrant l'attention sur un seul côté de la politique extérieure de la France, elle pourrait faire croire à première vue que cette politique a surtout été dirigée contre l'Allemagne, alors que c'est l'Angleterre qui a été de beaucoup son principal objectif. C'est vers l'Ouest et non vers l'Est que se sont constamment dirigés les efforts des Capétiens. C'est là qu'ils ont soutenu une guerre dont l'enjeu était pour eux une question de vie ou de mort. C'est là que s'est développé sur les champs

de bataille le patriotisme français qui, durant tout le moyen âge, fut anti-anglais et non anti-allemand[1]). D'ailleurs, si nombreuses qu'elles aient été, les annexions de la France aux dépens de l'Empire n'ont enlevé alors à celui-ci aucun territoire de langue allemande. En fait, les contrées absorbées n'avaient plus que des rapports bien vagues avec le *Regnum Teutonicorum*, et je doute fort qu'elles aient pu provoquer contre la France, au sein du peuple allemand, un mouvement d'hostilité nationale. Il est très vrai que beaucoup de princes d'Empire ont protesté avec violence contre les empiètements français. Mais c'est l'intérêt politique et non la passion nationale qui les faisait agir. Si Jean d'Avesnes, par exemple, s'emporte avec véhémence contre la *Gallia garriens, aliarum insultatrix, improba nationum,* ce n'est évidemment pas par sentiment allemand, puisqu'il est comte de Hainaut, terre romane, c'est par crainte du Capétien qui soutient contre lui son ennemi le comte de Flandre.

Ces réserves n'enlèvent rien à la valeur concrète du beau travail de M. KERN. On y trouvera l'exposé minutieux, habile et toujours parfaitement documenté de toutes les tentatives et de tous les progrès de la France le long de l'Escaut, de la Meuse, de la Saône et du Rhône. La dispersion du sujet fait saisir suffisamment les difficultés avec lesquelles M. KERN s'est trouvé aux prises. Il les a toutes surmontées le plus heureusement du monde. Non seulement presque rien ne lui a échappé d'une bibliographie éparpillée dans une foule de publications locales difficilement accessibles, mais il a su aussi présenter une histoire faite de détails sans en laisser perdre de vue les grandes lignes, et en lui conservant un constant intérêt. Je n'ai pu vérifier son travail qu'en quelques points et partout j'ai été frappé de sa solidité. Ça et là naturellement, une remarque se présente. A propos de l'affaire de Tournai, il aurait fallu consulter la dissertation de L. VERRIEST (*Bullet. de la Commission Royale d'Histoire de Belgique,* 1908), qui réfute les affirmations de D'HERBOMEZ. De même, une connaissance plus exacte de l'histoire interne de cette ville aurait empêché M. KERN (p. 140) d'attribuer aux desseins politiques du roi de France des travaux de fortification qui furent exclusivement l'œuvre des bourgeois, et que nécessita simplement l'accroissement de la population. — P. 139, les bourgeois de Valenciennes ne voulaient pas plus devenir Français que les *Leliaerts* flamands de la même époque. Ils cherchaient seulement, les uns et les autres, en s'appuyant sur la France, à maintenir leur autonomie municipale vis à vis de leur prince. — P. 128 et 132, on ne peut rien conclure du chiffre de 100000 hommes attribué en 1289 à l'armée de Rodolphe de Habsbourg. Les chroniqueurs du moyen âge n'ont, en effet, aucune idée de la valeur des chiffres. On sait avec quelle facilité Gislebert de Mons, par exemple, donne des centaines de milliers de combattants au comte de Hainaut et au duc de Brabant. Au dire

1) En corrigeant les épreuves de ce compte-rendu, j'ai le plaisir d trouver la même idée présentée avec beaucoup de force dans l'étude de M. AL. CARTELLIERI, *Die Schlacht bei Bouvines im Rahmen der europäischen Politik* (Leipzig, 1914).

du Chron. Colmar. (MG. SS. XVII, 244) celui-ci aurait envahi le territoire d'un de ses voisins, en 1274, *cum centum millibus equitum*. Si l'on pense qu'il ne s'agit là que d'une obscure querelle, on n'hésitera pas à n'accorder aucune réalité aux 100000 hommes de 1289.

H. Pirenne.

Die Oberrheinschiffahrt im Mittelalter mit besonderer Rücksicht auf Basel. Von Dr. K. J. Straub. Freiburger Dissertation, zugleich erschienen in den Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees, XLI. Heft. 1912.

Eine gründliche, vielfach durch ungedrucktes Material des Basler Staatsarchives gestützte Darstellung der Oberrheinschiffahrt mit Basel als Mittelpunkt. Sie berücksichtigt in gleicher Weise die äußere Entwicklung und die innere Organisation und ergänzt in willkommener Weise die älteren Untersuchungen von Vetter und Löper über die Rheinschiffahrt ober- und unterhalb Basels. Vom 14. Jahrhundert an wird die Entwicklung der Oberrheinschiffahrt entscheidend durch die Rivalität der an ihr beteiligten Städte beeinflußt, nicht zu ihren Gunsten. Während in früherer Zeit Basel, Breisach und Straßburg friedlich nebeneinander Schiffahrt treiben und Straßburg nicht daran denkt, die Fahrt rheinabwärts für sich allein in Anspruch zu nehmen (vgl. die Koblenzer Zolltarife), kommt es am Ende des 14. Jahrhunderts zu einer förmlichen Aufteilung des Stromes unter die drei Städte, bei der das von den Habsburgern bedrohte Basel natürlich den kürzern ziehen muß.

Die Gründung einer Basler Schifferzunft findet erst 1354 statt. Deutlich spiegeln sich in der Entwicklung dieser Zunft die mannigfachen Hemmungen wieder, mit der die Basler Schiffahrt in immer steigendem Maße zu kämpfen hat. Interessant in dieser Hinsicht ist die freilich nur kurze Zeit bestehende Einrichtung der sogenannten Rangschiffahrt, bei der die Zunft in drei Teile geteilt wird und jede Abteilung je eine Woche hindurch den Transport allein besorgt. Der Verdienst wird dabei unter die Mitglieder eines jeden Drittels gleichmäßig verteilt. Bemerkenswert sind ferner die Bemühungen des Basler Rates, auf gute Ausrüstung und Tüchtigkeit der Schiffer hinzuwirken und dadurch zum Schutz der Allgemeinheit beizutragen. Detaillierte Vorschriften über die „Schiffsabfertigung" legen davon Zeugnis ab. Auch die Schadenersatzpflicht der Schiffer gehörte bei den trotz aller Vorsorge stets recht zahlreichen Schiffsunfällen zu den vielfach umstrittenen Fragen.

S. führt seine Untersuchung nur bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, mit der unzutreffenden Begründung, damals habe sich die Umwälzung in der Richtung des Welthandels auch in der Binnenschiffahrt stark bemerkbar gemacht. Das sind veraltete Ansichten. Gern erführe man etwas Genaueres über das im 16. Jahrhundert von Basel aus groß-

zügig betriebene, in den Händen von Italienern befindliche Speditionswesen. Bei ihm haben wir es allerdings mit einer Erscheinung zu tun, zu deren Erklärung eine Reihe handelsgeschichtlicher Würdigungen erforderlich gewesen wären, die außerhalb des Rahmens der im wesentlichen doch lokalgeschichtlich orientierten Darlegungen des Verf. gelegen hätten.

Köln. H. Thimme.

W. Möring, Die Wohlfahrtspolitik des Hamburger Rates im Mittelalter. Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, hrsg. von v. Below, Finke, Meinecke. Heft 45. W. Rothschild, Berlin und Leipzig, 1913.

Die mittelalterlichen Stadt- oder Kämmereirechnungen sind bisher zumeist nach der finanziellen Seite ausgebeutet worden, und zweifellos legt der Zweck, für den sie zu ihrer Entstehungszeit angelegt wurden, diese Problemstellung nahe. Aber dadurch, daß wir aus ihnen auch erfahren, in welcher Form die einzelnen Posten eingenommen, wofür andere ausgegeben wurden, künden sie uns noch von vielen anderen Dingen aus den Städten des Mittelalters. Der Verfasser des vorliegenden Buches hat — übrigens nicht als erster — seine Aufmerksamkeit allen den Stellen zugewandt, die uns über die stadträtliche Wohlfahrtspflege Auskunft geben. Jedoch waren die Hamburger Kämmereirechnungen, die für die Jahre 1350—1562 ja im Drucke vorliegen und „ziffernmäßig“ (S. 10) die ratsherrlichen Leistungen belegen, nicht seine einzige Quelle. Neben der bisherigen, sowohl allgemeinen, wie speziell hamburgischen Literatur über den Gegenstand als sekundäre kamen als primäre hauptsächlich noch zwei Kategorien in Betracht: die Burspraken, auf Pergamentrollen geschriebene Serien von Ratsverordnungen, die in der städtischen Schatzkammer verwahrt und geteilt an 2 Tagen im Jahre vor der Bürgerschaft zur Nachachtung abgelesen wurden; wahrscheinlich hing ein anderes Exemplar von ihnen dauernd auf dem Rathaus aus. Von den 9 Burspraken, die aus dem mittelalterlichen Hamburg auf uns gekommen sind, und den erhaltenen Konzepten zu anderen hat M. die auf sein Thema bezüglichen Bestimmungen am Ende seines Buches (S. 129—178) (anscheinend) vollständig zum Abdruck gebracht. Daneben fanden endlich noch die mit 1410 einsetzenden Rezesse, Vereinbarungen zwischen Rat und Bürgern über Stadtangelegenheiten, quellenmäßige Verwendung.

Die so basierte Arbeit trägt die wesentlichen Merkmale ähnlich trefflicher Spezialuntersuchungen: sie ist nüchtern im Urteil, zuverlässig in ihren Mitteilungen, die zur Hälfte nur den klar gegliederten Text bilden, zur anderen als Hinweise in den Fußnoten stecken, knapp und anspruchslos in ihrem sprachlichen Gewand. Getragen wird sie von der allgemeinen Erkenntnis, daß die städtische Verwaltung des Mittelalters zum Vorbild der späteren territorialen geworden ist, und da auf

dem Gebiete des Polizeiwesens „die Stadt im Verhältnis zum Territorium am meisten Selbständiges hervorgebracht“ hat (v. BELOW, Hist. Ztschr. 75, 438), so bedarf eine Monographie über die öffentliche städtische Wohlfahrtspflege keiner weiteren Rechtfertigung. Dabei ist aber zu erinnern, daß die vorliegende Studie nicht deren sämtliche Zweige zu umfassen sucht. S. 4 kündigt der Verfasser an, daß er die Absicht habe, „nur die sich unmittelbar auf die Wohlfahrt der Einwohner beziehenden Einrichtungen zu besprechen“, und so behandelt er in 8 Kapiteln: die Sicherheitspolizei (S. 12—26), die Verkehrspolizei (S. 28—47), die Baupolizei (S. 49—58), die Brandpolizei (S. 60—67), die Brunnenpolizei (S. 69—74), die Sittenpolizei (S. 76—98), das Armenwesen (S. 100—113) und endlich das Krankenwesen (S. 115—128). Mir will aber nicht einleuchten, daß z. B. handelspolizeiliche Verordnungen, wie Schutz vor Wucher oder Verbot leichtsinnigen Kreditnehmens und die ganze Viktualienpolizei, sich weniger „unmittelbar“ auf das Wohl der Bürger bezögen, wie Kleider-, Luxusordnungen und die baupolizeilichen Vorschriften. Viel eher läßt sich der Grund hören, daß die ausgeschalteten Gebiete bereits eine monographische Behandlung gefunden haben (vgl. namentlich die Leipziger Dissertation von LÜDERS, Hamburgs Handel und Gewerbe im Mittelalter, Leipzig 1910). Denn auch ohnedies bietet die Arbeit noch Wissenswertes genug.

Der mir zur Verfügung stehende Raum gestattet aber keineswegs, den reichen Inhalt des Buches selbst in knappstem Abriß zu überblicken. Ich verzichte darum auf ein näheres Referat und beschränke mich auf ein paar Notizen zu den beiden letzten Kapiteln. S. 101 bemerkt M. über das Verhältnis der kirchlichen zu der stadträtlichen Armenpflege, daß diese letztere in Hamburg von Anfang an existierte, daß „von vorneherein ... manche (Bürger) ... bei der Ausübung ihrer christlichen Mildtätigkeit die vermittelnde Hilfe der Kirche überhaupt verschmähten und ihre für die Armen bestimmten Summen lieber von Personen weltlichen Standes (darunter Ratsmitgliedern) verwalten ließen“; dann habe die Kirche selbst das Verhältnis zugunsten des Rats verschieben helfen, indem sie „die Verwaltung von Armengeldern an Ratsherren übertragen hat“. (S. 102.) Weiterhin spricht er von der Notwendigkeit für den Rat, im Innern wie nach außen Realpolitik zu treiben und schließt: „Auch auf dem Gebiete der Armenpflege handelte es sich für ihn letzten Endes um eine Machtfrage, wenn er dort auf eine Besserung der bestehenden Zustände hinarbeiten wollte“. (Ebda.) Wenn ich den letzten Satz richtig verstehe, so ist dadurch dem Rat eine aktive Rolle beim Übergang der Armenpflege aus der Hand der Kirche in die seine zugesprochen. Dem widersprechen aber die ersten Ausführungen wie die S. 102 ff., denen ich nur ein passives Verhalten entnehmen kann. Ausdrücklich heißt es, die Verwaltung von Geldern wurde dem Rate „übertragen“; zur direkten Armenpflege sei er von der Bürgerschaft gedrängt worden. (S. 105). So sehr im übrigen die Initiative des Rates in der Wohlfahrtspolitik gewirkt haben mag, hier ist m. E. ein Beispiel, das die treibende Kraft der „Verhältnisse“, der „Natur der Dinge“ zu illustrieren vermag: hatte sich einmal ein fester, leidlich organisierter Kern in der Stadtverwaltung entwickelt,

so schossen ihm auch Gebiete an, die sie nicht planmäßig einzubeziehen gesucht hatte.

Auffällig ist, daß der Hamburger Rat sich gar nicht um das Badewesen der Stadt bekümmert hat, im Gegensatz z. B. zu Aachen. Die Register zu den Kämmereirechnungen enthalten tatsächlich keinen Hinweis. So waren hier die öffentlichen Badehäuser sämtlich private Unternehmen? Das wäre zum mindesten zu notieren gewesen. Auch durch den völligen Mangel von Verordnungen gegen die Pest steht Hamburg hinter anderen Städten zurück (vgl. VARGES, Preuß. Jahrb. 81, 284). Es dürfte aber wohl verfehlt sein, wollte man daraus auf ein geringeres Auftreten der Seuche im mittelalterlichen Hamburg schließen; denn trotz ihres häufigen Wütens im 16. Jahrhundert und trotz früherer Ratschläge eines berühmten Arztes, Johann Bökler, wurde hier doch erst 1606 an den Bau eines Pesthofs vor den Toren der Stadt gedacht. (JANUS, Bd. 7 (1902), S. 413.) Nichtsdestoweniger ist zu bemerken, daß wir über die Pestzeiten des 15. Jahrhunderts und ihre Wirkungen noch wenig Zuverlässiges wissen. Es lohnte sich aber m. E. — ohne zu warten, bis erst die vom Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine veranlaßte „Sammlung der Nachrichten über Elementarereignisse und physisch-geographische Verhältnisse" in diese Zeit gelangt ist —, diese Lücke auszufüllen und die Forschungen HOENIGERS und LECHNERS fortzusetzen. Denn dadurch würde nicht allein klar werden, inwieweit die großen Seuchen des 16. und 17. Jahrhunderts noch im Zusammenhang mit denen des 14. Jahrhunderts stehen, sondern es würde auch endlich helleres Licht fallen auf die Entwicklung der Volksdichte Deutschlands im ausgehenden Mittelalter.

Dresden. DR. FRITZ KAPHAHN.

ARTURO SEGRE, *Manuale di Storia del Commercio.* Vol. I, Dalle origini alla Rivoluzione Francese. Torino, S. Lattes e C., 1913. 459 p.

Den Lesern dieser Zeitschrift ist der Verfasser schon durch die „Consigli economici etc." bekannt, die er im VII. Bande (1909), S. 446 ff., veröffentlicht hat. Ihn zeichnet aus, daß er nicht nur in der handelsgeschichtlichen Literatur seines eigenen Landes zu Hause, sondern auch wohlbelesen ist in der deutschen, englischen und französischen. Ja selbst spanische Autoren vermag er zu zitieren. Das kommt seinem Buche in hohem Maße zustatten; man kann es geradezu als eine Einführung in die neuere internationale Literatur zur Handelsgeschichte empfehlen. Dabei wandelt er aber durchaus seine eigenen Wege. Er lobt die Werke von HEYD und SCHAUBE, räumt ihnen auf seine eigene Darstellung jedoch nur wenig Einfluß ein, weniger, als der deutsche Leser, der mit den Vorzügen jener vertraut ist, erwarten möchte. Die Stärke des Buches liegt in seiner lebendigen Schreibweise und in der Fülle anschaulicher Einzelheiten, die es bringt. Insofern ist es wohl geeignet, Interesse zu erwecken und seiner Bestimmung nach Handels-

hochschülern und den weiteren Kreisen der gebildeten Welt als Lehr- und Lesebuch zu dienen. Wer dagegen auf systematische Vollständigkeit und theoretische Durchdringung des Stoffes Wert legt, wird zu andern Büchern greifen müssen. Was den Verfasser anzieht, ist das bunt bewegte Leben selbst, nicht die wissenschaftliche Problemstellung, die daran anknüpft. Er flicht wohl gelegentlich, trotz der Knappheit des Raumes, ein Zeitgedicht oder eine Briefstelle ein, um die Gesamtlage wie mit einem Schlaglicht zu beleuchten. Auf scharfe Zergliederung von Ursache und Wirkung bei den Wendepunkten der Entwicklung hingegen legt er weniger Gewicht; ja oft werden die Wendepunkte selbst nur nebenhin angedeutet oder wohl ganz übergangen. Über die Umwälzungen, die in den Handelsbeziehungen von Byzanz seit den Kreuzzügen eintraten, erfahren wir z. B. kaum etwas. Ein Überblick über die Entwicklung der Welthandelstraßen fehlt. Das Buch stellt sich auch nicht die Aufgabe, die wirtschaftliche Eigenart der verschiedenen Zeiten und Völker zu erfassen und ihren tieferen Zusammenhängen im Staats- und Gesellschaftsleben nachzugehen. Dafür fühlt der Leser sich aber auch nirgends gelangweilt. Bekommt er auch keinen Einblick etwa in die Technik und in die wirtschaftliche Bedeutung des mittelalterlichen Bankgeschäftes, so sieht er doch das Schicksal der großen florentinischen Bankhäuser im 14. Jahrhundert lebendig an seinem Geiste vorüberziehen. Wovon auch der Verfasser berichtet, stets weiß er zu fesseln.

Die Darstellung gliedert sich in drei Teile: Altertum, Mittelalter und Neuzeit. Das Altertum erscheint etwas zu dürftig bedacht; es ist auf zirka 30 Seiten zusammengedrängt. Es wäre zu wünschen gewesen, daß Max Webers „Agrargeschichte“ (Handwörterbuch der Staatswissenschaften I, 1909) für die Darstellung hätte verwendet werden können. Dem Mittelalter sind zwei, der Neuzeit drei Fünftel des verfügbaren Raumes gewidmet. Das frühere Mittelalter bis zum Ausgang des ersten Kreuzzuges wird in zwei Kapiteln geschildert, die in einem besonderen Abschnitt zugleich auch die wichtigsten Schöpfungen des mittelalterlichen Handelsrechtes und die Bedeutung des Korporationswesens für die wirtschaftliche Entwicklung dieses Zeitalters behandeln. Dann folgen in je einem Kapitel die Schicksale der italienischen Seestädte (besonders Venedigs), der italienischen Landhandelsplätze (besonders Florenz) und der Juden, Caorsiner und Lombarden; ein Schlußkapitel faßt die gesamte mittelalterliche Handelsgeschichte Frankreichs, Englands, Deutschlands und Osteuropas auf 25 Seiten zusammen; wohl gar zu kurz, wenn man bedenkt, daß hierbei die Geschichte der Champagner Messen, das Emporkommen Brügges als Weltmarkt, die Blüte der Hansa, der Ausgang von Byzanz u. a. zu behandeln waren. Der dritte Teil erzählt zunächst die Geschichte der Entdeckungen. Das II. und III. Kapitel geben eine farbenreiche Schilderung des Aufstiegs und Niedergangs von Spanien und Holland. Dann wird, wieder etwas stiefmütterlich, England, Deutschland und der europäische Osten in ein IV. Kapitel zusammengedrängt, wobei nach älterer Auffassung der wirtschaftliche Verfall Deutschlands auf den Dreißigjährigen Krieg zurückgeführt und seine Wiedererhebung

von den merkantilistischen Bestrebungen des 18. Jahrhunderts an datiert wird. Ein eigenes V. Kapitel ist der Entwicklung Frankreichs unter Colberts Einflusse gewidmet. Das letzte schließlich, etwa ein Fünftel des ganzen Buches füllend, behandelt Italien. Die merkantilistischen Bemühungen der savoyischen Fürsten, die schon im 16. Jahrhundert mit Kraft und Folgerichtigkeit einsetzen, sind hier mit besonderer Liebe geschildert. Für den deutschen Leser dürfte dieser Abschnitt des Buches der wertvollste sein.

Prag. PAUL SANDER.

KAUFMANN, Dr. phil. P. K., Das Mühlengewerbe in Württemberg und Hohenzollern. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1912. 8°. 96 S.

Die vorliegende Schrift bildet einen beachtenswerten Beitrag zu den neuerdings zahlreich erscheinenden Publikationen, welche die Entwicklung und die gegenwärtige Lage der deutschen Müllerei in Spezialuntersuchungen behandeln, die sich auf einzelne Landschaften oder Betriebsarten beschränken. Allerdings dient sie nicht, wie die in Bd. IX dieser Zeitschrift besprochene Untersuchung von DORIDER über die Entwicklung des Mühlenwesens in der Grafschaft Mark (1911) und die die Schweiz betreffende, sehr wertvolle Monographie von KELLER (1912), ausschließlich der Erforschung der Vergangenheit. Indessen beginnt sie auch nicht, wie die Arbeit von KUSTERMANN über das Mühlengewerbe in Bayern (1899) und die dasselbe Thema für Baden und die Pfalz behandelnde von FROMM (1907), erst mit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts, sondern bringt wertvolle Mitteilungen über württembergisches Mühlenrecht seit dem Beginn der Neuzeit.

Nur Nachrichten über das Mühlenwesen im Mittelalter darf man in dem Buche KAUFMANNS nicht suchen, das offenbar in erster Linie zu praktischen gewerbepolitischen Zwecken, nämlich zur Befürwortung von Gesetzgebungs- und Verwaltungsmaßnahmen, geschaffen ist, welche im Interesse der württembergischen Müllerei liegen. Auch die von Herzog Ulrich 1540 erlassene „Ordnung für das Mahlen und Backen am Hof“ (vgl. ERNST in Zeitschr. f. Sozialgesch. VII, S. 549) bleibt unerwähnt. Denn die Schrift beginnt erst mit der Niedersetzung einer Kommission zur Ausarbeitung einer Mühlordnung durch Herzog Eberhard II. im Jahre 1627. Aus der früheren Zeit gibt sie lediglich im Anhang einen Abdruck von Urkunden und Aktenstücken aus den Jahren 1493, 1521 und 1571. Jene Quellen betreffen sämtlich die Mühle zu Großingersheim bei Bietigheim (Neckarkreis), welche dem Verfasser „der Typus einer württembergischen Bannmühle zu sein scheint“ (S. 12).

Jedenfalls gewähren sowohl diese Edition wie die im Text gegebenen Auszüge aus zum großen Teil noch ungedruckten Quellen des 17. bis 19. Jahrhunderts ein neues Hilfsmittel zur Erkenntnis der fürstlichen

Verwaltungstätigkeit auf einem wichtigen und bisher noch zu wenig beachteten Gebiete. Vielfach finden wir interessante Parallelen zu den von DORIDER geschilderten Maßnahmen in Preußen und zu den Sächsischen Mühlordnungen, deren Hauptinhalt LUTHER, Entwicklung des deutschen Mühlgewerbes (1909), S. 55—60, mitteilt.

Dagegen zeigt im 19. Jahrhundert das Mühlenwesen in den von KAUFMANN behandelten Landschaften eine besondere Eigenart; von den gewaltigen Änderungen in volkswirtschaftlicher Hinsicht, die sich gerade auch in der Müllerei mächtig geltendmachen, ist es bis zu den letzten Jahren nur wenig berührt worden. So hat sich namentlich die Lohnmüllerei im Dienste des landwirtschaftlichen Produzenten als maßgebende Form des Gewerbebetriebs in Württemberg und Hohenzollern weit länger als in den meisten übrigen Teilen Deutschlands erhalten. Zum Teil hängt dies damit zusammen, daß, während diese hauptsächlich Weizen und Roggen anbauen, in Schwaben bei der Getreideproduktion noch heute der sich nicht für den Handel eignende Dinkel die Hauptrolle spielt, was K. S. 44 und 45 mit Recht aus dem Klima erklärt. Außerdem ist die Tatsache, daß von dem Getreide, das in Württemberg gebraucht wird, noch ungefähr zwei Drittel in Kundenmühlen gemahlen werden und daß Großmühlen dort fehlen, auch auf die geographische Lage des Landes, insbesondere den Mangel an geeigneten Wasserstraßen, zurückzuführen (S. 73, 74).

Gerade in Württemberg haben sich auch die aus dem Mittelalter überlieferten Institute des Mühlenrechts weit länger als in den meisten anderen deutschen Staaten erhalten. Nur der Zunftzwang fiel für die Ausübung des Mühlgewerbes schon 1828 fort (S. 24), der Mühlenbann und die Taxe für den Mahllohn aber wurden erst 1862 beseitigt, obgleich schon seit 1820 Anträge und Petitionen in den Ständeversammlungen ihre Aufhebung verlangten (S. 13). Abgesehen von den wenigen landesrechtlichen Bestimmungen über Mühlenrecht, welche vorwiegend das Wasserrecht betreffen[1]), ist die freie Selbstbestimmung der Müller bei ihrer Gewerbetätigkeit seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts heute durch die Satzungen des Württemberg.-Hohenzollernschen Zweigverbandes deutscher Müller eingeschränkt. Die Statuten sowie die Verkaufsbedingungen dieser Vereinigung, welche K. S. 33—41 abdruckt, dürften auch den Wirtschaftshistoriker insofern interessieren, als er namentlich aus letzteren ersehen kann, wie eine der früheren Funktionen der Innungen, nämlich die Festsetzung geeigneten Vertragsinhalts bei dem Absatz der Produkte und Leistungen, jetzt von den Fachverbänden wahrgenommen wird.

Die Rücksicht auf den genannten Verein und die Benutzung seiner statistischen Veröffentlichungen haben den Verfasser veranlaßt, auch das Mühlengewerbe in Hohenzollern in den Titel seines Werkes aufzunehmen, obgleich wir von den dortigen älteren Zuständen durch

---

1) Aber nicht ausschließlich, wie K. S. 33 meint. Vgl. RIPPMANN, Führer durch die Reichs- und württ. Landesgesetzgebung (1908), S. 84, und KOEHNE in FLEISCHMANNS Wörterbuch des deutschen Staats- und Verwaltungsrechts II (1913), S. 907.

ihn nichts erfahren. Irrtümlich ist auch die S. 11 ausgesprochene Behauptung, daß „zur Zeit, als die Landesfürsten“ ihre aus dem Mühlenregal entspringenden „Mühlenrechte noch ausübten, auch die Bannmühlen entstanden“. In Wahrheit sind diese weit älter als das Mühlenregal. S. KOEHNE in Sav.-Zeitschr. XXVI (1904), S. 190, 191, und in dem Aufsatz „Die Mühle im Recht der Völker“ (in den Beiträgen zur Geschichte der Technik und der Industrie, 1914). Ebenso muß als irrtümlich auch die S. 15 vertretene Anschauung über das Ende des Mühlenbanns bezeichnet werden (s. KOEHNE a. a. O.), wo es außerdem jedenfalls „Landesfürsten“ statt „Herzoge“ heißen muß. Ein sinnstörender Druckfehler findet sich S. 11, Abs. 1 („Mühlkundigen“ statt „Mühlkunden“). Endlich sei noch bemerkt, daß, wenn auch zurzeit die im Oberamte Münsingen errichtete Windmühle, wie K. S. 33 angibt, die einzige ihrer Art in Württemberg ist, früher noch andere bestanden haben. So besaß der Hohentwiel seit ungefähr 1527 eine und später drei Windmühlen. S. KARL VON MARTENS, Geschichte von Hohentwiel (Stuttgart 1857), S. 47, 67, 126.

Berlin. CARL KOEHNE.

RUDOLF IHDE, Amt Schwerin. Geschichte seiner Steuern, Abgaben und Verwaltung bis 1655. Von der philosophischen Fakultät [der Universität Rostock] gekrönte Preisschrift. Schwerin, Druck der Bärensprungschen Hofbuchdruckerei, 1912. XVI und 292 S., mit einer Karte. — Zugleich Beiheft zu Band LXXVII der Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.

IHDE hat das Archiv des alten Amtes Schwerin gründlich durchgearbeitet und betrachtet nun das Amt sozusagen mit den Augen des jeweiligen Amtmanns. Der Umfang und die Aufgaben der Verwaltung haben sich nämlich im Laufe der Zeiten sehr verändert. Im Mittelalter gehen in den meisten Dörfern die öffentlichen Rechte zum Teil oder ganz in die Hände der Grundherren über. Der Begriff des Amtes schränkt sich immer mehr auf das Domanium ein, die Verwaltung wird in erster Linie eine grundherrliche; die öffentlich-rechtlichen Abgaben auch in den Domänendörfern wandeln sich in Reallasten, welche zum Teil mit der grundherrlichen Pacht völlig verschmelzen und bis zum Jahre 1560 etwa in dem Sinne versteinert sind[1]), daß sie neuangesetzten Kätern ebensowenig auferlegt werden, wie den seither zum Domanium erworbenen Dörfern, soweit sie in ihnen nicht schon in gleicher Weise bestanden haben. Seit dem 16. Jahrhundert erweitert sich der Kreis des Amtes wieder durch eine bedeutende Vermehrung des Domaniums, das 1433: 14,29 %, 1520: 22 % und 1650: 56 % des gesamten Grundes

1) S. beim Ablager S. 53, Münzpfennig S. 56, Ostereier S. 57, Schneidelschwein S. 58.

und Bodens umfaßte, ein Anwachsen, das hauptsächlich auf der Säkularisation des Kirchengutes und dem Heimfall von Lehen beruhte. Die nunmehr unwandelbaren Abgaben des mittelalterlichen Systemes verschwinden auf den Domänen völlig im Anfang des 18. Jahrhunderts durch die Neuvermessung. Die Dienste dagegen werden — ob auf öffentlich-rechtlicher oder grundherrlicher Grundlage ist nicht zu entscheiden — mit der Vermehrung der Domänen und dem Übergang zur Gutsherrschaft außerordentlich gesteigert, und zwar im Gegensatz zu den Dörfern der Ritterschaft, wo der Vorgang dem 18. Jahrhundert angehört, in den landesherrlichen schon im 16. und 17. Jahrhundert.

Ihde wird durch den Ausgangspunkt seiner Arbeit, „das Amt", gezwungen, beiden Seiten der Verwaltung, der öffentlichen und der privaten, nachzugehen. Bei der strengen Beschränkung auf den einmal eingenommenen Standpunkt bekommen wir freilich weder ein geschlossenes Bild des staatlichen Lebens — das Gerichtswesen ist ganz außer Acht gelassen — noch des wirtschaftlichen — die ritterschaftlichen Dörfer bleiben in der Hauptsache aus dem Kreis der Betrachtung ausgeschieden. Die Einteilung des Buches in 150 Seiten Text, von dem auch nur der erste Teil (Steuern und Abgaben) eine abgerundete Darstellung bringt, woran sich „Einiges zur Wirtschaftsgeschichte und Statistik des Amtes" anschließt, 50 Seiten Anlagen und 100 Seiten Anmerkungen ist mehr der Sprödigkeit des Stoffes anzurechnen als seiner Behandlung, die vielmehr sehr klar und gut disponiert, sicher und prägnant im Ausdruck[1]) ist, so daß man trotz der Mängel der Anlage das Buch als sehr gutes Beispiel für die Aufarbeitung des in den Akten und Registern zerstreuten Materials bezeichnen kann.

Düsseldorf. Hermann Aubin.

Dreyer, Die lübisch-livländischen Beziehungen zur Zeit des Unterganges livländischer Selbständigkeit 1551 bis 1563. Eine Vorgeschichte des nordischen siebenjährigen Krieges. Lübeck, Max Schmidt, 1912. 4 Bll. 174 S. = Veröffentlichungen zur Geschichte der Freien und Hansestadt Lübeck. Herausgegeben vom Staatsarchiv zu Lübeck. Band I, Heft 2, S. 145—318.

Der Zusammenbruch des livländischen Ordensstaates in der Mitte des 16. Jahrhunderts war eines der wichtigsten Ereignisse für den ganzen Nordosten Europas, das seinen Abschluß durch den nordischen siebenjährigen Krieg 1563—1570 fand. Die Mächte des Nordostens

1) Das Streben nach Klassifizierung geht nur z. B. S. 105 f. zu weit. Von einer „kollegialen Behörde" kann keine Rede sein, wo deren Merkmale gänzlich fehlen und der Küchenmeister nach Ihdes Angaben dem Amtmann in vielen Punkten deutlich genug untergeordnet ist. In den übrigen liegt auch hier das der territorialen Verwaltung so oft eigentümliche Verhältnis der zwei sich kontrollierenden Beamten vor.

und Nordens, Polen, Rußland, Dänemark und Schweden, waren bemüht, einen möglichst großen Teil der Beute sich zu sichern. Aber auch die Hanse war in hohem Grade aus wirtschaftspolitischen Gründen an den Vorgängen beteiligt, in erster Reihe ihr Haupt, Lübeck, das hier wohl zum letzten Male eine selbständige europäische Politik betrieb. Die Vorgeschichte dieses Krieges aufzuhellen, ist der Zweck der vorliegenden gründlichen Arbeit von DREYER, der außer den zahlreichen gedruckten Quellen und einer umfangreichen, sorgsam benützten Literatur die reichen Materialien des Lübecker Staatsarchivs, daneben solche der Lübecker Handelskammer, des Hamburger Staatsarchivs und des Stralsunder Ratsarchivs zugrunde liegen.

Aus der Untersuchung geht hervor, in wie hohem Grade wirtschaftliche Fragen in die politischen Vorgänge hineinspielen und sie mit bestimmen. In einem einleitenden Abschnitt werden die Handelsbeziehungen der Hanse in Livland und Rußland bis zum Ausbruch des russisch-livländischen Krieges 1558 dargestellt, wobei naturgemäß Lübeck hervortritt. Schon früh ergab sich ein Gegensatz zwischen diesem und den livländischen Hansestädten, weil diese sich bemühten, den gesamten russischen Handel an sich zu ziehen und die andern Hansestädte nur durch ihre Vermittelung daran teilnehmen zu lassen. Als das Nowgoroder Kontor 1494 zeitweise aufgehoben wurde und sich auch nachher nicht mehr recht erholte, wurden die livländischen Hansestädte immer mehr zu Stapelplätzen des russischen Handelsverkehrs, den sie in eigennütziger Weise sich ganz und gar zu sichern suchten. So widersetzten sie sich den Versuchen der Hanse, das Kontor wiederherzustellen, und gerieten immer mehr in Zwiespalt mit ihr und dem sie vertretenden Lübeck, deren russischen Handel sie zu belästigen suchten. Nun kam 1558 der russische Einfall in Livland, der den Orden und die Städte zwang, Anlehnung bei der Hanse zu suchen. Natürlich kam ihnen diese nicht sehr freundschaftlich entgegen.

Die folgenden drei Abschnitte behandeln die Ereignisse von 1558 bis 1563. Nachdem die Russen 1558 Narwa erobert hatten, suchten sie dieses zu einem Handelsplatze ersten Ranges auszugestalten. Das war natürlich eine furchtbare Gefahr für die livländischen Städte, und diese versuchten nun mit allen Kräften, den Verkehr mit Narwa zu unterbinden. Darum drehten sich zahllose Verhandlungen mit der Hanse, deren meiste Mitglieder nicht geneigt waren, auf diesen gewinnreichen Handel zu verzichten. Die Livländer legten Auslieger in die See, um die „Ranenfahrer", die auf verbotenen Straßen fuhren, abzufangen, und bald entwickelte sich daraus ein regelrechter Seeraub, der die Ostsee furchtbar unsicher machte. Die Beziehungen zu Lübeck wurden immer gespannter.

Allmählich befaßten sich auch Polen, Dänemark und Schweden mit den livländischen Vorgängen, und ein allgemeiner Krieg schien unausbleiblich. Als Schweden sich 1561 durch Vertrag Estlands und Revals bemächtigt hatte, da sah Lübeck die Notwendigkeit ein, diesen Staat nicht übermächtig werden zu lassen. Es setzte sich mit Schwedens natürlichem Gegner Dänemark in Verbindung und betrieb mit diesem zusammen einen Krieg, zu dem es auch die hansischen Genossen zu

bestimmen suchte. Diese waren jedoch schwer dafür zu haben, da sie ihren Handel nicht gefährden wollten. Dagegen gesellte sich Polen noch zu den Verbündeten, und so begann im Sommer 1563 der Krieg. Damit schließt DREYERS Darstellung ab.

Hervorgehoben mögen noch die Uneinigkeit und innere Schwäche der Hanse werden, der größere Ziele bereits ganz fern lagen und deren meiste Glieder gewöhnlich nur das Nächstliegende, das, was dem einzelnen Nutzen brachte, zu erreichen suchten, ohne sich auf eine höhere Zwecke im Auge habende, gemeinsame Politik, hinter der die engen Absichten des einzelnen zurücktreten und durch die sie vielleicht gefährdet werden mußten, einzulassen. Dieses kleinliche Verhalten zeigt sich sowohl in den Beziehungen zu Livland selbst bei allen Gliedern der Hanse, wobei nur die preußischen Städte als Nachbarn ein gewisses Verständnis für die aus der Unterjochung Livlands durch die Russen dem ganzen Bunde und dem Deutschtum erwachsende Gefahr haben, als auch bei den schließlich zum Kriege führenden allgemein baltischen Verwickelungen. Demgegenüber weist Lübecks Politik doch einen etwas größeren Zug auf.

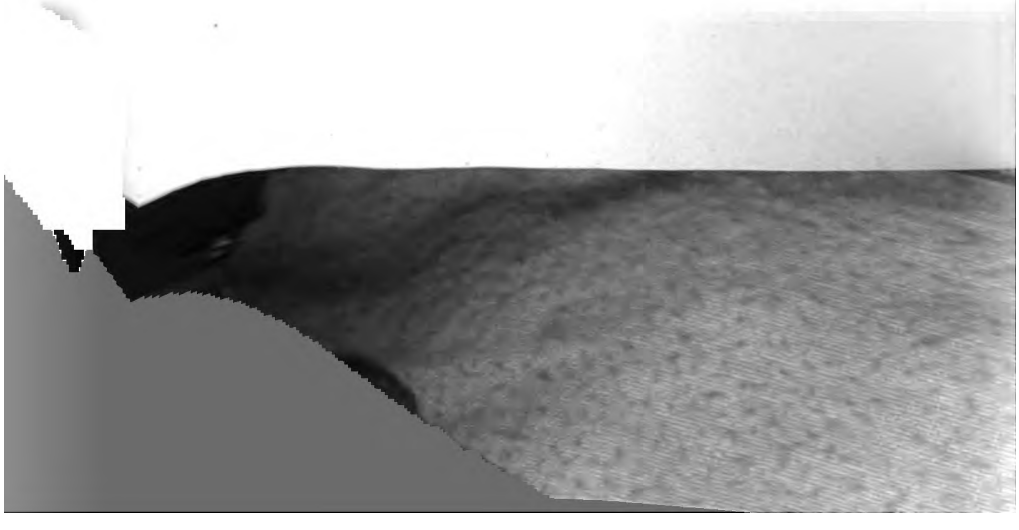
Es sei gestattet, darauf hinzuweisen, daß sich in dem soeben von dem Unterzeichneten im Auftrage des Hansischen Geschichtsvereins herausgegebenen Danziger Inventar 1531—1591 zahlreiche Materialien finden, die den von DREYER behandelten Gegenstand ergänzen können, auch so manche Stücke aus dem Danziger Archiv in Regestenform wiedergegeben sind, die D. in anderer Niederschrift im Lübecker Archiv benutzt hat.

Die Arbeit ist durchaus sorgfältig und bietet einen wertvollen Beitrag zur Geschichte Nordosteuropas. Nur wenige kleine Versehen sind mir aufgefallen: der S. 29 genannte Rigaer Gesandte heißt Wiburg, nicht Sieburg, der S. 74 erwähnte Rigaer Sekretär Breuel führt den Vornamen Bernhard, nicht Benedikt. Danzig machte 1561 nicht, wie S. 113 und S. 126 f. steht, den Vorschlag, Riga und Reval den hansischen Schoß zu erlassen, sondern erklärte sich nur damit einverstanden. Im Herzogtum Preußen gab es nicht mehrere Hansestädte (S. 115), sondern nur Königsberg gehörte von den dortigen Städten der Hanse an.

Danzig. P. SIMSON.

† MARTIN HASS, Die Hofordnung Kurfürst Joachims II. von Brandenburg. Neu herausgegeben und durch Untersuchungen über Hofhalt und Verwaltung unter Joachim II. erläutert. Historische Studien, Heft 58. Berlin, Emil Ebering, 1910. 238 S.

GERHARD SCHAPPER, Die Hofordnung von 1470 und die Verwaltung am Berliner Hofe zur Zeit Kurfürst Albrechts in historischem Zusammenhang behandelt. Veröffentlichung des Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg. Leipzig, Duncker und Humblot, 1912. XVI und 335 S.



Die Hofordnungen der deutschen Territorien geben stets ein farbenreiches Bild des Lebens am Hof und der zum Hofstaat gehörigen Personen. Aber je nach dem Jahrhundert ihrer Abfassung, der Entwicklung des Territoriums und der Stellung ihres Autors erhalten wir zugleich ein mehr oder minder vollständiges Bild des am Hof betriebenen Wirtschaftssystems und der Landesverwaltung. Soweit die Ordnungen überhaupt mehr als die Vorschriften enthalten, welche mangelhafter Pflichterfüllung und zu großem Materialverbrauch bei Hofe vorbeugen sollten, sind sie am ergiebigsten im 15. Jahrhundert, d. h. in der Zeit, in welcher Hof- und Landesverwaltung noch nicht getrennt waren, und im 16. Jahrhundert, in dem die Trennung sich allmählich vollzog. Vergleicht man die Ordnungen miteinander, so läßt sich die allmähliche Emanzipation der Verwaltung vom Hofstaat in den hinzukommenden wie in den verschwindenden Vorschriften erkennen.

Die beiden vorliegenden Werke haben diejenigen Ordnungen zum Gegenstand, welche von den bisher veröffentlichten den reichsten Einblick in die Landesadministration und Finanzwirtschaft gewähren. HASS hebt hervor, daß sie „geradezu Ausgangs- und Mittelpunkt der territorialen Verwaltungsgeschichte der Mark geworden sind". Der Zweck, welchen HASS und SCHAPPER mit ihren Arbeiten verfolgen, ist ein verschiedener und demgemäß die ganze Anlage derselben verschieden. SCH. will eine Darstellung der gesamten Hof- und Landesverwaltung geben. Soweit seine Hofordnung, welche für die Regierung des Markgrafen Johann während der Abwesenheit des Kurfürsten bestimmt war und keineswegs die gesamte Hofverwaltung berücksichtigt, nicht ausreicht, zieht er umfangreiches anderweitiges Quellenmaterial heran. Dadurch gelingt es ihm, eine abschließende Darstellung zu geben. Bei der kritischen Verwertung der bisher erschienenen Literatur über die in Frage kommende Zeit berichtigt er zahlreiche Irrtümer, welche denen unterlaufen sind, die geringeres Material als er zur Verfügung hatten. Ob er stets recht hat, mag dahingestellt sein. Hervorzuheben ist besonders der 3. Abschnitt über die Hofwirtschaft (der 1. behandelt Quellenwert und Überlieferung der Hofordnung, der 2. den Hofstaat): durch Eigenwirtschaft, durch die Gutsherrschaft über etliche Dörfer und durch die Einnahmen aus verschiedenen Gefällen, wie Zoll- und Mühleneinkünfte, und die überschüssigen Ernteerträge der anderen Ämter, die sie an den Mühlenhof abzuliefern hatten, brachte das Amt Mühlenhof, welches besonders dazu bestimmt war, den Hof zu versorgen, den nötigen Unterhalt für denselben auf. Ebenso wichtig ist der folgende Abschnitt über die Hof- und Landesfinanzverwaltung. Hier lassen sich bereits die Anzeichen für die beginnende Loslösung der Finanzen aus der allgemeinen Verwaltung erkennen. An Stelle des Küchenmeisters, der wichtigsten Person unter den Räten, in deren Händen die oberste Leitung des Finanzwesens lag, traten als Kassenführer 1473 der Kammerschreiber, dem die Buchführung über die tatsächlichen Einnahmen und Ausgaben oblag, und der Rentmeister als Zentraleinnehmer, an den alle bei Hof eingehenden Gelder zu zahlen waren. Der Küchenmeister wurde auf sein eigentliches Ressort beschränkt. Neben die Kammer als Zentral-

kasse trat die Hofrentei, die zunächst nur einen sehr beschränkten Geschäftskreis hatte, im 16. Jahrhundert aber den Mittelpunkt der landesherrlichen Finanzverwaltung bildete, während die Kammer auf den Überschuß der Hofrentei angewiesen wurde und nur mehr den persönlichen Ausgaben des Kurfürsten diente. SCH. will die Ansicht SPANGENBERGS und anderer nicht gelten lassen, daß die Aussonderung bestimmter Einkünfte für den Unterhalt des Hofs den Beginn einer Trennung der für Hof- und Landeszwecke bestimmten Einnahmen bedeutete (S. 160—62). Gewiß mag es damals mit der Maßregel nicht beabsichtigt gewesen sein, eine solche herbeizuführen; die spätere Weiterentwicklung dieser Sonderung scheint mir aber doch darauf hinzuweisen, daß hier tatsächlich die Wurzel der Trennung von Hof- und Landesverwaltung zu suchen ist. Die Kanzlei schätzt SCH. geringer als SPANGENBERG, nur als „technisches Hilfsorgan", nicht als Zentralorgan der Finanzverwaltung ein. Im letzten Kapitel über die Rats- und Gerichtsverfassung lehnt er in ausführlicher Darlegung über den oft erörterten Charakter des Kammergerichts und des Hofgerichts die Anschauung SPANGENBERGS ab, daß die beiden Gerichte aus verschiedenen Wurzeln entstanden seien, und sieht mit HINTZE das Kammergericht als die Fortsetzung des Hofgerichts an. Exkurse über die Entstehung des Amts Mühlenhof, über die Strafgefälle, über das Kammergericht u. a. m. vertiefen seine Arbeit in Einzelheiten. Eine etwas knappere Fassung des ganzen Werks wäre erwünscht gewesen. Vieles widerlegt SCH. mit einem größeren Aufwand von Worten und Zitaten, als der Sache nach nötig wäre. Indes, es ist eben eine Veröffentlichung des Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg, und seine zahlreichen Quellenzitate und -nachweise werden manchem brandenburgischen Forscher eine große Erleichterung sein.

Anders und weniger dankbar ist die Aufgabe, welche sich HASS gestellt hat. Er will uns eine brauchbare Ausgabe der Hofordnung Joachims II. geben. Außer in einem Werk des 18. Jahrhunderts war sie bereits 1905 im 1. Bd. von KERNS Deutschen Hofordnungen im Druck erschienen, aber so fehlerhaft, daß der Abdruck für wissenschaftliche Benutzung wertlos war[1]). H. hat nun in der vorliegenden Publikation ein Musterbeispiel für die Edition von Hofordnungen geschaffen. Er gibt die beste der erhaltenen vier Redaktionen im Wortlaut wieder und ergänzt sie durch die anderen Fassungen. Die angehängten Anmerkungen geben eine in sachlicher wie philologischer Hinsicht erschöpfende Erläuterung des Textes. Da die Hofordnung auch bereits in einer Darstellung durch HINTZE im Hohenzollernjahrbuch 1906 verwertet worden war, war es H., wie bei dem Druck selbst, so auch nach dieser Richtung nicht möglich, absolut Neues zu bieten. Hervorzuheben ist der Vergleich des Abschnittes der Hofordnung über Rat und Kanzlei, welcher den großen Fortschritt in der Behördenorganisation gegenüber 1470 erkennen läßt, mit der selbständigen Räte- und Kanzleiordnung von 1562, die mit etlichen Zusätzen ganz der Hofordnung Joachims II. entnommen ist. Er hat sich im übrigen in der Haupt-

1) S. die Anzeige des Werks in dieser Zeitschrift Bd. VII, S. 548.

sache damit begnügt, in etlichen Exkursen über die Hofbeamten, die Kanzlei und die Hofrentei die Personalien der Beamten möglichst genau zu ermitteln. Hier sei noch besonders verwiesen auf seinen Exkurs über die Amtsräume im Schloß Cölln an der Spree. Obwohl gerade in seinem Werk die Feststellung, ob das Lokal des Kammergerichts mit dem der Ratsstube identisch war oder nicht, zur Klärung des rechtsgeschichtlichen Problems des Verhältnisses beider Behörden zueinander nicht beiträgt, würdigt er in richtigem Maße den Wert einer genauen Kenntnis der Lage der Amtsräume für die Verwaltungsgeschichte. Meines Wissens wird ihnen sonst in den Monographien über dieselbe wenig Beachtung geschenkt. Mir persönlich ist die Möglichkeit, nach alten Schloßplänen die Amtsräume bestimmen zu können, für die Mainzer Behördengeschichte von großem Nutzen gewesen.

Beide Forscher bringen eine Fülle biographischer Notizen mit Quellenangabe über die einzelnen Beamten. Sie mögen auf den Fernerstehenden etwas ermüdend wirken. Es ist aber zu berücksichtigen, wie schon von anderer Seite hervorgehoben worden ist[1]), daß nur durch liebevolle Vertiefung in alle Einzelheiten eine wirklich befriedigende Bearbeitung der Hofordnungen gegeben werden kann. Mit dem Abschreiben allein ist es nicht getan, auch wenn es sorgfältiger als durch KERN geschieht. Die Personalnachrichten sind nicht nur für die Geschichte der betreffenden Behörden von Bedeutung, sondern sie sind durch ihre Mitteilungen über Vorbildung, Laufbahn und soziale Schichten, aus denen die Beamten hervorgehen, für die Geschichte des Beamtentums überhaupt von größtem Interesse.

Freiburg i. B. HANS GOLDSCHMIDT.

WERNER SOMBART, Studien zur Entwicklungsgeschichte des modernen Kapitalismus: I. Luxus und Kapitalismus. II. Krieg und Kapitalismus. München-Leipzig, Duncker u. Humblot, 1913. VIII, 220 S. u. VIII, 232 S. 8°. Preis je geh. 6 Mk., geb. 7,50 Mk.

Vorzüge und Schwächen von SOMBARTS Arbeitsweise sind bekannt. Er selbst hat durch die starke Betonung eines methodischen Subjektivismus seinen Aufstellungen grundsätzlich viel von ihrem Wahrheitsanspruch genommen. Würde er glauben, daß ihm Unrecht getan wird, wenn man auch den Fortschritt seiner Arbeiten über die Entstehung des Kapitalismus von ganz persönlichen heuristischen Prinzipien bestimmt sieht? Paradoxie und Widerspruch sind noch immer die allgemeinsten darunter. Die psychologische Umkehrung der materialistischen Geschichtsauffassung durch ERNST TRÖLTSCH und die WEBER macht er sich mit heftigem negativen Nachdruck zu eigen. Überhaupt

1) S. G. v. BELOWS Besprechung des HASSschen [illegible] Histor. Zeitschr. 107, S. 606—609.

sind seine Manieren nicht besser, seine Form noch flüchtiger, man könnte sagen morbider, geworden. Um so erfreulicher ist, daß seine beiden neuesten Interessen, an der Geschichte der Halbwelt (denn sie betrachtet er als den Schöpfer des Luxus) und des Militarismus, ihn in ganz unbestreitbar zentrale und grundlegende Gebiete der neueren Wirtschaftsgeschichte mitten hineingeführt haben. Es tut wenig zur Sache, wenn sich der Gewinn seiner genialen Streifzüge vor der unbefangenen Prüfung etwas anders und bescheidener darstellt als im Bewußtsein ihres Unternehmers.

Läge ihm an einem systematischen Arbeitsplane, so hätte er wohl mit den Überlegungen begonnen, die in seinem ersten Bande den Anfang des letzten Kapitels bilden (S. 133 ff.): Eine Lebensbedingung des Kapitalismus (natürlich nicht die Lebensbedingung, wie es seine einseitige Betrachtung des Konsumtionsprozesses vorauszusetzen scheint) ist eine Beschleunigung und Vergrößerung der Umsätze, wie sie nur entweder Massenhaftigkeit oder Hochwertigkeit der Produkte auf die Dauer hervorbringen können. Nun entwickelt sich historisch der Bedarf von hochwertigen, d. h. Luxusgütern in der Regel früher als der von Massengütern. Es stellt sich also dem Geschichtschreiber des Kapitalismus in der Tat die Aufgabe, zu untersuchen, erstens, in welchen Formen der europäische Luxusbedarf erwachte, zweitens, in welchen Verbrauchssystemen (SOMBART meint: in den modernen Heeren) dann zunächst die Nachfrage nach großen Mengen geringwertiger Waren auch für solche die kapitalistische Erzeugung ermöglichte und forderte. Diese Aufgabe erschwert sich SOMBART unnötig dadurch, daß er schon ihre Formulierung für eine radikale Neuerung gegen die angeblich herrschende Theorie von der „Ausweitung der Absatzbeziehungen" erklärt. (Nebenbei bemerkt, wird hier KARL MARX zu allen übrigen ihm heute aufgebürdeten Verantwortungen völlig grundlos auch noch die für BÜCHERS Produktionsstufentheorie zugeschoben.) So wenig es richtig wäre (oder von irgend jemandem wirklich versucht worden ist), auch nur die Konsumtion des kapitalistischen Zeitalters aus dem bloßen geographischen Wachstum der Wirtschaftsverbände verstehen zu wollen, so wenig kann umgekehrt eine rein technische, von den einzelnen Kategorien der gesellschaftlichen Reproduktion ausgehende Genetik der kapitalistischen Bedarfsdeckung ohne den Anhalt an den äußeren, räumlichen und zeitlichen Begebenheiten der Weltwirtschaftsgeschichte auskommen. So erkennt SOMBART selbst an, daß die größte Offenbarung jener „Ausweitung der Absatzbeziehungen", die neuzeitliche Kolonialwirtschaft, als Anregerin kapitalistischer Massenproduktion den Armeewirtschaften durchaus ebenbürtig war. Aber darüber hinaus sehe ich auch das Hauptverdienst der gebotenen Übersichten über Luxuskonsum und Luxusgewerbe zur Zeit des Frühkapitalismus gar nicht so sehr in der Durchführung des theoretischen einseitigen Kausalnexus zwischen den beiden gleichzeitigen Tatsachen, als in dem Reichtum von empirischer (und allerdings wohlgeordneter) Anschauung, die sie (nach SOMBARTS gutem Ausdruck) „in das Gefühl" bringen. Was kommt darauf an, voreilig auszumachen, ob sich wirklich das ganze Luxusleben des neueren Europa an den Zentralsonnen der Fürstenhöfe

orientierte (gelegentliche „psychologische“ Bemerkungen über Stilperioden und soziale Verbreiterung bleiben ganz an der Oberfläche); ob die Auflösung der Eheverfassung den Kapitalismus mehr und früher gefördert hat, als (wie doch auch unbestreitbar) dieser sie; ob nicht vielleicht sehr bald die Luxusproduktion unmerklich ebenfalls in eine Massenproduktion immer geringwertigerer Waren übergegangen ist, die dann (schon die Mode an sich ist im Grunde ein Symptom dafür) wie in Frankreich im 18. Jahrhundert von sich aus in echt kapitalistischer Autonomie den Konsum beherrschte? Hier ist stets die Grenze nahe, wo die Möglichkeit auch bloß verhältnismäßiger Größenschätzung und damit wirtschaftstheoretischer Bestimmung aufhört. Aber es bleibt in der eindrucksvollsten Beleuchtung und trotz aller Skizzenhaftigkeit auch in einwandfreier Begründung eine Reihe von wissenschaftlichen Elementartatsachen, wie z. B. der überwiegende Konsumentencharakter der ersten Großstädte oder die gesellschaftliche Bedeutung der einzelnen Fern- und Kolonialhandelswaren, deren, ich möchte sagen praktische Rolle in den Wirtschaftssystemen der Wirtschaftshistoriker mit ihrer bloßen Kenntnis nur zu selten erkannt und gegenwärtig hat.

Der zweite Band erreicht ähnliche überraschende Aussichten auf an sich geläufige Fakten, indem er in einem andern der großen kapitalistischen Kreislaufprozesse gerade den gewöhnlich weniger beachteten Pol zum Ausgangspunkt seiner Betrachtung wählt: Wie der Kapitalismus den Militarismus, so hat natürlich im Wechsel dieser auch jenen gezeugt. Um das darzutun, wird man also wiederum weniger ihr zeitliches Zusammenfallen, vielmehr vor allem bestimmte Ursach- und Bedingungsbahnen in der eindeutigen Richtung vom Bedarf zur Produktion und mit einer singulären Bedeutung im gleichzeitigen Wirtschaftsleben aufweisen müssen. Das, glaube ich, ist SOMBART hier in geringerem Maße gelungen, gerade weil sein Gegenstand ein begrenzterer war. Eines der schlüssigsten Argumente, wäre es geschichtlich ganz gesichert (S. 184 ff.), würde sein, daß die modernen Schiffsgrößen von über 1000 Tonnen ausschließlich in den Kriegsflotten aufgekommen zu sein scheinen. In allen übrigen Zweigen der Versorgung von Armeen und Marinen tritt lange nicht so zwingend heraus, daß diesen freilich riesenhaften Konsumentenkörpern im Beginn der Neuzeit keine andern von ähnlicher Masse und Konzentration zur Seite standen. Die Metallindustrie, namentlich die staatlich geförderte, diente gewiß allenthalben zunächst der Waffenherstellung; deshalb hatte doch z. B. das Kupfer, das SOMBART mit Recht neben dem Getreide für den fast einzigen Grobartikel des frühneuzeitlichen Fernhandels hält, noch ganz andre, wenn nicht bedeutendere Verwendungen, so im Münzwesen. Gewiß hat die Verpflegung der Heere den neueren Weltgetreidehandel „wesentlich bestimmt“; aber es ist doch wohl widersinnig, dann die noch weit beträchtlichere Kornnachfrage in den ersten Großstädten durch die nähere, inländische Umgebung für gedeckt zu erklären, nur um jene andere in desto größerer Vereinzelung und Wichtigkeit erscheinen zu lassen (S. 138 ff.). Hier und dann auch wieder bei den Anforderungen der Heeresbekleidung an die Textilindustrie sind, wiewohl nach SOMBARTS ganzer Denkrichtung begreiflich, sehr zu Unrecht die Pro-

duzentenheere (etwa der Luxusproduktionen) selbst vergessen, in denen (das gilt, abgesehen von allen Theorien über Bevölkerungszunahme) der Kapitalismus sich selbst wachsende Märkte für die baren Lebensbedürfnisse geschaffen haben muß. Gerade für den Heereskonsum, glaube ich, überschätzt SOMBART auf Grund allzu vager Angaben aus den „ersten“ Quellen, mit denen er kokettiert, die räumliche und sachliche Vereinigung ganz erheblich: Eben die erste Ausdehnung der stehenden Heere über ganze nationale Wirtschaften zur Zeit des Ständestaats führte, soweit ich sehe, fürs erste zu einer weitgehenden provinziellen und behördlichen Dezentralisation ihres Unterhalts. Um das zu durchschauen, müßten allerdings SOMBARTS Erörterungen über den Unterschied moderner von mittelalterlichen Heeren (S. 20 ff.) statt an Begriffsspielereien an der „materialistischen“ und „historischen“ Erkenntnis allgemeiner Wirtschafts- und Gesellschaftsentwicklungen orientiert sein. Für eine lebendige Vorstellung von dem engen Zusammenhang, in dem der Konsum der modernen Wehrmächte, sei es nun treibend oder getrieben, allein oder neben andern, mit dem Schicksal jeder einzelnen unter den beherrschenden Produktionen der jungen kapitalistischen Wirtschaftsordnung stand, wird man ihm um so mehr zu danken haben.

Freiburg i. B. CARL BRINKMANN.

Preisaufgabe der Mödinger-Stiftung in Tübingen.

„Die Vererbung des ländlichen Grundbesitzes in Württemberg.“

Gewünscht wird eine eingehende Untersuchung und Darstellung der heute bestehenden Formen der ländlichen Vererbung in den verschiedenen Teilen Württembergs und ihrer geschichtlichen Entwicklung sowie der Frage einer gegesetzlichen Regelung und zwar in der Art der Untersuchungen in dem von SERING herausgegebenen Sammelwerk „Die Vererbung des ländlichen Grundbesitzes in Preußen.“ (Vgl. Dr. FRITZ ELSAS: „Zur Frage des Anerbenrechts in Württemberg“, SCHMOLLERS Jahrbuch, Band 37, 3.)

Der Preis beträgt 2000 Mark. Die Arbeit ist am 1. Mai 1917 einzuliefern.

Druck von W. Kohlhammer in Stuttgart.

GENERAL LIBRARY
JAN-8 1914
UNIV. OF MICH.

Vierteljahrschrift
für
Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

2897
2363

Unter ständiger Mitwirkung

von

Dr. Georges Espinas (Paris), Prof. Dr. Henri Pirenne (Gent),
Prof. Dr. Gius. Salvioli (Neapel), Prof. P. Vinogradoff (Oxford)

herausgegeben

von

Prof. Dr. St. Bauer
in Basel

Prof. Dr. G. von Below
in Freiburg i. Br.

Dr. L. M. Hartmann
in Wien

Prof. Dr. K. Kaser
in Graz

XI. Band

Viertes Heft

VERLAG VON W. KOHLHAMMER

Berlin W. 35
Derfflingerstrasse 16

Stuttgart
Urbanstrasse 14

Leipzig
Frommannstr. 2a

1913

Inhalt des vierten Heftes.

I. Abhandlungen.

Seite

ARENS, FRANZ, Wilhelm Servat von Cahors als Kaufmann zu London (1273—1320) . . . . . 477—514

BÄCHTOLD, HERMANN, Über den Plan einer Edition der deutschen Zolltarife des Mittelalters . . . . . 515—532

TAWNEY, R. H., The Assessment of Wages in England by the Justices of the Peace (Schluß) . . . . . 533—564

WÄTJEN, HERMANN, Das Judentum und die Anfänge der modernen Kolonisation (Schluß) . . . . . 565—606

II. Miszellen.

BEYERLE, FRANZ, Zur schwäbischen Rechtsgeschichte . . . . 607—610

III. Literatur.

SELLA, EMANUEL, Der Wandel des Besitzes. Versuch einer Theorie des Reichtums als Organismus. Besprochen von A. VIERKANDT 611

DAHLMANN-WAITZ, Quellenurkunde der deutschen Geschichte. Besprochen von H. BÄCHTOLD . . . . . 612—616

STENGEL, EDMUND E., Die Immunität in Deutschland bis zum Ende des 11. Jahrhunderts. I. Teil. Besprochen von HANS HIRSCH 617—620

STOLZ, OTTO, Geschichte der Gerichte Deutschtirols. Besprochen von HERMANN AUBIN . . . . . 620—621

KERN, FRITZ, Die Anfänge der französischen Ausdehnungspolitik bis zum Jahre 1308. Besprochen von H. PIRENNE . . . . 622—624

STRAUB, J., Die Oberrheinschiffahrt im Mittelalter mit besonderer Rücksicht auf Basel. Besprochen von H. THIMME . . . . 624—625

MÖRING, W., Die Wohlfahrtspolitik des Hamburger Rates im Mittelalter. Besprochen von FRITZ KAPHAHN . . . . . 625—627

SEGRE, ARTURO, Manuale di Storia del Commercio. Besprochen von PAUL SANDER . . . . . 627—629

KAUFMANN, K., Das Mühlengewerbe in Württemberg und Hohenzollern. Besprochen von CARL KOEHNE . . . . . 629—631

IHDE, RUDOLF, Amt Schwerin. Geschichte seiner Steuern, Abgaben und Verwaltung bis 1655. Besprochen von HERMANN AUBIN 631—632

DREYER, Die lübisch-livländischen Beziehungen zur Zeit des Unterganges livländischer Selbständigkeit 1551—1563. Besprochen von P. SIMSON . . . . . 632—634

BULLETIN DE L'INSTITUT DE SOCIOLOGIE SOLVAY

(Parc Léopold, Bruxelles).

Publication périodique paraissant en fascicules grand in-8°; l'année forme un volume de 100 feuilles d'impression environ.

Prix de l'abonnement: Belgique: 15 francs
Etranger: 20 francs

Prix du numéro: 4 francs.

Chaque fascicule comprend:

1° La continuation des **Archives sociologiques** publiées par Emile Waxweiler.

Cette publication tend à introduire un point de vue déterminé dans les études sociologiques et à constituer une science générale des phénomènes sociaux par l'application de ce point de vue dans les sciences sociales particulières.

2° Une **Chronique du mouvement scientifique,** qui signale et commente dans de courtes notices les nouvelles publications, les bibliographies, les entreprises de coopération scientifique, les voyages et les explorations, les institutions, sociétés et revues nouvelles, les congrès, les nouvelles et informations du monde savant, etc. Outre ces notices, la „Chronique" reproduit les principaux titres de livres, brochures, articles de périodiques recueillis chaque mois par le service de documentation de l'Institut dans les catalogues de la bibliothèque.

3° Une **Chronique de l'Institut,** qui rend compte notamment des réunions des groupes d'études, ou sont discutées les questions à l'ordre du jour dans les différents domaines de la sociologie et de ses applications.

Verlangen Sie, bitte, ein Probeheft!

Zum Verständnis des modernen kulturellen und politischen Lebens unentbehrlich ist die Lektüre der (alle 2 Wochen erscheinenden) Zeitschrift

Alle 14 Tage ein Heft

Sozialistische Monatshefte

Herausgeber **Dr. J. Bloch**

Preis pro Quartal (6—7 Hefte) 3 M., Einzelheft 50 Pf.

Die **Sozialistischen Monatshefte** erscheinen trotz ihres Namens seit ihrem 14. Jahr **alle 2 Wochen.** Durch diese Erscheinungsweise sind sie, wie die Erfahrung bewiesen hat, noch in erhöhtem Maß instand gesetzt, ihren Aufgaben zu genügen.

Die **Sozialistischen Monatshefte** sind stets bestrebt, die Stellung, die sie sich in unserm öffentlichen Leben errungen haben, durch ihre gewohnten Darbietungen, die die **Aktualität des Tages** in die Sphäre **wissenschaftlicher Vertiefung** zu rücken suchen, und durch ständige Erweiterung ihres Inhalts zu behaupten und zu befestigen.

Die **Sozialistischen Monatshefte** sind die einzige deutsche Zeitschrift, die eine systematisch gegliederte **Rundschau** über öffentliches Leben, Wissenschaft, Kunst und Kultur bringt. Einem jeden wird dadurch eine fortlaufende Orientierung über die einzelnen Gebiete ermöglicht. Die einzelnen Rubriken (27 an der Zahl) werden von Fachleuten bearbeitet.

Probehefte stehen auf Verlangen jederzeit kostenfrei zur Verfügung. Dem unterzeichneten Verlag ist die Mitteilung von Adressen willkommen, an die die Zusendung von Probeheften rätlich erscheint.

Verlag der Sozialistischen Monatshefte G. m. b. H., Berlin W 35.

Der Deutsche Geschichts-Kalender

berichtet in sachlicher und chronologischer Ordnung zusammenhängend über die Ereignisse der Gegenwart.

Er verbindet tunlichste Vollständigkeit mit größter Objektivität. Seit Beginn des Jahres 1912 erscheint er in monatlichen Heften so daß er besonders wertvoll wird für schnelle Orientierung über die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit. Dem Politiker ist er so, namentlich auch wegen seiner ausführlichen **Register** schlechthin unentbehrlich. Aber auch jeder Gebildete wird ihn als ständige Ergänzung der der Zufälligkeit ausgesetzten Zeitungs-Lektüre nicht missen mögen.

Preis halbjährlich 6 Mk. — Probenummern umsonst.

David Ricardo, Grundgesetze der Volkswirtschaft und der Besteuerung.

Erläutert von

Karl Diehl.

Drei Bände. Preis Mk. 23.60, gebunden Mk. 26.60.

Erster Band: Uebersetzung. 2. Auflage. Von Eduard Baumstark. Preis Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—.

Zweiter Band: Sozialwissenschaftliche Erläuterungen. Von Karl Diehl. Erster Teil. (Die Ricardosche Werttheorie. — Die Ricardosche Grundrententheorie.) 1905. Preis Mk. 8.60, gebunden Mk. 9.60.

Dritter Band: Sozialwissenschaftliche Erläuterungen. Von Karl Diehl. Zweiter Teil. (Lohntheorie. — Zins und Unternehmergewinn. — Geldtheorie. — Auswärtige Handelspolitik. — Krisen, Ueberproduktion und Maschinenwesen. — Steuerlehre. — Bedeutung Ricardos. — Bibliographie und Register.) 1905. Preis Mk. 11.—, geb. Mk. 12.—.

Ein Kommentar, der auf der Höhe des Wissens der Zeit steht, kann selbst dem schlechtesten Buche Wert verleihen. Das erstere wird niemand der Diehlschen Arbeit bestreiten. Ricardos Grundzüge aber bieten neben einzelnen Mängeln so viel des Tiefen, behandeln so viele noch heute nicht erledigte, zum Teil gerade heute wieder aktuell gewordene Fragen so scharfsinnig, daß eine gründliche Erläuterung seiner Thesen an der Hand der seit ihrer Aufstellung gemachten Erfahrungen und veröffentlichten Kritiken und Theorien für das volkswirtschaftliche Erkennen außerordentlich förderlich sein kann. Und gründlich, sehr gründlich geht Diehl in der Tat vor. Er nimmt die verschiedenen Kategorien, die Ricardo behandelt hat, eine nach der andern vor, setzt erst — und zwar oft sehr eingehend — Ricardos Theorie in verständlicher Sprache und mit Vorführung ihrer Voraussetzungen auseinander und läßt dieser Auseinandersetzung dann eine in verschiedenen Fällen noch eingehendere Kritik folgen, wobei die an Ricardo anknüpfende Literatur, die Versuche der Weiterbildung wie die der Widerlegung seiner Lehren zum großen Teil mit herangezogen werden.

Ed. B. in den Dokumenten des Sozialismus.

Sei dem wie ihm wolle! Derartige Schwächen vermögen uns nicht die Freude darüber zu trüben, einmal wieder in Deutschland einem akademischen Lehrer zu begegnen, der den Mut hat, die klassische Nationalökonomie wirklich ernst zu nehmen und derselben, unbeschadet seines eigenen abweichenden Standpunktes, Achtung zu erweisen.

August Oncken, Blätter f. d. ges. Sozialwissenschaften.

Verlag von Felix Meiner in Leipzig.

VERLAG VON C. L. HIRSCHFELD IN LEIPZIG

Soeben sind erschienen:

Lehrbuch der Volkswirtschaftspolitik

Von Dr. jur. Fr. v. Kleinwächter

k. k. Hofrat und Professor emer. der Staatswissenschaften an der Franz-Josef-Universität in Czernowitz.

Preis M. 5.—, gebunden M. 6.70

Seinem im Jahre 1909 in zweiter Auflage erschienenem „Lehrbuch der Nationalökonomie" gliedert der bekannte Professor der Staatswissenschaften das vorliegende Werk als zweiten Teil an. Es ist wie jenes ein gemeinverständlich geschriebenes Lesebuch für jeden Gebildeten, der einen Einblick in die wirtschaftlichen Erscheinungen unserer Zeit zu gewinnen sucht!

Staatsideale unserer Klassiker

Von Dr. G. Falter

Preis M. 3.—

Unter „Klassiker" sind hier nicht bloß Klassiker der schönen Literatur, wie Schiller, Goethe, Herder, sondern namentlich auch die Philosophen von H. Grotius und Leibniz bis Hegel verstanden. Daß auch noch viele andere Denker und Dichter zu Worte kommen, zeigt am Schlusse der empfehlenswerten Schrift das Personalnamensverzeichnis. Der Bund, Bern.

In seiner Schrift „Staatsideale unserer Klassiker" gibt Dr. G. Falter einen systematisch instruktiven Überblick über die Anschauungen Kants, Schillers, Goethes, Humboldts, Herders, Fichtes und Hegels und ihre Beziehungen zum Naturrecht. Sozialistische Monatshefte.

Seite

† HASS, MARTIN, Die Hofordnung Kurfürst Joachims II. von Brandenburg. — SCHAPPER, GERHARD, Die Hofordnung von 1470 und die Verwaltung am Berliner Hofe zur Zeit Kurfürst Albrechts in historischem Zusammenhang behandelt. Besprochen von HANS GOLDTSCHMIDT . . . . . 634—637

SOMBART, WERNER, Studien zur Entwicklungsgeschichte des modernen Kapitalismus: I. Luxus und Kapitalismus. II. Krieg und Kapitalismus. Besprochen von CARL BRINKMANN . . . 637—640

Preisaufgabe der Mödinger-Stiftung in Tübingen 640

Von der „Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte" erscheint jährlich 1 Band zu 4 Heften. Preis pro Band Mk. 20.—.

(Ausgegeben wurde dieses Heft im November 1913.)

Diesem Hefte liegen Prospekte bei von:

Th. Griebens Verlag, Leipzig.

Paul Parey, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

W. Kohlhammer, Verlag, Stuttgart.

auf welchen wir besonders aufmerksam machen.

Die Redaktion unserer Zeitschrift wird von den Herausgebern gemeinsam geführt. Im Interesse einer Erleichterung der Geschäftsführung bitten wir jedoch, alle die Abteilung der Abhandlungen betreffenden Sendungen an Professor K. Kaser (Graz, Naglergasse 59), alle auf die Abteilung der Rezensionen bezüglichen an Professor G. v. Below (Freiburg i. Br., Tivolistraße 12) zu richten.

St. Bauer, G. v. Below, L. M. Hartmann, K. Kaser.

Soeben erschien und wird auf Wunsch kostenlos verschickt:

Katalog 69

Nationalökonomie.

Finanzwissenschaft, Finanzpolitik, Wirtschaftsrecht, Handelswissenschaft.

Grosser wissenschaftlicher Katalog (192 Seiten) mit 17 Haupt- und etwa 100 Unterabteilungen.

Ed. Beyers Nachf., Antiquariat, **Wien I.,** Schottengasse 7.

Librairie Marcel Rivière & Co.
31, rue Jacob et 1, rue St Benoit-Paris.

Revue d'Histoire économique et sociale

publiée sous la direction de

A. Deschamps
Professeur à la Faculté de Droit de Paris

A. Dubois
Professeur à la Faculté de Droit de Poitiers

E. Depitre
Professeur à la Faculté de Droit de Lille

A. Schatz
Professeur à la Faculté de Droit de Lille

Abonnement un an France 15 fr. — Etranger 18 fr.
La Collection de 1908 à 1913 enclus 6 vols 140 fr.
Envoi de spécimen sur demande.

Collection
des
Economistes et des Réformateurs sociaux
de la France

Publiée sous la direction de M. A. Dubois.

Volumes Parus:

1. **Dupont de Nemours.** De l'origine et des progrès d'une science nouvelle (1758), avec notice et index analytique, par A. Dubois, professeur à l'Université de Poitiers, IX et 40 pp. in-8, 1909. 1 fr. 50
2. **Baudeau.** Première introduction à la philosophie économique (1771), avec notice et index analytique, par A. Dubois, professeur à l'Université de Poitiers, XIV et VIII et 192 pp. in-8, 1909. 6 fr. 25
3. **Le Mercier de la Rivière.** L'ordre naturel et essentiel des Sociétés politiques (1767), avec notice par Edgard Depitre, professeur agrégé à l'Université de Lille, XXXVII et VIII et 405 pp. in-8, 1909. 12 fr. 50
4. **Morelly.** Code de la nature (1755), publié avec notice et table, par Ed. Dolléans, professeur à l'Université de Dijon, XXXI et 119 pp. in-8, 1910. 6 fr.
5. **Herbert.** Essai sur la police générale des grains, suivi du „Suplément" à l'Essai, par Montaudouin de la Touche (1755—57), publié avec notice et table par Edg. Depitre, XLIII et 166 pp., in-8, 1910. 7 fr. 50
6. **Dupont de Nemours.** De l'exportation et de l'importation des grains (1764). — L.-P. Abeille, premiers opuscules sur le commerce des grains (1763-1764), publiés avec introduction et table analytique, par Edg. Depitre, XLV, VII-128 pp., 1 tableau hors texte, 1911. 7 fr. 50
7. **Graslin.** Essai sur la richesse et sur l'impôt (1767), publié par A. Dubois, XXX, II, 215 pp., in-8, 1912. 3 fr.
8. **Petit.** Droit public ou gouvernement des Colonies françaises (1771), publié par A. Girault, professeur à l'Université de Poitiers, XXI, XV, 512 pp., in-8, 1912. 16 fr.
9. **Baudeau.** Principes de la science morale et politique sur le luxe et le loix somptuaires (1767) avec notice de Dubois in-8, 1912. 1 fr. 60
10. **Moheau.** Recherches et considerations sur la population de la France (1778) avec notice de R. Gonnard 1 vol in-8, 1912. 12 fr. 50
11 et 12. **Dupin.** Le Oeconomiques, publié avec notice et table par Aucuy avec de nombreuses cartes et plusieurs facsimiles 2 vols, 1913. 32 fr.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

SERIAL
AUG 30 1973

AUG 10 1973
SERIAL

FEB 5 1975

SERIAL
FEB 5 1975

MAY 23 1977

APR 3 1977

BOONE PUBLIC LIBRARY
AUG 24 1914

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03478 1859

DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD